Sammlung gemeinverstä... wissenschaft... Vorträge

Franz von Holtzendorff, Rudolf Ludwig ...

Digitized by Google

LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

GENERAL

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. VII. Serie.

Heft 145—168.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchhandlung.
1893.

Digitized by Google

AC30
S29
ser. 2
v. 7

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Heft		Seite
145.	**Braun, Dr. M.,** Auf welche Weise inficirt sich der Mensch mit Parasiten. Mit 10 Abbildungen	1— 32
146.	**Reißmann, Dr. A.,** Die Kunst und die Gesellschaft	33— 80
147.	**Kurella, Dr. H.,** Cesare Lombroso und die Naturgeschichte des Verbrechers	81—132
148.	**Weise, Dr. W.,** Scharnhorst und die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht	133—178
149/50.	**Raab, R.,** Der alte und der neue Kongostaat	179—270
151.	**Esser, Dr. P.,** Die Bekämpfung parasitischer Pflanzenkrankheiten	271—302
152.	**Buchheister, Dr. J.,** Die Berechtigung und gesundheitliche Bedeutung des Bergsteigens	303—336
153.	**Meyer, Dr. Christian,** Stadt und Stift Köln im Zeitalter der Reformation	337—374
154.	**Günther, S.,** Columbus und die Erweiterung des geographisch-kosmischen Horizonts	375—426
155.	**Eckstein, Dr. Karl,** Insektenschaden im Walde	427—454
156.	**Hagen, Dr. Hermann,** Antike Gesundheitspflege	455—492
157.	**Franceschini, Robert,** Die Biologie als selbständige Wissenschaft	493—530
158.	**Bußler, Dr. Erich,** Frauencharaktere aus der Tragödie des Euripides	531—574
159.	**Pfannschmidt, Dr. Victor,** Klimaunterschiede gleicher Breitengrade	575—616
160.	**Gundlach, Dr. M.,** Friedrich der Große und sein Vorleser de Prades	617—662
161.	**Weizsäcker, Dr. Carl,** Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin des Weimarschen Musenhofes	663—718
162.	**Koller, Dr. Theodor,** Das Wasserstoffsuperoxyd in seiner technischen, industriellen und ökonomischen Bedeutung	719—754
163.	**Topf, Dr. Hugo,** Deutsche Statthalter und Konquistadoren in Venezuela	755—810

Digitized by Google

Heft		Seite
164.	**Rover, Dr. Jacob,** Die Thiersage	811—858
165.	**Schultheiß, Albert,** Der Schelmenroman der Spanier und seine Nachbildungen	859—920
166.	**Reineck, Carl,** Erfurt und das tolle Jahr	921—976
167.	**Schulteß, Dr. Karl,** Die Sagen über Silvester II. (Gerbert)	977—1012
168.	**Bousset, Alice,** Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung. Luise Büchner, Marie Calm	1013—1066

Digitized by Google

Auf welche Weise infizirt sich der Mensch mit Parasiten?

Von

Prof. Dr. M. Braun,
Direktor des Kgl. zool. Museums in Königsberg in Pr.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1892.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Die verschiedenen und mannigfaltigen Lebensverhältnisse des Menschen, sowie die vielseitigen Beziehungen, welche derselbe zu anderen Geschöpfen in den verschiedenen Regionen des Erdballes eingegangen ist, bringen es unter anderem mit sich, daß das höchst entwickelte irdische Wesen einer großen Zahl von Schmarotzern anheimfällt und ihnen Wohnung und Kost gewährt, wie dies von keinem zweiten Organismus geschieht. Mehr als einhundert Thierarten sind es, die, wenn auch nicht alle auf einmal und an derselben Stelle, so doch überhaupt beim Menschen parasitiren und es sich auf Kosten desselben wohl sein lassen. Freilich befinden sich darunter solche, welche nur äußerst selten angetroffen worden sind, die demnach verirrte Gäste darstellen und unter normalen Verhältnissen bei Thieren leben; ziehen wir auch noch diejenigen ab, welche nur in tropischen Gegenden vorkommen, so bleibt immerhin noch eine beträchtliche Anzahl von Parasiten des Menschen für unsere Breiten zurück. Ist auch ihr Einfluß auf ihren Wirth den Menschen mitunter unmerklich, so verschonen sie doch kein Lebensalter und rufen je nach dem Wohnsitz, den sie sich erkoren haben, je nach der Art, welche vorliegt, je nach der Lebens- und Ernährungweise ꝛc. verschiedengradige Beschwerden hervor, die sich bis zu das Leben bedrohenden und oft genug tödtlich ablaufenden Störungen steigern können.

Digitized by Google

Angesichts dieser Verhältnisse ist die Erörterung der Frage: wie kommen wir zu diesen Gästen? wohl am Platze; die Zeit, in der man annahm, die Schmarotzer entstünden von selbst in krankhaft veränderten Säften des Körpers, dürfte wohl vorüber sein. Ueberall, wo die Forschung genügend weit vorgedrungen ist, hat es sich herausgestellt, daß alle Schmarotzer, sie mögen Thiere oder Pflanzen sein und bei diesen oder jenen noch so versteckt leben, auf irgend einem Entwickelungszustande in den Körper entweder aktiv eindringen oder mit Wasser, Luft oder der Nahrung eingeführt werden. Es liegt auf der Hand, daß man nur dann mit Erfolg vor diesen Feinden sich sichern kann, wenn die Wege, auf denen sie eindringen, sicher bekannt sind. So gewinnt die Untersuchung der angeregten Frage auch eine hohe und allgemein praktische Bedeutung; wenn auch der Kampf gegen die Parasiten zunächst Sache der Aerzte und der Sanitätsbehörden ist, so bleibt doch für jeden Einzelnen noch sehr viel zu thun übrig, um selbst sich und die Seinen zu schützen, die Maßnahmen der Sachverständigen zu unterstützen und ihnen allgemeine Geltung zu verschaffen. Trotzdem ein großer Theil des hier Vorzuführenden seit einigen Jahrzehnten bereits bekannt ist, lehrt die Erfahrung, daß selbst naturwissenschaftlich gebildete Laien noch vielfach ganz unklare Vorstellungen über die in Rede stehende Frage und was mit ihr zusammenhängt, besitzen.

Von den beim Menschen vorkommenden Schmarotzern schließen wir die auf der äußeren Körperoberfläche vorübergehend oder dauernd schmarotzenden Formen wie Flöhe, Wanzen, Läuse, Milben und Blutegel aus; hier weiß und erfährt ja Jeder gelegentlich einmal die Art des Angriffes und der Uebertragung von außen her. Wir halten uns vielmehr an die sogenannten Eingeweidewürmer oder Helminthen, einen Begriff, den man jetzt ausschließlich auf Parasiten aus den

Digitized by Google

Klassen der Platt- und Rundwürmer beschränkt; zu ersteren gehören die Band- und die Saugwürmer oder Egel (nicht zu verwechseln mit Blutegeln), zu letzteren die Spul- oder Fadenwürmer und die sonderbaren Kratzer. Jede dieser Gruppen stellt eine Anzahl Parasiten in den Menschen, ein Theil findet sich nur bei diesem, andere kommen noch bei Thieren vor und sind dann zum Theil wenigstens nur gelegentliche Gäste bei uns.

Am besten und am längsten in ihrer Lebensgeschichte sind die Bandwürmer bekannt, von denen neun Arten den Darmkanal des Menschen bewohnen. Jedermann weiß, daß man an einem Bandwurm einen Kopf, einen Hals und die kürbis- oder gurkenkernähnlichen Glieder unterscheidet, die auf einer gewissen Reife sich ablösen und auf dem natürlichen Wege ihren Wohnort verlassen und ins Freie gelangen. Ist der Laien geneigt Kopf, Hals und Glieder als Theile eines einzigen Thieres zu betrachten, so lehrt die Wissenschaft, daß fast alle Bandwürmer nicht Einzelwesen, sondern sogenannte Thierkolonien darstellen; jedes Bandwurmglied hat den Werth eines Einzelwesens, ebenso der als Kopf und Hals bezeichnete Abschnitt. Letzterer, der sogenannte Scolex, dient nicht nur zur Befestigung der ganzen im Zusammenhang bleibenden Kolonien in der Darmschleimhaut, sondern erzeugt durch einen Knospungsvorgang immer neue Einzelwesen, die Glieder, die ihm zwar in Gestalt, Größe und Aussehen nicht gleichen, aber doch als seine Nachkommen zu betrachten sind. Es giebt Bandwurmarten (bei Haien und Rochen), deren Glieder sich außerordentlich früh, noch ehe sie ihre endliche Größe erreicht haben, von der Kette lösen und im Darm ihrer Wirthe ein ganz selbständiges Dasein fristen; sie nehmen Nahrung auf, wachsen und vermehren sich. Sehr viel kürzer ist die Einzelexistenz der Glieder der im Menschen lebenden Bandwürmer, da sie sich erst auf einem ganz reifen Zustande ablösen und in der Regel sehr bald zu Grunde gehen, doch

Digitized by Google

unter günstigen Umständen — wie genügende Feuchtigkeit und Wärme — auch kurze Zeit, selbst außerhalb des Körpers ihres Wirthes leben können.

Alle Bandwurmglieder, deren Zahl je nach den Arten zwischen 3 und 1000 und darüber schwankt, produziren Eier, welche entweder direkt abgelegt werden und dann mit dem Darminhalte ihres Wirthes nach außen gelangen oder erst nach Zugrundegehen der mütterlichen Glieder frei werden. Bei sehr vielen Formen ist in der Eischale bereits ein junges Wesen, der Embryo (Fig. 1), enthalten, das mikroskopisch klein und meist von kugliger Gestalt ist und in bestimmter Anordnung drei Paare kleiner Häkchen führt; in anderen Fällen werden die Eier auf einer früheren Entwickelungsstufe abgelegt und erfahren ihre Ausbildung zu dem sechshakigen Embryo erst nach einem längeren Verweilen im Wasser. Wie lange man aber auch solche Eier und Embryonen aufbewahren möge — und sie vertragen in dieser Beziehung ziemlich viel —, so tritt niemals eine Weiterentwickelung ein, sie gehen vielmehr zu Grunde. Erst eine Aenderung der Existenzbedingungen führt hier zum Ziel; wir erreichen solche, indem wir in unseren Laboratorien die Bandwurmeier an geeignete Thiere verfüttern, sie also in den Darm dieser einführen.

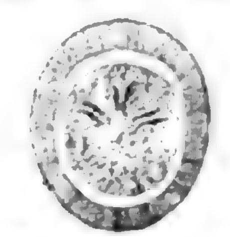


Fig. 1. Sechshakige Jugendform eines Bandwurmes vom Menschen (sehr stark vergr.).

Unter natürlichen Verhältnissen werden die Bandwurmeier, die, wie gesagt, in den meisten Fällen bereits einen Embryo eingeschlossen enthalten, von verschiedenen Thieren direkt mit ihrer Nahrung aufgenommen, und zwar handelt es sich hierbei nicht nur um höhere Thiere (meist Pflanzen- oder Allesfresser), die mit Bandwurmeiern verunreinigte Nahrung genießen, sondern vielfach gerade um niedere Thiere, Insekten, Asseln, Schnecken u. s. w., von denen viele gradezu Kothfresser sind.

Digitized by

Nun ist es durchaus nicht gleichgültig, in welche Thierart die Bandwurmeier schließlich eingeführt werden; die Erfahrung lehrt vielmehr, daß sie in der Regel nur in für jede Bandwurmart bestimmten Thierformen sich ansiedeln, die aber fast immer von derjenigen Art, welche den ausgebildeten Bandwurm beherbergt, verschieden sind und oft sehr weit von dieser stehen. So wissen wir z. B., daß die Embryonen unseres Kürbiskernwurmes (Taenia solium L.) fast nur im Schweine günstige Verhältnisse für die weitere Entwickelung finden, während die Embryonen des feisten Bandwurmes (Taenia saginata Goeze) nur im Rind sich weiter entwickeln. Verfüttert man Embryonen der Taenia solium an Rinder und umgekehrt solche von Taenia saginata an Schweine, so bleibt aller Erfolg aus, d. h. die eingeführten lebenskräftigen Embryonen sterben ab.

Sind die Bandwurmeier in die ihnen zusagenden Thiere gelangt, so werden die in denselben eingeschlossenen Embryonen im Anfangstheil des Darmes frei und bohren sich mit Hülfe ihrer sechs Häkchen in die Darmwand ein, wo sie in der Regel auf Blutgefäße stoßen. In solche eingedrungen, werden sie mit dem Blutstrom im Körper fortgeführt, gelangen dabei zunächst in die Leber und oft auch über diese hinaus. An den verschiedensten Körperstellen, häufig schon in der Leber, bleiben die Embryonen haften und wandeln sich nun in einem meist langsamen, etwa 2 bis 3 Monate in Anspruch nehmenden Prozeß in einen Blasenwurm, Finne um.

Selbstredend ist der Besitz solcher Finnen für das betreffende Thier nicht immer gleichgültig: je nach dem befallenen Organ, der Zahl der eingedrungenen Embryonen, die nicht selten auch noch aktiv wandern, und je nach der Größe, welche die Finnenzustände erreichen können, sind die Störungen, welche ihre Anwesenheit und ihr Wachsthum mit sich bringen, verschiedenartige und -gradige; eine Finne in der Haut z. B. oder

Digitized by Google

auch einige Dutzend derselben werden leicht und ohne Schaden ertragen werden können, während solche im Auge oder im Gehirn sehr schwere Folgeerscheinungen hervorrufen.

Aus einem Bandwurmembryo geht also, wenn derselbe seinen Aufenthaltsort gewechselt hat, d. h. in einem anderen Thiere, dem sogenannten Zwischenwirthe, ein Finnenzustand hervor, demnach noch kein Bandwurm. Diese Finnen besitzen nun, so verschiedenartig sie auch an Größe, Bau, Gestalt und Bedeutung sein können, immer bereits von dem künftigen Bandwurme den Kopftheil, gewöhnlich in der Einzahl, doch nicht selten auch in größerer bis enormer Anzahl, so daß in einigen exquisiten Fällen aus einem einzigen Bandwurmei tausende von Bandwurmköpfchen entstehen.

Wiederum müssen die Finnen ihren Aufenthaltsort, ihren Wirth wechseln, was nur bei wenigen Formen selbstthätig geschieht; in den meisten Fällen gelangen die Finnen dadurch in andere Thiere, daß ihre Träger ganz oder theilweise verzehrt werden; wird hierbei auch manche Finne zerbissen und getödtet, so gerathen doch andere mit unversehrtem Kopftheil in den Darm eines Thieres, wo sich die Köpfe ansiedeln und durch Knospung an ihrem Halsende Glieder erzeugen. Auch hier zeigt es sich bei den vielen helminthologischen Experimenten, die seit Einführung derselben durch Küchenmeister (1854) gemacht worden sind, daß nicht jede Finnenart in einem beliebigen Thiere sich zum Bandwurm umwandelt, sondern in der Regel nur in einer ganz bestimmten oder in nahverwandten Thierarten. Es ist klar, daß z. B. der Mensch unter normalen Verhältnissen nicht Finnen, die nur in Mäusen leben, acquiriren kann, daß demnach auch der Mensch nicht den Bandwurm, der aus solchen Mäusefinnen entsteht, beherbergen kann; für diesen Bandwurm, die Taenia crassicollis, ist die Katze der normale Wirth.

Irrthümlich wäre es, zu glauben, daß nur Raubthiere und

Digitized by Google

Fleischfresser Bandwürmer beherbergen; die Pflanzenfresser unter Säugern und Vögeln infiziren sich ebenfalls mit Bandwurmfinnen, freilich nur mit solchen, die in Insekten, anderen Gliederthieren oder Schnecken leben, die sie mit der Nahrung zufällig verschlucken.

Aus dem Angegebenen erhellt also, daß eine Bandwurmart zu ihrer Existenz zwei sie in verschiedenen Entwicklungszuständen beherbergende Thierarten voraussetzt: den Wirth oder Endwirth, in dessen Darm der ausgewachsene Wurm lebt (fast ausnahmslos ein Wirbelthier) und den Zwischenwirth, in dessen Geweben das Zwischenstadium, die Finne, ihre Ausbildung erfährt. Bandwürmer können nur dadurch acquirirt werden, daß Finnenstadien derselben mit der Nahrung aufgenommen und Finnen nur dadurch, daß reife Bandwurmeier oder Theile, die solche beherbergen, mit irgend einem Vehikel oder direkt verschluckt werden.

Der Mensch kann für gewisse Bandwurmarten als Wirth, für einige dieser und für andere Arten als Zwischenwirth dienen, in letzterem Falle also finnig sein.

Die bisher beim Menschen beobachteten Bandwürmer gehören zwei großen Gattungen — Taenia (Kettenbandwurm) und Bothriocephalus (Grubenkopf) — an; zu denselben Gattungen gehören auch die im Menschen beobachteten Finnenstadien. Als die ersteren sind zu nennen: T. solium, T. saginata (Fig. 2) oder mediocanellata, T. nana, T. flavopunctata, T. madagascariensis, T. cucumerina oder elliptica, Bothriocephalus latus und B. cordatus; gelegentlich ist auch T. crassicollis beobachtet, dagegen ist das Vorkommen von T. serrata und T. marginata

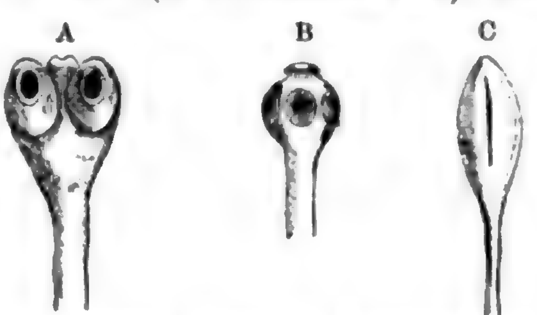


Fig. 2. Köpfe verschiedener Bandwürmer aus dem Menschen (schwach vergr.)
A von Taenia saginata.
B von Taenia solium.
C von Bothriocephalus latus.

Digitized by Google

beim Menschen nicht sicher genug. Alle diese Arten gelangen also in den Menschen durch den Genuß der zugehörigen Finnenstadien, die in verschiedenen Thieren leben und wenigstens für die häufigsten und die in unseren Breiten vorkommenden Arten bekannt sind.

Es erregte berechtigtes Aufsehen nicht nur in der ärztlichen Welt, als vor vier Decennien zuerst Küchenmeister, damals in Zittau, durch das Experiment nachwies, daß aus den schon im Alterthum bekannten und vielfach für Geschwülste, später für selbständige Thiere gehaltenen Schweinefinnen (Fig. 3) Bandwürmer und zwar Taenia solium entstehen, wenn solche Finnen in lebenskräftigem Zustande mit der Nahrung in den Darm des Menschen eingeführt werden. Es war damit natürlich die selbständige Stellung der Finnen (Cysticercus) im zoologischen System beseitigt und diese als Entwickelungszustände der Bandwürmer erkannt. Sehr bald gelang es auch Leuckart, van Beneden und Anderen, durch Verfütterung von reifen Gliedern der Taenia solium an Schweine in diesen Finnen zu erziehen, womit der Cirkel geschlossen war.

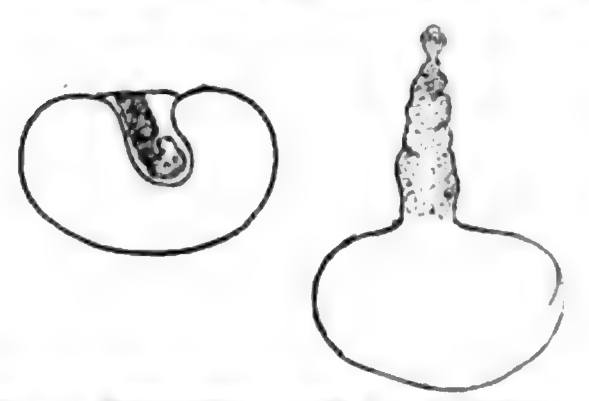


Fig. 3. Schweinefinne, links mit eingestülptem, rechts mit hervorgestrecktem Kopftheil (3 mal vergr.).

Die gleichen Versuche gelangen bald auch für die zweite, große, beim Menschen vorkommende Tänie (Taenia saginata), deren Finne im Rind lebt. Der Mensch infizirt sich also mit Taenia solium, wenn er Schweinefinnen, mit Taenia saginata, wenn er Rindsfinnen mit Rind- resp. Schweinefleisch genießt; und das kann um so leichter geschehen, als bei den Vorbereitungen des Fleisches der genannten Thiere zum Genusse nicht immer die Finnen durch Kochen, Braten, Rösten oder Räuchern abgetödtet

Digitized

werden, vielfach übrigens Schweine- wie Rindfleisch, namentlich das letztere, roh genossen werden. Große saftige Braten, die im Innern noch blutig sind, überwelltes Fleisch und Würste, nur schwach oder sehr kurze Zeit gepökelte und geräucherte Fleischwaren haben nicht die zum Abtödten der Finnen erforderliche hohe Temperatur in allen ihren Theilen erreicht und infiziren sicher, wenn Finnen in ihnen enthalten sind. Bezeichnend ist es, daß, seitdem infolge der Trichinenfurcht der Genuß rohen oder ungenügend zubereiteten Schweinefleisches abgenommen hat, auch Taenia solium seltener geworden ist, wogegen Taenia saginata an Häufigkeit zunimmt, weil rohes Rindfleisch nicht nur von Gesunden, sondern zur Stärkung und auf ärztliche Anordnung hin auch von Rekonvalescenten und schwächlichen Personen viel und gern gegessen wird. Jeder, der ein Beefsteak à la tartare verzehrt, setzt sich gleichzeitig der Gefahr, Taenia saginata zu acquiriren, aus.

Ueber die Häufigkeit der Infektion der Rinder mit Finnen besitzen wir keine Zahlen, wohl aber seit Einführung der amtlichen Untersuchung des Schweinefleisches auf Trichinen auch Angaben über Finnen bei Schweinen. Untersucht wurden

in Preußen	Schweine	finnig waren	
1879	3 164 656	9669	(327:1)
1881	3 118 780	11540	(279:1)
1882	3 808 142	13864	(275:1)
1883	4 248 767	12074	(352:1)
1885	4 421 208	13653	(324:1)

Wie ersichtlich, schwankt die Häufigkeitsziffer je nach den Jahren; sie ist fernerhin recht verschieden in den einzelnen Provinzen des preußischen Staates, am größten in den östlichen, besonders in Posen; selbst die verschiedenen Regierungsbezirke einer Provinz stehen sich nicht gleich — es hängt dies zusammen mit der Art der Haltung der Schweine; wo diese nur in gut gemauerten Ställen gehalten und gefüttert werden, haben sie

Digitize

natürlich keine Gelegenheit, Glieder oder Eier von Taenia solium zu erlangen und bleiben daher finnenfrei; anders in kleinen Wirthschaften auf Dörfern, wo die Schweine zu den Dungstätten und Kloaken Zutritt haben und relativ leicht infizirt werden.

Die Taenia cucumerina (auch elliptica genannt), der Gurkenkernbandwurm, ist ein häufiger Parasit unserer Hunde und Katzen, kommt aber gelegentlich auch bei Kindern vor; wie Leuckart und Melnikow konstatirt haben, lebt die sehr kleine Finne dieses Bandwurmes in der Hundelaus (Trichodectes canis), sowie nach Grassi und Rovelli im Floh des Hundes und Menschen. Auf welche Weise Hunde sich mit diesem Bandwurm infiziren, ist leicht ersichtlich, da sie sich ihrer Läuse und Flöhe durch Zerbeißen zu entledigen suchen und dabei Finnen aufnehmen. Gelegentlich werden nun solche Finnen, die mikroskopisch klein sind, auch auf Kinder übertragen, sei es, daß Hunde mit ihrer Zunge, auf welcher sich zufällig mit Finnen besetzte Reste von Läusen und Flöhen befinden, Hände oder Gesicht der Kinder belecken oder daß die Kinder direkt solche Theile beim Spielen mit Hunden aufnehmen.

Auch die obengenannte Taenia crassicollis gehört nicht zu den genuinen Parasiten des Menschen, lebt vielmehr in der Katze und ihre Finnen in der Leber der Mäuse, doch ist sie nach Krabbe zweimal beim Menschen in Dänemark beobachtet worden. Die betreffenden Personen müssen also Mäusefinnen genossen haben; es wird dies begreiflich, wenn man erfährt, daß mit Haut und Haaren zerhackte Mäuse im rohen Zustande als Hausmittel gegen gewisse Krankheiten, auf Brot gestrichen oder in Eierkuchen gegeben werden! Wundern wir uns über diese mittelalterliche Sitte, wenn es sicher ist, daß in Deutschland ein Geheimmittel gegen Epilepsie vielfach gebraucht wird, welches aus getrockneten und pulverisirten Elstern bereitet wird?

Digitized

Von den übrigen Tänien des Menschen sind T. madagascariensis und T. flavopunctata außereuropäische Formen, bisher nur sehr selten beobachtet und in ihren Finnenzuständen ganz unbekannt; dagegen hat es sich vor kurzem herausgestellt, daß T. nana, welche 1851 von Bilharz in Cairo bei einem Kinde zuerst beobachtet worden ist, in Italien, namentlich in Sizilien beim Menschen häufig und in der Regel in zahlreichen Exemplaren vorkommt. Sie ist nach Grassi wahrscheinlich identisch mit der Taenia murina der Mäuse und scheint wie diese insofern eine Ausnahme von dem oben als Norm hingestellten Entwickelungsgange der Bandwürmer zu machen, als zwar ein Finnenstadium auch bei ihr vorkommt, dasselbe aber nicht in einem Zwischenwirthe, sondern in dem Wirthe selbst durchlaufen wird. Import der Eier dieser Tänie führt also zunächst zur Ausbildung des Finnenzustandes, aus dem dann, und zwar ohne daß ein Wirthswechsel eintritt, sofort der Bandwurm entsteht.

Der breite oder Schweizer Bandwurm (Bothriocephalus latus), der eine enorme Länge erreichen kann, kommt in Schweden, in den Ostseeprovinzen und anderen Theilen Rußlands, auch an der Ostseeküste, ferner in der französischen Schweiz und in benachbarten Theilen Frankreichs und Italiens vor; es scheint übrigens, daß er sich auch in München eingenistet hat. Wie Verfasser selbst vor Jahren, auch durch Versuche am Menschen, nachgewiesen hat, sind als die Infektionsquelle für diesen lästigen Gast Hecht und Quappe zu betrachten, in deren Fleisch, Leber, Milch und Rogen eine Bothriocephalusfinne (Fig. 4) lebt, die im Darm des Menschen zum breiten Bandwurm auswächst. Für Italien und die Schweiz sind entsprechende Versuche ebenfalls am Menschen angestellt worden; in Italien lebt jedoch die Finne nach

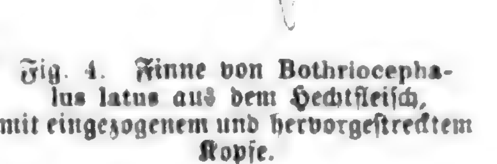


Fig. 4. Finne von Bothriocephalus latus aus dem Hechtfleisch, mit eingezogenem und hervorgestrecktem Kopfe.

Digitized by Google

Parona und Grassi im Barsch, in der Schweiz nach Zschokke besonders in der Quappe und dem Barsch, seltener in der Aesche, der Forelle, Salmo umbla und im Hecht. Man wird demnach bei Reisen in Bothriocephalusgegenden gut thun, den Genuß der angeführten Fische am besten ganz zu meiden oder nur solche zu verzehren, welche völlig gar gekocht oder gebraten sind, wenn man nicht, wie das oft genug geschieht, einen Bothriocephalus heimbringen will.

Zweifellos holen sich die Bewohner von Grönland und Island, bei denen eine andere Art, Bothriocephalus cordatus, vorkommt, diese ebenfalls aus Fischen.

Wie schon oben erwähnt wurde, funktionirt der Mensch für gewisse Bandwurmarten auch als Zwischenwirth, d. h. er beherbergt deren Finnenstadien. Es sind dies folgende Arten: die Finnen von Taenia solium (Cysticercus cellulosae, normalerweise im Schweine lebend), die Finne von Taenia saginata (Rindsfinne) und die Finne von Taenia echinococcus (Hülsenwurm); einmal wurde in Amerika bei einer Frau die Finne einer noch unbekannten Tänienart beobachtet, während Finnen einer Bothriocephalus-Art bei Bewohnern Japans und Chinas nicht selten zu sein scheinen.

Die Infektion kann nach dem oben Erörterten nur durch den Genuß der Eier der betreffenden Bandwurmart geschehen. Die Besitzer von Taenia solium und Taenia saginata unterliegen am ehesten der Gefahr, durch die Eier ihrer eignen Bandwürmer sich anzustecken und finnig zu werden, weshalb sie allen Grund haben, jede Berührung abgegangener Bandwurmglieder ängstlich zu meiden, sich überhaupt der größten Sauberkeit zu befleißigen, da von den mikroskopisch kleinen Eiern, die zu vielen Tausenden in jedem Gliede angehäuft sind, leicht einige an die Finger und von da in den Mund gelangen, womit die Infektion gegeben ist. Nun siedeln sich die aus diesen Eiern entstehenden

Digitized by Google

Finnen oft auch in edlen Organen an, z. B. im Herzen, im Auge, selbst im Gehirn; daß dann recht schwere Erscheinungen auftreten müssen, liegt auf der Hand; sie können sich über viele Jahre hinziehen und ein chronisches Siechthum des Kranken bewirken.

Seltener ist eine innere Selbstinfektion, wenn reife Bandwurmglieder bei heftigen Brechakten vom Darm aus in den Magen gelangen, und noch seltener dürfte die Einfuhr der Embryonen unserer großen Tänien etwa mit Salaten und roh genossenen Gemüsen sein, welche mit Embryonen enthaltender Dungflüssigkeit begossen worden sind.

Diesen Gefahren muß und kann man vorbeugen, wenn man für möglichst schleunige und erfolgreiche Entfernung der Bandwürmer — es handelt sich nur um die beiden großen Tänien — aus dem eignen Darm, sowie für Unschädlichmachung aller abgehenden Theile (durch Uebergießen mit kochendem Wasser oder durch Verbrennen) sorgt.

Keine Möglichkeit besteht für die Ansteckung mit den Eiern des breiten Bandwurmes, da diese sich im Wasser resp. in Wasserthieren entwickeln, ebenso wenig mit den Eiern der Taenia cucumerina, die nur in gewissen Insekten das Finnenstadium eingehen. Wohl aber droht uns eine große Gefahr durch den gelegentlichen Import der Eier eines nur wenige Millimeter lang werdenden und nur im Darm der Hunde lebenden Bandwurmes, der Taenia echinococcus. (Fig. 5). Die Finnen dieses Wurmes werden nämlich kindskopfgroß und darüber und erreichen an Gewicht zwölf Pfund; allein schon durch diese Größe und das Gewicht wirkt der

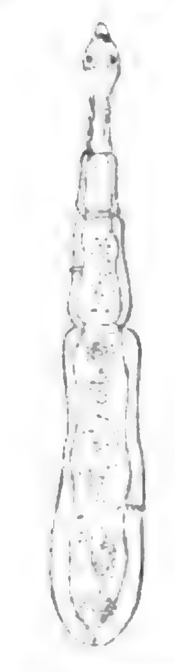


Fig. 5. Der Hundebandwurm, 10 mal vergrößert.

Digitized by Google

sogenannte Hülsenwurm oder der Echinococcus beschwerlich genug, da er die befallenen Organe, besonders die Leber und andere Unterleibsorgane, theilweise oder ganz zum Schwunde bringt, aus ihrer normalen Lage drängt, benachbarte Organe verschiebt, drückt und in der Folge auch Erkrankungen in benachbarten Theilen hervorruft. Es giebt kein Organ des menschlichen Körpers, in welchem man nicht einmal diesen Hülsenwurm beobachtet hätte, selbst in das Innere von Röhrenknochen wissen sie einzudringen. Das Leben der Echinococcus-Patienten ist häufig schwer bedroht und nicht selten unrettbar verloren; denn wenn es auch in vielen Fällen gelingt, durch eine Operation den Parasiten zu entfernen, so ist diese Operation an und für sich ein recht schwerer Eingriff, und andere Fälle können, selbst wenn die richtige Diagnose gestellt werden kann, nicht operirt werden, während man bei anderen die Natur des Leidens überhaupt nicht erkennt. Nur selten tritt eine Selbstheilung durch Absterben des Parasiten ein, der dann entweder ganz zerfällt und aufgesaugt wird oder verkalkt.

Wo Hunde mit ihren Bandwürmern leben, ist auch die Möglichkeit zur Infektion des Menschen (und der Haussäugethiere) mit den Eiern des Hundebandwurmes gegeben; wir finden letzteren so ziemlich über die ganze Erde verbreitet, wenn auch in verschiedener Häufigkeit. Berüchtigt ist in dieser Beziehung Island, wo 2—3% der Bewohner am Hülsenwurm leiden; relativ häufig ist der Wurm auch im nördlichen Frankreich und Deutschland, in letzterem besonders in Mecklenburg, in Pommern und auch Sachsen.

Die Infektionsquelle ist wie gesagt der Hund mit seiner Taenia echinococcus, deren Eier im Menschen (und in Haussäugethieren) zu dem Hülsenwurm auswachsen. Sie müssen also in den Menschen hineingelangen, und dazu ist die Möglichkeit gegeben, wo Menschen mit Hunden, mit denen sie nicht nur die

Digitized by Google

Wohnung, sondern oft auch Lager und Kost theilen, in allzu intimem Verkehr stehen; besonders gefährdet sind Personen weiblichen Geschlechts, die nach der Statistik noch einmal so oft befallen werden als Männer. Dies erklärt sich unschwer aus den Gewohnheiten vieler Frauen, recht vertraut und innig mit ihren Hunden und Hündchen zu verkehren, sich lecken — wollte sagen küssen — zu lassen, nicht selten dasselbe Geschirr bei den Mahlzeiten zu benutzen u. dergl. m. Aber auch sonst können Hunde die Eier ihrer, wenn überhaupt, dann in großen Mengen vorkommenden Tänien in Räume ausstreuen, welche der Mensch benutzt und so zur Infektion Veranlassung geben. Tausende und aber Tausende der Eier werden freilich zu Grunde gehen, aber was will das sagen bei Thieren, bei denen ein einziges Glied etwa 500 Eier produzirt? Das eine oder andere Ei kommt doch einmal an den richtigen Ort und die Infektion ist vermittelt.

Hier können natürlich nur Vorsichtsmaßregeln helfen, die man jedem Hunde gegenüber anwenden sollte, da Niemand von ihm wissen kann, ob er noch frei von diesen für den Menschen so bedenklichen Gästen ist. Für den Einzelnen ergeben sich die Maßregeln von selbst, doch im Interesse der Gesamtheit sind alle Maßnahmen zu begrüßen und zu unterstützen, welche, wie hohe Steuern, die Zahl der Hunde vermindern oder darauf abzielen, Orte, die viel von Menschen frequentirt werden (Coupés der Eisen- und Pferdebahnen, Wirthshäuser &c.) von Hunden frei zu halten; die Hundebesitzer sollten aber nicht vergessen, daß sie ihren Mitmenschen durch die noch immer allzu häufigen Uebertretungen dieser Maßnahmen nicht nur Unannehmlichkeiten, sondern Gefahren nach verschiedenen Richtungen bringen, und das Publikum sollte endlich selbst weit energischer, als es geschieht, gegen die Rücksichtslosigkeiten der Hundebesitzer Front machen.

Beiläufig sei erwähnt, daß Hülsenwürmern, welche im

Menschen leben, naturgemäß für die Erhaltung der Art, d. h. für den Uebergang in Tänien, keine Bedeutung zukommt, weil solche nicht von Hunden verzehrt werden; letztere holen sich ihre Taenia echinococcus durch den Genuß von Hülsenwürmern aus kleinen Schlächtereien, wo dieselben als krankhafte Theile unserer Hausthiere einfach fortgeworfen werden und nicht selten in die Gossen und Rinnsteine gelangen. Da nun jeder dieser Hülsenwürmer, die besonders in der Lunge und Leber bei Schweinen, Rindern und Schafen vorkommen, tausende von Köpfchen besitzt, so entstehen natürlich ziemlich ebenso viele Bandwürmer im Hunde! In gut geleiteten Schlachthäusern werden die Hülsenwürmer vernichtet, und so dürfen wir bei der zunehmenden Ausbreitung dieser nach vielen Richtungen hin segensreich wirkenden Institute wenigstens auf eine Verminderung der Echinokokken hoffen. Welche Mengen Hülsenwürmer vorkommen, lehrt eine kleine Statistik aus dem neu errichteten Schlachthause in Greifswald, wo innerhalb fünf Wochen 120 Rinder geschlachtet wurden, von denen 54 Lungen und 21 Lebern wegen Hülsenwürmern vernichtet wurden; von 295 geschlachteten Schafen waren 14 Lungen und 5 Lebern und von 569 Schweinen 8 Lungen und 17 Lebern mit diesen Würmern durchsetzt gewesen. Wie viel wird in dieser Hinsicht noch auf dem Lande und zumeist nur aus Unkenntniß der Gefahren gesündigt? Jeder Fleischer kennt diese „Wasserblasen“ und schält sie aus den befallenen Organen heraus; statt sie aber ins Feuer zu werfen oder auf andere ebenso bequeme und leichte Weise zu tödten, werden sie meist wie andere Abfälle einfach auf den Hof oder auf die Dungstätte geworfen, wo sie Hunden zugänglich sind.

Ueber die beim Menschen vorkommenden Saugwürmer (Trematoden) können wir uns viel kürzer fassen, denn die meisten Arten, zu denen einige recht gefährliche Formen gehören, kommen in Ostasien und Afrika vor, auch ist uns ihre

Digitized by Google

Entwickelung und damit die Infektionsquelle für den Menschen noch unbekannt, und die wenigen mitteleuropäischen Formen sind nur gelegentliche Schmarotzer beim Menschen. Es sind, abgesehen von zwei überhaupt nur einmal beobachteten Arten aus dem Auge, zwei in den Gallengängen der Leber, besonders bei Schafen lebende, selten auch den Menschen angehende Formen: der Leberegel (Distomum hepaticum, Fig. 6) und der kleinere Lancettegel (Distomum lanceolatum). Beide sind ziemlich über die ganze Erde verbreitet und richten unter Schafen oft recht bedeutende Verheerungen an. Nur von dem größeren und gefährlicheren Leberegel kennen wir, dank den Untersuchungen von Leuckart in Leipzig, unseres erfahrensten Helminthologen, und eines Engländers, Thomas, die Entwickelung.

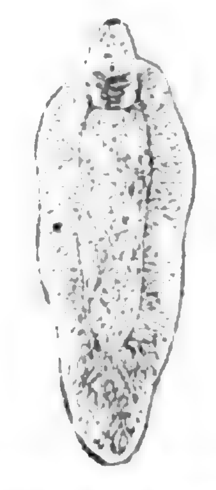


Fig. 6. Der Leberegel (nat. Größe).

Man wußte schon lange, daß die Eier der Leberegel durch die Gallengänge in den Darm und von da nach außen gelangen; auch wußte man, daß sie im Wasser einen bewimperten, langgestreckten Embryo (Fig. 7) entwickeln, der die Eischale verläßt und ziemlich träge im Wasser umherschwimmt. Aus den Kenntnissen über die Entwickelung anderer Distomen vermuthete man, daß auch diese Embryonen in ein Wasserthier eindringen und dort weitere Umwandlungen durchmachen werden, doch erst vor zehn Jahren gelang es Leuckart nach vielen vergeblichen Versuchen, dieses Wasserthier unter den vielen in Betracht kommenden Arten herauszufinden; es sind junge Individuen einer weit

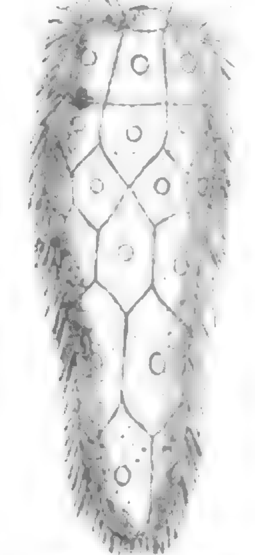


Fig. 7. Jugendform des Leberegels (sehr stark vergrößert).

verbreiteten kleinen Süßwasserschneke, des Limnaeus minutus oder truncatulus, seltener auch des Limnaeus pereger, in welche die Leberegelembryonen eindringen und sich dort sehr bald zu einem Brutschlauche umwandeln. In diesem entstehen neue Brutschläuche, und in dieser zweiten Generation erst bilden sich schließlich sogenannte Cerkarien (Fig. 8), welche ihren Wirth wiederum verlassen und ins Wasser gelangen. Sie bestehen aus einem Vorderkörper, der ganz die Organisation eines kleinen Distomum besitzt, und aus einem langen, als Ruder dienenden Schwanze, durch dessen Bewegungen sie im Wasser sehr lebhaft umherschwimmen. Während nun aber die Cerkarien anderer Distomen nach einiger Zeit des Schwärmens von neuem in bestimmte Wasserthiere eindringen und mit resp. in diesen in den ihnen zusagenden Endwirth übergeführt werden, haben die Cerkarien des Leberegels die Eigenthümlichkeit, an fremden Gegenständen außerhalb des Wassers, also an Gras und anderen Pflanzen, hinaufzukriechen und sich einzupuppen. Der Genuß solcher Pflanzen infizirt, wie durch Experimente erwiesen ist, die Schafe, und in derselben Weise müssen sich auch diejenigen Personen angesteckt haben, welche den Leberegel führten. Immerhin ist diese Infektion für den Menschen sehr selten, auch können gewöhnlich nur einige wenige Egel importirt werden, so daß beim Menschen schwerere Erscheinungen in der Regel fehlen.

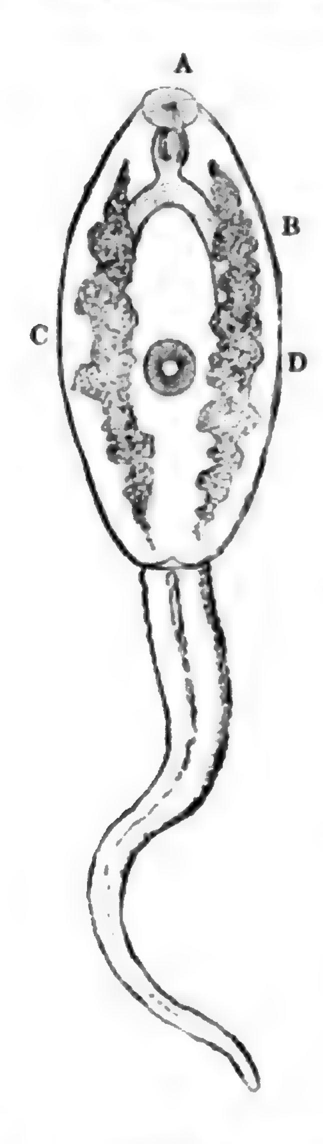


Fig. 8. Cercarie des Leberegels (stark vergr.).
A = Mund, B = Darm, C = Hautdrüsen, die einen zur Verpuppung dienenden Stoff absondern, D = Saugnapf.

Digitized by Google

Wichtiger sind wieder die Faden- und Spulwürmer, welche in verschiedenen Arten und Gattungen beim Menschen vorkommen und nicht nur dessen Darm, sondern auch andere Organe bewohnen. Bei dieser Thierklasse, von der ein Vertreter, der gewöhnliche Spulwurm, Jedermann bekannt sein dürfte, stößt die Untersuchung über die Entwickelung auf besondere Schwierigkeiten; es giebt nämlich eine große Zahl freilebender Fadenwürmer von gewöhnlich mikroskopischer Kleinheit, denen die Jugendformen der schmarotzenden Arten oft bis aufs Haar gleichen, mit denen sie daher leicht verwechselt werden können, was selbstredend nur zu Irrthümern Veranlassung giebt. Auch verhalten sich die einzelnen Arten in ihrer Entwickelung recht verschieden, so daß durchgehende und allgemein gültige Züge und Regeln, wie wir sie für die Band- und Saugwürmer kennen lernten, hier höchstens nur innerhalb der Familie oder Gattung und auch da nicht immer durchweg gelten. Es ist daher begreiflich, daß wir über den Entwickelungsgang vieler Formen kaum mehr als einigermaßen begründete Vermuthungen haben, während es andererseits der Forschung gelungen ist, oft recht verwickelte und abweichende Verhältnisse aufzudecken.

Auch unter den Fadenwürmern kommen solche vor, zu deren Entwickelung zwei Thierarten, ein Zwischen- und ein Endwirth, nöthig sind; letzterer beherbergt die reife Form, deren Eier oder Junge dann nach außen gelangen und dort von dem Zwischenwirth aufgenommen werden. In dem Organismus dieses findet eine mehr oder weniger weit gehende Metamorphose mit dem eingedrungenen jungen Fadenwurm und eine Einkapselung desselben statt. In diesem Zustande verharrt dann derselbe, bis sein Träger zufällig oder absichtlich von dem auch hier für die einzelnen Arten meist ganz bestimmten Endwirthe verzehrt wird. Die Gewebe des Zwischenwirthes werden im Magen des Wirthes verdaut und dadurch der kleine Fadenwurm

frei; derselbe siedelt sich nun direkt im Darm an oder er wandert nach anderen Organen hin, in denen er seine Wohnstätte findet.

So scheint es sich bei dem schon den Alten bekannten Medinawurm zu verhalten, der bei Bewohnern der Tropen der alten Welt in Hautgeschwüren, besonders an den Beinen lebt und seinen Trägern recht große Beschwerden verursacht; es ist ein fadendünner, bis 80 Centimeter lang werdender Wurm, der übrigens bisher nur in der Weibchenform bekannt ist. Er setzt zahllose Junge von ganz abweichender Gestalt ab, die schließlich ins Wasser gelangen und sich, wie die Untersuchungen des bekannten Reisenden Fedschenko ergeben, in den Leib kleiner Krebschen des süßen Wassers, der Cyklopiden, einbohren. Hier häuten sie sich, wachsen auch, aber verändern sich nicht weiter; man darf daher annehmen, daß die Ansteckung durch den zufälligen Genuß solcher infizirter Cyklopiden mit Wasser stattfindet. Auch für einen anderen Plagegeist der Tropenbewohner liegen die Verhältnisse vielleicht ähnlich, für die Filaria Bankrofti. Dieser ebenfalls dünne, aber nur bis 10 Centimeter lang werdende Wurm lebt in Lymphdrüsengeschwülsten beim Menschen und setzt seine Brut hier in großer Zahl ab. Mit dem Lymphstrom gelangen die außerordentlich dünnen Jugendformen in das Blut und können sich in ganz enormer Zahl — zu vielen Millionen hier anhäufen. Man kannte diese Jugendzustände als Blutfilarien schon lange, besonders durch Beobachtungen englischer Aerzte in Indien, und erfuhr auch, daß dieselben auffallenderweise einen ganz eigenthümlichen Cyklus in der Erscheinungsweise darbieten: sie treten nämlich in dem Blute, das man durch einen einfachen Nadelstich der Haut eines Kranken entnimmt, erst nach Sonnenuntergang auf; bis Mitternacht steigert sich die Zahl der Blutfilarien in solchen Blutproben ganz beträchtlich, bis sie von da ab zum Morgen hin allmählich abnehmen und am Tage nicht aufzufinden sind.

Digitized by Google

Diese Erscheinung hängt zusammen mit der verschiedenen Weite der feinsten Blutgefäße in der Haut während des Wachens resp. Schlafens; im Schlafe nämlich erweitern sich die Gefäße, im Wachen verengern sie sich derart, daß die kleinen Filarien nicht mehr in die oberflächlich gelegenen Gefäße, aus denen man gewöhnlich die Blutproben entnimmt, hineingelangen, sondern in den tieferen verharren. Läßt man einen Patienten, der Blutfilarien besitzt, am Tage schlafen und nachts wachen, so dreht sich der Cyklus um. Unter normalen Verhältnissen fällt nun das Auftreten der Filarien im oberflächlich in der Haut kreisenden Blute zusammen mit der Schwärmzeit der Moskitos. Diese sind es, welche nach den Beobachtungen von Manson dafür sorgen, daß die Blutfilarien ihren Wirth verlassen; mit dem Blute nehmen nämlich die Moskitos auch die Filarien in ihren Darm auf. Hier bleiben sie jedoch nicht, sondern durchbohren den Darm ihrer neuen Wirthe, gelangen in die Leibeshöhle dieser, um daselbst Umformungen zu erfahren, aber nicht reif zu werden. Man vermuthet nun, daß die so umgewandelten kleinen Larven auf irgend eine Weise ins Wasser (die Mücken legen ihre Eier ins Wasser und sterben vielfach dabei ab) und von da mit einem Trunk in den Menschen gelangen. In beiden angeführten Fällen fehlt also noch ein Glied, um die Kette der Entwickelung zu schließen.

Bei anderen Arten aber, die wie die eben geschilderten lebende Brut an ihrem Wohnsitz absetzen, gelangen die Jungen nicht nach außen, sondern verhalten sich grade so, als ob sie in das betreffende Thier durch den Mund eingeführt worden wären, d. h. sie begeben sich gleich nach ihrer Geburt auf die Wanderung. Es ist dies z. B. der Fall bei der allbekannten und mit Recht gefürchteten Trichine; im reifen Zustande leben diese Thiere im Darm verschiedener Säuger, der Ratte, des Schweines, Kaninchens u. s. w., auch des Menschen. Der Besitz selbst zahlreicher

Darmtrichinen bringt auch dem Menschen nur geringfügige oder gar keine Beschwerden; erst wenn die Brut abgesetzt worden ist und die zahlreichen Jungen die Darmwand durchdringen, um aktiv im Körper weiter zu wandern, beginnen oft hochgradige Störungen sowohl in den Darmfunktionen als auch im Allgemeinbefinden, Störungen, die sich steigern und ändern, wenn die wandernden Jungen der Trichinen endlich in die Muskulatur eindringen und sich dort nach Verödung zahlreicher Muskelfasern schließlich einkapseln. In der Eigenthümlichkeit, daß die jungen Trichinen überhaupt nicht ins Freie gelangen, wie die Brut anderer Helminthen, sondern in demselben Wirthe, der ihre Eltern beherbergt, längere Zeit wandern und erst dann zur Ruhe kommen, liegt die Gefahr für den Menschen. Bei der Trichine braucht sich wenigstens der Entwickelungscyklus nicht über zwei verschiedene Thierarten zu erstrecken, sondern kann sich auf zwei Individuen derselben Art beschränken, wie dies bei den Trichinen der Ratten der Fall ist. Bekanntlich führen die Ratten untereinander einen sehr wilden Kampf ums Dasein und verschonen ihre schwächeren Artgenossen durchaus nicht; wenn nun eine trichinöse Ratte von anderen gefressen wird, so werden die bei dieser Gelegenheit in den Darm eingeführten Muskeltrichinen der gefressenen Ratte frei, erlangen im Darm in wenigen Tagen volle Reife und setzen ihre Brut ab. Hier wird also zwar der Wirth, aber nicht die Art gewechselt, doch geschieht auch letzteres, wenn z. B. trichinöse Ratten von Schweinen verzehrt werden, wozu in ungenügend verschlossenen und nicht gemauerten Stallungen stets Gelegenheit gegeben ist. Dann werden die Schweine trichinös und durch Genuß des Fleisches solcher endlich auch Menschen. Gelegentlich kommt auch die Uebertragung der Trichinose von Schwein zu Schwein vor, wenn letztere, wie dies mitunter in großen Schlächtereien geschieht, mit den Abfällen geschlachteter Schweine gefüttert werden. Von Mensch zu Mensch

Digitized by Google

kann natürlich die Uebertragung aus leicht ersichtlichen Gründen nicht stattfinden, und so haben alle Muskeltrichinen, die eingekapselt in der Muskulatur von Menschen ruhen, keine Aussicht reif zu werden und sich fortzupflanzen. Die Infektionsquelle für Trichinose bleibt für den Menschen immer nur das Schwein. Bei der großen Gefahr, welche die Infektion mit Trichinen dem Menschen bringt, haben bekanntlich eine ganze Reihe von Staaten, ihnen voran Preußen, Präventivmaßregeln getroffen, welche darauf abzielen, nur trichinenfreie Schweine zu Markte bringen zu lassen. Wie häufig noch immer Schweine (meist durch Ratten) infizirt werden, lehren folgende Zahlen. Es waren

1878	unter	2524105	in Preußen	geschlachteten	Schweinen	1222	trichinös,
1879	„	3164656	„	„	„	1938	„
1881	„	3118780	„	„	„	1695	„
1883	„	4248767	„	„	„	2199	„
1885	„	4421208	„	„	„	2387	„

d. h. mit anderen Worten, 1878 kam auf 2065 gesunde Schweine ein trichinöses, 1879 bereits auf 1632, 1881 auf 1840, 1883 auf 1932 und 1885 auf 1852; am ungünstigsten ist das Jahr 1880 gewesen, da bereits unter 1460 Schweinen ein trichinöses gefunden wurde. Daß diese Zahlen ebenfalls an verschiedenen Orten und in verschiedenen Jahren auch am selben Orte schwanken, liegt in der Natur der Sache. Es ist aber auch sicher, daß die gleichen Verhältnisse bereits vor Einführung der obligatorischen Untersuchung der Schweine auf Trichinen bestanden und daß infolge der Zubereitungen des Schweinefleisches zum Genusse in den meisten Fällen die etwa vorhandenen Trichinen abgetödtet, demnach unschädlich gemacht worden sind. Da aber Niemand, der sich an einem Schinken oder Braten rc. delektirt, wissen kann, ob das vorliegende Stück die zum Abtödten der Trichinen erforderliche Behandlung erfahren hat, so ist es natürlich rathsamer und sicherer, trichinöses Fleisch überhaupt nicht in den Handel zu lassen.

Formen wie die Trichinen bilden den Uebergang zu jenen Fadenwürmern, bei denen ein Zwischenträger überhaupt ausgefallen ist; es handelt sich meist um Darmparasiten, deren Eier mit dem Darminhalt nach außen gelangen und innerhalb der Eischale aus der Eizelle während ihres Verweilens im Freien einen Embryo bilden, falls ein solcher nicht bereits bei der Eiablage vorhanden war. Wie Leuckart nachgewiesen hat, gehören hierher jene peitschenförmigen, im Blinddarm verschiedener Säuger vorkommenden Würmer, die Trichocephalen, von denen eine Art (Trichocephalus dispar, Fig. 9) durchaus nicht selten den Menschen bewohnt; war man auch über die Entwickelung dieser Art nicht sicher unterrichtet, so durfte man doch Analogieschlüsse machen und annehmen, daß sie sich wie Trichocephalus affinis des Schafes, Trichocephalus crenatus des Schweines und Trichocephalus depressiusculus des Hundes verhalten wird. Von den genannten Würmern wußte man durch Experimente Leuckarts und Bailliets, daß die Verfütterung Embryonen enthaltender Eier die resp. Wirthe infizirt. Versuche, die Calandruccio in Catania an sich selbst vor kurzem angestellt hat, haben die gleiche Infektionsweise auch für Trichocephalus dispar des Menschen erwiesen.

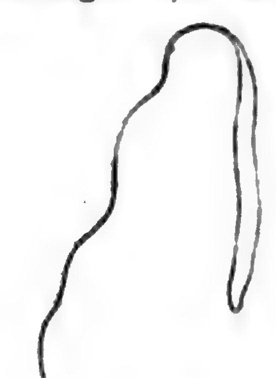


Fig. 9. Der Peitschenwurm (nat. Größe).

Unser gewöhnlicher Spulwurm (Ascaris lumbricoides), wie der ebenfalls bei Kindern so häufige Madenwurm (Oxyuris vermicularis) verhalten sich ebenso; das Verschlucken der Eier dieser Würmer infizirt bis dahin freie Personen sicher; freilich müssen die mikroskopisch kleinen Eier des Spulwurmes, welche äußeren Einflüssen gegenüber recht widerstandsfähig sind, einige Wochen bis Monate im Freien verweilt haben, um einen Embryo zu entwickeln; erst dann sind sie ansteckungsfähig. Sie

Digitized by Google

werden durch Nahrungsmittel in den Menschen importirt; man denke z. B. daran, wie viele Kinder (auch Erwachsene) Beeren und anderes Obst genießen, ohne dasselbe gehörig zu reinigen, wie oft Mohrrüben, Radieschen, Schoten ꝛc. in ganz rohem und ungenügend gereinigtem Zustande verzehrt werden. Bei dem Madenwurm liegen die Verhältnisse insofern anders, als hier die Eier bereits einen entwickelten Embryo besitzen und unter Kindern gewissermaßen von Hand zu Hand gehen resp. durch die Benutzung der gleichen Waschgeschirre, Handtücher und dergl. von einer infizirten Person auf andere, noch gesunde übertragen werden. Auch infiziren sich die Besitzer des Madenwurmes, der nur im Dickdarm lebt und wegen seiner abendlichen Wanderungen aus dem Darme heraus den kleinen Patienten recht arge Beschwerden verursacht, immer wieder selbst.

Bei anderen Arten, die wie die eben angeführten eines Zwischenwirthes entbehren, schlüpfen die Jungen aber bereits im Freien aus den Eiern; man trifft sie in feuchter Erde, in Wasser, zwischen macerirenden Stoffen u. dgl. Hier geriren sie sich wie freilebende Arten, denen sie auch zum Verwechseln ähneln; sie nehmen Nahrung auf, wachsen, häuten sich und warten nun ab, bis sie mit dem Wasser oder mit Pflanzen ꝛc. in den Darm ihnen zusagender Thiere gelangen, wo sie sich ansiedeln. Zu dieser Gruppe gehört ein Fadenwurm von zwar nur 1 bis 1,8 cm Länge, ist aber einer der schlimmsten Feinde des Menschen. Er führt in der Wissenschaft den Namen Ancylostoma duodenale und besitzt eine mit starken Zähnen bewaffnete Mundhöhle (Fig. 10), die es ihm ermöglicht, die Schleimhaut des Darmes, in dem er lebt, zu verletzen und die dicht unter dem Epithel liegenden Blutgefäße zu eröffnen, um den Inhalt derselben

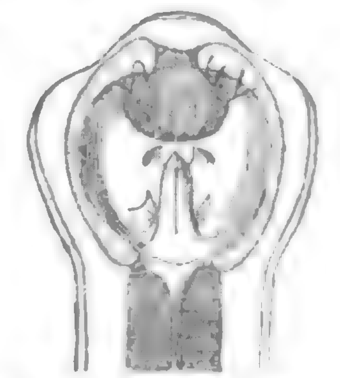


Fig. 10. Mundhöhle von Ancylostoma duodenale. (Vergrößert.)

Digitized by Google

einzusaugen. Da er gewöhnlich in größeren Mengen den Darm des Menschen bewohnt, so ist es verständlich, daß die fortwährenden kleinen Blutentziehungen zu einer sich immer mehr steigernden Blutleere mit allen ihren Folgeerscheinungen führen. Längere Zeit kannte man das Ancylostoma nur aus Italien, Aegypten, Abessinien, beobachtete dasselbe auch in Ostindien, Japan und Zentralamerika — also in Ländern mit warmem und tropischem Klima, doch ist es höchst wahrscheinlich immer durch italienische Arbeiter verschleppt worden und auch nach Norden gedrungen; entsprechende Funde liegen aus der Schweiz, Oesterreich-Ungarn, Bonn, Aachen, Köln und Leipzig, selbst aus Lüttich vor. Am meisten machte dieser Parasit von sich reden zur Zeit des Baues des Gotthardtunnels, da die dort beschäftigten Arbeiter in großer Zahl an der Wurmchlorose erkrankten.

Wie man durch zahlreiche Beobachtungen weiß, gelangen die Eier des Ancylostoma auf dem gewöhnlichen Wege nach außen und entwickeln — aber nur bei höherer Temperatur, wie sie bei uns nur im Sommer resp. in Tunnels und Grubenwerken herrscht — sehr bald eine Larve, welche die Eischale verläßt und wochen- und monatelang in verunreinigtem Wasser, in Lachen und Schlamm leben kann, wobei sie allmählich bis $^1/_2$ Millimeter lang wird. Es ist begreiflich, daß diese kleinen Thierchen bei den Verhältnissen, wie sie in Ziegeleien, Gruben und Tunnels herrschen, bei der schmutzigen Enge, in der gearbeitet, geschlafen und gegessen wird, nur allzuleicht in den Menschen durch verunreinigte Finger und Geräthe, Speise und Getränk eingeführt werden. Peinlichste Sauberkeit würde die Gefahr bedeutend einschränken, ist jedoch nach der Natur der Sache kaum zu erzielen; ebenso wichtig und wirksam sind natürlich auch alle Maßnahmen, welche auf eine Beschränkung der Verbreitung und Zerstreuung der Eier des Ancylostoma abzielen. Zum Glück halten die Eier und Larven unseren Winter nicht

Digitized by Google

aus, so daß in der Regel die Epidemie nach einem Sommer erlischt und erst ein neuer Import sie wieder anfacht.

Noch merkwürdiger in Bezug auf die Entwickelung ist ein 1 bis 2 mm lang werdender Fadenwurm (Rhabdonema strongyloides), der eine schwere, ruhrähnliche Krankheit hervorruft. Man hat diesen Wurm 1876 zuerst bei französischen Soldaten beobachtet, welche krank von der cochinchinesischen Expedition zurückgekommen waren; später ist er auch bei den Arbeitern des Gotthardtunnels und in Norditalien aufgefunden worden. Ein nach Deutschland eingeschleppter Fall — es handelte sich um einen Mann, der viele Feldzüge in Mexiko und Atschin mitgemacht hatte — gab Leuckart Gelegenheit, die Entwickelung des Wurmes klar zu stellen. Es sind die gleichen Verhältnisse wie sie derselbe Autor schon früher bei einem recht häufigen Parasiten in der Lunge unserer Frösche nachgewiesen hatte. Hiernach leben die Jungen der parasitischen Form nicht nur eine Zeitlang frei, wie die von Ancylostoma, sondern während ihres ganzen Lebens, schmarotzen also überhaupt nicht. Doch nicht nur in der Lebensweise unterscheidet sich diese Generation von ihren Eltern, sondern auch in der Größe und im Bau! Erst wieder die Jungen der freilebenden Generation, also die Enkelgeneration der ursprünglichen, von der wir ausgingen, lebt wieder parasitisch und gleicht ihren Großeltern, nicht aber ihren Eltern. Zwischen die parasitischen Generationen schieben sich ganz regelmäßig im Freien sich entwickelnde Zwischengenerationen ein, deren Junge ihren Weg in den Menschen finden.

Mit dem Angeführten haben wir das Wesentlichste erschöpft; zwar bleiben eine Reihe von Fadenwürmern ganz unerwähnt, doch handelt es sich da um seltene Irrgäste oder tropische Arten, deren Herkunft noch unbekannt ist. Auch von den beiden einzigen Vertretern, welche aus der Gruppe der Kratzer beim Menschen vorkommen, ist die eine Art nur ein einziges Mal,

die andere nur äußerst selten beim Menschen beobachtet worden, so daß wir füglich die Infektionsfrage an dieser Stelle übergehen können.

Ueberblicken wir zum Schluß das Mitgetheilte, so ergiebt sich, daß die Eingeweidewürmer auf irgend einem Entwicklungszustande in uns eingeführt werden; es giebt keine spontane Entstehung derselben, es giebt keine Wurmdisposition, von der man früher viel sprach. Die Einfuhr der Helminthen — es gilt dies selbstredend auch für die Parasiten der Thiere — geschieht fast immer ohne besonderes Zuthun dieser selbst, also auf passivem Wege und zwar vorwiegend mit der Nahrung und dem Getränk. Immer gelangen die Jugendzustände der Helminthen durch den Mund in den Darm, wo sie sich entweder ansiedeln oder von wo sie nach anderen Organen wandern. Fast ausnahmlos verbreitet aber der Mensch seine Eingeweidewürmer, da die Nachkommen derselben als Eier oder ganz junge Thiere nach außen gelangen und somit, vielfach freilich nur indirekt, die Infektionsquelle für andere Menschen werden.

Die Schutzmaßregeln, die der Einzelne für sich zu treffen hat, ergeben sich wohl von selbst und sind hier und da schon oben gestreift worden; da der Mund die Eingangspforte darstellt, so muß alles den Mund Passirende, auch das mit diesem nur in Berührung kommende überwacht und äußerst sauber gehalten werden. Besondere Aufmerksamkeit ist den im rohen Zustande genossenen Speisen zu schenken, gleichviel ob diese pflanzlichen oder thierischen Ursprunges sind; die gleiche Sorgfalt ist aber auch bei der Zubereitung der Speisen zu beachten. Daß man sein Dienstpersonal zur größten Sauberkeit anhalten, daß man den Umgang mit Hunden einschränken oder ganz aufgeben, diese überhaupt aus den Zimmern verbannen muß u. a. m. ist naheliegend. Was aber viel zu wenig beachtet wird, ist die Verhinderung der Aussaat der Helminthen;

Digitized by Google

wir müssen nicht nur uns selbst vor der Einfuhr von Parasiten schützen, sondern — wenn wir solche acquirirt haben — auch unsere Mitmenschen. Die Aussaat der Helminthen geschieht aber durch die Dejektionen helminthenkranker Menschen; jene sind gefahrbringend und müssen unwirksam und unschädlich gemacht werden.

Für den Staat ergeben sich andere Aufgaben, von deren völliger Erfüllung wir aber noch ziemlich weit entfernt sind; sie sollen hier nicht des Näheren erörtert werden. Wohl aber muß darauf hingewiesen werden, daß die Kenntniß unserer Parasiten und ihrer Lebensgeschichte weit mehr ins Volk dringen muß, da breite Schichten des Volkes gar keine oder ganz vage Vorstellungen in dieser Hinsicht besitzen. Hier fällt vornehmlich unseren Schulen, von den elementaren an bis zu den höchsten, die Aufgabe zu, auch in dieser Beziehung Aufklärung zu bringen, was sich ja sehr leicht mit dem naturgeschichtlichen Unterricht vereinen ließe. Leider sind nicht wenige Lehrer, darunter selbst naturwissenschaftlich gebildete, weit davon entfernt, dieser Aufgabe so genügen zu können, wie es nothwendig ist. Wirkt alles zusammen, was in diesen Fragen zusammenwirken kann und müßte, so werden die Eingeweidewürmer des Menschen zwar nicht ganz aussterben, aber doch in sehr enge Grenzen gewiesen werden.

Digitized by Google

Die Kunst und die Gesellschaft.

Eine kritische Studie

von

Dr. August Reißmann
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1892.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Weil die ersten Aeußerungen des künstlerischen Schaffenstriebes im Menschen durch die Bedürfnisse des Lebens geweckt und seine weitere breitere Entfaltung während des Verlaufs von Jahrtausenden nach den verschiedensten Richtungen beeinflußt wurde, so daß die Künste ganz naturgemäß in den Dienst der Gesellschaft sich stellten, ist man nur zu leicht veranlaßt, dies als deren erworbenes Recht zu betrachten und der Kunst, welche nicht den Zeit- oder wohl gar Tagesinteressen dient, alle Bedeutung abzusprechen.

Es gilt dies namentlich von der Malerei, und vor allem von der Dichtkunst und der Tonkunst, weniger von der Baukunst und der Skulptur. Wie schmal auch oft die Scheidelinien zwischen Baukunst und Bauhandwerk gezogen sind, so findet doch hier selten eine Grenzverschiebung statt, ebensowenig wie man die auch noch so wohldurchdachten und stilisirten Erzeugnisse des Kunsthandwerks, welche aus der Werkstatt des Tischlers, Drechslers, Gold- oder Silberarbeiters hervorgehen, als Kunstwerke im wahren Sinne des Worts bezeichnen wird.

Die einfache, aus Lehm und Stroh aufgeführte, oder durch aufgeschichtete Steine und Balken gewonnene Hütte dient dem praktischen Zweck, Schutz und Schirm gegen den Angriff feindlicher

Digitiz

Gewalten zu gewähren, ebenso wie die kunstvoll ausgeführten reich ausgeschmückten Prachtbauten in Stadt und Land. Wenn der Urbewohner der Erde die, ihm von der Natur in den Höhlen und Schluchten gegebenen, oder die, von ihm diesen und dem Himmelsgewölbe nachgebildeten Wohnstätten behaglicher auszustatten beginnt, so leiten ihn hierbei immer noch praktische Rücksichten; nicht auch in gleichem Maße bei der äußeren Anordnung und Ausschmückung des von ihm unternommenen Baus. Wenn er am Giebel des Hauses die Bretter, welche die Spitze des Dachfirstes bilden, verlängert, um sie in die Nachbildung irgend eines Thierkopfes auslaufen zu lassen, so folgt er hier bereits einem Gedanken, einer Eingebung, welche er zum bleibenden Ausdruck damit bringen will. Derselbe Trieb veranlaßt ihn, weiterhin auch die mancherlei Gefäße und Geräthschaften, seine Waffen und Kleider nicht nur ihrem Zweck entsprechend zu wählen und zu formen, sondern ihnen zugleich durch kunstvollere Ausführung und Ausschmückung höheren Reiz zu verleihen. So wurde neben dem, aus dem Bedürfniß der Gesellschaft heraus sich von selbst ergebenden Handwerk auch das Kunsthandwerk begründet und ausgebildet, das nicht nur den praktischen Anforderungen des Lebens zu entsprechen trachtet, sondern auch den Geist anregt und befriedigt.

Zur Baukunst und zur Kunst der Plastik konnte dieser Schaffenstrieb aber erst dann führen, als er nicht mehr nur im Dienst der praktischen Bedürfnisse des Lebens sich thätig erwies, sondern als er, immer im Anschluß an diese, zugleich auch gewissen Anschauungen, Eingebungen und Ahnungen des Menschengeistes äußerlich faßbaren Ausdruck zu geben bemüht ist.

In diesem Sinne wurden bei den ältesten Kulturvölkern, wie bei den Aegyptern, namentlich Grabstätten mit größerer Sorgfalt eingerichtet und ausgestattet, entsprechend ihrer Lehre

Digitized by Google

von der Seelenwanderung, und wie sie sich die ewigen Götte hoch und erhaben über den sterblichen Menschen thronend dachten so mußten auch die, ihnen geweihten und geheiligten Stätten, die Tempel, sich durch den gewaltigern Bau von den Wohnstätten der Menschen unterscheiden. In gleicher Weise wurden dann auch die Paläste zu Zeugen der Macht und Herrlichkeit der Herrscher und Heerführer, der Könige als Herren über Eigenthum, Leben und Tod der untergebenen Völker.

Noch weniger konnte die Plastik durch die niederen Interessen des Lebens beeinflußt werden, da für ihre Ausbildung als Kunst ein praktisches Bedürfniß im Grunde gar nicht vorhanden ist. Auch die, in ursprünglichster Urform aufgeführten Denkmäler der alten Völker haben nicht eigentlich einen praktischen Zweck, sondern dienen immer irgend einer Anschauung als Verkörperung.

Beide Künste, die des Baumeisters wie des Bildhauers, sind deshalb auch zu keiner Zeit so wie die anderen Künste durch die besonderen Bedürfnisse und Anforderungen der Gesellschaft beeinflußt worden. — Sie stellen sich wohl auch in den Dienst derselben, aber sie sind nicht zu dem Zweck herausgebildet. Sie kamen daher auch beide nie während ihrer Jahrtausende andauernden Entwickelung in ein so enges Abhängigkeitsverhältniß zur Gesellschaft, zum Publikum, wie nur zu oft leider die anderen Künste.

Es wird nicht leicht Jemand ein Bauwerk deshalb, weil es seinen praktischen Zweck als Wohnstätte zu dienen, erfüllt, für ein Kunstwerk erklären, oder einem anderen, nach künstlerischen Prinzipien ausgeführten, seinen Werth absprechen, weil es nicht zugleich auch einem praktischen Zweck dient.

Selbst für die Monumentalbauten gewinnt im gegebenen Falle höchstens nur der Wille des oder der Auftraggeber für die Besondergestaltung des Bauwerks Einfluß, nicht auch in

Digitized by Google

demselben Sinne der besondere Geschmack des großen Publikums. Dies gelangt erst dann zur Kritik, wenn das Werk vollendet ist, und es nimmt damit höchstens nur Antheil an seiner Werthschätzung und hilft damit Ruf und Ansehen des schaffenden Künstlers vermehren oder auch vermindern.

In nähere Beziehung zum Publikum tritt schon die Plastik, die nicht nur in ihren Porträtbüsten das allgemeinere Interesse erregt, sondern auch durch die monumentalen Statuen und die in Metall oder Stein ausgeführten Figuren und Gruppen mancherlei Art. Selbst die griechische Plastik, als deren Hauptaufgabe die Darstellung der Götter- und Heroenwelt erscheint, welche sie in unübertroffener Großartigkeit löste, vermochte sich nicht ganz den Einflüssen des gewöhnlichen Lebens zu entziehen; so entstanden die plastischen Genrebilder: der Diskoswerfer und die betrunkene alte Frau von Myron, die Athletenbilder und die Priesterin mit dem Tempelschlüssel von Phidias, die Korbträgerinnen und die Gruppe knöchelspielender Knaben von Polyklet, die zwei Statuen einer weinenden Matrone und einer lachenden Buhlerin von Praxiteles, der Knabe mit der Gans von Boëthos, der weltberühmte Dornauszieher und andere.

Auch die monumentalen Bauwerke werden von dem weitaus größten Theil des Publikums hauptsächlich nur nach ihrem praktischen Werth geschätzt; es gehört eben eine größere Bekanntschaft mit den Prinzipien und der Geschichte der Baukunst dazu, als in der Regel vorhanden ist, um die Monumentalbauten auch als Kunstwerke würdigen zu können. Dagegen erlangen selbst die plastischen mythologischen Darstellungen schon für das Volk höheren Reiz, weil ihm die Mythen und Sagen der verschiedenen Zeiten und Völker nicht ganz unbekannt geblieben sind. Es ist nicht allein der Zauber der vollendet schönen

Digitized by Google

Körperformen einer Venus von Milo oder eines Apollo von Belvedere und der Götter- und Heldengestalten der griechischen Plastik überhaupt, der auch den Laien gefangen nimmt, sondern es bereitet ihm auch bereits Genuß, zu erkennen, welche Ideen der Künstler in seinem Werk zu verkörpern wußte.

Der Kreis der Interessenten für diese plastischen Darstellungen erweitert sich dann in demselben Maße, in welchem sie allgemeiner bekannte Personen und Ereignisse zur Anschauung bringen.

Die plastischen Darstellungen der historischen Gestalten eines Moses, Josua, Joseph, David, Salomo, Julius Cäsar, Alexander der Große oder der Helden des Schwerts und der Feder, wie Karl der Große, Friedrich der Große, Martin Luther, üben deshalb ihre Macht auch auf das weniger kunstgebildete Publikum, weil es ihre historische Bedeutung kennt. Durch die Schule und das Leben sind sie mit den Thaten derselben bekannt geworden, so daß der Einzelne von ihnen schon eine bestimmte Vorstellung gewinnen konnte, und es bereitet ihm besonderen Genuß, diese durch die plastische Darstellung bestätigt zu finden, oder, wenn dies nicht der Fall ist, sie zu berichtigen, oder sie neu zu gewinnen, wenn sie ihm ganz fehlte.

Selbst durch die Lösung der höchsten Aufgaben tritt somit die Skulptur in ein näheres Verhältniß zum Publikum, als die Baukunst. Plastische Darstellungen finden ja bereits früh im Hause und in der Familie Eingang, um dort die Behaglichkeit zu fördern, dem Leben höheren Reiz zu verleihen. Dem Mädchen wird die Puppe zum Gegenstand zarter Sorge, dem Knaben nicht weniger sein Thiergarten, wie sein Exerzierplatz und die Festung mit ihrer Besatzung.

In der Ausschmückung des Nipptisches der erwachsenen Dame mit den niedlichen Figuren aller Art oder des Arbeitstisches

Digitized by Google

des Mannes verrathen Beide den besonderen Grad ihres Kunstinteresses und Kunstverständnisses, und sie gewinnen damit bereits einen gewissen Einfluß auf die schaffende Thätigkeit des Künstlers. Dieser ist genöthigt, will er sein Publikum befriedigen, sich dem wechselnden Geschmack zu fügen, und die besondere Art in welcher er dies thut, macht ihn zum **Künstler**, der auch im Dienste der Gesellschaft noch die künstlerischen Prinzipien nicht verleugnet, oder zum **Kunsthandwerker**, der durch die vollendetste Technik den Mangel an individueller Ausprägung der Ideen zu verdecken weiß, oder endlich zum **Handwerker**, der nur dem praktischen Zweck entsprechende brauchbare Arbeit liefert.

Nur jene Beiden vermögen mit ihren Werken den Geschmack des Publikums zu bilden, indem sie es zwingen, einen höheren Standpunkt zu gewinnen, als den des herrschenden Modegeschmacks, welchen der Handwerker einnimmt. Hieraus ist schon ein wichtiger Grundsatz für die rechte Stellung, welche der schaffende Künstler dem Publikum gegenüber gewinnen muß, wenn er veredelnd auf dasselbe einwirken will, zu folgern. Er muß die Bedürfnisse desselben zu erkennen sich ernstlich bemühen und darf alsdann sich selbst dem jeweiligen Modebedürfniß nicht verschließen, aber nicht, wie der Handwerker, um ihm zu schmeicheln und es in seiner, möglicherweise ganz verderbten, unkünstlerischen Richtung zu stärken, sondern so, daß er mit seinen Arbeiten durchgreifenden, den Modegeschmack veredelnden Einfluß gewinnt. Er soll zu dem Publikum hinabsteigen, nicht um es auf der unteren Stufe seines Kunstgeschmackes und der Kunstbildung zu erhalten, sondern um es, ganz im Gegentheil, auf die höhere nur irgend erreichbare Stufe zu erheben. So nur wird er selbst als Bildschnitzer in dieser

Digitized by Google

untergeordneten Thätigkeit für die Gesellschaft sich als Künstler erweisen können, der auch das einfache Zimmer des Hauses zu einem kleinen Kunstkabinet umzugestalten weiß, das seinen erziehlichen Einfluß niemals verleugnen dürfte.

Augenfälliger und durchgreifender noch wird dies durch die Malerei erreicht, weil sie in noch intimere Beziehungen zum Leben in Haus und Familie getreten ist, noch leichter lebhaftes Interesse und selbst mehr Verständniß findet, als die Skulptur.

Ebensowenig wie die schlecht aus Holz gezimmerten oder aus Thon geformten Darstellungen des Leidens und Sterbens Jesu Christi und der Heiligen haben auch die Neu-Ruppiner Bilderbogen vermocht, den Kunstsinn im Volke zu fördern aber sie hielten doch das Interesse an solchen Bildwerken und Schildereien wach und ebneten den bedeutenden Illustratoren den Weg auch in das Bürger- und selbst in das Bauernhaus.

Es ist zunächst nur das Interesse an den dargestellten Personen und Ereignissen, welche den schlecht gezimmerten plastischen Bildwerken aus der biblischen und der Heiligen-Geschichte, ebenso wie allen miserablen Bilderbogen in den niederen Kreisen der Gesellschaft Eingang verschafften. Die Sagen und Historien von Wilhelm Tell, der Jungfrau von Orleans, der schönen Magelone; die Türken- und Franzosenkriege in, wenn auch noch so schlechten Bildern anschaulich gemacht zu erhalten, üben auf den naiven Geist immer besonderen Reiz aus. Bald fanden dann auch mehr allegorische Darstellungen: der Jahres- und Tageszeiten, der Monate wie der verschiedenen Völkerschaften, der Zonen und Erdtheile, ein großes und dankbares Publikum, und es lag wiederum an den Künstlern, der eingeschlagenen Richtung zu folgen, um ihr ein höheres Ziel zu setzen und auch für diese Kreise Bilder zu schaffen, die nicht nur der Neu- und Wißbegierde und der rohen Schaulust dienen, sondern auch hier das Gefallen

Digitized by Google

am Schönen zu wecken und zu nähren vermögen. Die Herstellung und Vervielfältigung guter farbiger Bilder ist aber immer noch mit großen Schwierigkeiten verknüpft und erfordert demgemäß einen noch so bedeutenden Kostenaufwand, daß ihre wünschenswerthe allgemeine Verbreitung noch nicht zu erreichen ist. Dafür aber wird in unserer Zeit wieder neben dem Kupferstich und Stahlstich hauptsächlich dem Holzschnitt eine so sorgfältige Pflege zugewendet, daß mit seiner Hülfe dem auch im Volke immer lebhafter hervortretenden Interesse an guten Bildern in erfreulichster Weise genügt werden kann. — Damit ist erreicht, daß selbst die billigen Kalender und Jugendschriften, die Lehrbücher der Geschichte und der Naturwissenschaften für Volksschulen mit, den Schönheitssinn nicht nur nicht verletzenden, sondern fördernden Illustrationen versehen werden können.

Große Meister wie Moritz von Schwind oder Peter von Cornelius haben ihre Meisterschaft in den Dienst der Erziehung des Volkes in dieser Richtung gestellt. Durch die Münchener Bilderbogen namentlich ist den schlechten Erzeugnissen auf diesem Gebiet die Lebensader unterbunden worden. Durch einige der hervorragendsten „Illustrirten Zeitungen" werden die größten Meisterwerke aller Zeiten und Völker in guten Nachahmungen veröffentlicht, und damit tritt auch diese Kunst in immer engere Beziehungen zum Leben, die von unschätzbarem Werth für dasselbe werden müssen. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, auch dem bürgerlichen Hause jenen Schmuck zu verleihen, der es zu einer durch die Kunst geweihten Pflegestätte alles Schönen, Guten und Edlen machen hilft. In dem Hause, in welchem, wenn auch nur in trefflichen Nachahmungen, die Kunstwerke der großen Meister Eingang finden, wird sich bald das Wirken des Geistes, der sie schuf, bemerkbar machen; er wird auszutreiben beginnen, was

Digitized by Google

ihm widerstrebt und deshalb die Veredelung von Herz, Verstand und Phantasie und damit die Entwickelung des Menschen zur höchsten Stufe der Vollkommenheit aufzuhalten im stande ist.

Besonders gefördert wird das innigere Verhältniß der breiten Massen zur Kunst durch den Zeichenunterricht in den Volks- und Gelehrtenschulen, wie in den Fortbildungsschulen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch auf dem Gebiete der Künste die Selbstthätigkeit tiefere Blicke in das Kunstwerk gewinnen läßt, als das bloße passive Genießen derselben, und daß dies dadurch unbedingt höheren Reiz und längere Dauer gewinnt. Die dilettantische Beschäftigung mit einer Kunst erhöht nicht nur den Genuß ihrer Schöpfungen, sondern auch ihren sittlichen Werth, so lange sie nur zu diesem Zweck unternommen wird und nicht, was nur leider meist der Fall ist, zur Ueberhebung führt. Durch die Erkenntniß des Organismus irgend eines Kunstwerks wird die Freude an ihm unzweifelhaft bedeutsam erhöht; diese Erkenntniß aber ist nur durch eigene in dieser Richtung erfolgende Thätigkeit zu gewinnen; und so darf man wohl bei einem Dilettanten ein höheres Kunstverständniß voraussetzen, als bei dem ganz unkundigen und ungeübten Kunstliebhaber. Für jenen liegt nur die Gefahr der Ueberschätzung seiner gewonnenen Fertigkeiten und seiner Urtheilsfähigkeit so nahe, daß er ihr selten zu entgehen vermag. Daher wird der Dilettantismus nur zu oft zum wahren Kreuz für Kunst und Künstler.

Während der Jahrhunderte, innerhalb welcher die Maler, ähnlich wie die Baumeister und Bildhauer, ihre Werke unter dem Schutze und im Auftrage der Kirche und der Fürsten ausführten, hatten sie wenig Veranlassung, die besondere Geschmacksrichtung ihrer Zeit zu berücksichtigen. Diese gewann auf ihre

Digitized by Google

Schöpfungen höchstens nur so weit Einfluß, als sie ihr selbst, meist unbewußt, unterlagen.

Seitdem aber das Interesse für diese Kunst alle Schichten der menschlichen Gesellschaft ergriff, und die Maler mit ihren Darstellungen sich über alle, auch die unbedeutenderen Lebensverhältnisse verbreiteten, sind auch sie gezwungen, dem allgemeinen Zuge der Zeit zu folgen. Wohl bleibt der Grundsatz: daß das Kunstwerk sich selbst Zweck ist, zu Recht bestehen; allein dabei wird es, wie schon angedeutet werden konnte, zugleich den höheren Zwecken des Lebens dienstbar, ohne seine Unabhängigkeit einzubüßen. Wie aber das Geschichtsbild erst dadurch höchsten Werth gewinnt, daß es uns nicht nur die Personen in Figur und Kostüm naturgetreu darstellt, sondern zugleich auch als bewußte Träger von bestimmten Ideen und daraus entspringenden Handlungen und Ereignissen, oder wie das Landschaftsbild dadurch daß es nicht nur ein Stück Natur in photographisch treuer Abbildung giebt, sondern erst dann, wenn es uns zugleich auch in die Stimmung bringt, in welcher es der Maler in sich aufnahm und nachschuf, so bleibt auch das der Zeit entlehnte Bild bedeutungslos, wenn es nicht auch die ihr gesteckten Ziele klar darlegen hilft. *Hierbei darf man auch nicht den Zeitgeschmack mit dem Geist der Zeit verwechseln, da sich beide nicht immer, sondern sogar selten decken, so daß der Künstler, welcher diesem zu dienen unternimmt, nur zu oft in schwere Kämpfe mit jenem geräth.*

Durchaus ungerechtfertigt erscheint deshalb auch die, namentlich in unserer Zeit, mit aller Entschiedenheit an die Künstler gestellte Anforderung: *den Stoff für ihre Schöpfungen der unmittelbaren Gegenwart zu entnehmen, weil nur sie das rechte Interesse zu erwecken vermögend sei.* — Zu allen Zeiten ist die Geschichte die beste Lehrmeisterin

Digitized by Google

gewesen, und das historische Bild kann recht wohl zum Spiegel werden, durch welchen auch die Gegenwart in die rechte Beleuchtung gerückt wird. — Wohl kaum je ist unter den steigenden Anforderungen der unmittelbaren Gegenwart das Interesse an der Vergangenheit ganz geschwunden. Der Drang, mit neuen, unbekannten Ideen und Ereignissen bekannt zu werden, sich über vergangene Zustände möglichst eingehend zu unterrichten, zu erfahren, wie vor Jahrhunderten Staat und Kirche, Familie und Gesellschaft organisirt waren, wie man Welt und Natur anschaute, wie man fühlte und dachte, ist jetzt noch so rege wie zu allen Zeiten, und die Bilder, welche davon in rechter Weise Kunde geben, erwerben sich die allgemeine Gunst ebenso leicht, als die der unmittelbaren Gegenwart entstammenden. Auch das große Publikum will nicht nur unterhalten werden, es will sich auch unterrichten und bessern lassen, und es dankt dies Jedem, der es in der entsprechenden Form erreicht.

Die Künstler unterschätzen es, welche meinen: es sei nur zu befriedigen, indem man sich seinem geringen Verständniß anbequemt, seinen nicht immer auf das Edle gerichteten Neigungen schmeichelt. Wohl gefällt ihm das zunächst, allein es erweist sich noch weit dankbarer, wenn es zugleich geistig und sittlich gefördert wird. Das aber ist allerdings nicht durch Kunstwerke zu erreichen, für welche es bei ihnen an jedem Anknüpfungspunkt fehlt, oder durch solche, die eines wissenschaftlichen Apparats zu ihrem annähernden Verständniß bedürfen, sondern nur durch solche, in denen ihm auch eigenes Empfinden, Denken und Anschauen geboten wird, gleichviel ob die gewählten Stoffe der unmittelbarsten Gegenwart oder der entferntesten Vergangenheit angehören. Doch darf dies nicht in den niederen Formen eines beschränkten Könnens geschehen, sondern nur in der höchsten rein kunstgemäßen Ausführung.

Nur die trefflichsten Künstler sollten sich dieser Aufgabe

Digiti

unterziehen und nicht, wie das in der Regel leider meist geschieht, jugendliche unreife Stümper, welche eine neue Schule begründen wollen.

Wenn Bildwerke einen höheren Zweck innerhalb der Gesellschaft erfüllen sollen, dann kann es doch immer nur der eine sein, diese über sich selbst und ihre Aufgabe aufzuklären. Das aber ist in nur ganz geringem Maße durch nichts weiter als naturgetreue photographische Abbildungen zu ereichen. Erhöht wird deren Wirkung schon durch die mit vollendeter Technik ausgeführten Retouchen, die neben der Wahrheit auch die Schönheit zur Geltung bringen; der höhere Genuß, den dies Abbild gewährt, kann selbstverständlich schon nicht ohne reichen Gewinn für Geist und Herz bleiben, doch erst, wenn der Genius in ihm auf diesem Wege ein Werk schafft, in welchem Wahrheit und Schönheit zu untrennbarer Einheit verschmolzen sind, wird der Künstler zum echten Priester seiner Kunst und als solcher zum Erzieher seines Volkes. Von meist verderblichem Einfluß für die Kunst wird die Gesellschaft, wenn der durch sie begünstigte Modegeschmack auch den Gang der Kunstentwickelung zu beeinflussen im stande ist; denn die Moderichtungen werden fast niemals durch innere Nothwendigkeit, sondern meist nur durch die Laune oder subjektive Willkür und selbst rein materielle Interessen Einzelner herbeigeführt. Die besondere, nur eine gewisse Zeit andauernde und diese charakterisirende Geschmacksrichtung macht sich, wie bereits erwähnt werden konnte, zunächst im Kunstgewerbe geltend, weil dies hauptsächlich den Bedürfnissen des Lebens, der Gesellschaft dient; aber sie gewinnt schon von hier aus auch nicht selten direkt Einfluß auf den Gang der gesamten Kunstentwickelung.

Es ist hinlänglich bekannt, daß schon in früheren Jahrhunderten die Tischler und Drechsler, Gold- und

Digitized by Google

Silberarbeiter, Schlosser und Schmiede, Zinngießer, Töpfer und Glaser die ursprünglich für den praktischen Gebrauch bestimmten Gegenstände so reich verzierten, daß diese dadurch fast untauglich für ihren Zweck wurden und nur als Schaustücke verwendet werden konnten.

Die prachtvoll geschnitzten Schränke, Stühle, Tische und dergl. aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind meist nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen, wenn man nicht mit ihren Kanten, den heraustretenden Figuren, wie den reich ausgefüllten Flächendekorationen in empfindliche Berührung kommen will, und das gilt noch in fast höherem Grade von den in Gold oder Silber ausgeführten, reich mit Figuren und Ornamenten verzierten Messern und Gabeln — den Kannen, Kelchen, Bechern, Trinkhörnern und dergl. In dem Bestreben: auch diesen Geräthschaften nicht nur möglichst kunstvolle Form, sondern auch eine durch reichen äußeren Schmuck mehr künstlerisch wirkende Ausstattung zu geben, hatten diese unter den Händen der Kunsthandwerker zum Theil ihre Brauchbarkeit eingebüßt, und unter dem schmückenden Beiwerk waren selbst die Umrisse der ursprünglichen Formen fast verloren gegangen.

Dabei stand das Kunsthandwerk zunächst noch entschieden unter dem bestimmenden Einfluß der verschiedenen Baustile dieser Jahrhunderte, ohne daß eine Rückwirkung seinerseits auf diese zu bemerken wäre.

Eine solche macht sich aber schon Ende des 16. Jahrhunderts ganz bedeutsam derartig geltend, daß diese Erzeugnisse des Kunsthandwerks anregend für eine Neugestaltung des Baustils wurden.

Die reichere Ausstattung, welche das vom Kunsthandwerk verwendete geschmeidigere und leichter zu bearbeitende Material wie die in bescheidenen Maßen und Grenzen gehaltenen Formen desselben ermöglichten, wie deren weite Verbreitung in der

Digitiz

Gesellschaft wurden wohl hauptsächlich Veranlassung, daß dem dadurch genährten zügellos üppigen Sinn derselben auch die Erzeugnisse maßvoller Schönheit vergangener Epochen der Architektur nicht mehr genügten, und so sah sich diese veranlaßt, zur Ausbildung des sogenannten Barockstils (von baroque = schiefrund), bei welchem die im Kunstgewerbe erreichte größere Mannigfaltigkeit im Aufbau und in der Ausschmückung der Formen nunmehr auch in der Baukunst durch größere Massenentfaltung und deren mannigfach verschlungene Gliederung wie durch reichere Detailausführung angestrebt wurde.

Die subjektive Willkür, mit welcher die begabteren Meister des Kunsthandwerks bei der Ausschmückung der Formen verfuhren, so daß diese fast dadurch aufgehoben wurden, waltete jetzt auch in der Architektur vor, so weit dies eben das schwerer zu bewältigende Material zuließ.

Unter dem Einfluß der französischen Gesellschaft zur Zeit Ludwig XV. mußte der „Barockstil" dann zum „Rokoko" werden, bei welchem die ausschweifendste Phantasie und ungezügeltste Lebenslust alle Gesetze künstlerischer Gestaltung so weit unberücksichtigt lassen, als es nur das Material und die, seine Verarbeitung ermöglichenden, in ihr ruhenden Naturgesetze gestatteten.

Wie auch die eigenthümliche Richtung der Frührenaissance hauptsächlich durch das Kunstgewerbe angeregt ist, wird dadurch schon bezeugt, daß man sie auch als Platereskeroder Goldschmiedstil bezeichnet.

Inwieweit das Bedürfniß der Gesellschaft Plastik und Malerei mit Bezug auf ihre praktische Verwendung beeinflußte, konnte schon leicht angedeutet werden.

Der besondere Geist, welcher den Barockstil und den Stil des Rokoko wie der Renaissance in der Architektur erzeugte, blieb natürlich auch nicht einflußlos auf die besondere Ausdrucksweise der Plastik und der Malerei, die

Digitized by Google

jetzt hauptsächlich auf erhöhte sinnlich reizvollere Wirkung bedacht sind.

Die griechische Plastik hatte sich zum Hauptziel die vollendete Darstellung des menschlichen Körpers als das, in die Erscheinung tretende Ideal der Schönheit gestellt; als solches durfte sie ihn nicht nach seiner sinnlich materiell reizvollen, sondern nur der ideal verklärten Wirkung erfassen und darstellen; und daß die großen Meister griechischer Plastik das in wunderbarer Vollendung erreichten, begründet ihre unvergängliche Bedeutung und Größe.

Das Christenthum brachte hier nur insofern eine Wandlung, als es durch sein energisches und anhaltendes Eifern gegen die Darstellungen des nackten Körpers diese auch ganz bedeutend einzuschränken vermochte, ohne sie indes ganz zu hindern. Die großen christlichen Maler und Bildhauer, wie Michel Angelo, Tizian, Coreggio, Giovanni da Bologna u. A. wußten auch die nackte Schönheit im Sinne der Griechen darzustellen, ohne das sittliche Schamgefühl zu verletzen und die niederen Sinne zu reizen.

Im Zeitalter des Barockstils, des Rokoko und der Renaissance wurden auch die Darstellungen des Nackten wieder allgemeiner, aber ganz im Sinne und Geiste der Gesellschaft, mehr, um damit zu reizen und aufzuregen, als das Ideal der Schönheit zu verkörpern, um es so dem Beschauer zu vermitteln und zum eigenen Besitz lebendig in ihm werden zu lassen. Eine neue Geschichte wurde der Malerei dadurch begründet, daß sie im 17. Jahrhundert in immer engere Beziehungen zum Leben und der Gesellschaft trat. Während sie bisher fast ausschließlich im Dienst der Kirche stand, eröffneten sich ihr jetzt die weiten Gebiete der Natur und des Lebens, und sie erlangte als Historienmalerei, als Landschafts-, Genre- und Bildnißmalerei selbständige Bedeutung und allmählich höchste Blüthe.

Digitized by Google

Auch die religiöse Malerei entlehnte ihre Stoffe vielfach der heiligen Geschichte, aber meist in so wenig historischer Treue und so freier Auffassung, daß sie nicht selten Jahrhunderte und selbst Jahrtausende auf einem Bilde vereinigte. Sie ließ dem Jesuskinde bei seiner Geburt Huldigungen von Zeitgenossen des schaffenden Künstlers darbringen und ihn von diesen auf den verschiedenen Stationen seines Lebens-, Wirkens- und Leidensganges begleiten. Dabei wurde sie auch auf landschaftliche und selbst genrehafte Darstellungen geführt.

Für die Ausschmückung der Paläste der Fürsten und die Prunksäle der Begüterten wählte man dann vorwiegend nur ästhetische Stoffe, welche eine mehr naturalistische Auffassung und Ausführung und zugleich eine reizvollere Behandlung nöthig machten.

So wurde die Malerei auf direktem Wege zur Natur wie zum Leben innerhalb derselben und in der Gesellschaft geführt, vornehmlich durch: Annibale Caracci, Guido Reni, Caravaggio, Velasquez, Murillo, van Dyck (der in dieser Richtung zugleich als Bildnißmaler zu höchster Vollendung kam), Rembrandt u. A.

Niederländische Meister waren es dann namentlich, welche selbst niedere Ereignisse in Natur und Gesellschaft zum Gegenstande ihrer Darstellungen machten, wie Peter Brueghl, David Teniers, Adrian van Ostade.

Andere, wie Gerhard Terburg, G. Dow, Gerhard Metzu, Franz von Mieris, entlehnten die Stoffe zu ihren Bildern mehr den höheren Kreisen der Gesellschaft und führten sie, wie jene, in möglichster Naturtreue aus.

In ganz gleicher Weise erfolgte auch die selbstständige Ausbildung der Landschaftsmalerei nur im Dienste und im Geiste der Gesellschaft, und sie erreichte schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Claude Lorrain einen bedeutenden Höhepunkt.

Digitized by Google

Auch an der sorgsamen Ausbildung des sogenannten Stilllebens hatte nur die Gesellschaft ein lebhaftes Interesse, der es daher auch fast ausschließlich als Ausdruck ihres besonderen Geistes und der so sehr veränderlichen Geschmacksrichtung dienstbar ist.

Es sind nach alledem immer mehr äußere, durch das praktische Bedürfniß herbeigeführte Beziehungen, in welche die sogenannten bildenden Künste zur Gesellschaft gebracht werden. Wenn auch Skulptur und Malerei nicht, wie die Baukunst, ihren Ursprung im Kampf um das Dasein, in der Nothwendigkeit der Befriedigung der untersten Bedürfnisse des Lebens haben, so wurden doch auch sie anfangs in ihrer Verbindung mit der Architektur wie diese, vorwiegend noch mehr praktischen Zwecken dienstbar und traten nur insofern zur Gesellschaft in ein näheres Verhältniß, als sie mehr individuelle Bedürfnisse befriedigen lernten. Damit erst konnten sie ihre wahrhaft läuternde Wirkung auf diese ausüben und auch deren schöpferischen Einfluß an sich selber erfahren.

Dichtkunst und Musik dagegen verfolgen schon bei ihrem frühesten Ursprung keinerlei praktische Zwecke: sie wurden früh immer nur als das Leben verschönernde Künste geübt und traten mit diesem daher in die engsten Beziehungen und vielfach verschlungene Wechselwirkung.

Das beiden gemeinsame Organ für ihre Aeußerungen, die Menschenstimme, ist jedem normalen Menschen ebenso von der Natur gegeben, wie die Fähigkeit seiner entsprechenden Verwendung. Daher mußten Dichtkunst und Musik auch die beiden Künste werden, welche sein ganzes Leben von der Wiege bis zum Grabe begleiten.

Dem Säugling wird das Liedchen der Mutter oder der Amme schon zum Sorgenbrecher, der ihn Hunger und andere Schmerzen vergessen läßt und ihn in festen Schlaf bringt.

Digiti

Meist früher als das Kind im zarten Alter den ersten Versuch zu sprechen macht, erhebt es sein Stimmchen, um sein inneres Behagen oder auch Unbehagen durch Laute kund zu geben, die freilich meist noch dem Krähen näher verwandt sind, als dem „Singen." Diesem entspricht schon mehr das „Summen", mit welchem das Mädchen ihre Puppe in Schlaf bringt oder der Knabe sein Spiel begleitet. Besondere Freude bereitet es dann den jungen Lieblingen, wenn sie ihr Gebet und die Kinderreime, die Auszählverschen und Spielliedchen nicht nur herzusagen, sondern auch zu singen vermögen. So werden Poesie und Gesang in der Kinderstube schon nicht nur zu reichen Quellen der reinsten Lust, sondern zugleich zu wichtigen Bildnern der Kinderseele.

Der Schule fällt dann weiterhin die Aufgabe zu, Poesie und Gesang sorgfältig und systematisch zu pflegen, und damit treten beide in ein so inniges Verhältniß zum Menschen und demnach auch zur Gesellschaft, wie keine der anderen Künste. Die Worte des Dichters werden zu „geflügelten Worten", die nicht nur ihrem Inhalt nach im Volksgemüth Boden fassen, sondern auch ihrem Wortlaut nach sich von Mund zu Mund fortpflanzen und als Sprüche und Lebensregeln für die verschiedensten Lebenslagen Verwerthung finden. Es genügt, hier auf die unschätzbare Fülle von Redewendungen hinzuweisen, mit welchen die großen und kleinen Dichter aller Zeiten und Länder den gesamten Sprachschatz bereichert haben. Damit wurde aber auch der künstlerische Schaffenstrieb im Volke geweckt, der im Volksliede auch die Entwickelung der Poesie wie der Musik als Künste in die rechten Bahnen leiten half.

Dadurch, daß das ausführende Organ für beide Künste jedem normal gebildeten Menschen von der Natur verliehen ist, und daß es zu seinem Gebrauch nur innerer Erregung bedarf, wird er noch nicht zum Künstler, und die naive Verwendung

Digitized by Google

der Stimmenwerkzeuge zum Ausdruck inneren Lebens ergiebt nicht auch schon ein Kunstwerk.

Das Volkslied liefert den unwiderleglichen Beweis: daß nicht der **Ausdruck** eines bestimmten Gefühlsinhalts für das Kunstwerk in erster Reihe entscheidend wird, sondern, wie bei den bildenden Künsten, einzig die **Form.**

Für den Ausdruck des ganzen Gehalts der Volkspoesie ist die ungebundene Redeweise, ist die Prosa nicht weniger geschickt, als die gebundene — das Lied, die Romanze und Ballade, — und das Volk bedient sich dabei der ungebundenen in viel ausgedehnterem Maße, als der gebundenen. Einer klagt dem Anderen sein Leid und berichtet ihm auch wohl von seinen Freuden in mehr oder weniger beredten, aber durchaus zwanglos gesetzten, nur einfach verständlichen Worten. Aber in besonderen Fällen, bei außergewöhnlichen Anlässen fühlt sich der Mensch gedrängt, in der höheren, kunstvolleren Form der gebundenen Rede von dem gesteigerten Leben in seinem Innern Kunde zu geben.

Weil unsere großen Dichter und Denker auch der Prosa, der für den gewöhnlichen Verkehr geschaffenen Redeweise, die sie ebenfalls pflegten, einen gewissen dichterischen Schwung zu geben wußten, ist dies Verhältniß von Poesie und Prosa vielfach falschen Deutungen ausgesetzt, die ganz besonders in unseren Tagen verhängnißvoll für die Dichtkunst zu werden drohen. Baukunst, Plastik und Malerei haben im Grunde keine Prosa, wenn man nicht ihre handwerksmäßigen Leistungen als solche bezeichnen will. Bei ihnen kommt der **poetische** Inhalt nur durch die kunstvollst gefügten Formen in höchster Treue zur Darstellung. Daß aber auch die **Dichtung** nur auf diesem Wege zur **Kunst** wird, bedarf nach dem bisher hier Erörterten kaum noch eines besonderen Nachweises.

Digiti

Nur weil in der neueren Zeit diese scharfe Grenze zwischen Poesie und Prosa nicht mehr entschieden genug gezogen wird, glaubt man, jener Aufgaben zuweisen zu dürfen, welche sie nimmer zu lösen vermag, meint man, sie in eine Stellung innerhalb der Gesellschaft drängen zu müssen, in welcher sie weit eher schädigenden, als die Gesittung fördernden Einfluß ausübt.

Beide machten den Entwickelungsgang der sogenannten bildenden Künste in umgekehrter Ordnung durch. Während die, von den Bedürfnissen des äußeren Lebens hervorgerufene handwerksmäßige Thätigkeit erst dadurch zur Baukunst, Plastik und Malerei führte, daß sie die Verkörperung bestimmter Ideen erstrebten, wurden Dichtkunst und Musik in der bewußten Absicht hervorgerufen, gewissen Anschauungen und Ideen nicht nur Ausdruck zu geben, sondern sie damit zugleich in faßbare Formen zu bringen, und erst, nachdem beide Künste eine gewisse Stufe der Ausbildung erreicht hatten, vermochten sie auch der Gesellschaft dienstbar zu werden.

Die Eigenthümlichkeit der doppelten Art sprachlichen Ausdrucks in gebundener und in ungebundener Redeweise machte sich früh bei allen Kulturvölkern geltend.

Die hebräische Dichtung ist noch nicht so eng gegliedert, wie die griechische, aber sie unterscheidet sich doch auch ihrer Form nach ziemlich scharf von der Prosa, in welcher die Geschichts- und Gesetzbücher abgefaßt sind, durch den sogenannten Parallelismus der Satzglieder, durch welchen die Psalmen und Hymnen ihre abweichende Form erhalten. Zwei ziemlich gleich gebildete und ihrem Inhalt nach verwandte oder auch einander gegenüberstehende Sätze werden zur Einheit verbunden. Wie dann hauptsächlich in den griechischen Kultusgesängen sich die Dichtkunst zu einer reichen Fülle von kunstvollen Formen entwickelte, das ist bekannt, und bis auf den heutigen Tag sind auch im christlichen Kultus gebundene und ungebundene

Digitized by Google

Redeweise, scharf geschieden, in Anwendung; für Lehre und Verkündigung ist jene gewählt, für den Erguß der frommen Gefühle diese. Die **Dichtungsformen** erwachsen demnach demselben Triebe nach **Gestaltung**, wie die anderen Künste in ihrer Eigenart. — Um die gewonnene Gottesanschauung auch den äußeren Sinnen faßbar zu machen, werden nicht nur Stein und Erz und Farben als Material verwendet, sondern auch Wort und Ton, indem man sie in ganz gleicher Weise wie Bausteine zu künstlichen Formen zusammenfügt. Für das Suchen und Forschen nach der Gottesidee und für ihre Darlegung und kritische Begründung genügt es, das Wort als Ausdrucks- und Verständigungsmittel zu verwenden. Um die Gottesanschauung auch der Phantasie zu vermitteln, erwies sich früh nothwendig, die Worte nicht nur ihrer logischen Bedeutung nach aneinanderzureihen, damit sie den rechten Sinn ergeben, richtig verstanden werden, sondern zugleich auch nach ihrem Klangwerth abgestuft, damit sie sich zu einem rhythmischen Gebäude zusammenfügen, in welchem die Idee faßbare Form gewinnt.

In dieser Doppelbedeutung, als gebundene und ungebundene Redeweise, als poetische und prosaische, ist die Sprache auch der Gesellschaft dienstbar geworden, und es erscheint durchaus falsch, wenn in neuerer Zeit durch die sogenannte naturalistische Schule den Kunstformen der Dichtkunst und der Musik der Krieg erklärt wird.

Daß das Ungewöhnliche, das nicht Alltägliche noch nicht unnatürlich ist, das erweisen klar Tanz und Marsch. Dem Zweck der Bewegung von einem Ort zum anderen entspricht das einfache, ungezwungene und ungeregelte Gehen vollständig, weshalb es hauptsächlich allgemein ausgeübt wird. Rein praktische Rücksichten sind es auch noch, welche veranlassen, daß beim Marschiren ein bestimmtes Zeitmaß festgehalten wird, das auf

Digiti

jeden Schritt gleichmäßig vertheilt ist. Die Besonderheit desselben giebt dem Marsch schon einen eigenen Charakter und demgemäß einen Inhalt; langsam ausgeführt, wirkt er feierlich, ernst, herabstimmend; schneller, mehr festlich, heiter, anregend.

Auch der Tanz ist nur ein Gehen — Treten, — „den Reien treten" ist die übliche Bezeichnung für Tanzen noch im Mittelalter, und daß er ebensowenig unnatürlich ist, wie der Marsch, beweisen uns die Kinder. Diese werden von innen heraus gedrängt, ohne weitere Anregung oder Anleitung, von ihnen oft unbewußten Stimmungen durch beflügelte und in einer gewissen Ordnung ausgeführte Schritte Kunde zu geben. Es ist der schöpferische Geist, der sich hier bereits thätig zeigt, um dem, was ihn erfüllt, in künstlerischer Form Ausdruck zu geben; der nicht nur darlegen, sondern auch gestalten, in kunstvoll gefügte Formen bringen will.

Jedenfalls waren Tanz und Marsch die ersten Aeußerungsformen dieses Schaffenstriebes, und da er im Tanz bei den Griechen namentlich so früh zu echt künstlerischer Ausbildung gelangte, wurde es ihnen leichter, die Formen für ihre Baukunst und Dichtkunst in so großer Fülle und Vollendung zu gewinnen. Das rhythmische Schema ihrer Tänze wurde auch zur Grundlage für ihre Versformen und zugleich auch zum Grundriß für ihre Tempel und Paläste.

Es erscheint daher vollständig ungerechtfertigt, die gebundene Redeweise deshalb für unnatürlich zu erklären, weil sie nicht die gewöhnliche Sprache des Verkehrs ist, um so mehr, als sie sogar namentlich für diese in unserer Zeit vielfach bei den verschiedensten Vorfällen im gewöhnlichen Leben eingeführt wird. Wer auch nur im bescheidensten Maße sich die Fähigkeit der sinngemäßen Verwendung von Vers und Reim zutraut, der wird sich nicht leicht damit begnügen, bei besonderen Gelegenheiten seine Herzensergüsse in einfacher Prosa zu bieten, auch wenn er sich nicht

Digitized by Google

den Dichtern beizählt. Der Freund schreibt dem scheidenden Freunde lieber einen fremden Gedenkvers in sein Stammbuch, als einen eigen verfaßten Spruch, weil er weiß, daß jener seine Wirkung seltener versagt, als dieser. Der poetischen Epistel aber gelingt es unbestritten leichter die Herzen zu rühren, als dem Briefe in Prosa, auch wenn dieser denselben Gedanken- und Empfindungsgehalt bringt. Dem Schreibenden erscheint die Fassung in rhythmischer Form selbst dann noch nicht unwahr und unnatürlich, wenn er sie entlehnte, sobald sie nur dem, was er selber denkt und empfindet, Ausdruck giebt. Die außergewöhnliche Form entspricht nur der außergewöhnlichen Gelegenheit, der sie dient.

Damit ist jedenfalls die Nothwendigkeit der kunstvollen Formen für die **Lyrik** wie für das **Epos** und das **Drama** begründet, und diese erscheinen weder als dem **Modegeschmack** unterworfene Schablonen, noch als willkürliche Gebilde des Genius oder der erhitzten Phantasie, sondern als Organismen, die auch der Genius nicht zu schaffen, sondern die er nur aufzufinden im stande ist.

Es erscheint demnach durchaus ganz falsch, organisch entwickelte Kunstformen nur deshalb für ausgelebt zu erklären, weil sie für vergangene Generationen Gültigkeit hatten. So lange der neue Geist der veränderten Zeiten nicht auch neue **Körper**formen erfordert und erzeugt, um nach anderer Richtung und in anderer Weise thätig zu sein, so lange bedarf es auch zu seiner künstlerischen Gestaltung keiner neuen **Kunstformen.** Wie vor Tausenden von Jahren finden auch heute noch die Bildhauer und Maler ihre Modelle zu einem Apollo, oder einer Venus, einer Madonna oder einem Christus, und seit Hunderten von Jahren müssen unsere Genre-, Landschafts- und

Geschichtsmaler immer dieselben Formen malen; statten sie diese zugleich mit dem neuen Geiste aus, so daß sie dessen Träger werden, dann schaffen sie etwas Neues, was ihnen Bedeutung verleiht. Das unterscheidet die **Form** von der **Formel** und der **Schablone**, daß sie als lebendiger Organismus sich dem veränderten Inhalt anschmiegt, unter seinem zwingenden Einfluß sich verengt oder erweitert, vertieft oder verflacht, ohne sich ganz aufzuheben.

So lange die Künste noch ausschließlich den höchsten und heiligsten Ideen dienten und deren Verkörperung in den vollkommensten Formen suchten und fanden, hatte man keinerlei Bedürfniß nach neuen Formen. Dies fand sich erst, als die Künste begannen, der Gesellschaft tributpflichtig zu werden, den niederen Zwecken des Lebens zu entsprechen, und damit selbst der Mode unterworfen wurden. Wie bereits erwähnt ist, verändert sich diese selten oder niemals nach Gesetzen innerer Nothwendigkeit, sondern wohl immer nur nach Laune und Willkür oder aus Ueberdruß am Bestehenden.

Kaum ein anderer Grund dürfte für die Achterklärung, mit welcher auch in unserer Zeit wieder einmal die historisch gewordenen Dichtungsformen belegt werden, wie für die Forderung nach neuen, einfach dem Leben abgeschriebenen, zu finden sein. Wie ungerechtfertigt beide sind, hat Goethe mit dem einzigen Satze dargethan: „Das Genie begreift, daß Kunst eben darum Kunst heißt, weil sie nicht nur Natur ist", und wenn er weiterhin fordert: „Des Künstlers Schöpfung sei so weit naturalistisch, daß sie wahr ist, und so weit ideal, daß sie nicht wirklich ist", so hat er damit die naturalistische Doktrin der Neuzeit in Bezug auf die Neugestaltung der Kunstformen vollständig widerlegt.

Wenn die Künste innerhalb der Gesellschaft auch nur das

Digitized by Google

Recht der Existenz, noch nicht einmal besondere Bedeutung gewinnen sollen, so müssen sie ihr doch etwas bieten, was der gemeinen Wirklichkeit fehlt. Wäre, was in neuer Zeit von den Begründern und Vertheidigern der naturalistischen Richtung wiederholt ausgesprochen wurde, „Dichten" nur „Sehen," so daß scharfe Beobachtung schon den Dichter machte, dann wären unsere Zeitungsberichterstatter mit ihrem oft so wunderbar scharfen Blick schon Dichter, was doch nicht leicht Jemand behaupten dürfte. Weil der künstlerische Instinkt des Volkes früh erkannte, daß nicht schon „Sehen" und „Empfinden" den Dichter macht, sondern erst die Fähigkeit, dem „Erschauten" und „Erlebten" auch außergewöhnliche und kunstvoll gefügte Formen zu geben, wurde er früh veranlaßt, diese vornehmere Weise der gebundenen Rede auszubilden, und nachdem durch Jahrtausende hindurch eine fast unübersehbare Reihe von Dichtern in den mannigfachsten Versmaßen und Versgebäuden von ihren Leiden und Freuden berichteten, braucht man doch wohl nicht anzunehmen, daß diese Fähigkeiten mit einem Mal verloren gegangen sein sollten. Glauben unsere Dichter von heute, diese urewigen Formen nicht mehr mit dem neuen Geiste erfüllen zu können, und meinen sie, diesem sei nur in der alltäglichen Umgangssprache Ausdruck zu geben, so dürfen sie wohl kaum den Anspruch erheben, als Dichter zu gelten; dann sind sie nichts weiter als Berichterstatter.

In diesem Sinne darf man selbst die Erzählung und den Roman in Prosa nicht eigentlich als zur Dichtkunst gehörig betrachten; es sind Uebergangsformen, die unter Umständen poetischen Werth haben und selbst die Wirkung höherer Form erreichen können, nicht nur, indem sie die klangvollere Redeweise der Dichtung annehmen, sondern selbst in gewissem Sinne auch die durchdachtere Form derselben. Durch die symmetrische Anordnung und übersichtliche Gruppirung der, aber nicht enger

Digitized by Google

und schärfer kunstvoll gegliederten einzelnen Partien, wird auch die Unform der Prosa aufgelöst zu mehr künstlerischer Wirkung.

Von diesem höheren Standpunkt aus, den damit die Prosadichtung gewinnt, fallen ihr auch die höheren Aufgaben zu, welche die Kunst im Dienste der Gesellschaft erfüllen soll. Die einfache Prosaerzählung darf sich dabei bescheiden, dem Neuigkeits- und Unterhaltungsbedürfniß des Lesepublikums, das den größten Theil der Gesellschaft bildet, zu genügen. Vom Roman schon verlangt man, wenn er als Dichtung gelten will, daß er nicht nur von Personen und Ereignissen berichtet, sondern daß er sie uns auch in dem Bestreben möglichst naturgetreu schildert, uns zugleich ein genaues Abbild des betreffenden Zeitabschnittes, währenddessen sich die Handlung vollzieht, zu vermitteln.

Die breite Ausführlichkeit, mit welcher der Roman hierbei verfahren muß, um unserer Phantasie und unserem Verstande den Gang der Begebenheiten und in der Charakteristik der handelnden Personen und der die Handlung beeinflussenden äußeren Zustände, wie der sie belebenden Ideen anschaulich und faßbar zu machen, erschwert die Anwendung der engeren und strengeren Formengesetze, aus deren gewissenhafter Beobachtung erst das Kunstwerk in wahrem Sinne des Wortes hervorgeht. Weil die Aufgaben, welche sich so der Roman stellt, im Grunde der Wissenschaft zufallen, erscheint für ihn, wie für diese die Prosa auch die geeignetste Darstellungsform. Wie der Wissenschaft, so bleibt auch ihm kein Gebiet des Lebens verschlossen; an keiner die Zeit bewegenden Frage braucht er vorüberzugehen; er darf den verschiedensten Zeitrichtungen das eingehendste Studium widmen, um die einzelnen Kulturepochen sowohl nach ihren hellsten und anmuthendsten, wie ihren dunkelsten und abstoßendsten Partien zu schildern; er darf, wie die Wissenschaft, in die Stätten des Elends und selbst des Lasters

Digitized by Google

hinabsteigen, um sie uns in den treuesten Farben zu schildern; aber wenn er dies thut, dann verliert er damit alle Beziehung zur Kunst, deren Aufgabe es nimmer sein kann, zu thun, was der Wissenschaft anheimfällt, weil sie allein es auch auszurichten vermag; das einzige Ziel der Kunst wird immer bleiben: das Schöne darzustellen, was wiederum nur sie allein im stande ist auszuführen.

Treffend hat Goethe das „Schöne“ als „die Manifestation geheimer Naturkräfte, die ohne dessen Erscheinen ewig wären verborgen geblieben“ bezeichnet. Diese Gesetze offenbaren sich auf der untersten Stufe schon in der Regelmäßigkeit der Formen, welche auch die unorganischen Körper annehmen. Nur dadurch erregen die Krystalle unser Interesse in höherem Grade, als das andere Gestein, das uns nur in der Massenhaftigkeit als Berg und Gebirge imponirt, und wir suchen die Wirkung, welche die Edelsteine durch Farbe und Glanz bereits ausüben, zu erhöhen, indem wir ihnen durch Schleifen die regelmäßigsten Formen geben. In gleicher Weise werden Metall, Marmor, Sandstein, Holz und dergl. belebt, daß man ihnen die Formen des menschlichen und thierischen Körpers oder der Pflanzen aufzwingt. Dichtkunst und Musik verarbeiten in Ton und Wort schon ein durchaus beseeltes Material; soll jene aber nicht nur verständlich und diese nicht nur sinnlich reizend wirken, sondern sollen beide auch die Anschaulichkeit des Kunstwerks erhalten, dann müssen sie auch die Formen desselben annehmen.

Das ist bei der Lyrik, wie schon vielfach angedeutet werden konnte, auch im Dienst der Gesellschaft niemals unbeachtet geblieben. Das Gesellschaftslied, die Kriegs- und Revolutionslieder sind ebenso, und zwar in dieselben Formen,

Digitized by Google

gegossen, wie das religiöse Lied. Die Streiter Gottes, wie die der Welt gingen unter der Gewalt derselben Rhythmen und Versformen zum Kampf und zum Tode, mit denen sie ihrem Gott dienten und in denen sie ihren profanen Empfindungen ebenso Ausdruck gaben, wie ihren frommen.

Wie gleichfalls schon angedeutet wurde, erging es dem Epos im Dienst der Gesellschaft nicht so gut, es gab meist die kunstvolle Gestaltung auf und wurde zur Prosadichtung, die nur noch sehr bedingt als Kunstgattung zu bezeichnen ist, weil sie dem profanen Zweck entsprechend auch die profane Form, oder besser Unform annimmt. Daß das aber durchaus nicht einmal im Sinne der größeren Massen geschieht, das hat der ungeheure Erfolg bewiesen, den einzelne in gebundener Rede gehaltene Epen, wie „Otto der Schütz“ und „Der Trompeter von Säckingen“ und selbst die reizende Märchendichtung, „Waldmeisters Brautfahrt“ auch in unserer Zeit errangen.

Wenn auch die „Bretter der Bühne die Welt bedeuten sollen“, so ist es doch durchaus unzulässig, die dramatischen Formen auf die bloße Nachahmung dieser Welt der Wirklichkeit zu beschränken, schon aus dem praktischen Grunde, weil die Bühnendarstellung auf dem engsten Raume und in der kürzesten Zeit von wenig Stunden Ereignisse vorführt, die in Wirklichkeit meist einen breiten Boden und oft lange Zeit für ihre Durchführung bedürfen. Der Dramatiker darf ihnen gegenüber deshalb durchaus nicht nur Beobachter sein, sondern muß zum „Dichter“, oder besser „Verdichter“ werden, welcher die handelnden Personen zu Charakteren verdichtet und die Ereignisse zu so innerer Geschlossenheit und Folgerichtigkeit zusammenfaßt, wie sie in der Wirklichkeit selten oder nie vorhanden sein dürften.

Eine arge Begriffsverwirrung verräth es aber, wenn der Naturalismus unserer Tage sogar die Sprache der Alltäglichkeit, der platten Wirklichkeit für die Darstellungen aus dem Gebiet

Digitized by Google

derselben fordert. Wie bei den anderen Künsten zur Ausführung des Kunstwerks immer das edelste Material gewählt werden soll, so auch bei der **Dichtkunst**; das aber ist nur die Sprache in ihrer vollendetsten Form. Als solche aber erscheint nicht allein die Schrift- und Buchsprache, sondern es können auch die verschiedenen Dialekte durch die Form geadelt werden, wie das eine Reihe von Dichtern: Hebel, Holtey, Groth, Reuter, Anzengruber, Rosegger, Stieler u. A. erwiesen haben. Sie haben nicht nur Wörter und gewisse Wendungen dem Volke abgelauscht und nachgeahmt, sondern aus dem Geist der Sprache heraus gedichtet, um in der Dialektdichtung dem Geist des Volkes echten Ausdruck zu verleihen. In diesem Sinne erscheint es selbst vollauf gerechtfertigt, Dialekte und selbst fremde Sprachen, in, im übrigen in der Schriftsprache gehaltenen Dichtungen einzuführen, ohne die Stileinheit damit zu verletzen, wenn es gilt, Personen und einzelne Situationen besonders scharf zu charakterisiren, wie, um nur auf einige Beispiele hinzuweisen, Lessing in seinem „Marquis" in „Minna von Barnhelm", Shakespeare in mehreren seiner Dramen.

In gleicher Richtung entscheidend, wie bei der Plastik und der Malerei, wurde die Gesellschaft auch für die Entwickelung der dramatischen Formen dadurch, daß sie von ihnen ganz direkte Förderung ihrer, man möchte sagen persönlichen Interessen forderte. Die Bedeutung der Schaubühne für die Gesellschaft hat Schiller schön und zutreffend mit den Worten bezeichnet: „Die Schaubühne giebt Anschauung und lebendige Gegenwart. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder, als Moral und Gesetz."

Das erkannten die Leiter und Bildner der Völker früh;

Digitized by Google

dramatische Darstellungen wurden bei dem bedeutendsten Kulturvolk der alten Welt, den Griechen, eins der wichtigsten Bildungsmittel derselben. Die großen dramatischen Dichter: Sophokles, Aeschylos und Euripides haben durch ihre Tragödien an den, meist der Mythe und Sage entlehnten Stoffen die sittlich-religiösen Wahrheiten, den Gang der sittlichen Weltordnung ihrem Volke zu lebendiger, machtvoll wirkender Anschauung gebracht; Aristophanes aber übte in seinen Komödien an Staat und Gesellschaft die herbste und vernichtendste Kritik, indem er ihre Schäden schonungslos und mit einer nahezu cynischen Aufrichtigkeit aufdeckte.

Seitdem sind beide: Tragödien und Komödien im gleichen Sinne bei den Völkern mit fortschreitender Kultur weiter gebildet worden. Im Dienste der Interessen der bürgerlichen Gesellschaft wurde die „Tragödie" zum bürgerlichen Schauspiel vereinfacht, die Komödie aber zum Lustspiel verklärt. Dies geißelt die Thorheiten der Gesellschaft nicht mit zersetzendem und vernichtendem Spott, sondern mit Witz und Ironie, und erhebt damit auch die niederen Kreise des Lebens auf die höhere Stufe, auf welcher sie, der Prosa entrückt, zu würdigen Darstellungsobjekten für die Kunst werden. Der Komödienschreiber schildert mit Vorliebe die Schatten- und Nachtseiten des Lebens in ihrer nackten Wirklichkeit und erregt damit meist nur jenes Unbehagen, das diese Wirklichkeit selbst hervorbringt, und das der Erhebung und der Befreiung, welche die Kunst erzeugen soll, direkt entgegengesetzt ist. Weil die dramatische Darstellung viel stärker wirkt, als die bloße Schilderung der Erzählung, so erscheinen für diese noch eine ganze Reihe von Begebenheiten aus den niedersten Lebenskreisen angemessen, welche für die dramatische Darstellung als durchaus untauglich erklärt werden müssen.

Der vielfach mißdeutete Satz des Aristoteles: Der Zweck

Digitized by Google

der Tragödie sei die Reinigung der menschlichen Leidenschaften durch Erregung von Furcht und Mitleid", findet hierbei gewiß keine Anwendung, denn diese Stoffe erzeugen vielmehr Abscheu und Ekel, als Furcht und Mitleid. Damit aber wirken sie vielmehr entsittlichend, als veredelnd und bessernd. Es ist außerordentlich verwunderlich, daß die Abschreckungstheorie, die in der Kriminaljustiz, nachdem sie durch Jahrtausende hindurch einen so verderblichen, die Verthierung und Verwilderung der Menschheit nur befördernden Einfluß ausgeübt hat, vollständig aufgegeben und beseitigt worden ist, nunmehr im modernen Drama zu neuem Leben erweckt werden soll; die dramatischen Dichtungen unserer sogenannten naturalistischen Dichterschule bieten uns auf der Bühne kaum etwas anderes, als was wir in Krankenstuben, Lazaretten und Irrenhäusern oder bei öffentlichen Exekutionen am Galgen und Schaffot erleben, und es war nur eine ganz nothwendige Konsequenz, daß schließlich der Scharfrichter selbst noch mit geschwungenem Beil seines Amts dabei waltete. In das Gebiet der Kunst gehören solche scenische Darstellungen menschlicher Verkommenheit ganz gewiß nicht mehr.

Es liegt im Begriff der Tragödie, daß sie neben menschlicher Hoheit und Größe auch die verheerenden Leidenschaften und Schwächen zur Anschauung bringt, aber nicht auch das Laster in seinen ekelhaftesten Formen; aufopfernde Herzensgüte soll mit frevelnder Bosheit im Kampf gezeigt werden, aber nur so, daß diese jener zu erhöhter Wirkung verhilft; das Drama soll das Ewigmenschliche in plastisch anschaulicher Form darstellen, aber nicht auch das Bestialische. Dies zu ertödten, ist im Gegentheil Aufgabe der Einwirkung der Schaubühne. Den aristotelischen Zweck: „Die Reinigung der menschlichen Leidenschaften" wird deshalb auch nur die den höchsten und heiligsten Ideen dienende Tragödie erfüllen, und nicht auch die Komödie, in welcher die niedern, seine

Verwandtschaft mit dem Thier erweisenden Triebe im Menschen vorherrschend bewegend sind.

Diese erlangen eine verwandte Wirkung nur im Lustspiel, wo sie, mit dem Zauberlicht des Humors übergossen, verwirrend, aber nicht zerstörend wirken; Unfug aller Art ausführen, ohne verbrecherisch zu werden, zu Lug und Trug getrieben, aber entlarvt und bestraft werden. Nicht in seinen beengenden und herzbeklemmenden Leiden und Mühseligkeiten zeigt uns das echte Lustspiel die Alltäglichkeit, sondern in dem freundlicheren Licht thatkräftiger Freude am Leben, das erträglicher zu machen sie recht wohl geeignet ist und so ermöglicht, sich innerhalb dieser trübseligen Welt leichter zurechtzufinden. Indem die Schwächen Anderer vorgeführt und gegeißelt werden, lernen wir die eigenen besser erkennen, und die Verwickelungen, welche Thorheit, Leichtsinn oder Bosheit herbeiführen, helfen uns die Mittel erwägen, um uns selbst davor zu schützen. Wir werden veranlaßt, auch unbehaglicheren Verhältnissen, denen wir im Leben gern, sobald es nur angeht, entrinnen, näher zu treten, und es gewährt schließlich Vergnügen, das, was im Leben leicht bedrückt, vor der Schaubühne in behaglicher Stimmung anschauen zu dürfen; es erhöht die Freude am Leben, wenn auch die unerquicklichen Verhältnisse in dieser Weise zu einer Quelle des Vergnügens umgestaltet werden. Wir erkennen mit Verwunderung, daß auch in diesen an sich unbehaglichen Verhältnissen des Lebens hinreichend Poesie vorhanden ist, um sie erträglicher zu machen, als sie ihrem Wesen nach sein können. Diese **Poesie** herauszufinden, ist des **Dichters** Sache; das vermag er aber nimmer durch „**Sehen**" als scharfer **Beobachter**; denn diese Poesie ist eben nicht zu **sehen** und zu **beobachten**, sie muß gefühlt werden mit jenem inneren Organ, das nur den Auserwählten verliehen wird.

Der Kunstwerth der naturalistischen Komödie ist nicht

Digitized by Google

höher, als der des Tendenz-Dramas, mit welchem einst das junge Deutschland den politischen Ideen zwingenden Ausdruck verleihen wollte, und sie wird kaum größeren Einfluß für die Entwickelung der Kunst in unserer Zeit gewinnen, als dieses.

Noch geringwerthigere dramatische Formen hat sich weiterhin die Gesellschaft im Schwank und der Posse geschaffen, die hauptsächlich nur dem mühelosen Unterhaltungsbedürfniß genügen, selbst nicht einmal immer nach dem Maßstab der Durchschnittsbildung der großen Masse gemessen. Wie die Komödie und das bürgerliche Schauspiel hauptsächlich auf die Thränendrüse, so spekuliren Schwank und Posse meist nur auf die Lachmuskeln, und sie haben beide in der Regel dann den größten Erfolg, wenn sie damit Verstand und Urtheilskraft außer Thätigkeit setzen.

Es liegt in der durch den höheren sinnlichen Reiz, welchen die Musik ausübt, bedingten Eigenart derselben, daß sie sich noch inniger mit dem Leben verbindet, noch tiefer in alle besonderen Verhältnisse desselben eingedrungen ist. Weil die Melodie der Dichtung erhöhte Wirkung verleiht, findet auch der Gesang schon in der Kinderstube seine erste bedeutsame Pflege, und er wird dann in Schule und Haus fleißig geübt, um hier, wie in der Kirche und im Leben überhaupt, seine erziehliche Macht zu erweisen.

Ganz besonders durch das Christenthum ist ihm diese bevorzugte Stellung angewiesen worden. Im Kultus der Völker der alten Welt fanden hauptsächlich die nur sinnlich reizvoll wirkenden Mächte: Rhythmus und Klang, und dementsprechend auch gewiß schallstarke Instrumente Verwendung. Selbst von den Juden wie auch noch von den Griechen war die Melodie nur in ihren untersten Anfängen aufgefunden worden. Zu der freien Entfaltung, durch welche sie erst zu der die Herzen bewegenden Macht wurde, gelangte sie nur durch das Christenthum. Unter seinem andauernden Einfluß vollzog sich dann auch erst

Digitized by Google

die Verschmelzung der Melodien zur Harmonik, auf deren Grunde die Vokalmusik in einer staunenerregenden Fülle von gewaltig wirkendem Formen zum überzeugendsten Ausdruck christlicher Gottesanschauung, von einer großen Reihe gottbegnadeter Meister auf eine hohe Stufe der Vollendung geführt wurde.

Die frommen Kirchenmelodien gaben dann dem schöpferischen Volksgeist Anregung und Anleitung, in der weltlichen Volksmelodie für sein, von Natur und Leben erfülltes Herz auch den entsprechend wohlgeformten Ausdruck zu finden.

Wie die Liedform, welche für die Weiterentwickelung der gesamten Vokalmusik entschieden bedeutungsvoll wurde, so erscheinen auch die Tanzformen, auf deren Organismus sich die gesamte Instrumentalmusik aufbaute, als das ganz direkte Erzeugniß der Gesellschaft. Im Dienst der Kirche gediehen die für den christlichen Kultus bestimmten Vokalformen zu höchster Blüthe, und in derselben Weise erwuchs im Dienste und unter dem entscheidenden Einfluß der Gesellschaft die sogenannte Hausmusik, welche zunächst die instrumentalen wie vokalen Musikformen umfaßt, die hauptsächlich dem Bedürfniß des Lebens entsprachen: Tanz und Lied. Die Formen des Marsches wie des Tanzes sind nicht, wie die übrigen Musikformen, durch einen besonderen Inhalt erzeugt, sondern zum Zweck der Regelung der äußeren Bewegung einzelner oder mehrerer Personen erfunden worden. Im Grunde ist es daher nur nöthig, den gleichmäßigen Rhythmus, in welchem die Bewegung stattfinden soll, durch ein stark schallendes Instrument zu markiren. Daß aber durch die Verschiedenheit dieses Rhythmus und durch das besondere Zeitmaß seiner Ausführung schon eine Art von Charakteristik zu erreichen ist, konnte schon erwähnt werden; diese wird dann noch durch den Hinzutritt der Melodie und der Harmonie bedeutend erhöht, denn diese dienen nicht mehr nur der Bewegung, sondern sie sind vermögend,

Digitized by Google

auch der Stimmung Ausdruck zu geben, durch welche diese Bewegung hervorgerufen und beherrscht ist. So werden auch Tanz und Marsch zu Kunstformen, die in der Hausmusik ihren Platz finden. Unsere größten Meister der Tonkunst haben beide Formen mit einem Inhalt erfüllt, der befruchtend auf Phantasie und Gemüth wirkt, nicht nur die Beine in Bewegung setzt. Aber auch nur dann gehören Tanz und Marsch in die Hausmusik; wenn sie nur der Bewegung dienen, sollen sie auch nur auf dem Tanzboden oder dem Exerzierplatz ausgeführt werden.

Mehr noch als bei den verschiedenen Formen der Plastik und der Malerei, welche im Hause Eingang finden konnten, ist der Modegeschmack verhängnißvoll für die der Hausmusik angehörigen Formen geworden, in der sogenannten Unterhaltungsmusik.

Es ist hier wohl kaum noch zu erwähnen, daß auch die Tonkunst, ebenso wie die anderen Künste, ihre höchsten Aufgaben nur auf allen Gebieten des geistigen Lebens findet: die Herzen zu rühren und für alles Große und Schöne empfänglich zu machen, im Hause wie in der Kirche, im Konzertsaal und im Theater. Allein auch an sie stellt das Leben mit Recht die Anforderung, daß sie sich seinen besonderen Bedürfnissen fügt und selbst den niederen Interessen dienstbar wird. Die leichte, aber geistvolle Unterhaltung gehört mit zu den Bedingungen der Behaglichkeit eines geistig angeregten Lebens, und diese kann die Unterhaltungsmusik nur erfüllen, wenn sie die höhere Stufe erreicht, auf welcher sie immer noch künstlerischen Werth behält. Hierzu rechnet man namentlich die kleinen Klavierformen: Das „Lied ohne Worte“, das „Präludium“, „Impromptu“ Phantasiestück, „Nocturno,“ die Improvisation, die Bagatelle und welche Namen sonst gewählt werden, um Instrumentalformen zu bezeichnen, die nur den Werth der mehr

Digi

oder weniger geistreichen Unterhaltung beanspruchen. Daß auch die verschiedenen Tanzformen: Sarabande, Gavotte, Menuett, Polonaise, Walzer, Mazurka und dergl., von unseren größten Meistern zum Zweck der geistvollern Unterhaltung, nicht für die Regelung der körperlichen Bewegungen des Tanzes und Marsches behandelt wurden, konnte ebenfalls schon erwähnt werden.

Weil das am meisten dazu verwendete Instrument: das Pianoforte, sowohl durch seine Technik wie durch die ihm eigenthümliche Klangfarbe leicht zu Virtuosenkünsten und zu Klangspielereien verleitet, liegt die Gefahr nahe, daß diese direkt durch das Bedürfniß der Gesellschaft erzeugten Instrumentalformen in der sogenannten Salonmusik allen Inhalt verlieren, zu leeren Näschereien werden, die keinen reellen Werth mehr haben. Aber auch als solche sind sie noch nicht vollständig zu verwerfen und auszuschließen, ebensowenig wie das Zuckerwerk aus dem sonst ganz gesund fundirten Haushalt.

Höher als diese Klaviermusik ist für die Hausmusik aber immer die Vokalmusik, und hauptsächlich das gesungene Lied zu schätzen, so lange es nicht ebenso wie die Salonmusik in leeren Effekten mit Klängen und Klingeleien untergeht.

Obgleich das gesungene Lied mit dem Wort begriffliche Bestimmtheit erwirbt, so ist es doch nicht in derselben Weise wie das nur recitirte Gedicht in den Dienst der Tagesinteressen zu stellen möglich geworden. Auch die altchristlichen Hymnen der Urkirche haben ihre siegende Gewalt ebenso hauptsächlich durch die Melodie erhalten, wie die Lieder der Reformation und der Revolution und die Kriegslieder der neuen Zeit. Aber diese Melodien sind immer nur im stande, Begeisterung zu wecken und zu erhalten, aber nicht, sie nach bestimmter Richtung zu führen, das vermag einzig und allein nur das Wort.

Deshalb vermochte auch der wechselnde Zug der Gesellschaft

Digitized by Google

die Musikformen nicht so zu beeinflussen, wie sie es noch bei den Dichtungsformen zum Theil vermochte, wenn auch nicht mit andauerndem Erfolg. Größere Gefahren brachte ihrer Organisation das Streben nach Volksthümlichkeit und allgemeiner Verständlichkeit.

Nachdem die Musik diejenige Kunst geworden ist, welche in alle Schichten des Volkes eindrang, möchte sie auch jeder Einzelne nach seinem persönlichen Verlangen und Bedarf organisirt und ausgeübt wissen. Jedem Einzelnen soll sie nicht nur den gewünschten Genuß und Gewinn gewähren, sondern auch wo möglich einige Melodien mit auf den Weg geben, durch die er sich seine Arbeit erleichtern und das Leben in Haus und Hof schmücken kann. — Nur die großen Meister haben es auch hier verstanden, dieser Anforderung zu genügen, ohne die Kunstformen zu schädigen; sie lauschten auf das Bedürfniß auch der weniger kunstgebildeten Kreise und schufen aus deren Empfinden und Anschauen heraus, aber so, daß sie zugleich auch allen Anforderungen der Kunst genügten, ebenso wie die Meister der Plastik und der Malerei, deren bereits Erwähnung geschah. Von Johann Sebastian Bach, Josef Haydn und Beethoven sind nur wenige Melodien in das Volk gedrungen, aber eine ganze Reihe ihrer größten Werke sind trotzdem volksthümlich geworden, und zwar in ihrer Gesamtheit, weil sie einen volksthümlichen Gehalt in vollendeter Form gestalten. Mozart, Karl Maria von Weber, Schubert, Mendelssohn aber haben daneben auch eine Reihe von tiefempfundenen Melodien gefunden, welche zum ganz naturgemäßen Ausdruck für viele Millionen wurden, in deren Munde und Herzen sie sich für alle Zeit festsetzten.

So wirken Kunst und Gesellschaft empfangend und gebend in rechter Weise aufeinander ein. Durch die sich verändernden Interessen der Gesellschaft werden der Kunst

neue Stoffe für ihre Darstellung zugeführt, und giebt diese sie jener dann in rechter und echter künstlerischer Bearbeitung zurück, so verhilft die Kunst der Gesellschaft erst zur vollen Kenntniß ihrer selbst, ihres Geistes und des eigensten Ziels ihrer Bestrebungen. In niedrige, unkünstlerische Formen gegossen, verliert dagegen auch der bedeutsamste Gehalt an Wirkung, während die schöne Form selbst ohne einen bedeutsamen Inhalt immer noch als schöne Form eine gewisse Wirkung erzielt. Die unkünstlerische **Form**, wie der unkünstlerische **Inhalt** lassen nicht nur die **Kunst**, sondern auch die **Gesellschaft** verwildern, wenn sie ihr andauernd geboten werden.

Der besondere Antheil, welchen die Bedürfnisse der Gesellschaft an der eigenthümlichen Entwickelung der einzelnen Künste nach bestimmten Richtungen nahmen, wurde zum Theil auch von der Stellung bedingt, welche die ausführenden Künstler innerhalb der Gesellschaft erlangten. Diese war bei keiner der anderen Künste in den verschiedenen Jahrhunderten und Jahrtausenden so verschieden, wie bei den ausübenden Musikern und den Jüngern der Schauspielkunst.

Architekten, Bildhauer und Maler gehörten früher, weil sie die nothwendigsten Lebensbedürfnisse nicht nur schaffen, sondern auch, wie nur irgend möglich, genußreich zu gestalten wußten, immer zu den bevorzugtesten Klassen der menschlichen Gesellschaft in den verschiedenen Jahrtausenden und bei den verschiedenen Völkerschaften. Wenn ihnen auch nicht immer und überall die höchsten Ehren zu theil wurden, so waren sie doch niemals so, als geächtet von der Gesellschaft ausgestoßen, wie durch Jahrhunderte hindurch die ausübenden Instrumentalmusiker, die sogenannten Spielleute und die Schauspieler. Bei den Völkern, bei welchen die Spielleute auch im Kultus verwendet wurden, wie bei den Juden, den Griechen und Römern, standen sie auch hoch in Ehren; nicht so zunächst im Christenthum,

Digitized by Google

welches die Instrumente vom Gottesdienst bald ausschloß und nur Singstimmen zuließ. Daher entfaltete sich unter dem Einfluß der Lehre Christi die Vokalmusik bis zu einer Höhe, welche sie bei keinem Kulturvolk vorher erreicht hatte.

Daneben wurde zwar das Instrumentalspiel außerhalb der Kirche von den Spielleuten weiter gepflegt, aber diese wurden bald von der Feindschaft der Kirche hart verfolgt, mit Acht und Bann belegt, so daß sich auch die bürgerliche Gesellschaft veranlaßt sah, sie auszustoßen, zumal ihre Sitten wohl auch eine so harte Maßregel rechtfertigen, wenn nicht gar nothwendig machen mochten.

Erst als die Trompeter und Pauker an den Höfen der Fürsten Aufnahme fanden, um den Glanz derselben zu erhöhen und im Kriege wichtige Dienste zu leisten, wurden diese Gattung Musiker als ehrlich erklärt und in die Gesellschaft aufgenommen, durften sich aber mit keinem vagirenden Spielmann „gemein machen", wenn sie nicht ihrer Vorrechte verlustig werden wollten. So kam es, daß die Trompeter und Pauker sich auch bald durch ihre besondere Kunstfertigkeit vor den übrigen Instrumentenspielern auszeichneten.

Erst als diese dann auch seßhaft wurden, als die Städte nach dem Vorbilde der Fürsten gleichfalls zunächst einzelne Spieler — die sogenannten Thürmer und Rathsmusikanten — besoldeten und dann Stadtmusikchöre einrichteten, konnte eine systematische Ausbildung der Instrumentalmusik, der Einzelleistung wie der chorischen Gesamtwirkung, erfolgen. Diese Stadtmusikchöre kamen dann auch wieder mit der Kirche in nahe Beziehungen durch die Kantorei oder den Stadtsingechor, mit dem sie sich auch zur Ausführung religiöser und reinkirchlicher Werke in der Kirche und bei festlichen öffentlichen Angelegenheiten verbanden, und in dieser vielseitigen Thätigkeit in Kirche und Leben fanden beide, der Instrumentalchor und

der Vokalchor, nicht nur den Antrieb, sondern auch die reichste Fülle von Stoff für die Weiterentwickelung aller Musikformen, der instrumentalen, wie der vokalen. Die protestantische Kirchenmusik namentlich zog aus den engeren Beziehungen zum Leben, in welche die Musik damit kam, den größten Nutzen. Durch die Verschmelzung der alten erhabenen Kirchenmelodien, in denen das Dogma der alten Kirche zu gewaltig wirkenden Tonformen verkörpert erscheint, mit den aus dem individuellen Volksempfinden hervortreibenden profanen Melodien gewann sie die neuen, dem Ausdruck des religiösen Volksempfindens jedes Einzelnen dienenden Melodien des Gemeindegesanges. Auf ihrem Grunde entfaltete sich dann die protestantische Kirchenmusik zu dieser staunenerregenden und gewaltig wirkenden Fülle und Größe, weil sie sich nicht scheute, die aus dem Gebiet der profanen Musik gewonnenen reicheren Mittel auch dem Ausdruck des religiösen Empfindens dienstbar zu machen.

Indem der große Reformator und seine Mitarbeiter den in der Gesellschaft erzeugten und deren Denken und Empfinden voll und ganz entsprechenden weltlichen Melodien, um sie dem Ausdruck religiösen Empfindens dienstbar zu machen, namentlich in dem bunten, leichtfüßigen Rhythmus das nur sinnlich reizvolle Element ihrer Wirkung abstreifte, zeigte er zugleich den Meistern den Weg, wie sie auch die Ausgestaltung ihrer kirchlichen Tonwerke den Anforderungen der Gesellschaft entsprechend, durch die weltliche Musik beeinflussen lassen mußten, ohne die Kunstgesetze und den Charakter der Kirchenmusik zu verletzen. Ganz in demselben Sinn und Geist wurden dann die ganz im profanen Leben erzeugten Formen des Tanzes und des Gesellschaftsliedes als weltliche Musik weiter gebildet.

Wir müssen uns hier mit der bloßen Andeutung begnügen, daß der Tanz namentlich Anregung und Anleitung gab, auch die Formen der Instrumentalmusik bis zu den breiten, zusammengesetzten zu

Digitized by Google

organisiren, und das Lied gab dann, wie der Tanz, auch den Instrumentalformen überhaupt erst einen bedeutsameren, und vor allem individuellen Inhalt.

Auch für die Organisation der Oper wurden die, durch die Gesellschaft seit dem 16. Jahrhundert immer eifriger als Kunstformen gepflegten Tänze hochbedeutsam. Die der französischen Oper ist fast ausschließlich auf sie zurückzuführen. Lully, der eigentliche Begründer derselben, ging von dem, aus den Gesellschaftstänzen der Zeit Ludwig XIV. gewonnenen pantominischen Ballett mit Chören aus und gelangte allmählich zu der Opernform, die hauptsächlich durch Rameau weitergebildet wurde, und dann auch für Gluck und Mozart bei ihrer Neugestaltung der dramatischen Formen überhaupt nicht einflußlos bleiben konnte.

Nicht minder bedeutungsvoll, aber meist viel weniger günstig als auf die selbstschöpferisch thätigen Künstler einwirkend wird die Gesellschaft auf die ausübenden Künstler: die Sänger und Sängerinnen, Instrumentalvirtuosen und Schauspieler.

Im Grunde erscheint eine solche noch weniger gerechtfertigt, als bei den selbstschöpferischen Künstlern, weil der Darstellende an das Kunstwerk und die Intentionen seines Schöpfers gebunden ist. Allein diese unterliegen meist so mannigfachen Deutungen und nach den inneren und äußeren Mitteln der darstellenden Künstler so verschiedenen Auffassungen, daß sich bestimmte Regeln kaum annährend für die Darstellung auch der größten Meisterwerke geben lassen.

Für die Ausführung von Tonstücken haben deren Schöpfer allmählich einen großen Apparat von näheren Bezeichnungen nicht nur für die Wahl des Zeitmaßes, in welchem das Tonstück ausgeführt werden soll, sondern auch für den besonderen Charakter, in welchem es gehalten sein muß, aufgeboten, und in allerneuester

Digitized by Google

Zeit ist das Verfahren so weit ausgedehnt worden, daß fast jeder einzelne Ton seine besondere Vortragsbezeichnung erhält, ohne daß dadurch eine größere Uebereinstimmung erreicht wurde. Beinahe scheint es, als ob im Gegentheil dadurch die Zerfahrenheit noch gesteigert worden wäre, weil jede einzelne Bemerkung immer wieder besondere Auffassung zuläßt und diese sich bei der Vielheit der Bezeichnungen nothwendig fast verwirrend mehren müssen.

Es ist demnach gewiß zu billigen, daß den Ausführenden die Auffassung des Kunstwerkes durch derartige erläuternde nähere Bezeichnungen erleichtert wird; nur darf das Verfahren nicht so weit getrieben werden, daß es verwirrend wirkt und die Selbstthätigkeit und die Entfaltung der Individualität des Darstellers einengt. Sie müssen nur der Willkür desselben vorbeugen, nicht aber der Entfaltung seiner eigenartigen Kräfte und Mittel Fesseln anlegen, denn diese bilden immer eine der Hauptmächte zur Erreichung seines Erfolges. Auf diesen aber müssen die ausführenden Künstler immer mehr bedacht sein, als die selbstschöpferischen. Wie es diesen gelingt, durch Beharrlichkeit in der angeschlagenen Richtung ihren Schöpfungen selbst bei dem anfangs widerstrebenden Publikum Eingang und Anerkennung zu erzwingen, konnte schon hier gezeigt werden. Dem ausführenden Künstler wird das ungleich schwerer, weil der augenblickliche Erfolg der einzelnen Leistung schon bestimmend für seine Werthschätzung und damit für den Grad seines Einflusses in der Gesellschaft wird.

Das in Worten oder Tönen dargestellte Kunstwerk gewinnt oder verliert nichts an dem ihm innewohnenden Werth durch die Ausführung; dieser kommt durch sie nur mehr oder weniger erkennbar zur Erscheinung, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß das Werk der Welt erhalten bleibt, auch wenn es seiner Zeit nicht bekannt oder von ihr nicht gewürdigt wird, und

Digitized by Google

daß es dann nach Jahrhunderten erst zur Kenntniß und zur rechten Werthschätzung gelangt.

Für die ausübenden Künstler wird dagegen der augenblickliche Erfolg ihrer Leistungen von schwerwiegendster Bedeutung, und sie treten damit in ein nahezu persönliches Verhältniß zur Gesellschaft, das mit mancherlei Gefahren für Beide verknüpft ist.

Im Grunde dürften die darstellenden und ausübenden Künstler die besonderen Neigungen und Bedürfnisse des Publikums noch weniger berücksichtigen, als die schaffenden, deren Anleitung zu folgen die Ausübenden im Grunde nur verpflichtet sind. Ihre Aufgaben sind ihnen in lesbaren Zeichen möglichst genau vorgezeichnet; aber die besondere Art ihrer Ausführung, der Verlebendigung durch die, den Darstellern eigenen inneren und äußeren Mittel der Darstellung hängt ebenso von der Eigenart dieser Mittel ab, wie von der besonderen Auffassungsweise, welche Töne und Worte selbst bei haarscharfer Bestimmung immer noch zulassen. Auf dieser Besonderheit der Individualität auch des ausübenden Künstlers beruht hauptsächlich der größere oder geringere Erfolg desselben.

Dabei ist aber selbst der besondere Geschmack und hier die besondere Neigung im Publikum im gewissen Grade zu beachten. Was bereits ausgesprochen wurde, daß, wer dasselbe gewinnen will, zu ihm hinabsteigen muß, nicht um auf seinem niederen Standpunkt mit ihm zu verharren, sondern um es allmählich auf den höheren und womöglich auf den höchsten zu heben, gilt hier ganz besonders.

In dieser Beziehung wird von unseren Bühnenleitern, wie von unseren Konzertunternehmern außerordentlich viel gefrevelt, indem jene ihr Repertoire, diese ihre Programme ziel- und planlos, wie es der Augenblick und die äußeren Umstände gestatten, zusammenstellen. Anstatt möglichst vorsichtig immer mit den, der Durchschnittsbildung entsprechenden Werken die Thätigkeit zu beginnen und allmählich zu denen aufzusteigen, welche größere

Digitized by Google

Einsicht und eine gewisse Schulung des Auffassungsvermögens verlangen, entwerfen sie ihre Programme nach allen anderen, nur nicht künstlerischen Rücksichten und wundern sich dann darüber, daß das Interesse für ihre Darbietungen meist schwindet und nicht wächst. Daß diejenigen Leiter der Bühnen und Konzert-Institute, welche nach solchen künstlerischen Prinzipien verfuhren, bedeutende Erfolge damit erzielten, ist nur für wenige Andere zum Ansporn geworden, ihre Aufgaben in gleicher Richtung zu erfassen.

Für die Darsteller ist es weit schwieriger, dem Publikum mit seinen oft ganz unberechenbaren Anforderungen zu genügen, ohne das künstlerische Gewissen dadurch zu belasten.

Einem naiven Publikum gegenüber wird der Darsteller immer am besten fahren, wenn er sich bemüht, seine Aufgabe einzig im Sinne des Kunstwerks zu erfassen. Allein ein solch naives Publikum ist heute kaum zu finden. Meistens bringt dies bereits eine vorgefaßte Meinung mit, an welcher es die Leistung des Künstlers bemißt, und nur zu häufig giebt diese Veranlassung zur Verurtheilung derselben nur, weil sie dem vorgefaßten Bilde nicht entspricht.

Demgegenüber steht dem Künstler kaum ein anderes Mittel zu Gebot, als Geduld und Ausdauer neben vorsichtiger Behandlung des Widerspruchs. Fühlt er sich stark genug dazu, und ist er von der Wahrheit seiner Auffassung überzeugt, dann wird es ihm auch mit Beharrlichkeit gelingen, das Publikum an diese zu gewöhnen, indem er ihm anfangs kleine unwesentliche Zugeständnisse macht, welche immer versöhnend wirken und die Gewöhnung an das überraschend Neue erleichtern.

Der ausführende Künstler wird immer das fremde Publikum am leichtesten gewinnen, je mehr er sich einer möglichst objektiven Ausführung des Kunstwerks befleißigt und die individuellen Züge nur so weit hervorhebt, als er sie auch

Digitized by Google

überzeugend zur Erscheinung bringen kann. Hat er erst das Publikum gewonnen, dann kann er bekanntlich mit ihm anstellen, was er will; das ist freilich der gefährlichste Standpunkt für Beide. Das Publikum tolerirt dann nicht nur seine Schwächen, die infolgedessen bei ihm meist zu unausrottbaren Fehlern werden, sondern auch seine Roheiten und Ungezogenheiten, die den Künstler in ihm tödten und ihn zum großen Virtuosen oder Komödianten herabwürdigen. Der Einfluß, den in dieser Stellung Gesellschaft und Künstler aufeinander ausüben, wird Beiden mehr zum Verderben als zum Segen. Der ästhetische Sinn der Darsteller, wie des Publikums wird dadurch weit mehr geschädigt, als gefördert.

Wie auch der darstellende Künstler niemals sein Hauptziel: durch seine Leistungen an der Läuterung und Veredelung der Gesellschaft thatsächlich mitzuwirken aufgeben darf, so muß auch diese immer den guten Willen bethätigen, sich über den niedrigen Standpunkt des nur naiven Genießens erheben zu lassen, auf jenen höhern und höchsten, auf welchem ihm „die Schönheit praktisch wird".

Cesare Lombroso

und die

Naturgeschichte des Verbrechers.

Von

Dr. H. Kurella,

Arzt an der Prov.-Irrenanstalt zu Brieg, Ehrenmitglied der Holländischen Gesellschaft für Psychiatrie.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

1892.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Durch die völkertrennenden Schranken, die das letzte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts neu errichten und in die Höhe wachsen sieht, ziehen sich feine, aber feste Fäden völkerverbindender Bestrebungen. Machthaber, die heute hypernationale Politik treiben, haben gestern internationale Kongresse eröffnet, wo freimüthig und in der Fülle modernster Ideen Probleme erörtert, Thesen aufgestellt werden, die durch ihre radikale Entschiedenheit den Bureaukraten unter seinen Akten mit Entsetzen erfüllen.

Von den Friedensfreunden bis zum internationalen Verbrecherthum, das sich im Anarchismus auch eine Kongreßparole zurechtgemacht hat, fehlt keine kräftige Richtung modernen Lebens, die nicht nach einem universellen Ausdruck, nach weltumspannendem Ideenaustausch, nach völkerverbindenden Institutionen strebte.

Daß Naturforscher und Aerzte, die überall dieselben Kräfte und Thatsachen vor sich haben, leicht eine von nationalen Sonderheiten freie Verständigung finden, darf nicht wunder nehmen; daneben aber steht als erstaunlichstes dieser Phänomene eine internationale Vereinigung von Kriminalisten, die der hergebrachten Scholastik den Abschied gegeben und sich resolut auf den festesten, unter allen sozialen Gebilden latenten Boden, den des Utilitarismus, gestellt hat.

Digitized by Google

Dieser Boden konnte nur gefunden werden, als die Rechtswissenschaft eine Annäherung zur Naturwissenschaft erfuhr, die einmal kommen mußte. Wer schon ganz in dem Gedankenkreise der „positiven Strafrechtsschule" lebt, wird es kaum begreifen, daß die Frage, was mit dem Verbrecher geschehen soll, anders als in einer anthropologischen Erforschung des Verbrechers ihre Antwort finden könne.

Und doch ist die praktische Strafrechtspflege kaum berührt von individualisirenden Tendenzen; täglich übergeben die Gerichtshöfe Hunderte von Angeklagten, die sie wenige Stunden gesehen, deren Schuld bewiesen scheint, aber unerklärt bleibt, der Strafanstalt, wo das Individuum dem Reglement verfällt, um nach Ablauf einer meist zu kurzen Frist körperlich geschwächt, moralisch meist für immer korrumpirt, wieder auf die schutzlose Menschheit losgelassen zu werden.

Alle Kenner und Praktiker der Strafrechtspflege fühlen heute, daß dies System abgewirthschaftet hat; so sehr die Meinungen, was an seine Stelle zu setzen ist, — Zwangsarbeit, Geldstrafen, körperliche Züchtigung, Deportation werden empfohlen, — auseinandergehen, überall wirkt mehr oder weniger klar die Anschauung, daß Strafrechtspflege und Strafvollzug nicht absolut getrennt werden dürfen, und daß die Bejahung der Schuldfrage nicht das wesentlich Entscheidende für die Feststellung der Strafe sein darf, sondern daß zu dem Resultate der Analyse des Verbrechens die genaueste Kenntniß des Verbrechers treten muß.

Dies Postulat wäre unerfüllbar, wenn man an die Untersuchung des Verbrechers mit denjenigen psychologischen Voraussetzungen gehen wollte, die den alten Strafrechtstheorien zu Grunde liegen. Das πρῶτον ψευδός darin, — wenn auch die Juristen das meist nur durch ihr Stillschweigen andeuten, — ist die Hypothese der Willensfreiheit. Wollte man mit einer

Digitized by Google

Reform der antikriminellen Institutionen des Staates warten, bis die Metaphysik einmal dies Problem gelöst hat, so würde wohl das 20. Jahrhundert sich mit den verfallenden Resten der Strafrechtsscholastik begnügen müssen. Es giebt nun aber eine Anthropologie des Verbrechers, die lediglich aus der Erfahrung abgeleitet ist und keine absolute Trennung zwischen den physischen und psychischen Charakteren des Verbrechers kennt. Wie alle Zweige der Anthropologie, ist sie stark beeinflußt durch die Entwickelungslehre und sucht durch diese das Verständniß der Entartung zu erreichen; in dieser, wo Entwickelungshemmung, Rückschlagsbildung und pathologische Vorgänge zu einer schwer aufzulösenden Einheit verschmelzen, sucht sie die Erklärung des aus der Erfahrung abgeleiteten Typus des „geborenen Verbrechers".

Die Verbrecher-Anthropologie ist mit der Hypothese von diesem Typus des „homo delinquens" (im Gegensatz zum „homo sapiens") aber nicht identisch. Sie entlehnt, ähnlich wie die moderne Hygiene, ihre Methoden dem ganzen Kreise biologischer Wissenschaften und hat in dem Verbrecher ihr wohl charakterisirtes Objekt. Sie wird auch dadurch nicht aus dem Kreise der Naturwissenschaften hinausgedrängt, daß eines ihrer Hauptprobleme, das psychische Leben des Verbrechers, ein „Geistesobjekt" ist; vielmehr ist sie, wie kaum eine andere, an das psychologische Gebiet streifende Disziplin geeignet, die überwiegende Wichtigkeit derjenigen objektiven Naturerscheinungen zu zeigen, die auch eine subjektive Seite haben.

Die Hypothese des „homo delinquens" ist in Italien aufgestellt worden, einem Lande, das der Entwickelung der Rechtswissenschaften immer wieder neue, gewaltige Impulse gegeben hat. Es ist sehr bemerkenswerth, daß es ein Irrenarzt war, dem es zuerst auffiel, wie gewisse Verbrecher, die er als Gefängnißarzt zu behandeln oder als gerichtlicher Sachverständiger

Digitized by Google

zu begutachten hatte, körperliche und seelische Abnormitäten aufwiesen, ohne an damit zusammenhängenden Krankheiten oder Geistesstörungen zu leiden. Nun war es für ihn a priori klar, daß ein Mensch, der ausschließlich vom Verbrechen und für das Verbrechen lebt, anders konstituirt sein muß, als der in seiner Lebensführung normale Mensch; wenn auch dieses „anders sein" in manchen Fällen mit dem Irresein zusammenfiel, so lag doch kein Grund vor, diese Identität für alle Fälle anzunehmen; die Erfahrung zeigte nun beim Verbrecher andere psychische und physische Charaktere, als beim normalen und als beim geisteskranken Menschen, und so lag es nahe, die unleugbare Thatsache, daß es unverbesserliche Gewohnheitsverbrecher giebt, in Zusammenhang zu bringen mit den häufigen körperlichen und seelischen Eigenthümlichkeiten vieler Verbrecher.

So kam dieser italienische Irrenarzt, Cesare Lombroso, Professor der gerichtlichen Medizin in Turin, zu der Annahme, es müsse sich ein bestimmter, anthropologischer Typus des geborenen Verbrechers finden lassen, als eine in ganz bestimmter Richtung gehende Entartungsform des normalen menschlichen Typus.

Lombroso ist ein ungemein vielseitiger Forscher und ein Mann, der eine allseitige Bildung mit hoher Genialität vereinigt. Es ist ihm denn auch nicht das Schicksal genialer Entdecker erspart geblieben, von seinen bedeutendsten Ideen erst zu hören, sie wären nicht wahr, dann, sie untergrüben Recht und Moral, und schließlich, sie wären nicht neu.

Es war für den italienischen Forscher kein günstiger Umstand, daß beim Erscheinen seines, die Verbrecheranthropologie schon in ihrem ganzen Umfange behandelnden Buchs „L'Uomo delinquente", im Jahre 1876, das geistige Leben Deutschlands unter dem Banne eines alle Lebensgebiete durchdringenden Autoritätsglaubens stand. Die maßgebenden Autoritäten schwiegen,

Digitized by Google

— vielleicht, weil sie durch eifriges Mikroskopiren verlernt hatten, den Menschen im Ganzen zu sehen, und erst etwa seit 1885 wurde, nicht von den zunächst interessirten Professoren der Psychiatrie, sondern von einzelnen, mitten in der Praxis stehenden Gerichts- und Irrenärzten in Deutschland die kriminelle Anthropologie eingehend bekannt gemacht und erläutert. Während die meisten Fachzeitschriften noch schwiegen, fand seit 1885 die Verbrecher-Anthropologie in den Virchow-Hirsch'schen Jahresberichten über die Fortschritte in der Medizin ständig einen Referenten. — 1888 erschien ein längerer Aufsatz von v. Hölder, der vom anthropologischen Standpunkte aus die Lombrososche Lehre besprach, während schon vorher, seit 1878, in den Kreisen der Juristen [1] durch v. Liszt und v. Kirchenheim die kriminelle Anthropologie bekannt geworden war. Das Erscheinen einer deutschen Uebersetzung von Lombrosos Hauptwerk im Jahre 1887 bezeichnet nun das Ende einer wichtigen Entwickelungsepoche der ganzen Doktrin, die sich auf Grund dieses Buches im Zusammenhang darlegen läßt. Wir wollen deshalb diese deutsche Ausgabe zur Grundlage unserer Darstellung machen und die seitdem gemachten Fortschritte der Disziplin, wie die wesentlichsten Gegner und ihre Argumente im Anschluß daran behandeln.

Die Ideen und die Darstellungsweise Lombrosos tragen in hohem Maße den Stempel einer originell entwickelten Individualität, die man zu würdigen suchen muß, wenn man ihren Leistungen ganz gerecht werden will. Cesare Lombroso ist im November 1836 in Venedig geboren, hat sich unter dem Einfluß einer hochgebildeten, durch ein reiches Gemüth ausgezeichneten Mutter geistig sehr früh entwickelt und schon als Kind vielseitige Interessen und eine hervorragende Darstellungsgabe besessen. Als zwölfjähriger Knabe ließ er zwei kleine Abhandlungen archäologischen Inhalts aus seiner Feder drucken. Mit 13 Jahren erfaßte ihn ein fast impulsiver Trieb, Sprachen zu

Digitized by Google

lernen, und noch vor Beginn seiner Universitäts-Studien war er ein ausgezeichneter Polyglott. Im Beginn seiner Studien fesselten ihn die vor-Darwinschen Theorien von der Entstehung der Arten, und seitdem ist Lombroso von Jahr zu Jahr ein immer eifrigerer Förderer der Entwickelungslehre geworden, die er heut unter den romanischen Völkern ebenso erfolgreich vertritt, wie Herbert Spencer unter den angelsächsischen. Der mächtige Einfluß der Darwinschen Lehre veranlaßte Lombroso, sich dauernd dem Studium der Medizin zu widmen; seine reiche Bildung im Umkreis der Geisteswissenschaften mag es bewirkt haben, daß er von vornherein auch der psychischen Anthropologie sein Interesse zuwandte und durch dies Interesse schließlich dauernd der Psychiatrie zugeführt wurde. Eine erste Frucht dieser Kombination anthropologischer mit klinisch-psychiatrischen Gesichtspunkten waren die Untersuchungen über den Kretinismus in der Lombardei, die, durch die Virchowschen Untersuchungen angeregt, das Interesse des großen Pathologen für den jungen Forscher erregten.

Der italienische Freiheitskampf gegen Oesterreich rief Lombroso in die Reihen der Piemontesen; nach dem Kriege war er eine Zeitlang Militärarzt. Mit 29 Jahren fand er an der inzwischen von Oesterreich an Sardinien übergegangenen Universität Pavia einen Wirkungskreis als Dozent der Psychiatrie. Seine, auf die objektiv nachweisbaren Phänomene gerichtete Methode erregte den Spott der alten Schule; es hieß, Lombroso studire die Irren mit der Schnellwage, er verstand es aber, an der von ihm gegründeten Anstalt die experimentelle Richtung durchzuführen und ein psychiatrisches Museum zusammenzubringen. Die heutige, der exakten deutschen Richtung in der Pathologie so eng verwandte Art der italienischen Psychiatrie bewegt sich ganz in den Bahnen, die Lombroso als junger Dozent eingeschlagen hat.

In seiner oberitalienischen Heimath mußte ein so ruheloser

Digitized by Google

Kopf an ein ätiologisches Problem gerathen, dessen Lösung von so eminenter Wichtigkeit für ganz Italien ist. Die Pellagra ist eine der wichtigsten Ursachen der Geistesstörung in Italien. Lombroso suchte die Entstehung der Pellagra aus dem Genuß von verdorbenem Maismehl nachzuweisen und auf bestimmte, darin enthaltene, den Alkaloiden nah verwandte Gifte zurückzuführen. — Es ist unmöglich, hier auf die verwickelte und neuerdings wieder lebhaft aufflackernde Diskussion über die Beziehungen zwischen Maisgenuß und Pellagra einzugehen, aber es verdient hervorgehoben zu werden, daß Lombroso schon 1871 zur Erklärung einer schweren, chronischen, vor allem das Nervenleben ergreifenden Affektion die Wirkung alkaloidähnlicher Körper annahm, die heute als Mittelglieder der Wirkung infektiöser Prozesse im Vordergrund der Diskussion stehen.

Lombrosos wichtigste Studien knüpfen sich, wie so viele andere wissenschaftliche Entdeckungen, an einen zufällig empfangenen, lebhaften Eindruck, der ihn nicht wieder losließ. Er fand 1859 an dem Schädel eines Verbrechers Merkmale, die an Nagethierformen erinnerten; seine Vermuthung, es könne sich hier um eine die Verbrechernatur bedingende Rückschlagsbildung handeln, wurde verstärkt, als kurz darauf in einem Mordprozeß Handlungen des Kannibalismus aufgedeckt wurden, in denen er gleichfalls ein Auftauchen atavistischer Neigungen beim Verbrecher zu erkennen glaubte. Damit war Lombrosos Interesse für die Anthropologie des Verbrechers erweckt; indes kam er erst durch seine Berufung nach Turin als Professor der gerichtlichen Medizin in die Lage, ausreichendes Material für diese Studien zu finden. Hier fand er Eingang in die großen Gefängnisse des Landes, und bald war eine überreiche Sammlung von Skeletten, Schädeln, Gehirnen und verschiedenartigen Dokumenten von Verbrechern zusammengebracht. Auf Grund dieses Materials schrieb dann Lombroso sein Buch über den

Digitized by Google

geborenen Verbrecher, worin er dem Typus des homo sapiens den durch Rückschlagsbildung bedingten Typus des homo delinquens gegenüberstellte. Die ersten Mittheilungen über seine Forschungen hat Lombroso in den „Atti dell' Istituto R. Lombardo“ gemacht; 1877 erschien die erste Auflage seines berühmten Buches „L'Uomo delinquente“, 1889 die vierte. Eine deutsche Uebersetzung des Manuskripts dieser Auflage ist bei Richter in Hamburg erschienen, wo auch die übrigen Hauptwerke Lombrosos deutsch herausgekommen sind. Seit 1879 giebt Lombroso bei dem Verleger seines Hauptwerkes eine Zeitschrift heraus, die in absoluter Vollständigkeit alles sammelt, was die Wissenschaft über Verbrecher und Verbrechen produzirt (Archivio di Psichiatria, Antropologia criminale e scienze penali). Aehnliche Ziele, aber von einem etwas verschiedenen Standpunkte aus verfolgt die von Professor Lacassagne in Lyon seit 1886 herausgegebene kriminalistische Zeitschrift: „Archives de l'Anthropologie Criminelle et des Sciences Pénales“.

Im Laufe der letzten Jahre hat Lombroso eine große Anzahl von Anhängern gewonnen, und die Zahl Derer, die, ohne zu seiner Schule zu gehören, doch mächtig von ihm angeregt und beeinflußt wurden, ist sehr groß. In diesem weiteren Sinne kann man zu der Gefolgschaft Lombrosos rechnen: in Italien: Ferri, Sergi, Morselli, Garofalo, neben einer Zahl jüngerer Forscher, in Frankreich: Tarde, Féré, Brouardel, Lacassagne, in England: Ellis und Ireland, in Deutschland und Oesterreich: v. Liszt, v. Holtzendorff, v. Bar; unter den Psychiatern und Gerichtsärzten: Benedict, Knecht, Sommer, Krauß. In neuester Zeit hat auch ein Professor der Psychiatrie, Pelman, sich Lombrosos Richtung genähert.[2]

Man kann die große Menge von Thatsachen, die von Lombroso und seiner Gefolgschaft bei der methodischen Untersuchung von Verbrechern gesammelt worden sind, eintheilen in

Digitized by Google

anthropologische, biologisch-physiologische und psychologische. Diese Eintheilung gestattet bei dem heutigen Standpunkt der Forschung die übersichtlichste Darstellung, ist aber nicht streng wissenschaftlich. Wünschenswerth wäre es, die bekannt gewordenen Thatsachen in zwei große Gruppen zu trennen, in die pathologischen und die sozialen Merkmale, und ferner alles das gesondert zusammenzufassen, was auf Rückschlagsbildungen deutet.

Einer exakten Darstellung und Kritik sind die anthropologischen Merkmale am meisten zugänglich. Die geringste Beweiskraft besitzen hier die Thatsachen, die Lombroso auf den Atavismus bezieht; er verräth die bei älteren Ethnologen häufige Neigung, die heutigen Naturvölker mit dem Urmenschen gleichzusetzen; noch auffallender ist es, daß er zum Nachweis atavistischer Merkmale den Verbrecher mit dem Chinesen vergleicht, dessen Typus sich unter dem Einfluß einer uralten Kultur entwickelt hat. Die Vergleichung der Skelett-Merkmale des „Urmenschen" giebt der atavistischen Theorie auch nur eine schwache Stütze. Lombroso findet beim Verbrecher die enorme Entwickelung der Brauenbogen, die Dicke der Knochen, die Schiefheit des Hinterhauptes wieder, die der Neanderthal-Schädel zeigt. Die großen Augenhöhlen, die fliehende Stirn des Egisheim-Schädels vergleicht er mit denselben Befunden bei vielen Verbrechern. Gerade dieser Vergleich hat die herbste Kritik der atavistischen Theorie des Verbrechertypus hervorgerufen unter dem Einfluß der Erklärung Virchows, die wichtigsten Charaktere des Neanderthal-Schädels wären pathologischer Natur. Nun haben aber die Skelettbefunde von Spy in Belgien, die neben Mammuth- und Rennthierresten lagerten, genau die Charaktere des Neanderschädels ergeben. Besonders die Bildung der Stirn und der Unterkiefer entspricht dem Lombrososchen Verbrechertypus.[3a] Vielleicht wird das von Lombroso fast intuitiv Erfaßte sich bestätigen, wenn einmal eine größere Zahl von Verbrechern

Digitized by Google

mit unzweifelhaft dem Diluvium angehörigen Resten prähistorischer Menschen verglichen werden kann. Heute ist die Antwort auf die Frage nach der atavistischen Bedeutung der anthropometrischen Befunde ein: non liquet. Wenn 53% der Verbrecher die „fliehende Stirn“ mit dem Neanderthal-Schädel gemeinsam haben, so schließt die Möglichkeit eines doppelten Ursprungs dieses Merkmals — durch geringe Entwickelung der Stirnlappen des Hirns, oder durch eine von dieser unabhängige übermäßige Größe der Stirnhöhlen — die unmittelbare Verwerthung dieses Befundes aus. Vorgreifend soll hier bemerkt werden, daß auch die häufige Bartlosigkeit des Verbrechers als Beweis seiner nahen Verwandtschaft mit niedrigstehenden Naturvölkern angeführt und als Beweismittel für die atavistische Natur des Verbrechertypus verwerthet wird. Bekanntlich könnte man aus einem besonders üppigen Haarwuchs (neben dem Kopfhaar) genau denselben Schluß ziehen. Es ist Lombroso von verschiedenen Seiten, besonders von Manouvrier, entgegengehalten worden, daß die meisten Merkmale des Verbrechers pathologischen Ursprungs sind und deshalb nicht atavistischer Natur sein können. Lombroso[3b] antwortet darauf: „N'est ce pas le cas de bien des maladies mentales (la microcéphalie, par exemple), de montrer réunis, tout à fait enchevêtrés, et presque fondus ensemble, la pathologie et l'atavisme? Et comment peut-on concevoir des phénomènes atavistiques dans l'homme, sans faire intervenir la pathologie foetale?“ Es ist wichtig für die übrigen atavistischen Merkmale, daß hier ausdrücklich eine pathologische Entwickelungshemmung als Ursache der Rückschlagsbildung genannt wird. Freilich entfernt sich Lombroso damit erheblich von dem Darwinschen Begriff der „reversion to lost ancestral characters.“[4]

Die wichtigsten Ermittelungen auf anthropometrischem Gebiet beziehen sich auf die Formverhältnisse des Kopfes. Lombroso

Digitized by Google

selbst trennt in seinem Buch die Ermittelungen am skelettirten Schädel von denen am Lebenden und unterscheidet die Ergebnisse der Schädelmessung von den pathologischen Befunden. Die „Messungen 3939 lebender Verbrecher" ergiebt für den Kopfumfang die größten Zahlen bei den Fälschern, Räubern und Mördern, den kleinsten bei Dieben und Brandstiftern; in Süditalien, wo sich die Mörder aus den höheren, die Räuber aus den niederen Klassen rekrutiren, ist der Schädelumfang bei jenen größer als bei diesen. Köpfe mit großem Umfange kommen bei der normalen Bevölkerung dreimal häufiger vor, als bei Verbrechern; wo sich bei letzteren ein sehr großer Umfang findet, handelt es sich um Mörder oder Fälscher. Diese Ergebnisse stützen sich auf die so unsichere Umfangsmessung am behaarten Kopfe, und dazu kommt, daß die verschiedensten Gewährsmänner citirt werden, die gewiß nicht nach einer und derselben Methode gemessen haben. Die Umfangsmessung am skelettirten Schädel ergiebt aber überhaupt kein formulirbares Resultat. Man lese folgende Tabelle Lombrosos.

Umfang in Millimeter	bei Normalen %	Verbrechern %	Irren. %
485—490	1,9	1,8	1,2
491—500	12,6	1,3	9,6
501—510	20,0	8,5	22,9
511—520	31,1	22,0	22,9
521—530	22,6	18,2	8,4
531—540	13,0	18,2	8,4
541—550	4,8	11,5	9,6
551—560		5,5	1,2

Nur ein, allerdings sehr bedeutungsvolles Resultat ergeben die Umfangsmessungen, daß nämlich bei Verbrechern die vordere Hälfte des Schädels und damit des Gehirns erheblich geringer entwickelt ist, als die hintere, was auf eine geringe Entwickelung der Intelligenz und des bewußten Seelenlebens der Verbrecher,

Digitized by Google

zu Gunsten des Trieblebens, hindeuten soll.[5] Die Angaben über den Inhalt der Schädelkapsel (Cubage) bei lebenden Verbrechern stützt Lombroso auf Berechnungen aus linearen Messungen verschiedener Bobachter; bekanntlich sind hierfür verschiedene Formeln in Gebrauch. Lombroso nennt keine dieser Formeln und giebt das Resultat, daß die Kapazität bei Verbrechern, — wie bei Irren, — kleiner ist, als bei normalen Menschen. Für die Inhaltsausmessung des skelettirten Schädels citirt er eine große Zahl von Autoren verschiedener Nationen, zum Theil älteren Datums, und vergleicht somit Befunde, die, streng genommen, nicht vergleichbar sind, weil sie sich auf ganz verschiedene Methoden stützen. Er selbst hat sich bei der Volumenmessung des Schädels des Sandes bedient, was seine Resultate einigermaßen zweifelhaft erscheinen läßt; dieselben sind leider auch nicht bestimmt formulirbar. Nur bei den kleinsten Kapazitäten ergiebt sich ein Ueberwiegen der Verbrecher, bei denen auch die hohen Zahlen (über 1700 Kubikcentimeter) ganz fehlen. Eine Eintheilung der Schädel nach der Art des Verbrechens zeigt, daß die Minimalkapazitäten sehr häufig bei Dieben, selten bei Mördern, vorkommen, und hohe Zahlen bei letzteren dreimal häufiger, als bei ersteren. Andere Messungsreihen, wie die von Weißbach, ergeben untereinander widersprechende Resultate, und wenn Lombroso zu dem Schluß kommt, „daß im ganzen der Schädelraum der Verbrecher, namentlich der Diebe, kleiner als derjenige Gesunder ist“, so erlaubt eine sorgfältige Nachprüfung der Daten nicht, dies Resultat anzunehmen; höchstens läßt sich sagen, daß abnorm große und abnorm kleine Schädelräume bei Verbrechern sehr häufig sind. Die verschiedenen Angaben über ein dem Schädelraume entsprechendes Maß, das Hirngewicht, ergeben ebensowenig ein formulirbares Resultat.

Die Messung geradliniger Distanzen und einiger Kurven am Schädel hat Corre[6] ergeben, daß bei Verbrechern der

Digitized by Google

dem Hinterhauptslappen entsprechende Theil des Schädels stärker entwickelt ist, als bei Normalen, während der Stirnantheil des vertikalen Längsumfangs kleiner ist; dieser Befund bestätigt die Ergebnisse der Messungen des Horizontalumfangs.

Für den Schädelindex ergeben Lombrosos Zahlen kein bestimmtes Resultat, während Corre (l. c. p. 52) vorwiegend Brachycephalie findet; so bei 50% der Mörder, 40% der Brandstifter.

Sehr wohl stimmen alle Untersucher darin überein, daß bei Verbrechern häufig der Unterkiefer außerordentlich massig ist, was der Verbrecherphysiognomie etwas sehr Charakteristisches giebt. Bemerkenswerth sind die Untersuchungen von Clouston (The neuroses of development, Edinburgh Medical Journal 1891, 1—3), wonach mittlere und hochgradige Deformitäten des Gaumens bei 78% der von ihm untersuchten Verbrecher vorkommen, während er sie bei Epileptikern in 80%, bei Idioten in 89% antraf.

Ein weiteres, sehr verbreitetes Merkmal des Verbrecherschädels ist seine Prognathie (d. h. das Vorspringen der unteren Theile des Oberkiefers), die durch den Camperschen Gesichtswinkel gemessen wird. Physiognomisch gleichfalls sehr charakteristisch ist die überaus häufige Asymmetrie des Verbrecherkopfes. Corre (l. c. p. 681) fand sie bei 67,5% der Diebe, bei 70% der Sittlichkeitsverbrecher, Blomberg [7] bei 80 bis 85%, Lombroso, bei einem nach vielen Tausenden zählenden Material, bei 23%. Schließlich ist eine fliehende, d. h. schräg von unten nach oben aufsteigende Stirn, wie sie den Australneger charakterisirt, bei 28—33% der Verbrecher nachzuweisen, während sie nur bei 4% einer großen Zahl unbestrafter Menschen verschiedener Rassen zu finden war.

Eine kritische Prüfung der Verbrecherschädel-Messung läßt

Digitized by Google

somit eine ganze Reihe von Merkmalen, wie geringe Entwickelung des Stirnschädels, „fliehende“ Stirn, Prognathie, Massigkeit des Unterkiefers, Asymmetrie, bestehen, während andere Angaben zweifelhaft bleiben. Offenbar ist ihre Begründung durchkreuzt durch das häufige Vorkommen hydrocephaler Schädel bei Verbrechern, welche ein falsches Durchschnittsbild von Umfang und Inhalt bedingen müssen.

Viel reicher sind nun die Angaben über die Anomalien des Schädels. Einige davon reklamirt Lombroso für den Atavismus. Schon sehr früh hat er, unter vielfachem Widerspruch, das Vorkommen einer sogenannten „mittleren Hinterhauptsgrube“ beschrieben (bei 16%), die er auf die relativ übermäßige Entwickelung des Kleinhirnwurms zurückführte, wie sie sich sonst nur bei Nagern und Halbaffen oder beim menschlichen Fötus in der ersten Hälfte der Entwickelung findet. Neuerdings haben Marino [8] und Morselli [9] Lombrosos Angaben bestätigt. Marino fand sie bei unbestraften Europäern in 4%, bei Verbrechern in 16%, an Maori-Schädeln in 50%, Morselli bei 19% der Verbrecher. Letzterer [10] hat überdies auf ihr konstantes Vorkommen bei Hufthieren, Karnivoren und Nagern aufmerksam gemacht und auf ihr fast konstantes Vorkommen bei platyrrhinen Affen und Cerkopitheken.

Die Schädelanomalien bei Verbrechern sind so massenhaft, daß das Material sich kaum übersehen läßt. Man steht als Anthropologe den Thatsachen mit einer gewissen Rathlosigkeit gegenüber, mit dem Gefühl, daß hier ein ungeheures Forschungsgebiet eben erst erschlossen ist; dies Gebiet gehört aber nicht so sehr der Anthropologie, als der Pathologie an. Eine der tabellarischen Zusammenstellungen Lombrosos für alle Anomalien von Verbrecherschädeln wird am besten zeigen, daß sich hieraus kein eigentlicher Typus gewinnen läßt, und daß die verschiedensten Dinge sich darin zusammenfinden.

Digitized by Google

Schädelanomalien bei Verbrechern:	in Prozenten
1. Hervorragen des arcus superciliaris und sinus frontalis	58,3
2. Abnorm entwickelte Weisheitszähne	44,6
3. Pathologische Schädel	43,7
4. Theilweise oder gänzliche Verschmelzung der Schädelnähte	28,9
5. Fliehende Stirn	29,8
6. Osteoporosis	23,4
7. Plagiocephalie und Asymmetrie	23,1
8. Wormsche Knochen	22,0
9. Einfach abnorme Schädel	21,3
10. Nähte der Stirn sehr einfach	18,4
11. Hervorragen der Protuberantia occipitalis interna	16,6
12. Mittlere Hinterhauptsgrube	16,0
13. Großer Schädelraum	15,0
14. Wölbung des Stirnbeins	14,2
15. Gestreifte Nähte	13,1
16. Persistirende Stirnnaht	12,7
17. Osteophyten am Clivus	10,1
18. Inkabein und Schaltkochen	10,5
19. Trochocephalie (extreme Brachycephalie)	9,0
20. Niedrige, schmale und platte Stirn	8,6
21. Verdünnung der Schädelknochen	8,4
22. Kreisförmiges oder schiefes foramen magnum	7,3
23. Asymmetrie und Schiefheit des Gesichts	7,1
24. Spuren von Verletzungen	6,6
25. Anomal entwickelte Hundszähne	6,2
26. Subskaphocephalie	6,1
27. Substanzverlust infolge von Knochenentzündung	5,6
28. Uebereinandergeschobene Schädelknochen	5,5
29. Osteome des Felsen- und Hinterhauptbeins	4,8
30. Oxycephalie	4,5

Berücksichtigt man von diesen 30 Merkmalen nur die, welche bei mehr als 20% der untersuchten Verbrecherschädel vorkamen, so sind die Nummern 3, 6 und 9 des Registers ziemlich nichtssagend; Nr. 2 kann kaum eine besondere Bedeutung beanspruchen, und es bleiben somit noch 5 von den 30 Merkmalen des Verbrecherschädels übrig, von denen nur

Digitized by Google

eines (Nr. 1) häufiger, als bei 50%, vertreten ist. — Es zeigt sich somit auch hier der Typus des Verbrecherschädels als ein sehr unbestimmter; giebt man auch die Bedeutung der selteneren Anomalien in Nr. 10—30 zu, so kann man daraus nichts anderes herleiten, als daß man bei jedem Verbrecherschädel auf das Vorkommen einer oder mehrerer Anomalien gefaßt sein muß,[11] Anomalien, die keinen ausgeprägten Typus bilden, sondern ihren Inhaber als einen zu Gehirnkrankheiten Disponirten, oder, um den treffenden Ausdruck Kochs[12] zu gebrauchen, als einen Minderwerthigen kennzeichnen. — Von den übrigen körperlichen Eigenthümlichkeiten des Verbrechers sind die der allgemeinen Körperformen, der Eingeweide, der Haut und der Haare, sowie die physiognomischen Charaktere in großem Umfange untersucht worden. Hier strömt das Material naturgemäß reichlicher zu, als das kraniometrische, und mit einem gewissen Stolze erwähnt Lombroso in seiner neuesten Publikation,[13] daß sein Material schon 26 886 Verbrecher umfaßt, verglichen mit 25 447 normalen Menschen.

Die Angaben über Körpergröße ergeben nichts für Verbrecher Charakteristisches, dagegen übertrifft nach Lombroso die Spannweite der Arme die Körperlänge bei Verbrechern in der That viel erheblicher, als bei unbestraften Individuen; ähnliches berichten Lacassagne und Marro[14], und Maxime du Camp[15] betont die außerordentliche Länge der Arme des Mörders Troppmann.

Ein für die Verbrecherphysiognomie sehr charakteristisches Merkmal, das sie übrigens mit erblich Nerven- und Geisteskranken theilen, sind die großen, unregelmäßig gebildeten Ohren, die häufig senkrecht zu den Schläfen, ganz wie zwei Topfhenkel, am Kopf sitzen. Frigerio[16] hat den Winkel, den das Ohr mit der Schläfe macht, an einem großen Material gemessen; er macht darauf aufmerksam, daß das Verbrecherohr sich bei vielen

Digitized by Google

Imperatoren-Büsten der ersten Jahrhunderte des römischen Kaiserreichs findet. An 25 000 Personen, worunter 352 Gewohnheitsverbrecher, hat Gradenigo [17] die Formen des Ohres untersucht; er fand bei Unbestraften 62%, bei Verbrechern 29,2% normale Ohren, Henkelohren bei 24% der Verbrecher,[18] bei 3½% unbestrafter Frauen; überdies zeigte sich der seltsame Befund, daß diese Anomalien meist einseitig sind, und zwar bei Verbrechern häufiger rechts vorkommen, bei sonst normalen Menschen häufiger links.

Auch an Haut- und Haarbildung haben einzelne Untersucher (Marro l. c., Ottolenghi, Lombrosos Archiv X., 2.) auffallende Anomalien gefunden, so Falten- und Runzelreichthum, die zygomatische, die Backe im Niveau des Mundwinkels spaltende, senkrechte Falte, die ich auch bisher nur bei Verbrechern gesehen habe; bei 23% einer großen Zahl von Verbrechern konstatirte Lombroso Fehlen oder ganz schwache Entwickelung des Bartes, während zugleich das Haar außergewöhnlich stark war. Sehr ausgesprochen zeigen das einige Illustrationen in Laurent's Buch über die Pariser Verbrecherwelt.[19]

Das für die ganze Frage wichtigste Organ, das Gehirn, ist in so wenigen Fällen untersucht worden, daß wir kaum mehr wissen, als einige Kuriositäten. Für das Verhalten des Hirngewichts hat sich etwas Konstantes nicht feststellen lassen; die von Benedict, Flesch, Schweckendiek, Ferrier, Marchi beschriebenen Verbrechergehirne zeigen Eigenthümlichkeiten der Windungs- und Furchenbildung (atypische Windungen, Konfluenz der Furchen, abnorm zahlreiche Uebergangswindungen, Spaltung von einer oder zwei Stirn- und Centralwindungen, Affenspalte) die bisher nichts für das Verbrecherhirn allein Charakteristisches erkennen lassen, im übrigen aber theilweis unzweifelhaft atavistischer Natur sind. Ganz ähnliche, natürlich angeborene Abweichungen hat Wildermuth an den meisten von ihm

Digitized by Google

untersuchten Idioten- und Epileptikergehirnen nachweisen können (Württemberg. mediz. Korrespondenzblatt 1891, Nr. 4).

Neben diesen und manchen anderen morphologischen Thatsachen hat Lombroso schon in den ersten Auflagen seines Werkes eingehend die biologischen Eigenthümlichkeiten und physiologischen Funktionen der Verbrecher geschildert; seine Schüler haben in den letzten Jahren gerade diesen Theil seiner Doktrin eifrig ausgebaut. Es hat sich dabei, besonders in der Sphäre der Sinnesempfindung, vieles ergeben, was den Gewohnheitsverbrecher den Hysterischen und Epileptikern nahestehend erscheinen läßt, vieles aber auch, was ihm eine ganz eigenthümliche Stellung anweist.

In das Gebiet der Neurosen-Symptome gehören die Gesichtsfeldeinschränkungen, die häufige Farbenblindheit, die fleckweise, halbseitige oder allgemeine Abstumpfung oder Aufhebung des Berührungsgefühls, die geringe Hör- und Riechschärfe; eine gewisse Sonderstellung hat die bei Verbrechern relativ häufige Linkshändigkeit. Ganz eigenthümlich aber ist die den Verbrechern im allgemeinen, den Mördern im besonderen eigene Unempfindlichkeit gegen Eindrücke, die für normale Menschen schmerzhaft sind. Lombroso illustrirt dieses Merkmal durch eine Anzahl merkwürdiger Fälle, er vergleicht es mit der Gleichgültigkeit gewisser Naturvölker, amerikanischer und afrikanischer, gegen Schmerz und sieht darin einerseits ein Zeichen des Atavismus, andererseits einen der Faktoren, die das Zustandekommen der bei Verbrechern so häufigen Tättowirung bedingen. In dem Hange zur Tättowirung sieht er zugleich einen durch Atavismus wieder angefachten, in die fernste Vergangenheit der Menschheit zurückreichenden Trieb.

Nach Lombroso findet sich in dem früher von Kelten — sehr eifrigen Tättowirern — bewohnten Gegenden Italiens dieser Brauch noch heute unter dem gesamten niederen Volke

Digitized by Google

verbreitet, wo ihn die Sitte der Wallfahrten nach Loretto noch weiter erhält; an diesem Heiligthum nämlich sind von alten Zeiten her noch immer die „marcatori“ thätig, die für 60—80 Centesimi die Haut des Pilgers mit unvergänglichen, mystischen Emblemen schmücken.

Charakteristisch für die Tättowirung des Verbrechers ist ihre Ausdehnung auf große Flächen des Körpers und der bald grauenerregende, bald obscöne Inhalt der Zeichnungen und Inschriften. Drohungen kehren dabei sehr häufig wieder. So trug ein Mörder auf der Brust zwischen zwei Dolchen die Inschrift: „ich schwöre Euch Rache“; ein venetianischer Dieb die Worte: „wehe mir, wie werde ich enden!“ Auf dem Arme des Mörders Philippe las man viele Jahre vor seiner Hinrichtung die Worte: „Né sous mauvaise étoile.“ Ein nach Neu-Kaledonien deportirter Mörder war vom Kopf bis zum Fuß mit den wildesten, phantastischsten Zeichnungen und Inschriften bedeckt; auf der Brust trug er in roth und schwarz eine Guillotine, darüber in rothen Buchstaben: „J'ai mal commencé, — je finirai mal, — c'est la fin, qui m'attend.“ Bei 9 Verbrechern fand sich der Spruch „pas de chance“, bei 3: „Le passé me trompe, le présent me tourmente, l'avenir m'épouvante.“ — Lombroso hat den Inhalt dieser und zahlreicher anderer Inschriften in geistreicher Weise zur Darstellung der geistigen Natur des Verbrechers bearbeitet. In neuester Zeit hat er zu den Inschriften auf der Haut der Verbrecher alle Inschriften gesammelt, die er in mehreren großen italienischen Strafanstalten an Wänden und Decken, auf Tischen und Geräthen, in den Büchern der Gefängnißbibliotheken, und wo er nur sonst freiwillige, unbeobachtete Gedanken- und Stimmungsergüsse von Verbrechern auftreiben konnte, fand. Dies große Material, das man selbst nach der Schilderung der Verbrecherpsyche in Lombroso's Hauptwerk nicht ohne Schauer und Entsetzen kennen lernt, hat er

Digitized by Google

unter dem Titel „Palimsesti del Carcere“ in einem ziemlich starken Bande zusammengestellt.[21] Lombroso giebt seine Notizen über Tättowirung auf Grund der Untersuchung von fast 7000 Verbrechern. Andere haben seine Ermittelungen an ihrem Material bestätigt; so fand Lacassagne[22] bei 378 Verbrechern 1333 Tättowirungen. Sehr bemerkenswerth ist, daß Bergh (Hospitalstidende 1891, Nr. 11) bei den Kopenhagener Prostituirten sehr oft Tättowirungen gefunden hat, und zwar im wesentlichen dieselben Objekte und Ornamente, die Marro und Lacassagne in Italien und Frankreich beobachtet haben. Es weist das auf die Verwandtschaft zwischen eigentlichem Verbrecherthum und Prostitution hin, durch welche die sehr kleine Anzahl weiblicher Verbrecher ergänzt wird.

Lombroso bringt mit der geringen Schmerzempfindlichkeit ferner die Mitleidlosigkeit, somit die Immoralität, und die geringe Erregbarkeit der Gefäße der Verbrecher in Zusammenhang.

Die Verbrecher erröthen unter seelischen Erregungen oder körperlichen Reizungen gar nicht oder weniger, als normale Menschen; das deutet auf eine Abschwächung oder einen Ausfall der Gefäßreflexe. Bei dem offenbaren Zusammenhange, der zwischen der reflektorischen Erweiterung und Verengerung der Blutgefäße und den Gemüthsbewegungen, dem Gefühlsleben überhaupt besteht,[23] wäre durch diese Befunde die Gefühl- und Gemüthlosigkeit der Verbrecher dem Verständniß nähergerückt. Heftige Triebe, blinde Instinkte hat jeder Mensch; was den normalen Menschen aber hindert, sich blind von ihnen bestimmen zu lassen, ist der hemmende, kontrolirende Einfluß des Gefühlslebens, der altruistischen Affektionen für seine Mitmenschen, aus denen die Hingabe an die Anforderungen der Gesellschaft und der sittlichen Weltordnung sich entwickelt. — Lombroso schildert im ersten Buche seines „Uomo delinquente“ den rudimentären

Digitized by Google

Zustand oder die gänzliche Abwesenheit dieser Gefühle beim Kinde und beim Naturmenschen; sehr scharf weist er in der Schilderung der gewöhnlichen kindlichen Unarten und Laster den Keim aller Verbrechen nach, der nur da nicht aufgeht, wo eine gesunde Hirnorganisation unter dem Einfluß einer normalen Umgebung und guter Vorbilder das Entstehen altruistischer Gefühle, idealer Bestrebungen möglich macht.

Dem geborenen Verbrecher fehlt durchaus und immer das Gefühl, daß er unrecht handelt; Mörder bezeichnen häufig ihre Unthaten als Kleinigkeiten, als verzeihliche Jugendfehler, und sind erstaunt und entrüstet, daß man so etwas so hart bestraft; Gewissensbisse sind dem echten Verbrecher ganz fremd, und eine verblüffende Gleichgültigkeit gegen den Tod gehört zu den häufigsten Erscheinungen. Das spricht sich deutlich in den Wendungen aus, mit denen der Verbrecherjargon von der Hinrichtung vertraulich plaudert. Einer der sensationellsten Prozesse der letzten Zeit, der gegen Heinze und die mit ihm „verheirathete" Prostituirte, hat das große Publikum mit der Wendung: „die Kohlrübe abschneiden", für die Enthauptung bekannt gemacht. Dem entspricht der Pariser Ausdruck: „in den Sack niesen", (der abgehauene Kopf fällt sofort nach dem Fallen des Beils in einen Sack) u. a. m. Lombroso giebt viele Beispiele eines bis zum Augenblick des Todes ungestört bleibenden Gleichmuths. Eine seiner letzten Mittheilungen (Lombrosos Archiv 1891, H. 4) erwähnt einen Mörder, der vor der Exekution Karrikaturen des zuschauenden Publikums zeichnete. Im Zusammenhang mit dieser Gleichgültigkeit scheint der räthselhafte Drang professioneller Mörder zu stehen, vor der That offen von ihren Plänen, ja von der Art der Ausführung zu erzählen. Troppmann machte, während er vor dem Richter leugnete, in seiner Zelle eine Zeichnung des Hergangs seiner Mordthat; drei piemontesische Mörder ließen sich unmittelbar nach einer blutigen Mordscene genau in der

Digitized by Google

Stellung photographiren, die sie während der That eingenommen hatten. In anderen Fällen drängt den Verbrecher seine maßlose — bei Mördern, den Aristokraten der Verbrecherwelt, besonders stark entwickelte — Eitelkeit, sich mit seiner That zu brüsten. Viele schreiben ihre Memoiren, so ein professioneller Lustmörder, der eines Tages in sein Tagebuch aufzeichnete: Heute ein kleines Mädchen gemordet; sie war niedlich und warm;[24] andere verfassen Gedichte auf ihre Verbrechen und singen sie in Spelunken vor den Ohren der Polizei, die nach ihnen fahndet. Dabei fehlt es den meisten an Muth.

Einzelne Charakterzüge gehören ausschließlich einer besonderen Klasse von Verbrechern an; so sind Giftmischer meist gewandt, von angenehmem Aeußeren, gefällig, gesellig, wissenschaftlich gebildet (wie die Geheimräthin Ursinus) und geübt in der Kunst, das von ihnen gewählte Opfer von sich zu entzücken. Meist liegt für sie in der Heimlichkeit ein besonderer Reiz, so daß sie in ihrem Gefühl der Macht, aus bloßer Liebe zur Sache, — l'art pour l'art — oft ohne eigennützige Motive, ihre Opfer hinmorden. — Die Mörder sind theilnehmend gegen Fremde, ruhig und anschmiegend, sie neigen mehr zum Spiel, als zum Trunk, und sind außerhalb ihres Geschäfts die jovialsten Leute von der Welt; feige, besitzen sie den Anschein des Muthes und entschlossener Gewandtheit nur, weil sie immer in derselben Weise vorgehen und darin geübt und sicher sind. — Diebe sind meist ängstlich und unruhig, gewöhnlich sehr unwissend und unbegreiflich vertrauensselig; sie glauben an Unglückstage, Träume und Wahrsager, sind faul, frech und verlogen, galant, gesellig und putzsüchtig. — Betrüger sind abergläubisch und ausschweifend, bigott, süßlich, heuchlerisch, eitel und verschwenderisch. — Die Vagabunden sind gewöhnlich Schwindler, spielen gern den alten Invaliden, den Blinden oder Stummen, sind vergnügt und witzig; eine gewisse künstlerische Ader bringt sie darauf, allerlei

bizarre Pseudo-Berufsarten zu erfinden; sie dressiren Flöhe, werden Pfeifenanraucher u. a. Vor der Arbeit haben sie eine unüberwindliche Scheu, ähnlich wie so viele andere Verbrecher, besonders die Mörder. Vagabunden und Mörder sind deshalb, wie der obenerwähnte Mordprozeß Heinze wieder gezeigt hat, die berufenen Beschützer der Prostituirten, in deren Wohnung sie am Tage schlafen, um ihre Schützlinge Nachts in Spelunken zu überwachen. Der Mörder Lacenaire blieb Nachts einmal auf dem Straßenpflaster liegen, weil er zu faul war, schlafen zu gehen; ein anderer Mörder erklärte dem Richter, lieber wolle er zum Tode verurtheilt werden, als arbeiten, worin er fast wörtlich mit einem Kanaken Neu-Kaledoniens übereinstimmte, der erklärte: „Leben, um zu leiden? Lieber sterben, als arbeiten!“

Sehr eingehend behandelt Lombroso andere psychische Charaktere der Verbrecher, ihr religiöses Leben, ihre Poesie und Literatur, die an Blutdurst und wilder Sinnlichkeit den Gesängen der Australneger sehr nahe kommen. Offenbar lag ihm hier ein einheitlicheres, seiner Beobachtungsweise mehr adäquates Material vor, als in den morphologischen, bezw. anthropologischen Daten. In der subtilen, das Kleinste auffassenden, die Fülle der Einzelheiten überzeugend zusammenfassenden Beobachtung und Schilderung der Verbrecher-Psyche, für die er selbst das anscheinend bedeutungsloseste Gekritzel an Wänden und Geräthen, wie ein umfassendes historisches Studium, verwerthet, liegt offenbar sein Hauptverdienst. Hier ist eine Leistung gegeben, die dem Besten gleichkommt, was die moderne Psychopathologie an feiner Detailbeobachtung geleistet hat. Lombroso zeigt sich hier als echter Interpret der Natur und als ein Genius, dem an Tiefe des Blicks in die Menschennatur von den Neueren nur Dostojewski, aus älterer Zeit nur der gewaltige Kriminalpsychologe Shakespeare verglichen werden kann.

Digitized by Google

Sehr weitgehend ist seine Reklamirung historischer Persönlichkeiten für seinen Verbrechertypus. Daß er den maßlos eitlen, wilden, mordlustigen Benvenuto Cellini und den Cesare Borgia zu den Verbrechern zählt, läßt sich noch hinnehmen; auch Jean Jacques Rousseau hatte in seiner Natur gewiß etwas vom Diebe und viel vom Vagabunden; Oliver Cromwell und Lord Byron aber gehören nicht in diese Gesellschaft. Unter hervorragenden Gelehrten findet Lombroso nur wenig Verbrechernaturen (ein bedeutender Strafrechtslehrer war Fälscher); zahlreicher sind sie unter Literaten, Dichtern und Künstlern; unter Malern sind als Mörder bekannt: Caravaggio, Luini, Lebrun, als Schwindler Andrea del Sarto.

In der Gaunersprache sucht Lombroso gleichfalls Spuren atavistischer Erscheinungen in der Neigung zur Personifizirung und zu anschaulichen Metaphern nachzuweisen; interessant sind Worte, wie „la muette“ für das Gewissen, „l'incommode“ für die Straßenlaterne, „halle aux poux“ für Kopf, was dem „Lausemarkt“ des deutschen Rothwelsch entspricht. Die Metapher bemächtigt sich auch der modernsten Erscheinungen; so nennen die Pariser Gauner die Sonne „le grand Jablo“, nach den Jablochkoffschen Bogenlicht-Kerzen. — Lombroso hat die Darstellung der psychischen Eigenthümlichkeiten des Verbrechers nach dem Erscheinen seines Hauptwerks durch Studien über einzelne Verbrecher erweitert und in gewissen besonderen Richtungen weiter ausgebahnt; so hat er den politischen Verbrecher [25] zum Gegenstand einer sehr umfangreichen Studie gemacht. Hier hat er eingehend die geologischen, meteorologischen, historischen und sozialen Bedingungen untersucht, die für den Ausbruch politischer Unruhen und revolutionärer Bewegungen von Bedeutung sind, und zugleich dargelegt, welche bedeutende Rolle Verbrecher, Imbecille und Geisteskranke stets in politischen Umwälzungen gespielt haben. Eine große Anzahl biographischer und

psychologischer Skizzen erläutert die Bedeutung abnormer und verbrecherischer Elemente unter den Kommunisten, Anarchisten und Nihilisten. Der Nachweis, daß grund- und aussichtslose Revolte vorzugsweise von Alkoholisten und Gewohnheitsverbrechern angezettelt werden, ergänzt das Bild des Verbrecherthums, das Lombroso's Hauptwerk „L'Uomo delinquente“ entwirft. Eine sehr werthvolle Bestätigung und Ergänzung finden Lombrosos Studien über den politischen Verbrecher in den Untersuchungen von Régis über die Urheber politischer Attentate,[26] die dieser als déséquilibrés bezeichnet. — Einige der Anhänger Lombrosos, besonders Marro und Garofalo, gehen noch weiter in dem Bestreben, den Verbrechertypus in eine Reihe von Untertypen nach den verschiedenen Arten von Verbrechen einzutheilen. Bisher sind sichere Resultate in dieser Richtung noch nicht gewonnen worden; es fehlt die wesentliche Grundlage dafür, eine umfassende Statistik der Rückfälligkeit. Es ist nicht schwer, an einem degenerirten Mörder bestimmte Merkmale des Schädels, der Physiognomie, des Charakters nachzuweisen; es kann aber, wenn man diese Daten zur Aufstellung eines Mördertypus benutzen will, sehr wohl der Fall sein, daß dasselbe Individuum früher nur wegen Vagabundirens, wegen Diebstahls oder Betrugs bestraft worden ist, wobei es denn möglich wird, daß andere Beobachter seine Merkmale früher zur Aufstellung eines Vagabunden- Diebs- oder Gaunertypus benutzt haben.

Die eingehenden Verhandlungen auf der Berner (der zweiten) Versammlung der internationalen kriminalistischen Gesellschaft haben ergeben, daß ein großes, aus ganz Europa zusammengetragenes statistisches Material nicht ausreicht, um die Frage zu beantworten, ob bei der von dieser Vereinigung aufgestellten (mit dem delinquente nato Lombrosos identischen) Gruppe der unverbesserlichen Verbrecher der Rückfall in der wiederholten Begehung derselben oder verschiedenartiger strafbarer

Digitized by Google

Handlungen besteht. Was bisher an Rückfallsstatistik veröffentlicht ist, stellt Lombroso im sechsten Kapital des dritten Theils seines Uomo delinquente zusammen. Die Zahlen sind außerordentlich verschieden: die größte Zahl von Rückfällen, 72%, berichtet ein von Lombroso nicht citirter Autor für die Insassen der württembergischen Strafanstalt Ludwigsburg.[27] Einige andere wichtige Fragen harren gleichfalls ihrer Lösung durch die Statistik. Es sind dies die Fragen nach der Bedeutung des Geschlechts, der Erblichkeit, der Geistes- und Nervenkrankheiten und des Alkoholismus für die Kriminalität. — Es giebt in fast allen civilisirten Ländern 5—6 mal mehr männliche, als weibliche Verbrecher.[28] Lombroso erklärt, diese Lücke der Kriminalität zu Gunsten der Frauen würde durch die Prostitution ausgefüllt, die in Bezug auf Moral der Verbrecherwelt so nahe steht. Diese flüchtige Bemerkung hat nun vor kurzer Zeit durch die ausgezeichneten anthropometrischen Untersuchungen an 100 Prostituirten, die Pauline Tarnowsky[29] in Petersburg durchgeführt hat, eine überraschende Bestätigung gefunden. Meines Erachtens ist diese Arbeit die gewissenhafteste, sorgfältigste und vollständigste Spezialuntersuchung, die bisher auf dem Gebiet der kriminellen Anthropologie geliefert worden ist. An Bedeutsamkeit in der Feststellung der Einzelthatsachen, an genauer Berücksichtigung der Erblichkeits- und pathologischen Verhältnisse übertrifft sie Lombrosos freilich unvergleichlich umfangreichere Untersuchungen. Um so bedeutungsvoller ist das Resultat, daß die Prostituirten körperlich und geistig in allen Stücken dieselben Zeichen der Abnormität und pathologischen Entartung erkennen lassen, die Lombroso in seinem Typus des delinquente nato zusammenfaßt; ja es ergiebt sich, daß die Prostituirten noch mehr vom Typus des normalen Weibes abweichen, als die Diebinnen. Die Assoziation schwerer Verbrecher mit Prostituirten, das sogenannte Zuhälterthum, beweist die Enge der Verwandtschaft des Verbrecher- und des Dirnenthums.

Digitized by Google

Die von Bergh (Hospitals-Tidende 1891) nachgewiesene enorme Häufigkeit des Tättowirens bei dänischen Prostituirten und die ähnlichen Befunde von de Albertis in Genua (Lombrosos Archiv 1889) stimmen damit überein.

Die Bedeutung der Erblichkeit für das Zustandekommen des Verbrechernaturells streift Lombroso nur flüchtig. Eingehender behandelt diese wichtige Frage Sergi [30] in seinem Versuche, das Verbrechen als ein Intermezzo der Degeneration darzustellen. — Féré [31] berichtet, daß er unter 8227 jugendlichen Gefangenen 2575 fand, die von verbrecherischen Eltern abstammten. Marro fand unter seinem großen Material von Verbrechern bei 41% Alkoholismus des Vaters, bei 9% Geistesstörung des Vaters, bei 42,6% Geistesstörnng in der Ascendenz überhaupt.[32]

Die Beziehungen zwischen dem unverbesserlichen Verbrecherthum und der Geistesstörung sind besonders in Deutschland eingehend untersucht worden. Sommer, Knecht, Kirn, Moeli, Sander und Richter [33] haben gezeigt, daß Verbrecher in der Strafhaft häufig vorübergehend geisteskrank werden, daß in vielen Fällen das Verbrechen nur eine Etappe auf dem zu Wahnsinn und völliger Verblödung führenden Gange eines unaufhaltsamen Degenerationsprozesses ist, daß sich in den Irrenanstalten eine außerordentlichgroße Zahl früher Bestrafter, in den Strafanstalten ein noch höherer Prozentsatz chronisch irrer und von Jugend auf imbeciller Individuen findet. Thompson rechnet einen Irren auf 36 Gefangene,[34] Troizkij[35] zählte in Warschau unter den Männern 23%, unter den Frauen 33% Epileptiker und Irre.

Lombroso betont besonders die Beziehungen zwischen Epilepsie und Verbrecherthum, ja er identifizirt den andauernden psychischen Zustand des delinquente nato mit den die Epilepsie bedingenden Hirnzuständen. Seine Darstellung dieser Beziehungen trägt die charakteristischen Merkmale seiner Geistesart. Er hat vom Naturforscher ersten Ranges, wie er in Darwin seine

Digitized by Google

Verkörperung gefunden hat, die leidenschaftliche Neigung und die Geduld des Sammlers; er weiß auch die gesammelten Dinge lebhaft und geistreich zu demonstriren, aber es fehlt ihm an der Gabe, seine Sammlungen zu sichten und nach natürlichen, nicht bloß äußerlichen Gesichtspunkten zu gruppiren. Und so kommt er denn oft genug dazu, intuitiv Analogien zu erfassen, die seiner lebhaften Phantasie zu Identitäten werden. Er setzt eingehend auseinander, daß er folgende Merkmale beim Verbrecher, wie beim Epileptiker, gefunden hat: „Vagabundiren, Obscönitäten, Faulheit, Stolz auf Unthaten, Schreibsucht, Sprachneubildung, Tättowirungen, Dissimulation, Fehlen eines bestimmten Charakters, schnellausbrechende Heftigkeit, Größenwahn, Wellenbewegungen im Gefühls- und Gedankenleben, Feigheit; bei beiden dieselbe Verlängerung der persönlichen Gleichung (Reaktionszeit), verglichen mit der normaler Menschen, dieselbe Eitelkeit, dieselbe Neigung, sich zu widersprechen und alles zu übertreiben.“[36] Bestätigt soll diese Identität werden durch die Aehnlichkeit, welche gewisse Formen von Abstumpfung der Hautempfindungen und anderen Sinnesempfindungen bei Verbrechern und Epileptikern erkennen lassen. Zudem faßt Lombroso den Begriff der Epilepsie sehr weit: „Heute löst sich in der That nach den vollkommen übereinstimmenden Studien der klinischen und der experimentellen Pathologie die Epilepsie in eine umschriebene Reizung der Hirnrinde auf, die sich in bald momentanen, bald langdauernden, aber stets periodisch auftretenden Anfällen äußert, und stets auf dem Boden der Degeneration entsteht, ob dieselbe nun erblich bedingt oder durch Alkohol, Schädelverletzungen 2c. geschaffen ist.“

Diese eigenthümliche Auffassung der Epilepsie, als Ausdruck einer auf degenerativer Basis wirkenden Reizung der Hirnrinde, hat Lombroso ferner zu dem Versuch geführt, auch die schöpferischen Leistungen des Genies für identisch zu erklären mit der epileptischen Reizung der Hirnrinde.[37]

„Die geniale Schöpfung kann eine zur Familie der Epilepsien gehörige Form der degenerativen Psychose sein. Als Beweis könnte man geltend machen, daß der geniale Mensch häufig von Trunksüchtigen, Greisen, Geisteskranken abstammt, daß das Genie sich manchmal erst nach Kopfverletzungen manifestirt oder neben zahlreichen Anomalien auftritt, besonders neben Asymmetrien des Schädels, oder neben einer bald zu großen, bald zu kleinen Schädelkapazität. Dafür spricht ferner die Häufigkeit moralischer Monstrosität bei genialen Naturen, mit der sich so oft Hallucinationen verbinden, die intellektuelle und erotische Frühreife, Somnambulismus, die Häufigkeit des Selbstmordes, der übrigens bei Epileptikern etwas sehr gewöhnliches ist, die Erscheinungen von Intermittenz des Seelenlebens, vor allem die Gedächtnißlücken, die Unempfindlichkeit für Schmerz, die eigenthümliche Frömmelei, die selbst bei Atheisten, wie Comte, hervortritt, die sonderbaren Angstzustände, die sich so oft bei genialen Menschen finden, die Verdoppelung des Ichbewußtseins, die Häufigkeit von Wahnvorstellungen, und derselbe Misoneismus, dieselben Beziehungen zur Kriminalität, für welche die moralische Monstrosität das Bindeglied abgiebt; dazu kommt das häufige Vorkommen von Verbrechern und Idioten in Familien, die zugleich Epileptiker oder Genies hervorbrachten, die merkwürdige Liebe zu Thieren, die ich ebenso oft bei Degenerirten, besonders bei Epileptikern, gefunden habe." Lombroso hat nun ein außerordentlich großes Material von sehr interessanten Thatsachen gesammelt, die das Vorkommen epileptischer oder epileptoider Zustände bei genialen Menschen beweisen. Als wirkliche Epileptiker nennt er: Julius Cäsar, St. Paulus, Muhammed, Petrarca, Karl V., Peter den Großen, Napoleon I., Richelieu, Swift, Händel, Flaubert, Dostojewski. „Eine so große Häufigkeit der Epilepsie unter den größten der großen Männer muß uns vermuthen lassen, daß sie noch viel weiter unter den anderen

genialen Menschen verbreitet ist, als man zunächst vermuthen möchte, und uns dazu führen, die Vorstellung von der epileptischen Natur des Genies zu fassen."

Diese sehr paradoxe Hypothese hat Lombroso in seinem umfangreichen Buche über das Genie mit vielem Geist und erstaunlicher Belesenheit verfochten. Erhebliche Förderung für das Verständniß des Verbrechertypus liefert es im übrigen nicht, nur ist es charakteristisch für den weiten und dehnbaren Begriff, den er der Epilepsie giebt.

Von der Epilepsie als Grundlage der Verbrechernatur findet Lombroso nun eine Brücke zur Analogisirung beider Zustände mit Charaktertypen, die lange vor ihm einigen Irrenärzten, zumal englischen, als etwas Spezifisches, von allen bei Geisteskranken vorkommenden Formen Abweichendes aufgefallen sind; man hat dafür in der Psychiatrie den englischen Ausdruck „moral insanity" adoptirt. In diesen Fällen sieht Lombroso nun eine Entwickelungsstufe der Verbrechernatur. Er sagt darüber (S. 521 der deutschen Ausgabe): „sowie die moral insanity mit ihrer höheren Potenz, der angeborenen Kriminalität, verschmilzt, zeigt der epileptische Verbrecher in seinen chronisch gewordenen Ausbrüchen akuter oder larvirter Anfälle die höhere Potenz der moral insanity; in den weniger ausgesprochenen Perioden laufen sie beide auf eins hinaus. Und da zwei Dinge, die einem dritten gleichen, auch untereinander gleich sind,* so sind unzweifelhaft das angeborene Verbrecherthum und die moral insanity nichts weiter, als Varianten der Epilepsie. (Griesinger „Epileptoide" Zustände.)" Zur Veranschaulichung dieser epileptoiden Zustände giebt Lombroso nun noch folgende Gruppirung derselben:

* Der Syllogismus Lombrosos: „Alle Verbrecher sind moralisch irr — Alle Epileptiker sind moralisch irr — Folglich sind alle Verbrecher Epileptiker" — widerspricht leider absolut der elementaren Logik.

Digitized by Google

1. Grad Larvirte Epilepsie
2. " Chronische Epilepsie
3. " Moral insanity
4. " Angeborenes Verbrechen
5. " Verbrechen aus Leidenschaft
6. " Verbrechen aus Gewohnheit.

Es ist dieser Aufstellung von verschiedenen Seiten entgegengehalten worden, daß Lombroso an anderen Stellen seines Hauptwerks die Kriminalität durch die atavistische Rückkehr zu primitiven Menschentypen erklärt, und daß nach demselben Gleichheitssatze der Typus des Epileptikers identisch sein müsse mit dem des Urmenschen. Mit der Unmöglichkeit dieser Folgerung soll dann auch das ganze Raisonnement Lombrosos hinfällig werden. Nun bezieht sich der von Lombroso angerufene Satz der Identität auf quantitative, nicht auf qualitative Verhältnisse; seine Gegner haben somit ebensowenig ein Recht, ihn mit diesem Satze ad absurdum zu führen, wie Lombroso, mit ihm Identifizirungen nachzuweisen. Immerhin muß man ihm zugeben, daß das Verbrecher- und das Epileptiker-Teperament sehr nahe verwandt sind, daß die Epileptiker ein überaus großes Kontingent zu den Verbrechern stellen, und daß genetische Beziehungen zwischen dem geborenen Verbrecher und dem Epileptiker wohl möglich sind. Es kann sehr wohl eine nerven- oder geisteskranke Mutter mit einem Kinde schwanger gehen, dessen Gehirn und ganzer Organismus nicht normal ernährt wird und sich deshalb nicht normal entwickelt; diese Frucht kann sehr wohl zugleich auf einer tiefen, primitiveren Typen ihrer Ahnenreihe entsprechenden Entwickelungsstufe stehen bleiben und durch dieselbe Ernährungsstörung zugleich Störungen des Aufbaues der Nervenelemente [38] erfahren, die sie zeitlebens epileptisch machen. Dies Kind kommt dann als epileptischer Idiot zur Welt, und je nach der Art der Entwickelungshemmung kann der Fall eintreten,

Digitized by Google

daß es unfähig ist, sein Gemüth normal zu entwickeln, Widerstandsfähigkeit gegen antisoziale Neigungen zu erwerben. Es wird dann zum Verbrecher und ist doch zugleich ein Epileptiker mit atavistischen Merkmalen. So können diese Dinge in ihrer Wurzel zusammenhängen, und hängen, wie man in jeder Idiotenanstalt und jedem Zuchthause in zahllosen Fällen sehen kann, thatsächlich oft genug zusammen, ohne daß man, wie Lombroso, den kortikalen Reizvorgang des epileptischen Anfalls identifiziren müßte mit den kortikalen Defekten des moralisch Schwachsinnigen. Auch durch die Identifizirung des delinquente nato mit dem „moralisch Idioten" hat Lombroso Veranlassung zu Mißverständnissen gegeben; er will damit nicht die Verbrechernatur durch die noch so wenig erforschte moral insanity definiren, sondern er will umgekehrt sagen, daß von moral insanity nur die Rede sein kann, wo sein Verbrechertypus gegeben ist. Das moralische Irresein wird also durch die Kriminalität definirt und ein ganz neuer, sehr anschaulicher und bestimmter Begriff der moral insanity gegeben. Für Lombroso ist die moral insanity nicht eine erworbene, das Gehirn befallende und dadurch psychische Störungen schaffende Krankheit, noch weniger ein mit oder nach einer Psychose auftretender Schwächezustand, sondern der psychologische Ausdruck der kriminellen Degeneration. So bringt er denn auch den fou moral in steten Gegensatz zu dem Geisteskranken, und ein sehr großer Theil seines Materials ist so gruppirt, daß dieser Gegensatz auf allen der anthropometrischen und psychologischen Untersuchung zugänglichen Gebieten klar wird. Wenn er nun moralischen Schwachsinn für eine bloße Spielart der Epilepsie erklärt, so findet das, wie oben angedeutet, eine Hauptschwierigkeit in dem Widerspruch mit der atavistischen Erklärung der Kriminalität. Sieht man in dem Auftreten atavistischer Züge jedoch nur ein untergeordnetes Element der Kriminalität, so fällt dieser Widerspruch fort, und

Digitized by Google

es bleibt die große Aehnlichkeit, die vor allem für die von Samt gegebene Schilderung epileptoider Zustände zutrifft, und ferner in der, beiden Erscheinungen gemeinsamen Reihe von Stigmata degenerationis hervortritt. Die außerordentliche Häufigkeit epileptoider Typen in den Strafanstalten ist zudem ja neuerdings auch von Sommer, Knecht, Sander, Moeli und Kirn [39] hervorgehoben worden.

Vor allem aber muß für diese Auffassung Lombrosos angeführt werden, daß Kriminalität und Epilepsie hereditäre Aequivalente sind, d. h., daß Verbrecher häufig epileptische Kinder haben, und umgekehrt. Wenn es somit auch an Beziehungen zwischen Epilepsie und Verbrecherthum nicht fehlt, so sind dieselben doch mit einer einfachen Identifizirung gewiß nicht aufgeklärt, und Lombroso hat hier nicht mehr bewiesen, als daß in dem weiten Bereich Degenerirter, die unter bestimmten sozialen Bedingungen zu Verbrechern werden, die Epileptiker stark vertreten sind. Gehören doch Epileptiker in erster Linie zu den sozial minderwerthigen Elementen.

Die moral insanity hat bisher in der Psychiatrie und gerichtlichen Medizin nur eine geringe Rolle gespielt. Ihr unbestimmter, schattenhafter Begriff schien stets paradox durch die schon im Namen ausgedrückte Annahme, es gäbe eine psychische Krankheit ausschließlich im moralischen Gebiet, — eine Annahme, die um so mehr in der Luft schwebte, als wir von der psychologischen Grundlage sittlicher Gefühle und von dem cerebralen Mechanismus sittlicher, im Gegensatz zu dem unsittlicher Handlungen, gar nichts wußten. Suchte man hierfür bei der Psychologie Aufklärung, so fand sich als Basis sittlicher Gefühle die allen Empfindungen und Vorstellungen untrennbar anhaftende „Gefühlsbetonung“, und es mußte sehr zweifelhaft erscheinen, ob dieses Element aus den Vorstellungen verschwinden könne, ohne erhebliche Störungen in den Vorstellungen selbst, d. h., ohne

Digitized by Google

Störungen der Intelligenz hervorzurufen. Eine anfängliche Unabhängigkeit der moralischen von der intellektuellen Entwickelung zeigt sich freilich im Verlauf jedes Einzellebens schon durch den Gegensatz zwischen den Resultaten des Unterrichts und denen der Erziehung; ganz besonders scharf tritt das während der für die Entwickelung moralischer Gefühle eines abgeschlossenen Charakters wichtigsten Lebensepoche, der Pubertät, hervor. Gerade in dieser Zeit pflegt die relativ große, intellektuelle Sicherheit einen scharfen Kontrast zu bilden gegen die Unsicherheit und leichte Bestimmbarkeit auf sittlichem Gebiet.[40] An sehr erheblichen und charakteristischen Abweichungen der Intelligenz fehlt es nun freilich dem Bilde des „delinquente nato" durchaus nicht, und es ist wohl noch nie ein Zustand psychischer Degeneration so erschöpfend geschildert worden. Was ihm fehlt, sind die meistenklassischen Symptome der Geistesstörung: Hallucinationen, Illusionen, Wahnideen, Bewußtseinstrübungen, Zwangsbewegungen, Stimmungsanomalien rc., mit einem Worte, die Delirien, und es wird erst einer besonderen, von Lombroso nicht durchgeführten Analyse der Verbrechermerkmale bedürfen, um die ihnen zu Grunde liegenden Elementar-Störungen nachzuweisen. Was den „fou moral" vor allem charakterisirt, ist die Nothwendigkeit, mit der er unserer heutigen Gesellschaft fremd und unassimilirbar gegenübersteht und in ihr zum Verbrecher wird.

Es ist bei Erörterung der kephalometrischen Merkmale des Verbrechers dargelegt worden, wie unbestimmt der allgemeine Typus des Verbrechers charakterisirt ist, und für die psychologischen Merkmale gilt das, besonders unter Berücksichtigung der Befunde Marros und der sehr gut begründeten Theorie Tardes, von der späten Erwerbung vieler dieser Merkmale unter dem Einfluß der äußeren Lebensbedingungen, auch; wenngleich in geringerem Grade. Somit ist die Existenz eines einheitlichen, alle speziellen

Digitized by Google

Formen des Verbrecherthums umfassenden Typus des delinquente nato noch immer in Frage gestellt, und er muß im Laufe weiterer Einzeluntersuchungen stehen oder fallen.

Was bleibt dann aber als jetziges Resultat der Lombrososchen Untersuchungen noch bestehen? Fortdisputiren kann man die ungeheure Masse der von ihm gesammelten Thatsachen, besonders der morphologischen, nicht. Es kann nicht als Zufall betrachtet werden, daß die erste umfassende Untersuchung der Strafanstaltsbevölkerung 40—60% abnormer Individuen nachgewiesen hat, um so weniger, als sich dieselben Anomalien bei den Verbrechern aller Kulturvölker wiederfinden. Läßt sich auch aus diesem Material kein unanfechtbarer, allgemeiner Typus des Verbrechers gewinnen, so sind die Anomalien doch auch nichts vollkommen Neues, dem wissenschaftlichen Verständniß Fremdes mehr, es handelt sich um durchaus dieselben Befunde, die bisher als „Degenerationszeichen" beschrieben worden sind. Die Bedeutung dieser Befunde als Merkmale psychischer Entartung kann nach den Untersuchungen Morels nicht mehr bezweifelt werden, so unverständlich es auch noch ist, in welcher Beziehung Henkelohren, Gesichtsasymmetrien, Abweichungen der Zahnstellung, Hernien, Hypo- und Epispadien 2c. zur psychischen Degeneration stehen; giebt es doch dafür kaum eine andere Erklärung, als die Annahme einer „correlation of growth". Gewiß giebt uns unsere heutige Kenntniß der Hirnfunktionen noch nicht die kausale Kette, welche Schädelanomalien mit moralischem Schwachsinn verknüpft, aber eine lückenlose Kausalreihe giebt es für keine Frage der Hirnpathologie. So schwer sollte es trotzdem nicht zu begreifen sein, daß ein in abnormem Schädel steckendes Gehirn seine komplizirtesten Funktionen, nämlich die Koordination der Willenshandlungen, zu einer den Lebensbedingungen entsprechenden Lebensführung nie voll entwickeln kann. Gewiß

Digitized by Google

leidet auch der Terminus „Degeneration" an einer Unbestimmtheit, die sich heute weder anatomisch noch physiologisch aufklären läßt,[41] er erhält aber auf Grund der Lombrososchen Forschungen eine ganz bestimmte praktische Bedeutung durch den Nachweis, daß die meisten Degenerirten sozial unzulänglich sind, und daß diese soziale Unzulänglichkeit das degenerirte Individuum zu einer eminenten Gefahr für die Gesellschaft macht. Der Degenerirte ist ein antisoziales Wesen, und die Gesellschaft muß sich gegen ihn schützen. — Ehe wir den Versuch machen, die Stellung des geborenen Verbrechers im Gebiet der Degeneration zu bestimmen und dieselbe einigermaßen von den übrigen Degenerationsformen abzugrenzen, sollen kurz noch die bedeutendsten Leistungen anderer Forscher erwähnt werden, die neben einer Kritik zugleich eine Erweiterung und Ergänzung der Lombrososchen Forschungen geben. Hier verdient Marro[42] an erster Stelle genannt zu werden. Er verfügt über ein Material von 507 Verbrechern und 35 Verbrecherinnen, die er anthropologisch und psychologisch höchst sorgfältig untersucht und mit 100 zweifellos ehrlichen Individuen aus denselben Gegenden Italiens vergleicht. Körperlänge und Körpergewicht geben kein verallgemeinerungsfähiges Ergebniß; — die Hände der meisten Verbrecher sind länger, als in der Norm, Schädelumfang und Schädelindex haben bei Verbrechern nichts Charakteristisches, die Schädelkapazität, auf Grund äußerer Messungen berechnet, scheint bei Verbrechern geringer zu sein, besonders für die vordere Schädelhälfte, die Stirn ist niedrig und schmal, die Kiefer dagegen sind sehr stark entwickelt. Bartlosigkeit fand Marro dreizehnmal häufiger bei Verbrechern, als bei den 100 verglichenen normalen Individuen. Die übrigen Anomalien bringt Marro nach ihrem — vorausgesetzten — Ursprung in 3 Klassen. Unter den atavistischen Anomalien fand er nur die großen Stirnhöhlen häufiger bei Verbrechern; die übrigen hier von Lombroso genannten Merkmale,

Digitized by Google

zurückfliehende Stirn, schrägstehende Augen, fanden sich fast ebenso häufig bei Normalen.

Von atypischen (durch embryonale Störungen erworbenen) Anomalien bezeichnet er keine als ausschließlich dem Verbrechertypus angehörig. Hierher zählt er Schädeldeformationen und Asymmetrien, Schiefstand der Nase, abweichende Zahnstellung, Kropf, Hernien, henkelartige Ohren, Schielen. Dagegen fand er erworbene, pathologische Charaktere viel häufiger bei den Verbrechern, und in pathologischen Veränderungen des Schädels und Gehirns sieht er das wichtigste Kennzeichen derselben. Marro gewinnt aus diesen Daten keinen einheitlichen Verbrechertypus, sondern sucht für nicht weniger als 11 Klassen von Verbrechern charakteristische Merkmale aufzustellen. Die von Lombroso als „biologisch" bezeichneten Merkmale der Verbrecher bestätigt er und betont besonders die Sensibilitätsstörungen und die Linkshändigkeit. Auch die psychologischen Beobachtungen fallen fast ganz mit denen Lombrosos zusammen, nur betont Marro besonders den Schwachsinn der Verbrecher und stellt die Theorie auf, daß die moral insanity bei ihnen nur das langdauernde Anfangsstadium eines Prozesses psychischer Degeneration ist. „Ein großer Theil der irren Verbrecher hat anfangs nur Symptome einer moral insanity gezeigt; und es ist eine fast ausnahmslose Eigenthümlichkeit derselben, daß ihre Immoralität ein Anzeichen des pathologischen Prozesses war, der sich später in Störungen der Intelligenz ausspricht."

Ein besonderes Interesse verdienen ferner die Ausführungen Marros über die Hereditát des Verbrecherthums. Die Mehrzahl der Verbrecher stammt von sehr jungen oder sehr alten Eltern ab. Jugend der Eltern läßt sich am häufigsten bei Dieben, vorgerücktes Alter derselben bei Mördern nachweisen.

Digitized by Google

Bei 77% seines Materials ließen sich zahlreiche pathologische Erscheinungen bei den Eltern erkennen, besonders häufig Epilepsie und Psychosen.

Den sozialen Einflüssen mißt Marro eine geringe Bedeutung für die Entstehung der Kriminalität bei. So fand er bei 79% des Materials absolute Armuth, konnte aber in keinem Falle nachweisen, daß Hunger Gewohnheitsverbrechen verschuldet hätte. Schließlich faßt er alle einzelnen Momente zusammen unter dem Begriff einer unzureichenden Ernährung des Centralnervensystems.

Dieser sehr unbestimmte Begriff ist freilich weit verschieden von der Lombrososchen Annahme eines anthropologisch definirbaren Verbrechertypus; für die naturwissenschaftliche Kritik gewinnt dieser Typus nicht sehr viel damit, daß der eifrigste, juristische Anhänger Lombrosos, der Präsident Garofalo, auf den ersten Blick ihm eben vorgeführte Verbrecher nach ihren physiognomischen Merkmalen einer bestimmten Verbrecherkategorie mit Sicherheit zuweisen zu können glaubt. Neben dieser Anerkennung des physiognomischen Typus hat Garofalo jedoch sehr beachtenswerthe selbständige Anschauungen geäußert.[43] Er ist ein eifriger Anhänger der Hinrichtung gewisser Verbrecherkategorien; zur Stütze dieser Anschauung sucht er mit großem Scharfsinn eine Unterscheidung zwischen der moralischen Abnormität des Verbrechers und der moral insanity aufzustellen. „Diese Unterscheidung ist für die Strafrechtswissenschaft sehr wichtig; sie giebt die Möglichkeit, die Todesstrafe zu rechtfertigen, die als eine unnütze Grausamkeit erscheinen würde, wenn man die Verbrecher als Kranke und damit als unseres Mitleids würdig betrachten wollte.“

Auf Grund dieser Unterscheidung nimmt Garofalo 3 Klassen von Verbrechern an. Die erste, durch atypische und degenerative, nicht durch pathologische Merkmale charakterisirt, besitzt heftige,

Digitized by Google

sonst nur bei Wilden und Kindern vorhandene Instinkte, die wegen des totalen Mangels moralischer Gefühle keine Hemmung erfahren; sie begehen ohne Einwirkung eines sozialen Faktors, aus rein egoistischen Motiven, die schwersten Verbrechen; die Gesellschaft hat das Recht, sie auszurotten. Die zweite Klasse zeichnet sich durch unzureichendes Mitleid aus und kommt unter den Einwirkungen ihrer sozialen Umgebung zu Verbrechen gegen die Personen. Die dritte besitzt das „Gefühl der Ehrlichkeit" nur in schwacher Entwickelung, und diese „moralische Neurasthenie", verbunden mit einer „physischen Neurasthenie", führt sie dazu, durch List oder Gewalt sich das Produkt der Arbeit Anderer anzueignen. Ihnen gegenüber hat die Gesellschaft die Pflicht, sie unter Lebensbedingungen zu versetzen, in denen sich das gehemmte Gefühl des Mitleids und der Ehrlichkeit frei entwickeln kann.

Tarde, französischer Staatsanwalt, der in dieser ganzen Bewegung eine hervorragende Rolle spielt, hat vor allem versucht, die Bedeutung einzelner sozialer Faktoren für das Auftreten gewisser Verbrecherkategorien nachzuweisen, und zwar wesentlich auf dem Wege der Statistik.[44] Für ihn existirt der psychologische Typus des Verbrechers im Sinne Lombrosos, er sucht ihn jedoch als einen Berufstypus zu erklären, und stellt dem „homme criminel" den „homme artiste", „homme savant", homme réligieux" entgegen. Tarde hat vor allem das Verdienst, ein sehr großes Material von Thatsachen zusammengebracht zu haben, das den nach ganz anderen Methoden von Lombroso gesammelten Stoff wirkungsvoll ergänzt und von einem ganz anderen Standpunkt aus den Beweis giebt, daß es nicht mehr angeht, die ganze Bewegung achselzuckend zu ignoriren, oder als eine Rückkehr zu antiquirten Forschungsmethoden zu verwerfen. Aus den statistischen Ermittelungen ergiebt sich u. a. für Frankreich das merkwürdige Resultat, daß sich in diesem

Digitized by Google

Lande in den letzten 50 Jahren die Delikte um das Dreifache vermehrt, die Verbrechen um die Hälfte vermindert haben. Noch schärfer tritt diese Beziehung hervor, wenn man in der ersten Klasse die Vergehen gegen das Eigenthum, in der zweiten die Verbrechen gegen die Person isolirt betrachtet.

Das „positive Strafrecht," dessen Forderungen sich an die Erforschung der Verbrecher-Anthropologie anschließen, zeigt nicht so große Verschiedenheiten bei seinen einzelnen Vertretern, wie die Theorien über die Entstehung der Verbrechernatur. Die Hauptforderungen dieser Richtung sind Aufhebung der Schwurgerichte, körperliche Züchtigung und Geldstrafe bei der ersten Strafthat, ausreichende Entschädigung des Verletzten durch den Thäter und seine Familie, unbestimmte Dauer der Haft, weite Ausdehnung der Hinrichtung und lebenslängliche Internirung der unverbesserlichen, schweren Verbrecher, — Forderungen, die jetzt in den Verhandlungen der internationalen kriminalistischen Vereinigung auch von Juristen ernsthaft diskutirt werden. Eine Untergrabung der öffentlichen Sicherheit und eine laxe Moral wird man demnach von dem positiven Strafrecht nicht zu erwarten haben. Einen ersten Schritt zur Verwirklichung einer dieser Forderungen ist übrigens in dem italienischen Strafgesetzbuch in § 48 gethan, der bei verminderter Zurechnungsfähigkeit die Unterbringung in besonderen Detentionsanstalten und die Gründung „krimineller Irrenanstalten" anordnet.

Aus der vorstehenden Besprechung der neuen kriminalistischen Schule geht hervor, daß Lombroso nach wie vor ihr unbestrittenes Haupt und ihr originellster Vertreter ist. An ihn hat demnach die kritische Sichtung dessen anzuknüpfen, was von der neuen Doktrin von bleibender Bedeutung ist. Welche Stellung haben wir nun dem geborenen Verbrecher im Sinne Lombrosos in anthropologischer Beziehung anzuweisen?

Die Bedeutung der Degenerationszeichen ist von Morel weder

Digitized by Google

bezüglich ihrer Entstehung, noch ihrer Gruppirung zu bestimmten Typen erschöpfend aufgefaßt worden. Er hat nur die allgemeinen Umrisse und einige wichtige Thatsachen skizzirt. Nur ein Bezirk dieses weiteren Gebiets ist näher erforscht, und dies ist das Verbrecherthum. Wir haben durch Lombrosos anthropometrische Untersuchungen zahlenmäßige Nachweise und statistische Gruppirungen von Degenerationszeichen erhalten, die uns für alle anderen Degenerationsformen vollkommen fehlen. Auf Grund dieser Resultate kann man den Typus des Verbrechers als diejenige Degenerationsform definiren, die sich morphologisch und biologisch durch atavistische Merkmale, psychologisch durch die Lust am Schlimmen auszeichnet. Wenn dieser Typus nicht ein kurzes, sich selbst stets gleiches Signalement des Verbrechers bietet, so sollte man doch in einer Zeit, die an die Beständigkeit der Art nicht mehr glaubt, die bei „guten Arten“ die Neigung zum Variiren anerkennt, nicht verlangen, daß ein degenerativer Sub-Typus konstante Merkmale haben soll.

Der Verbrecher gehört innerhalb der Degenerationsformen zu der Familie der Idiotie; er hat mit allen Degenerirten die Tendenz gemeinsam, unter gewissen Einwirkungen — Affekte, fieberhafte Krankheiten, chronische Vergiftungen, Kopfverletzungen, — in Geisteskrankheit überzugehen; so unmöglich es ist, eine Grenze zu bestimmen, die den Idioten, d. h. den von erster Kindheit an Blödsinnigen vom Imbecillen trennt, so schwer ist es, den Imbecillen, d. h. den der Sprache mächtigen, einiger Aufmerksamkeit und Dressur fähigen Schwachsinnigen, von dem geborenen Verbrecher bestimmt zu unterscheiden. Bei Idiotie und Imbecillität finden sich alle Degenerationszeichen, deren Vorkommen in der Verbrecherwelt Lombroso und seine Schule statistisch nachgewiesen haben. Es fehlt aber für die Idiotie und Imbecillität an einem Nachweis, welche Degenerationszeichen

Digitized by Google

prävaliren, und erst eine solche Untersuchung wird eine schärfere Begrenzung möglich machen.[45]

Es ist nun nachgewiesen, daß die leichteren Formen der Idiotie, je mehr die Erscheinungen einer umgrenzten, tiefgreifenden Zerstörung bestimmter Hirnbezirke und damit die schweren Störungen der Sinnesempfindung und der Muskelbewegung bei ihnen zurücktreten, um so mehr eine den allgemeinen Schwachsinn begleitende Bösartigkeit erkennen lassen; je mehr Orientirungsvermögen der Imbecille besitzt, je mehr er sich des eigenen Ichs bewußt wird, um so feindlicher steht er der Umgebung, die von ihm Unterordnung, Arbeit, Anpassung verlangt, gegenüber. Es giebt Formen von Imbecillität, in denen Schlauheit, energischer Egoismus und geläufiges Raisonnement den Defekt der Intelligenz fast verdecken können, wodurch denn die Gemüthlosigkeit und Nichtsnutzigkeit des Charakters um so greller hervortritt. Solche Fälle haben oberflächliche Beobachter zur Annahme eines moralischen Irreseins geführt. Es ist das Verdienst Lombrosos, nachgewiesen zu haben, daß die meisten unverbesserlichen Berufsverbrecher den Typus der sogenannten moral insanity zeigen, und daß dieser Typus eine Fülle von theils atavistischen, auf Entwickelungshemmungen beruhenden, theils pathologischen Charakteren besitzt, welche die moral insanity als eine Gruppe der Imbecillität erkennen lassen.

Es ist psychologisch vom allergrößten Interesse, durch Lombrosos Untersuchungen festgestellt zu sehen, daß es so sehr viele Idioten giebt, die intellektuell nur eine leichte Imbecillität zeigen, während sie absolut keine altruistischen Gefühle besitzen und in dieser Beziehung eben so tief stehen, wie der bloß einen Reflexapparat darstellende, tief blödsinnige, sprachlose, unreinliche Idiot.

Was dieser Idiotie mit vorwiegend affektivem Defekt im Gehirn an anatomischen Thatsachen zu Grunde liegt, ist uns nicht bekannt;

Digitized by Google

es ist wahrscheinlich, daß die Schwäche des Gefühlslebens zu den Allgemeinerscheinungen des die Idiotie bedingenden, schon von der Geburt oder in früher Kindheit abgelaufenen Krankheitsprozesses gehört, und daß dieses Allgemein-Symptom um so deutlicher erkennbar wird, je weniger ausgesprochene und abgegrenzte Erkrankungen eines bestimmten Hirntheils (sogenannte Herderkrankungen) den die Degeneration bedingenden Krankheitsprozeß begleiten. Darum fehlen dem geborenen Verbrecher die schweren Sprach- und Bewegungsstörungen des gelähmten Idioten, während seine diffuse, an einzelnen Punkten weniger intensive, aber um so weiter verbreitete Hirnabnormität so häufig zu Funktionsstörungen führt, die durch Allgemeinerkrankungen des Gehirns ohne Zerstörungsherde bedingt sind, d. h. zu Epilepsie und Geisteskrankheit.[46] Wie bei reiner Idiotie, so ist aber auch bei krimineller Degeneration[47] eine begleitende Neurose oder Psychose nur etwas Accidentelles, und die Erfahrung lehrt dem entsprechend, daß der epileptische oder der irre Verbrecher nicht aufhört, Verbrecher zu sein, vielmehr oft genug durch diese Episoden seiner Degeneration doppelt gefährlich wird und doppelt der Entfernung und Isolirung von jeder menschlichen Gemeinschaft bedarf.

Zum Schluß soll noch besonders betont werden, daß der Verbrecher kein Kranker ist; er ist entweder das Produkt kranker Keimstoffe, oder er ist vor der Geburt von einer Entzündung, einer mechanisch oder chemisch bedingten Entwickelungshemmung des Gehirns befallen worden, oder er hat nach der Geburt, vor Abschluß des Gehirnwachsthums, eine Gehirnkrankheit durchgemacht, die längst abgelaufen ist, ehe er erwachsen ist; sie hat aber bleibende Veränderungen hinterlassen. Diese sitzen zunächst im Gehirn und machen von hier aus die Erziehung fruchtlos, die psychische Entwickelung rudimentär, sie zeigen sich aber zugleich in einer Reihe von Zeichen, die eine allgemeine Abweichung vom anthropologischen Typus der Stammesgenossen

Digitized by Google

bedingen und deshalb als atypische Charaktere bezeichnet werden sollten, nicht als stigmata degenerationis.

Der Verbrecher ist ein Mensch, dessen Gehirn defekt, aber nicht mehr krank ist, dessen Seelenleben einen nie zu ersetzenden Entwickelungsmangel zeigt; er ist deshalb nicht Gegenstand ärztlicher Behandlung, wohl aber anthropologischer Erforschung und sozialer Prophylaxe. Der Staat hat, so lange er überhaupt neben der Unterhaltung einer Armee noch den Schutz vor antisozialen gemeingefährlichen Elementen als seine Pflicht anerkennt, vor allem für Internirung der gemeingefährlichen Imbecillen zu sorgen. Früher oder später muß die öffentliche Meinung und durch sie der Staat einsehen lernen, daß die Internirung dieser moralisch defekten, von Wahnsinn und Geistesstörung freien Schwachsinniger eine viel wichtigere Aufgabe ist, als die Fürsorge für Irre, mögen diese in gewissen Krankheitsphasen auch noch so gemeingefährlich sein. Bei der Organisirung dieser Fürsorge wird man freilich nicht vergessen dürfen, daß in vielen Fällen der Verbrecher nach Virchows treffendem Satze „ein werdender Geisteskranker" ist.

Leider berechtigt die heutige Kenntniß der Psychologie des Imbecillen nicht zu der Hoffnung, daß eine speziell für ihn geschaffene Erziehung, etwa eine Fortbildung der durch das heutige Strafrecht vorgesehenen Zwangserziehung, den kriminell beanlagten Schwachsinnigen davor behüten wird, ein Verbrecher de facto zu werden. Die bisherigen Versuche, eine kriminelle Soziologie zu schaffen (Morselli, Tarde, Corre), berechtigen uns bisher auch nicht, anzunehmen, daß soziale Bedingungen existiren und ermittelt werden, deren Einfluß für sich allein den Typus des unverbesserlichen Verbrechers schafft, deren Besserung oder Beseitigung also den zum extrasozialen Wesen veranlagten Degenerirten davor schützen könnte, ein antisoziales Wesen zu werden.

Digitized by Google

Die stete Gefahr gezeigt zu haben, die der Gesellschaft droht, wenn das große Heer der kriminell veranlagten Degenerirten nach wie vor unkontrollirt der Führung seiner antisozialen Instinkte überlassen bleibt, das ist das unsterbliche Verdienst Lombrosos.

Anmerkungen und Citate.

[1] 1880 hat Lombroso selbst in einer deutschen Zeitschrift für Strafrecht eine Darstellung seiner damaligen atavistischen Theorie des Verbrechertypus gegeben.

[2] Nur eine deutsche Zeitschrift, das von dem Verfasser dieses Vortrages redigirte „Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie, mit besonderer Berücksichtigung der Degenerations-Anthropologie" vertritt bei uns programmmäßig die kriminelle Anthropologie.

[3a] J. Fraipont und M. Lohest, La race humaine de Neanderthal ou de Canstadt en Belgique; Bulletin de l'Académie royale de Belgique XII, No. 12. Vergl. auch die Mittheilung von Fraipont im Archive de Biologie. Gand, 1887.

[3b] L'anthropologie criminelle et ses récents progrès. Paris. F. Alcan. 1891, p. 5, 6.

[4] On the origin of species. Chap. V, p. 181.

[5] Vergl. Héger und Dallemagne, Etude sur les charactères craniologiques d'une série d'assassins. Brüssel, 1881. —

[6] Corre, Les criminels. Paris. 1889, p. 34.

[7] 100 Kephalogramme. Weimar 1890.

[8] Archivio di Psichiatria, Antropologia criminale etc. 1889. H. 3.

[9] Rivista sperimentale di Freniatria 1890. H. 3.

[10] Lombrosos Archivio di Psich., Antrop. crim. etc. XI. 3—6.

[11] Lombroso nimmt an, daß seine Gewährsmänner, nach deren Angaben diese Tabelle im wesentlichen entworfen ist, für manche Anomalien kein Auge gehabt hätten, die er bei seinem Material sehr häufig fand; so fand er Prognathismus bei 69%, Orthognathie bei 36,1%, massiges Volumen des Unterkiefers bei 19,8%, Schiefstellung der Augenhöhlen bei 19,2%. Jedenfalls giebt Lombroso damit selbst zu, daß die Grundlagen für die Feststellung eines Typus des Verbrecherschädels unsicher und auf quantitativ unzureichendes Material gestützt sind.

[12] J. L. A. Koch, Die psychopathischen Minderwerthigkeiten. Ravensburg 1891. „Die angeborenen psychopathischen Minderwerthigkeiten haben ihre Ursache zumeist in der Ererbung einer Schädigung des Nervensystems. Die angeborene Schädigung dieser psychopathisch Minderwerthigen spricht sich sehr gewöhnlich auch körperlicherseits durch anatomische und funktionelle Degenerationszeichen aus."

Digitized by Google

[13] L'anthropologie criminelle et ses récents progrès. Paris 1891, p. 10.

[14] Marro, I caratteri dei delinquenti. Turin 1887, p. 82.

[15] Maxime du Camp. Les convulsions de Paris. I, p. 341.

[16] La oreja externa, estudio de antropologia criminal. Valladolid, L. Minon 1889.

[17] Archiv für Ohrenheilkunde 1890, p. 230.

[18] Genau dieselbe Zahl fand Rossi (Una centuria di criminali, Turin 1890) bei der Untersuchung von 100 schweren Verbrechern.

[19] Laurent, Les habitués des prisons de Paris. Lyon 1891.

[20] Benedikt, Anatomische Untersuchungen an Verbrechergehirnen. Wien 1879. — Flesch, Untersuchungen über Verbrechergehirne. Würzburg 1882. Giacomini, Varietà delle circonvoluzioni cerebr. 1882. — Fallot, Le cerveau des criminels, Bulletin de la Société d'anthropologie 1889. — v. Hölder, Archiv für Anthropologie. Bd. XVIII, p. 217 f. — Die Angabe Lombrosos, die stärkere Entwickelung des Kleinhirns wäre am Verbrecherhirn durch Wägung nachweisbar, würde mit der durch die mittlere Hinterhauptsgrube angedeuteten Hypertrophie des Kleinhirnwurmes zusammenstimmen.

[21] C. Lombroso, Palimsesti del Carcere. Turin 1891.

[22] Lacassagne, Les Tatouages. Paris 1881.

[23] C. Lange, Ueber Gemüthsbewegungen. Leipzig. — Thomas, 1887 — H. Kurella, Physiognomik und Physiologie der Affekte. Humboldt 1888. Nr. 2.

[24] Menesclon schrieb nach dem Lustmord eines kleinen Mädchens, das er in Stücke zerschnitt:

Je l'ai vue, je l'ai prise
Je m'en veux maintenant,
Mais le fureur vous grise
Le bonheur n'a qu'un instant.

[25] Lombroso und Laschi, Il delitto politico e le rivoluzione. Turin, Fratelli Bocca 1890. — Der politische Verbrecher und die Revolutionen. Hamburg, Verlags-Anstalt A.-G. 1891.

[26] E. Régis. Les regicides dans l'histoire et dans le présent Paris 1890. G. Masson.

[27] Sichart, Ueber die Rückfälligkeit der Verbrecher. Heidelberg. Weiß 1881.

[28] Ein englischer Gefängnißgeistlicher hat nachzuweisen gesucht, daß die Zahl der Verbrecherinnen da steigt, wo die Frau gezwungen ist, außerhalb des Hauses dem Erwerb nachzugehen. N. D. Morrisson. Crime and its causes. London, Sonnenschein 1891.

Digitized by Google

[29] Pauline Tarnowsky. Etude anthropologique sur les prostitués et les voleuses. Paris 1889. Lecrosnier & Babé.

[30] G. Sergi, Le degenerazioni umane. Turin 1889.

[31] Ch. Féré, Dégénerescence et criminalité. Paris. Alcan 1889.

[32] Marro, I caratteri dei delinquenti. P. 237.

[33] Sander fand unter dem Dalldorfer Material auf 1706 Irre 177 vorbestraft, also 1 Verbrecher auf 9,6 Irre. Starke (Verbrecher und Verbrechen in Preußen, Berlin 1884 S. 35) stellt fest, daß in einem Zeitraume von 24 Jahren 1 gerichtliche Strafe auf 27,7 Einwohner Preußens kam; die Irren zeigen danach eine dreimal größere Kriminalität, als die Gesamtbevölkerung. Fast dasselbe numerische Verhältniß berichtet Motet (Annales d'hygiène publique I, p. 207, 1879.)

[34] Journal of Mental Science XVI, p. 321.

[35] Troizkij, Kephalometria u prestupnikow. Kowalewskijs Archiv 1879.

[36] L'anthropologie criminelle et ses récents progrès. II^{eme} édition. 1891 Paris. F. Alcan, p. 108.

[37] C. Lombroso, Der geniale Mensch. Uebers. von Fränkel. Hamburg. Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.) 1890.

[38] Vergl. Binswanger in Virchows Archiv, Bd. 87.

[39] S. Allgemeine Zeitschr. f. Psychiatrie. Bd. 40, S. 167 ff. und S. 597 ff. und Bd. 45, S. 24.

[40] Kahlbaum hat das Stehenbleiben in dieser Disharmonie als eine besondere Form der Idiotie, als „Hebephrenie" beschrieben.

[41] Ursprünglich verstand man nach Morels Vorgang unter Degenerescenz oder Degeneration die Tendenz einer erblichen nervösen Veranlagung, in jeder folgenden Generation schwerere Formen bis zum Erlöschen der Familie in tiefster Idiotie anzunehmen. Dieser Prozeß der progressiven Vererbung soll durch die „Degenerationszeichen" äußerlich hervortreten. (B. A. Morel, Traité des dégénérescences physiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine. Paris. Baillère, 1857.)

[42] I caratteri dei delinquenti. Turin 1887.

[43] Garofalo, Criminalogia. Turin 1885.

[44] Tarde, La criminalité comparée. Paris, F. Alcan, 1886.

[45] Auch die ausgezeichnete Arbeit von Sollier, durch die die enge Verwandtschaft von Imbecillität und Verbrecherthum besonders in der Gefühlssphäre überzeugend nachgewiesen ist, fördert die Kenntniß der Degenerationszeichen bei Imbecillen nicht. (P. Sollier, Psychologie de l'idiot et de l'imbécille. Paris. F. Alcan, 1891.)

[46] Die erbliche Epilepsie tritt, wie die Idiotie, fast nur vor Ablauf der ersten 10 Lebensjahre hervor.

Digitized by Google

[17] Eine ähnliche Vorstellung von den Beziehungen der Kriminalität zur Degeneration ist vor kurzem von Sergi und von Ferri entwickelt worden. Sergi kommt in einer umfangreichen Schrift (Le degenerazioni umane. Turin, 1889) zu dem Schluß, daß bei gewissen Individuen krankhafte Prozesse einen neuen pathologischen Prozeß einleiten, dessen direkte Wirkung die Kriminalität ist; daß der diese spezielle, kriminelle Tendenz bedingende Prozeß direkt, wie Geistesstörungen, gewissen Hirnzuständen entspringt, und indirekt anderen pathologischen Bedingungen, welche die Hirnfunktionen beeinflussen, daß bei anderen Individuen der eine kriminelle Tendenz bedingende Prozeß sich gleichzeitig mit eigentlichen Geistesstörungen entwickelt, welche die Hirnfunktionen stören und erheblichere Abweichungen verursachen, als die übrigen Krankheiten, und daß dieser Prozeß der kriminellen Degeneration, wie der der übrigen psychischen Abnormitäten, die Bildung eines fest organisirten Charakters hindert. Ferri (Il tipo criminale e la natura della delinquenza, Lombrosos Archiv XII, H. 3—4) kommt zu dem Schluß, daß die eigentliche, angeborene Kriminalität eine spezifische Form biologischer Anomalien ist, die sich von jeder anderen Form pathologischer oder degenerativer Anomalien unterscheidet, und die gerade das konkrete Verbrechen bestimmt, wenn sie sich unter physischen und sozialen Bedingungen findet, die der individuellen Disposition Gelegenheit und Mittel bieten, sich in That umzusetzen. Ferri glaubt daher, die Kriminalität als „kriminelle Neurose" oder mit Virgilio als eine Form von „psychischer Teratologie" bezeichnen zu müssen, mit der sich allerdings die charakteristischen Merkmale des Atavismus und der Entwickelungshemmung, der Neurasthenie oder der Degeneration mehr oder weniger assoziiren, die aber doch den spezifischen Faktor bildet, der ein Individuum mit bestimmten biologischen Merkmalen und unter bestimmten sozialen und physischen Bedingungen zum Verbrecher stempelt. — Die Kriminalität hat daher einen biologischen, physischen und sozialen Ursprung. Bei jedem Verbrecher und bei jedem Verbrechen ist das Zusammenwirken dieser drei Klassen kriminogener Ursachen und die vorherrschende Ursache eine andere. — Der Verfasser dieses Vortrages hat die im Text entwickelten Anschauungen über das Wesen der Kriminalität bereits 1888 im „Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie" dargelegt.

Digitized by Google

Scharnhorst und die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht.

Vortrag,

gehalten im historischen Verein für Niedersachsen zu Hannover

von

Dr. W. Weise

in Hannover.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

1892.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Die Veranlassung zu dem vorliegenden Vortrage ist durch das Buch M. Lehmanns über Scharnhorst gegeben worden. Das Werk ist für die Geschichte der Freiheitskriege von geradezu grundlegender Bedeutung geworden, so daß man rückhaltlos behaupten kann, ein volles Verständniß jener Zeit sei ohne Kenntniß desselben unmöglich. Die Einsicht in den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse ist außerordentlich gefördert, manche Schulmeinungen, die bisher geglaubt und vertheidigt wurden, sind zu Falle gebracht, und ganz andere Ansichten sind durch — man kann wohl sagen — unumstößliche Beweise befestigt worden. Zwar ist seit der Zeit, wo Lehmann mit seiner Arbeit hervorgetreten ist, manches neue Material aus der Verborgenheit der allgemeinen Einsicht übermittelt und mancher kostbare Schatz gehoben worden, wie die Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls H. von Boyen, aber alle diese Veröffentlichungen haben nur erhärtet, was uns Lehmann schon gelehrt hatte. Wir können jetzt nicht mehr dem Grafen Haugwitz die Schuld beimessen, eigenmächtig jenes schmähliche Schutz- und Trutzbündniß zu Schönbrunn mit Napoleon geschlossen zu haben. Er hat vielmehr nach einer ihm vom König mündlich gegebenen Vollmacht gehandelt. In Friedrich Wilhelms eigenem Willen und seinem nichts weniger als aufrichtigen Verhalten gegen die Koalirten liegt der Zusammenbruch des preußischen

Staates in den Jahren 1806 und 1807 mit inbeschlossen. Auch für die zaudernde und unschlüssige Art der preußischen Politik 1811 die russische Regierung verantwortlich machen zu wollen, entspricht nicht der Wirklichkeit. Denn Scharnhorst, der die Verhandlungen mit Rußland zu führen nach Petersburg gereist war, hatte den Abschluß einer Militärkonvention mit dem russischen Reichskanzler und dem russischen Kriegsminister fertig gebracht, und Scharnhorst war auch von der redlichen Absicht des Zaren überzeugt, dem preußischen Staate wieder aufzuhelfen und gut zu machen, was er zu Tilsit versäumt und gefehlt hatte. In staunende Verwunderung aber setzt uns das Doppelspiel der Hardenbergischen Politik in eben dieser Zeit. Auf der einen Seite sucht sich der preußische Staatskanzler schon mit Rußland zu vertragen, auf der anderen Seite pflegt er noch ernstgemeinte Verbindungen mit Napoleon. — Einen vollständigen Umschwung der Meinungen hat aber Lehmann in der Beurtheilung des Königs Friedrich Wilhelm herbeigeführt. Während hervorragende Geschichtsforscher in dem Zögern des Königs besonders in den Jahren 1809—1813 eine gewisse staatsmännische Klugheit suchen, die zielbewußt jedem kopflosen Drängen entgegentritt und den richtigen Augenblick zum Handeln abzuwarten versteht, wird es jetzt schwer fallen, die zurückhaltende Handlungsweise anders als aus einem Mangel an Entschlossenheit und an Vertrauen zu sich und seinem Volke zu erklären, und man muß davon abstehen, sie als eine folgerichtige und auf wohlüberlegten Plänen beruhende aufzufassen. Von einem besonderen Verdienst des Königs daran, daß Preußen in den Freiheitskriegen die Ketten der Fremdherrschaft zersprengte und das Ansehen, das Friedrich der Große ihm einst verliehen, wieder gewann, kann keine Rede mehr sein. Ebensowenig wie Friedrich Wilhelm III. bei den inneren Reformen die Führung gehabt hat, ebensowenig ist seinem Entschlusse der Freiheitskampf entsprungen. Des Königs

Digitized by Google

verhängnißvolles Zaudern hat dem Staate schwere, blutige Opfer gekostet. — Doch wenden wir uns nun zu der Biographie im besonderen. Es ist Lehmann, nachdem ihm ein umfangreicheres Material zu Gebote gestanden als den Männern, die sich vor ihm an die gleiche Aufgabe gewagt haben, zuerst der Wurf gelungen. Er hat uns den „Kernmann", mit homerischer Heldensprache zu reden, in jener Zeit weltumstürzender Ideen mitschaffend und mitarbeitend an der Erreichung der Ziele, die dem preußischen Staat gesteckt waren, wenn anders dieser seine Lebensberechtigung behaupten wollte, dargestellt. Die gewaltigen Begebenheiten der napoleonischen Zeit bilden den Hintergrund für das Porträt. Mitten drinnen in der brausenden und gährenden Strömung steht der Mann, der unwandelbaren Sinnes vor allem die Umgestaltung des Heeres im Auge gehabt und nicht eher geruht hat, als bis er die Hauptthat seines Lebens, die Quelle seines Nachruhms durchgeführt hat, allerdings unterstützt durch die Noth und durch die hieraus entspringende Erregung der Zeitgenossen; denn der große Gedanke von der Schaffung eines Volksheeres konnte nur durch eine große Zeit verwirklicht werden.

Ich bin damit sogleich auf das zu sprechen gekommen, worauf wir bei einer Lebensbeschreibung Scharnhorsts am meisten gespannt sein müssen, auf die Neubildung des preußischen Heeres. Sobald wir den Namen Scharnhorst hören, denken wir unwillkürlich an den militärischen Reorganisator. Der Bericht von der Wirksamkeit Scharnhorsts in dieser Beziehung nimmt gemäß ihrer Wichtigkeit einen großen Raum in Lehmanns Buche ein und bringt eine Menge neuen Materials, woraus wir die Schwierigkeiten, die sich dem Plane entgegenstellten, und die Zähigkeit Scharnhorsts, von dem einmal für gut und nothwendig Befundenen nicht abzulassen, zu beurtheilen vermögen. Gerade darin unterscheidet sich Lehmann wesentlich und vortheilhaft von Klippel, der demselben Manne eine Lebensbeschreibung

Digitized by Google

schon früher gewidmet hatte, daß er uns von dem äußeren Lebensgange nur das, was zur Erläuterung des geistigen Werdens und Seins dient, mittheilt. Lehmanns Buch ist meines Erachtens eine Geschichte der von Scharnhorst geschöpften und vertretenen Ideen. Der zweite Band besonders ist eigentlich nur eine Geschichte der militärischen Reform in ihrem Zusammenhang mit der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung und der Wiedergeburt des preußischen Staates. Der Kern der ganzen Heeresreorganisation liegt in der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Es ist anziehend zu betrachten, welcher Weg Scharnhorst zu derselben geleitet hat, und wie er den betretenen Weg verfolgt hat.

Der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht war durchaus nichts Neues, vielmehr, wenn wir auf die geschichtliche Entwickelung des Kriegswesens bei den Deutschen einen Blick zurückwerfen, die ursprünglichste und ureigene Wehrverfassung derselben. Jeder freie Mann ist zu der Zeit, da die Deutschen in die Geschichte eintreten, zur Heeresfolge verpflichtet. Zu Fuß zieht bis zur Karolingerzeit das Volksaufgebot, die fränkische Landwehr zu Felde. Dann bringt das Lehenswesen die reisigen Ritterheere empor und drängt, indem es die Waffenehre einem neu aufkommenden Stande überträgt, die niedere Masse des Volkes zurück. Noch vor der Reformationszeit erliegt der Adel den Schweizer Bauernhaufen und dem Volksheere Ziskas; er wird durch den fahrenden Söldner abgelöst, welcher vorübergehend schon zur Zeit Kaiser Heinrichs IV. und der Hohenstaufen aufgetreten ist. In der Zeit des dreißigjährigen Krieges werden diese Söldnerscharen zu stehenden Heeren, welche die Fürsten zur Gründung und als Stützen ihrer absoluten Macht gebrauchen. Auf solche Weise ist die allgemeine Wehrpflicht im Verlaufe des Mittelalters und im Beginn der Neuzeit bei den Deutschen ebenso wie bei anderen Völkern verloren gegangen.

Das stehende Kriegsheer hielt der Landesherr nur für sich; er bezahlte es ganz und gar aus seinen Einnahmen. Es war ein durchaus privates Kriegsvolk, das nicht dem Staate, sondern nur dem Willen und den Absichten seines Lohnherrn diente. Der Fürst konnte sein Heer sogar verhandeln. Kam das Land durch einen äußeren Feind in Gefahr, so bewilligten die Stände dem Herrn für dieses Heer Geld oder einen Zuschuß. Für den, der in die fürstliche Armee eintreten wollte, war das ein vollständig freies Geschäft, mochte er Ausländer oder Eingeborener sein. Bis zum Jahre 1700 ungefähr geschah die Ergänzung durch freie Werbung. Von da an wurde es allmählich anders. Begierde nach Beute und Ehre, der Hang zu einem ungebundenen Abenteuerleben hatte zumeist die Landsknechte den Werbern zugeführt. Nach dem dreißigjährigen Kriege kamen die geworbenen Soldaten in stramme Zucht und erhielten knappen Sold; Aussicht auf Avancement in höhere Stellen war gering, denn die Führerstellen beanspruchte seit dem großen Kriege der Adel in allen Armeen für sich. Da wurden die Werbeplätze leer. Die außerordentlich starken Heere aber, mit welchen Ludwig XIV. seine Kriege führte, nöthigten auch die deutschen Fürsten, auf Vermehrung ihrer Streitkräfte bedacht zu sein. Sie sahen sich daher nach Rekruten aus den eigenen Unterthanen um. Indes war es unerhört, das Volk mit Gewalt zum Kriegsdienste zu zwingen. Der Fürst selbst mußte dabei seine besonderen Bedenken haben. Denn indem er seine Soldaten aus den Bewohnern seines Landes entnahm, verminderte er schon an und für sich die Zahl seiner Steueraufbringer. Dazu kam, daß dort, wo diese Konskription geschah, die junge Mannschaft durch dieselbe zur Massenauswanderung getrieben wurde und man geradezu eine Entvölkerung des Landes befürchten mußte. Dennoch wurde vorsichtig hie und da das Volk, doch nicht ohne Widerstand von seiner Seite, zum Kriegsdienste herangezogen.

Digitized by Google

In Preußen, wo man um 1693 zum ersten Male diese Maßregel einzuführen versuchte, vermochte nur der eiserne Wille Friedrich Wilhelms I. das Volk daran zu gewöhnen. Dieser ließ sich bei der Schaffung seines Heeres von dem Gedanken einer allgemeinen Verpflichtung zum Kriegsdienste leiten, dem er auch sich selbst und die Prinzen seines Hauses unterwarf. Der weiteren Ausführung dieses richtigen Gedankens setzten die Anschauungen der Zeit und der scharfe Unterschied der Stände große Schwierigkeiten entgegen. Der König traf nun eine Einrichtung, welche in der Kriegsgeschichte von hervorragender Bedeutung geworden ist. Er ließ unter Zugrundelegung einer bestimmten Zahl von Feuerstellen jedem einzelnen Regimente einen besonderen Landbezirk, „Kanton", zuweisen, dessen dienstfähige Mannschaft dem betreffenden Regimente allein zur Verfügung stand. Während der eine Theil des Bedarfs nach wie vor durch Werbung ergänzt wurde, deckte das Regiment den anderen durch Aushebung in seinem Kanton.

Zum Dienst verpflichtet waren alle jungen Leute. Sie wurden in Listen eingetragen, „enrollirt", und damit wurde ihre Zugehörigkeit zum Heere ausgesprochen. Allerdings gab es auch Befreiungen, „Exemtionen", von der Dienstpflicht. So waren die Söhne von Offizieren und angesessenen Edelleuten, Bürger mit einem gewissen Vermögen, manche Handwerker und Industriearbeiter, auch alle Söhne von Geistlichen, die Theologie studirten, eximirt. Das ist das berühmte Kantonwesen Friedrich Wilhelms I. vom Jahre 1733, eine Rekrutirungsweise, die darnach auch von anderen Staaten angenommen wurde. Es waren in ihm schlechthin die Bürger und Bauern für heerespflichtig erklärt, und wir müssen darin die Anfänge einer allgemeinen Wehrpflicht erkennen. Diese Konskription bewährte sich so vorzüglich, daß sie auch von Friedrich dem Großen beibehalten wurde. Erst später, namentlich nach Beendigung des

Digitized by Google

siebenjährigen Krieges, hat er die Exemtion bedeutend vermehrt, ganze Landesstriche von der Enrollirung ausgenommen und jenes System so gut wie ganz aufgehoben. Sein vom Kriege arg mitgenommenes Land bedurfte der Bebauer und war nicht im stande, auch noch die Vertheidiger zu stellen. Der hierdurch bewirkte Ausfall an Soldaten mußte durch ausländische Werbung ersetzt werden. Nach dem von Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1792 gegebenen Kantonreglement bestand die Kantonpflicht nur für Bauern, Ackerbürger und gemeine Handwerker. Durch diese Anordnung wurde ebenso wie durch die Friedrichs des Großen ein Rückschritt in der von Friedrich Wilhelm I. angeregten Frage bezüglich der allgemeinen Wehrpflicht gemacht, indem die Last des Kriegsdienstes von den Wohlhabenden und Gebildeten auf den Stand der gemeinen Leute abgewälzt wurde.

In den meisten deutschen Ländern bestand von Alters her noch eine Verpflichtung zur Landesvertheidigung oder zum Eintritt in die sogenannte Landmiliz. In dieser Form hatte sich der allgemeine Kriegsdienst, wie er in den Anfängen der deutschen Geschichte üblich war, erhalten und in die Neuzeit hinüber gerettet. Wie unter den fränkischen Kaisern die Bauern nur aufgeboten wurden, um bei dem Bau oder der Zerstörung von Burgen Verwendung zu finden, so war zu ähnlichen Zwecken bis ins 18. Jahrhundert hinein für die zu Hörigen herabgedrückten Bauern die Verpflichtung vorhanden, beim Läuten der Sturmglocke zusammen zu eilen, Kriegsgespann und Schanzgräber zu stellen. Schon zu Ende des 16. Jahrhunderts war man, weil die Unterhaltung der Landsknechte eine drückende, kostspielige Last wurde, auf den Gedanken gekommen, aus den wehrhaften Bewohnern der Stadt und des Dorfes zum Schutz des Landes eine Miliz, auch „Landausschuß“, „Landsoldaten“ genannt, zu schaffen. Sie war in Fähnlein getheilt und wurde des Sonntags und außerdem einige Male im Jahre geübt. In

Preußen hatte die Landmiliz zur Zeit des ersten Königs eine fünfjährige Dienstpflicht, und ihre Mannschaft wurde wöchentlich zwei Stunden in den Waffen exerzirt. Ihre Gesamtzahl war festgestellt und für jede Ortschaft angesetzt. Mangelhaft blieb die ganze Organisation derselben, sowohl wegen des ungeschickten Zu- und Abganges, als auch wegen der ungenügenden Ausbildung. Besonders nach dem dreißigjährigen Kriege sank ihre Leistungsfähigkeit. Ihre eigenen Unterthanen wollten die Fürsten lieber zur Kultur des Landes als zum Kriegsdienst haben. — Neben dem stehenden Söldnerheere, das gewissermaßen Eigenthum des Souveräns ist, sehen wir also noch ein Volksheer, an Kriegstüchtigkeit jenem wesentlich nachstehend. Wohl gemerkt aber, der Fürst kann zur Verwirklichung seiner Politik und zu seinen Kriegen außerhalb des Landes nur seine Soldtruppen, das stehende Heer, verwenden. Das Recht zur Aufbietung des Volksheeres, der Miliz, hat er nur in dem Falle, wenn das eigene Land durch Kriegsgefahr bedroht wird. Und da hat dieses bewaffnete Volksheer öfters nicht unerhebliche Dienste geleistet. Die Bauern, die sich vor der Schlacht bei Fehrbellin scharten, um das Vordringen der Schweden in die Marken zu verhindern, waren keine bunt zusammengelaufenen Haufen, das war der alte Heerbann. Auch im siebenjährigen Kriege hat diese Landwehr noch Tüchtiges vollbracht. Aus Noth wurde sie zuerst für Pommern gebildet, und dann wurde diese militärische Einrichtung auch auf andere Provinzen übertragen. Die Landmilizen sollten den Feind bis zur Ankunft regulärer Truppen aufhalten. Ihre Dienste waren so vortrefflich, daß sie während des ganzen Krieges Verwendung fanden, und zwar nicht bloß als Garnisontruppen in den Festungen, sondern sogar vielfach im Felde. — Auch in anderen Ländern treffen wir Milizen an, vornehmlich in England, wo sie im Gegensatz zu dem kostspieligen stehenden Heere die ganze Gunst der öffentlichen Meinung

Digitized by Google

besaßen. Im allgemeinen aber verschwand die Miliz im 18. Jahrhundert. In Preußen war sie schon einmal durch Friedrich Wilhelm I. abgeschafft worden. Unter den Fürsten jener Zeit hat nur einer die Miliz noch hochgehalten, das war Graf Wilhelm von Bückeburg.

Dieser Fürst ist von Manchen arg geschmäht worden, indem ihm Nachäfferei Friedrichs des Großen und eine wahre Soldatenmanie zum Vorwurf gemacht ist. Man mag darüber streiten, ob der Wilhelmstein, den er auf einer künstlich angelegten Insel im Steinhuder Meere erbaut hat, von solcher militärischen Wichtigkeit gewesen wie Klippel meint, dennoch nimmt Graf Wilhelm unter allen damals lebenden Männern der Kriegskunst wegen seiner besonderen Ansichten in militärischen Dingen einen ausgezeichneten Platz ein. Ein inniges Verhältniß verband ihn mit dem an seinem Hofe lebenden, von einem edlen Trieb für Aufklärung und Sittlichkeit begeisterten Thomas Abbt. Dieser hatte schon in seinen Schriften, namentlich in der „vom Tode fürs Vaterland" betitelten, die allgemeine Wehrpflicht als eine sittliche Pflicht aller Angehörigen eines Staates gefordert. Auch der Graf war gleicher Gesinnung. Seine kriegerischen Bestrebungen waren ihm von der Humanität eingegeben; er will die Kunst des Krieges nur, um den Krieg zu verhindern; das Heer ist ihm nicht mehr Selbstzweck, er stellt es in den Dienst eines Höheren, des Staates. In sein Programm hatte er auch die Bewehrung aller seiner Unterthanen aufgenommen, und er zog jeden diensttauglichen Mann in der Miliz zur Vertheidigung des Landes heran neben den Söldnern, die als stehende Truppe dienten. Die Kadetten aber, die auf dem Wilhelmstein militärischen Unterricht genossen, sollten nicht bloß zu brauchbaren Soldaten, sondern zu ehrliebenden, rechtschaffenen Männern erzogen werden. Bekanntlich hat Scharnhorst seine kriegerische Laufbahn damit begonnen, daß er als

Digitized by Google

Kadett in die Kriegsschule des Grafen eintrat. Das Beispiel und die Anschauungen des Fürsten, dem Scharnhorst stets ein ehrendes Andenken bewahrt hat, haben auf diesen selber eingewirkt. Nach dem Tode des Grafen fielen seine Schöpfungen zusammen. Scharnhorst erhielt seine Entlassung aus dem bückeburgischen Militär und ging in hannoversche Dienste. Da die Herrschaft des Adels in Hannover wie die anderen Staatslaufbahnen so auch die des Offiziers zu einem schmählichen Nepotismus mißbrauchte, konnten die Aussichten für den schlichten Bürgerlichen, welcher es später auch verschmähte, durch eine gutgewählte Heirath sich Konnexionen zu verschaffen, nicht sehr günstig sein. Zuerst wurde er einem Dragonerregiment zugewiesen, dann wurde er als Lehrer an die neu errichtete Artillerieschule in Hannover versetzt.

Schon bald nach seinem Eintritt in den Dienst des Kurstaates ward Scharnhorst litterarisch thätig. Er schrieb militärische Bücher und gab militärische Zeitschriften heraus, seit 1788 das neue militärische Journal. Hier finden wir zum ersten Male von Scharnhorst den Gedanken von einer nothwendigen Umbildung der Heere ausgesprochen. In dem Jahrzehnt vor der großen französischen Revolution waren auch auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft mancherlei Gährungen zum Ausbruch gekommen. Der spanische Erbfolgekrieg hatte in den Meinungen über Strategie und Taktik gründlich Wandlung geschaffen. Im Verlaufe desselben waren Grundsätze ausgebildet, welche für die Folgezeit bis zur Wende des Jahrhunderts maßgebend geworden sind. Während man vor demselben durch den geschlossenen Angriff in der Kolonne die Entscheidung der Schlacht herbeizuführen trachtete, suchte man nach den neuen Regeln der Taktik die Gefechtskraft des Heeres unter vollster Ausnutzung des Infanteriefeuers zur Geltung zu bringen. So entwickelte sich die Lineartaktik, welche möglichst langgezogene Feuerlinien

Digitized by Google

aufstellt. Gegen diese in Gebrauch gekommene Gefechtsweise und in gleicher Weise gegen die übliche Zusammensetzung der Heere wurde nun von verschiedenen Seiten Einspruch erhoben. Die Linearaufstellung wurde über den Haufen geworfen, weil man die Bedeutung des Feuergewehres für zu geringwerthig erachtete. Militärische Fähigkeiten wollten wieder die tiefe Schlachtordnung, die Kolonne, und als Bewaffnung die Pike statt der Flinte einführen. Ja, einzelne Heißsporne forderten an Stelle der Artillerie die Verwendung altrömischer Katapulten. Der Marschall von Sachsen äußerte sich in einem 1757 erschienenen Werke: „Die Feuerwaffe ist nicht so furchtbar wie man denkt, es werden nur wenig Leute in offener Schlacht von vorn getödtet; ich habe Salven erlebt, die nicht vier Mann trafen, und weder ich noch sonst irgend Jemand hat eine Wirkung beobachtet, die groß genug wäre, um uns im Vorgehen aufhalten zu können.“ Legte doch auch Suworoff alle Kraft des Kampfes in die blanke Waffe; die Kugel galt ihm für eine Närrin, das Bajonnet für den ganzen Mann. Und im nordamerikanischen Freiheitskriege hatte der ehemals preußische Offizier Steuben bei den sicher treffenden amerikanischen Schützen das Bajonnet wieder zu Ehren gebracht. — In der öffentlichen Meinung aber hatte eine Bewegung gegen die stehenden Heere um sich gegriffen. Bereits waren englische und französische Philosophen gegen dieselben wegen ihrer theueren Unterhaltung losgezogen. Man berief sich für den Kriegsfall auf die den ständischen Bestrebungen günstige Art, die Volkskraft in der Miliz militärisch zu organisiren und zu verwerthen Auch in Deutschland gewann die Opposition gegen die stehenden Heere Boden und Unterstützung von gewichtigen Persönlichkeiten, so von Justus Möser, und selbst ein deutscher Offizier, Mauvillon, ergriff für diese Richtung Partei. Die Erfolge der französischen Heere in den Koalitionskriegen, in denen die

altberühmten Truppen der Oesterreicher und Preußen das Feld vor dem französischen Volksaufgebot hatten räumen müssen, riefen eine beträchtliche Steigerung der Opposition in Deutschland hervor. Ein Fichte, ein Kant, ein Herder verwarfen aus Humanitätsgefühl die Einrichtung der stehenden Heere. Man träumte von einem Weltfrieden. Wozu also die Armeen? Besonderes Aufsehen erregte ein Buch von Behrenhorst, der Offizier in der preußischen Armee gewesen. Mit Witz und Geist goß er die Schalen seines Unmuthes über die stehenden Heere aus; Kriegserfolge sind nach seiner Ansicht nur vom Glück abhängig, nicht von der Disziplin.

An diesem Kampf der Meinungen betheiligte sich auch Scharnhorst. Was die Art der Bewaffnung betrifft, so nahm er eine vermittelnde Stellung ein. Er schätzte die Pike als Waffe. Als er die preußische Landwehr schuf, da wollte er das erste Glied der Landwehrinfanterie mit der Pike ausrüsten. Schroff aber trat der Artillerieoffizier für die Erhaltung seiner Waffe, der Artillerie, ein. Daß die Feuerwaffe der blanken Waffe überlegen sei, ist sein unumstößlicher Glaube. In den Streit um die stehenden Heere erklärte er sich unumwunden für dieselben, weil sie ihm durchaus unentbehrlich zu sein schienen, und die für sie geforderte Einführung eines reinen Milizsystems, bei welchem das Heer als solches im Frieden nicht vorhanden ist, sondern in jedem Kriegsfalle erst aus den wehrpflichtigen Bürgern gebildet wird, wies er von der Hand. Aber er billigt auch nicht das reine System der stehenden Heere, wie es in England und Frankreich sich vorfand, sondern vielmehr das aus stehendem Heere und Miliz vereinte, wie es in Preußen war. Die Bewaffnung der Staatsangehörigen im stehenden Heere würde ihm unbedingt die beste Wehrverfassung sein, wenn sie nur ausführbar wäre.

Wir sehen, daß Scharnhorst die ausländische Werbung im

Digitized by Google

Prinzipe verwirft und dagegen auf eine Verallgemeinerung der Wehrpflicht dringt. Behrenhorsts Angriffe aber auf das stehende Heer schlägt er zurück, indem er ausruft: „Ein Schriftsteller, der die stehende Armee seiner Nation untergräbt, mag immer seinem Herzen ein Denkmal errichten, aber für seine Mitbürger bereitet er Fesseln, oder die Geschichte müßte lügen." Er prophezeit, daß Norddeutschland darüber belehrt werden würde. Jedoch ist Scharnhorst durchaus nicht blind gegen die Schäden in den stehenden Heeren und die Mängel in der Heeresverwaltung. Er deckt die Uebelstände offen auf, um sie zu beseitigen. Er fordert die Schaffung eines tüchtigen Offiziercorps durch sittliche und wissenschaftliche Hebung desselben. Militärische Unterrichtsanstalten sollen entstehen, die Offiziersaspiranten einer Prüfung unterzogen werden. Er bekämpft die Beförderung von Männern ohne Verdienst und die Bevorzugung aus Rücksichten auf die Verwandtschaft oder die Geburt, weil dadurch die Disziplin des Heeres erschlaffen müsse; ohne Disziplin aber könne kein Heer bestehen, es sei denn, daß die Begeisterung an die Stelle der Disziplin trete. Die Ursachen der Niederlage, welche das stehende Heer durch das französische Volksheer erlitten, findet er nicht in dem stehenden Heere schlechthin, sondern in physischen, moralischen und politischen Verhältnissen. Die Heerleitung will er einem Generalstab übertragen, der unmittelbar an die Spitze des Heeres treten soll, gleichsam als treibende Kraft für die Heeresmaschine. In die Kampfesweise ist dann die neue französische Art des zerstreuten Gefechtes der Tirailleurs aufzunehmen. Er hatte die Vortheile derselben in dem Feldzuge von 1793 bis 1795 aus eigener Anschauung schätzen gelernt. Die Tirailleurs hatten nach seinem Urtheile den größten Theil der Affären in diesem Kriege entschieden. Er verlangt dann ferner, daß der Soldat schon im Frieden auf den Krieg vorbereitet werde. Er müsse im kleinen und im großen Verbande

Digitized by Google

exerzirt werden; alles, was nur dem Schein diene, sei zu beseitigen. Ein auf diese Weise geübtes und durch Zucht fest zusammengefügtes Heer werde leisten, wozu es bestimmt sei. Die Opposition gegen die stehenden Heere werde dann von selbst verstummen. — Alle diese Aussetzungen und Vorschläge Scharnhorsts bezogen sich zunächst nur auf die kurfürstlich-hannoversche Armee. Die hannoversche Regierung verschloß sich nicht gegen solche Darlegungen. Die Schäden waren bei der Mobilisirung der Armee 1793 klar zu Tage getreten. Die Armee wäre auch im Falle einer französischen Invasion in Hannover nicht im stande gewesen, den Angriff zurückzuweisen. Die Regierung beabsichtigte daher eine Verstärkung des Heeres durch Milizen, und zu diesem Zweck nahm sie ein Militärsystem an, welches eine Nachahmung des preußischen Kantonwesens vor.

Auch Scharnhorst vertheidigte die Vorschläge der Regierung. Aber das ganze Reformwerk scheiterte an der Weigerung der Stände, das nothwendige Geld für die Deckung der entstehenden Mehrkosten zu bewilligen. Auch die anderen von Scharnhorst gemachten Entwürfe fanden gar keine oder nur stückweis Berücksichtigung. Der Unmuth über die Zustände in seinem Vaterlande, ferner der Umstand, daß seine Beförderung nicht in der gebührenden Weise betrieben wurde, veranlaßten Scharnhorst, seinem engeren Vaterlande den Rücken zu kehren und nach Preußen zu gehen. Man war hier schon auf die militärische Fähigkeit unseres Helden aufmerksam geworden. Friedrich Wilhelm III., der noch als Kronprinz ihn kennen und achten gelernt, erfüllte Scharnhorst alle Bedingungen, die derselbe an einen Uebertritt in die preußische Armee geknüpft hatte, darunter auch die, daß er in den Adelstand erhoben würde. Diese That Scharnhorsts ist ein Ereigniß von den weittragendsten Folgen geworden. Denn billig läßt sich bezweifeln, ob Scharnhorst die

Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht in einem anderen als dem preußischen Staate möglich gewesen wäre.

Mit dem Verlassen des hannoverschen Dienstes schloß ein Abschnitt seines Lebens ab. Der Kriegsdienst in seiner Heimath war eine Zeit geistiger Entwickelung gewesen. Durch wissenschaftliches Studium hatte er seine Kenntnisse erweitert und vertieft; seine Ansichten über militärische Dinge hatten sich geklärt und waren reifer geworden. Nicht gering anzuschlagen ist es, daß er in das Wesen des Krieges selbst während der Feldzüge der Koalitionen von 1793—1795 durch eigene Anschauung einen Einblick gewonnen hatte. Er hatte seinen Namen durch die muthige Vertheidigung von Menin gefeiert gemacht. Geehrt durch das Vertrauen seiner Vorgesetzten wie seiner Untergebenen und an Erfahrungen bereichert, war er dann in die Heimath zurückgekehrt. Wenn Boyen in seinen Erinnerungen von dem Oberst Scharnhorst im Gegensatz zu den meisten höheren Offizieren der preußischen Armee im Jahre 1806 rühmt, daß er, durch praktische Kriegserfahrnng und ernstes Studium gebildet, das ganze Gebiet des Kriegswissens als ein großes, zusammenhängendes Ganze überblicken gelernt habe, so hatte Scharnhorst den Grund zu dieser umfassenden Bildung entschieden im hannoverschen Dienst gelegt. Wie war nun die Armee beschaffen, deren Angehöriger Scharnhorst jetzt wurde?

Es ist schon erwähnt, daß Friedrich der Große nach den schlesischen Kriegen und sogar während derselben die in dem Kantonsystem seines Vaters zum Ausdruck gebrachte Wehrpflicht möglichst beschränkt hat. Er hat sich wohl für den Gedanken einer solchen Wehrverfassung erwärmt, ja selbst die Frage aufgeworfen, ob es nicht das Beste sei, das Heer ausschließlich aus Landeskindern zusammenzusetzen. Sofort aber erklärt er dies für unzulässig; die Bevölkerung des preußischen Staates könne allein die Aushebung nicht tragen, weil der von ihm begünstigten

Digitized by Google

Industrie zu viel werkthätige Hände entzogen würden. Während der Kriegszeit hat er die Lücken in seiner Armee zumeist durch zwangsweise Einstellung von Gefangenen und von Rekruten aus den besetzten Gebieten ausgefüllt. So schlimme Erfahrungen er auch mit dieser Rekrutirungsweise machte, so hat er doch nicht abgelassen, seine Lande von der Eintragung in die Stammrollen zu befreien. Man muß hierbei allerdings bedenken, daß die Zeit Friedrichs des Großen in dem Glauben befangen war, der Krieg sei keine Nationalsache, keine gemeinsame Angelegenheit jedes Einzelnen im Volke. Der König hat im siebenjährigen Kriege einmal ein Reskript erlassen, worin er gebot, die Landleute sollten sich bei ihrem Erbe halten und nicht in den Krieg ziehen, sonst würde er sie wie Rebellen ansehen. Die Folge davon für die Armee war, daß sie aus dem Auswurf der Völker und der Gesellschaft bestand. Jeder achtbare Bürger bemühte sich, seine Angehörigen vor der Konskription zu bewahren. Die kantonpflichtigen Bezirke suchten die unlautern Bestandtheile ihrer Bewohnerschaft los zu werden, indem sie dieselben zum Ersatz für das Heer angaben. Scharnhorst nannte die Armee eine Sammelstelle für Vagabunden, Trunkenbolde, Taugenichtse, Diebe und andere Verbrecher aus ganz Deutschland. Kein ehrliebender Mensch mochte im Wirthshause mit einem Soldaten an demselben Tische sitzen. Natürlich mußte in einer solchen Armee die sittliche Stärke, welche im Ehrgefühl und in der Vaterlandsliebe beruht, auf das geringste Maß herabgedrückt werden. Den moralischen Standpunkt des preußischen Heeres vor 1806 bezeichnet deutlich die fast unmenschliche Behandlung, welche nur Furcht, niemals aber freiwilligen Gehorsam erzeugen konnte.

Auch mit dem Offiziercorps stand es nicht zum besten. Friedrich Wilhelm I. hatte fast mit Gewalt den Adel gezwungen, als Offiziere in seine Armee einzutreten. Doch hatte er denselben damit noch nicht ausschließlich das Anrecht auf die Führerstellen

Digitized by Google

gegeben. Das Reglement bestimmte, daß auch ein Unteroffizier, welcher kein Edelmann war, wofern er nur große Meriten, einen offenen Kopf, ein gutes Exterieur besäße, und bei der Kavallerie mit der besonderen Bedingung, daß er kein Schnapssäufer wäre, nach zwölfjähriger Dienstzeit zum Offizier vorgeschlagen werden konnte. Friedrich II. aber hatte eine ausgesprochene Vorliebe für den Adel. Er setzte bei demselben ein eigenes Standes- und Ehrgefühl voraus und hielt darum die Adligen allein für geeignet und berechtigt, Offiziere zu werden. Er hat seine Ansicht darüber in einem Briefe klargestellt, in dem es heißt: „Es ist nöthiger, als man glaubt, diese Aufmerksamkeit auf die Wahl der Offiziere zu wenden, weil der Adel gewöhnlich Ehre hat. Man kann indes nicht leugnen, daß man bisweilen auch bei Leuten ohne Geburt Verdienst und Talent findet; aber das ist selten, und in diesem Falle thut man gut, sie zu behalten. Aber im allgemeinen bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als sich durch den Degen auszuzeichnen. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, statt daß ein Roturier, wenn er Gemeinheiten begangen, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vater wieder ergreift und sich dabei nicht weiter entehrt glaubt." In diesem Sinne hat er dann die kastenartige Abschließung des adligen Standes gegen die anderen Stände in seinem Staate durchzusetzen versucht. Er wollte von den bürgerlichen Offizieren nichts wissen. Während des Krieges hat er zwar aus Noth Bürgerliche angestellt, aber sie nach dem Friedensschluß alsbald wieder entlassen. Er hielt dafür, daß der Einbruch der Roturiers in das Offiziercorps der erste Schritt zum Verfall der Armee sei. Welche Ironie des Schicksals! Ein Bürgerlicher war berufen, der Neubildner des Heeres zu werden.

Man mag immerhin behaupten, wie es unter Anderen v. Taysen gethan, daß das Heer des großen Königs bei seinem

Digitized by Google

Ableben durchaus auf der Höhe damaliger Kriegstüchtigkeit gestanden und den Anforderungen, welche in Hinblick auf die Leistungsfähigkeit der Heere anderer Staaten an die preußische Armee gestellt werden mußten, entsprochen habe. Aber gleichwohl muß zugestanden werden, daß jene berührten Mängel vorhanden waren und daß sie von den Zeitgenossen empfunden wurden. Wiederholt hatten sich Stimmen über das Siechthum der Armee vernehmen lassen, aber sie waren ungehört oder unbeachtet verhallt; oder wenn man sich auf eine Verbesserung in der Heereseinrichtung eingelassen, so nahm man sie nicht gründlich vor und riß das Uebel nicht mit der Wurzel aus. So lebte die Armee Friedrichs II. unter seinen Nachfolgern mit all den faulen Flecken, welche aus dem Körper den Saft sogen, weiter. — Wir bemerken an dieser Stelle, daß noch andere Ursachen den schlechten Zustand des preußischen Heeres mitverschuldet haben. Wir weisen nur auf die strenge Bewahrung der Anciennität hin, wodurch man jeder Bevorzugung die Spitze bieten wollte, aber auch bewirkte, daß fähige Offiziere sich nicht emporzuringen vermochten und in untergeordneten Stellen den besten Theil ihrer Kraft verzehrten; ferner auf das System der Beurlaubungen aus Sparsamkeitsrücksichten, wodurch die vorschriftsmäßige Dienstzeit von zwanzig Jahren auf einen Dienst von durchschnittlich zwei Jahren bei der Fahne verkürzt und alle kriegerische und zweckmäßige Ausbildung des gemeinen Mannes völlig unausführbar wurde. Doch gehen wir auf eine genauere Erörterung der Gründe absichtlich nicht ein. Uns ist nur daran gelegen darzuthun, welche Schäden ein Verzicht auf die allgemeine Wehrpflicht in sich schloß. —

Mit der Zusammensetzung der Heere hatte die Kampfesweise und das Verpflegungswesen zu rechnen. Wie häufig kam nicht schon im Frieden Fahnenflucht vor, geschweige denn im Kriege. Der Feldherr durfte niemals sein Heer ohne strenge Aufsicht lassen.

Digitized by Google

Jeder Nachtmarsch, jedes Lager am Waldessaum oder in der Nähe einer Ortschaft brachte Verluste. Die Truppen mußten auf dem Marsche und im Lager von Husarenpatrouillen beständig umschwärmt werden. Nach jeder verlorenen, selbst nach gewonnener Schlacht war die Zahl der Ausreißer erschreckend groß. Der Kampf in zerstreuter Gefechtsart war eben deshalb ausgeschlossen, und unübersichtliches Gelände mußte, so gut es ging, vermieden werden. — Wenn dennoch Friedrich II. mit dieser Armee sieben Jahre lang einer Welt in Waffen Trotz zu bieten vermochte, so hatte dies seinen Grund vor allen Dingen in den eisernen Zuchtmitteln des Königs, in der Vortrefflichkeit des Offiziercorps, sowie in dem Umstande, daß der Soldat in Reih und Glied unter den Augen und dem Sponton dieser Offiziere in den Kampf geführt wurde. Um die Wirkung des Feuergewehres auszunutzen, blieb nur die Anwendung geschlossener Schlachtlinien übrig. Friedrich II. hatte daher die schon vor seiner Zeit, wie erwähnt, in Aufnahme gekommene Linientaktik angewandt und die Kolonnentaktik ganz fallen lassen.

Wie aber die freie Bewegung des Einzelnen im Tiraillement sich gewissermaßen von selbst verbot, so war auch die Beitreibung von Lebensmitteln in Feindesland geradezu unmöglich. Die Verpflegung konnte nur durch Nachschub von Magazinen sichergestellt werden, und diese Rücksichtnahme verlangsamte die Operationen außerordentlich. Dazu kam, daß die Militärverwaltung in keiner Weise ihre Aufgabe erfüllte. Von Friedrich II. war sie in die Hände eines Kriegskollegiums gelegt worden, das vollständig im Bureaukratismus verrottet war. Eine umständliche Geschäftsführung ließ Neuerungsvorschläge gar nicht durchdringen. Es fehlten die Verzeichnisse über die Stärke der aktiven und besoldeten Truppen und über die vorhandenen Bewaffnungs- und Ausrüstungsgegenstände. Als im Jahr 1806 das preußische Heer ins Feld zog, war es mit den schlechtesten

Digitized by Google

Gewehren in Europa ausgestattet. In welchem Maße Friedrich Wilhelm III. die Schuld an diesen Dingen trifft, beweist am besten eine Geschichte, die Boyen in seinen Erinnerungen uns aufbewahrt hat. Man hatte vor 1806 den Entschluß gefaßt, die Armee mit einem neuen Gewehre zu versehen. Die Probe damit sollte bei der Potsdamer Garnison gemacht werden. Alles war dazu in Gegenwart des Königs vorbereitet, nur hatte man vergessen, kalibermäßige Patronen anzuschaffen. Da verlor er, nach seinen eigenen Worten, den Muth, den Krieg mit solchen Leuten zu führen. Statt mit fester Hand einzugreifen und den Männern, die so schlecht ihr Amt verwalteten, nach Art seines Großoheims ein „Scher er sich zum Teufel" entgegenzuschleudern, zog er sich mißmuthig zurück und ließ es gehen, wie es ging.

Friedrich Wilhelm war durchaus kein Laie im Kriegswesen. Für die Beschäftigung mit militärischen Angelegenheiten hatte er eine entschiedene Vorliebe. Aber seine Aufmerksamkeit lenkte er auf Nebensachen, auf die Uniformirung der Truppen — eine besondere Liebhaberei des Königs — und auf das Paradeexerziren und nicht auf die Tüchtigkeit im Felde. Er hatte frühzeitig einen gewissen militärischen Blick gezeigt. Er hatte die Uebernahme Scharnhorsts in den preußischen Dienst betrieben. Er hatte bei seinem Regierungsantritt auch eine dunkle Ahnung von den Gebrechen, welche dem Heere anhafteten; er wollte damals eine Vermehrung des Inländeretats bei den ost- und südpreußischen Regimentern, eine größere Gleichheit im kleinen Dienst, Unterweisung der jüngeren Offiziere und der Junker bei den Regimentern. Die Reformvorschläge, welche Scharnhorst bald nach seinem Eintritt in die preußische Armee eingereicht, nahm er wie die späteren in zustimmendem Sinne auf. Dennoch ward nichts hiervon durchgeführt, weil der Oberstkommandirende, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, dagegen

Digitized by Google

war. Der pflichtete, wie Lehmann mittheilt, dem Vorschlage Scharnhorsts, betreffend die Vermehrung der reitenden Artillerie und Verminderung oder Beseitigung der Regimentsartillerie, zwar bei, fand ihn aber aus Gedanken des Fürsten von Ligne und des General Mack zusammengesetzt, „die auf eine königlich preußische Armee nicht wohl anwendbar erscheinen". So widersinnig die Begründung der Ablehnung war, so verzichtete nunmehr der König auch seinerseits auf die Beseitigung der vorhandenen Mängel. Das Heer war in keiner Weise kriegsbereit. Alles, was das Kriegswesen betraf, so urtheilt Boyen, der spätere Kriegsminister Friedrich Wilhelms, mit Ausnahme der Exerzirspielereien, ward unglaublich vernachlässigt.

Ganz anders sah es im Heere der Franzosen aus! Hier hatte der Sturm der Revolution das alte System hinweggefegt. Neue Grundsätze hatten sich geltend gemacht und waren zur Anwendung gelangt. Als Frankreich den Krieg gegen fast alle seine Nachbarstaaten begann, da bot der Kriegsminister Carnot die gesamte Volkskraft auf. Die levée en masse ist die erste Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht ohne jede Einschränkung; kein Bürger darf sich der Erfüllung der höchsten Pflicht, der Vertheidigung des Vaterlandes, entziehen. Frankreich führte mit Hülfe der ganzen Nation den Krieg; die zum Kriege Tüchtigen wurden ohne Unterschied auf die Waffenplätze entsendet. Schon der Zahl nach ward die französische Streitkraft der anderer Staaten überlegen; an dem Schlachttage von Jena zeigte sich dies den Preußen fühlbar. Von diesen Soldaten, die gegen einen für ungerecht ausgegebenen Einfall ihr Vaterland zu schützen hatten, war keine Desertion zu befürchten. Hier konnte die von den Amerikanern übernommene aufgelöste Gefechtsordnung angewendet werden. Die französischen Truppen brauchten sich nicht erst das Gelände zum Kampfe zu suchen; sie schlugen sich, wo immer sie mit dem

Digitized by Google

Feinde zusammenstießen. Mit ihren vorgezogenen Schützenlinien erschütterten sie die langgestreckten Reihen der nach den Grundsätzen der Lineartaktik fechtenden Gegner und durchbrachen dann deren Linien im Kolonnenangriff. — Auch die Verpflegung war bei den Franzosen ganz neu geregelt. Sie hatten sich über die Skrupel, daß Requisition ein unberechtigter Eingriff in Privateigenthum sei, hinweggesetzt und versahen sich durch Requisition mit dem, was sie zum Lebensunterhalt nöthig hatten. Die Verpflegung aus Magazinen kam so gut wie ganz in Wegfall. Ihre Märsche waren um so unbehinderter und freier. — Zu den Führerstellen war der Zutritt nicht bloß gewissen, durch Standesrecht und Geburt bevorzugten Menschen gestattet. Jeder Gemeine, der Fähigkeit und Ehrgeiz besaß, trug den Marschallstab im Tornister. Die Oberoffiziere, die eine Schlacht verloren, wurden zur Rechenschaft gezogen und abgesetzt. Bald standen junge Generale an der Spitze, die sich nicht um die herkömmlichen Kriegsregeln kümmerten, sondern in kühnem Wagen, ohne pedantisch nach den Hindernissen des Terrains und sonst eines Umstandes zu fragen, ihre Truppen zum Siege führten, bis dann zuletzt der Meister der neuen Kriegskunst, Napoleon, über die ganze Streitmacht der Franzosen gebot.

Die großen Kriegsthaten Napoleons hat nicht leicht Jemand so aufrichtig bewundert wie Scharnhorst. Als sein Freund Decken 1798 in dem von Scharnhorst redigirten neuen militärischen Journal einen Aufsatz drucken ließ, der dem damaligen General das Lob spendete, er verdiene der Liebling der Kriegsgöttin zu sein, hat er dieser Meinung mit ganzem Herzen beigestimmt. In seinen Vorlesungen an der Kriegsakademie zu Berlin über die Kriegskunst hat er noch vor 1806 seinen Zuhörern begeistert die Vorzüge der neuen Kampfesweise auseinandergesetzt. Er war so davon eingenommen, daß er die französische Schlachtordnung schlechtweg als die bessere gelten läßt und sie einfach

„unsere Schlachtordnung" nennt. — Wir haben gesehen, daß die Einführung einer solchen Kriegführung eine gründliche Umbildung des Heeres zur nothwendigen Voraussetzung haben mußte. In der That hat Scharnhorst bereits vor dem Ausbruche des preußisch-französischen Krieges im Jahre 1806 die allgemeine Wehrpflicht zur Errichtung einer Nationalmiliz gefordert. „Nach dem Tilsiter Frieden war es ihm gänzlich unzweifelhaft, daß fortan in Preußen jeder Stand und jede Landschaft durch die Schule des Waffendienstes gehen und an der Vertheidigung des Vaterlandes theilnehmen müsse; diese Ueberzeugung war die Lebensluft, in der er und seine Freunde atmeten," sagt Lehmann. Die Errettung Preußens aus seiner Schmach erheischte die Schaffung eines Heeres von Landeskindern, die nicht für Sold, sondern für die theuersten, heiligsten Güter, Freiheit und Vaterland, kämpften. Dann konnte die Kriegführung bei den Preußen von der Lineartaktik zur zerstreuten Gefechtsart übergehen. Mit ihren eigenen Mitteln mußten die Franzosen überwunden werden, mit der von Carnot eingeführten allgemeinen Aushebung. In Frankreich war sie allerdings durch Gesetz vom 17. Ventose des Jahres VIII (= 8. März 1800) inzwischen beseitigt worden; Napoleon, der bei der Gründung seiner Herrschaft auf die Reichen und Gebildeten Rücksicht nehmen mußte, hatte die Stellvertretung gestattet.

Die Katastrophe von 1806 und 1807 brachte auch den König zu klarer Einsicht und größerer Festigkeit. Das Zeugniß Scharnhorsts bestätigt es, daß der König selbst manche den neuen Verhältnissen angemessene Ideen der Reorganisations-Kommission an die Hand gegeben hat; späterhin beschränkte sich jedoch Friedrich Wilhelms anregende Thätigkeit auf Einzelheiten und Montirungsvorschriften. Am meisten des Lobes werth ist, daß er Scharnhorst als den geeigneten Mann für die vorzunehmenden Veränderungen im Heerwesen erkannte und demselben

Digitized by Google

sein Vertrauen geschenkt hat. Nach dem Tilsiter Frieden ernannte er ihn zum Generalmajor und stellte ihn an die Spitze einer Reorganisations-Kommission für das Militär. Aber trotz des Ansehens, welches Scharnhorst beim Könige genoß, ward ihm die Arbeit wahrlich nicht leicht gemacht.

Das Werk war an sich schon ein riesiges, dessen Ausführung sich gewaltige Hindernisse in den Weg stellten. Denn die Einführung einer neuen Heeresverfassung auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht bedeutete zugleich die gänzliche Umgestaltung der gesamten wirthschaftlichen und politischen Zustände in Preußen. Die ständische Anschauung, daß Kanton-, d. h. Heerespflichtigkeit auf den Bauerngütern, Freiheit davon auf den Rittergütern und der bürgerlichen Nahrung beruhte, war nicht mehr aufrecht zu erhalten. Wenn man aber dem Adel das Vorrecht nehmen wollte, allein die Offiziere zum Heere zu stellen, so mußte man auch die Einschränkung des Adels, wonach ihm nur die Bewirthschaftung der Güter zustand, jede andere Erwerbsthätigkeit untersagt war, fallen lassen, also ihm die Freiheit geben, seine Güter an jeden Beliebigen verkaufen und jede ihm genehme Beschäftigung aufnehmen zu können. Wenn jeder Bauernbursche Soldat werden mußte, dann durfte man wenigstens eine Befreiung der Bauern von den drückendsten Lasten nicht unterlassen. Und wenn Gneisenau in einem glänzend geschriebenen Artikel eines öffentlichen Blattes die Freiheit des Rückens, d. h. die Abschaffung der militärischen Stock- und Spießruthenstrafen forderte, so wurde dadurch ganz nothwendigerweise das Abhängigkeitsverhältniß geändert, in dem sich der erbunterthänige Bauer seinem Gutsherrn gegenüber befand. Denn der Bauernbursche, der im Heere nicht mehr geprügelt werden durfte, der ließ sich auch bei den Frohndiensten nicht mehr prügeln. — Umgekehrt aber, erleichterte man den Uebertritt aus einem Stand in den anderen, von einer Beschäftigung zur anderen,

Digitized by Google

hob man die scharfe Scheidung zwischen Adeligen, Bürgern und Bauern, wie sie aus dem friedericianischen Staate überkommen war, auf, so war unbedingt eine Aenderung in den bestehenden Bestimmungen über die Heerespflicht nicht länger von der Hand zu weisen; die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ward zur gebieterischen Nothwendigkeit.

Kurz, wir begreifen, die Militärreorganisation ist ein integrirender Bestandtheil der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten, das war der große Grundgedanke, welcher wie ein rother Faden alle Reformen auf dem politischen und militärischen Gebiete durchzog.

So hatte denn auch Scharnhorst einen Kampf gegen tiefeingewurzelte Vorurtheile, gegen festbegründete Interessen, gegen Standeshochmuth zu führen. Wie Vielen waren nicht ihre gutsherrlichen Rechte und das bisherige Monopol auf die höheren Stellen theurer als die Selbständigkeit des Vaterlandes? Besondere Hemmnisse bereiteten die Geldnoth des Staates und der Argwohn des Feindes. Infolge der ungerechten Bedrückungen der Franzosen war der Stand der Finanzen zeitweis geradezu trostlos. Als man für die ersten drei Monate des Jahres 1808 einen Etat aufzustellen versuchte, rechnete man eine Einnahme von 386000, eine Ausgabe von $2^1/_2$ Millionen, mithin einen Fehlbetrag von über 2 Millionen Thaler heraus. Als im März 1813 die großen Rüstungen zum Freiheitskriege begannen, waren in der Kriegskasse baare 3000 Thaler vorhanden. Wie sollte man unter solchen Umständen neue Organisationen vornehmen? Nicht Wenige gab es, die nur in völliger Unterwerfung unter Napoleons Willen Heil und Rettung des Staates sahen; sie sprachen gedankenlos die höhnischen Worte des Korsen nach: „Wozu eine Armee von 40000 Mann? Sie beunruhigt Frankreich und erweckt Mißtrauen bei allen Nationen.“ Andere wieder fürchteten von der Aufhebung der ausländischen Werbung,

Digitized by Google

von der Verkürzung der Dienstzeit, von der besseren Behandlung der Mannschaften die Auflösung des Heeres. Derartige Ansichten waren sogar in tüchtigen Offizieren und wahrhaften Patrioten, so in York, um Einen statt Vieler zu nennen, herrschend.

Vor allem kam es darauf an, daß des Königs Wille auf die Dauer beständig blieb. Obwohl derselbe von der Nothwendigkeit der Neuerungen überzeugt war, so wirkte doch seine Eigenart, von der wir oben schon Beispiele gegeben, lähmend auf den Gang aller Geschäfte. Sein Selbstvertrauen war so schwach und seine Unentschlossenheit in den Augenblicken, wo es galt, einen ernsten Entschluß vorzunehmen, so arg, daß seine Umgebung durch wiederholte Vorstellungen und kleine Vorspiegelungen seinen Willen oft merkwürdig von der zuerst ausgesprochenen Absicht ablenken konnte. Seinem Geiste fehlte der Schwung, und der Trieb zu muthigen Unternehmungen war sehr gering. Daher fiel es ihm auch schwer, sich von dem Althergebrachten mit einem Male loszureißen. Er hatte von Natur einen starken Widerwillen gegen das Außerordentliche und Kühne, und die Erziehung, welche ihm zu theil geworden war, hatte in ihm diesen Widerwillen nicht erstickt. Alle durch innere Bewegung des Geistes erzeugte Empfindungen blieben ihm fremd. Deshalb waren ihm Stein mit seiner aufbrausenden Heftigkeit und Gneisenau mit seiner Erregtheit nicht angenehme Persönlichkeiten. Ebenso beruhte sein Verhältniß zu Scharnhorst nicht sowohl auf Neigung als vielmehr auf der Achtung vor der hohen Begabung des Mannes. Den Einflüsterungen der Gegner der militärischen Reformen Gehör schenkend, unterstützte der König von Anfang an die beabsichtigten Schritte Scharnhorsts nur sehr bedingt. Indessen verstand es dieser in seiner eigenen anspruchslosen und bescheidenen Weise vortrefflich, den König zu nehmen. Was er heute nicht durchsetzen konnte, das verschob er

Digitized by Google

auf morgen oder später und erreichte es schließlich. Vor allem wußte er es so einzurichten, daß der Monarch immer der Meinung war, Scharnhorst verwirkliche eigentlich nur des Königs Reformgedanken. Wollte nun dieser irgend etwas wieder preisgeben, so machte ihm Scharnhorst klar, daß er damit sein eigenstes Werk zu Falle bringe. Solch eine meisterhafte Behandlung des obersten Kriegsherrn, dann die unzerstörbare Zähigkeit seines eigenen Wesens haben Scharnhorst endlich die Hindernisse überwinden lassen. Leider schwand nach und nach Scharnhorsts Einfluß und Ansehen, und um so mühseliger ward seine Arbeit. Eine „Maulwurfspartei" — so nennt sie Boyen — begann aus höchst eigennützigen Gründen gegen den General bei Hofe zu intriguiren. Diese Mißvergnügten bezeichneten die Reorganisations-Kommission als einen Kreis unbesonnener, militärischer Radikalen, von deren unverdauten Theorien der Staat und der Thron alles Mögliche zu befürchten hätten. Sie gingen so weit, von einer Verschwörung zu reden, an deren Spitze Scharnhorst stünde, und die nichts Geringeres als die Absetzung des Königs wolle. So hirnlos derartige Klatschereien waren, so verfingen sie doch etwas bei Friedrich Wilhelm und ließen Spuren des Mißtrauens in ihm zurück. Er ward mit jedem Tage schwieriger bei der Vollziehung neuer nothwendiger Verordnungen. Allerdings mußte er sich der höheren Einsicht des Generals in militärischen und politischen Dingen beugen. Aber gerade dieser Umstand erweiterte die Kluft zwischen Beiden. Denn trotz aller Bescheidenheit, welche man dem Könige nachrühmen muß, besaß er doch das Gefühl seiner königlichen Würde und wachte eifersüchtig über sein persönliches Ansehen. Darum war ihm die geistige Ueberlegenheit Scharnhorsts peinlich. Scharnhorst nahm sich das ungerechte Betragen seines Herrn so zu Herzen, daß ihn ein Nervenfieber an den Rand des Grabes brachte und er seitdem den Todeskeim in der Brust trug. Durch den Umschlag in

Digitized by Google

der Gesinnung des Königs kam es, daß die letzten Bestimmungen über die Reorganisation, gleichsam die Krone des Ganzen, diesem nur durch den Zwang einer äußeren Nothwendigkeit abgerungen wurden.

Die Anhänger des Alten machten in der Kommission die Minderheit aus. Scharnhorst treu zur Seite standen Gneisenau, Boyen, Götzen und später auch Grolman, seine Gesinnungsgenossen und zum Theil seine Schüler. Eine besondere Unterstützung erhielt er noch durch Stein, der als Staatsminister gleichfalls Sitz und Stimme in der Kommission hatte. Er war ein erklärter Gegner der Kantonfreiheit; denn wenn diese auch den Wohlstand des Staates zu fördern im stande sei, so galt ihm doch die nationale Sicherheit mehr. — Indes hörte die gemeinsame Arbeit der Kommission allmählich mit dem Austritt der einzelnen Mitglieder auf. Scharnhorst ließ dann den größten Theil der dringendsten Verordnungen durch ihm nahestehende Offiziere ausarbeiten, sobald sich eine günstige Gelegenheit bot, die Genehmigung des Königs zu erlangen.

Die Kommission begann ihre Thätigkeit mit der Umgestaltung des Offiziercorps. Zuerst ward ein erbarmungsloses Strafgericht über die Offiziere, deren Verhalten im letzten Kriege nicht den Forderungen der Ehre entsprochen, verhängt. Dann wurden neue Normen für die Zusammensetzung des Offiziercorps aufgestellt. Längst von Scharnhorst vertretene Grundsätze wurden von der Kommission angenommen. Dem Könige ward, um junge und geistig frische Männer in leitenden Stellungen zu haben, das Recht zuerkannt, von der Anciennität bei der Beförderung abzusehen und nach seinem Gutdünken Stabsoffiziere zu ernennen und diese auf ihren Fähigkeiten entsprechende Posten zu stellen. Am bedeutsamsten aber war es, daß die Kommission das Vorrecht des Adels auf die Offiziersstellen durchbrach. Mit den zwingendsten Beweisen ward die Schädlichkeit des bisher

Digitized by Google

bewahrten Systems dargelegt und das System selber verurtheilt. Schwer ins Gewicht fiel hierbei, daß die intellektuelle Entwickelung des Adels nicht gleichen Schritt mit der fortschreitenden Bildung gehalten hatte und der höhere Bürgerstand in dieser Beziehung jenem entschieden überlegen war. Die Armee aber sollte eine Vereinigung aller moralischen und physischen Kräfte der Staatsbürger werden. Demnach war zum Gesetz zu erheben: „Einen Anspruch auf Offizierstellen können im Frieden nur Kenntnisse und Bildung gewähren, im Kriege ausgezeichnete Tapferkeit, Thätigkeit und Ueberblick. Aus der ganzen Nation müssen daher alle Individuen, die diese Eigenschaften besitzen, auf die höchsten militärischen Ehrenstellen Anspruch machen können." Die Fähigkeit zum Eintritt in das Offiziercorps ward an bestimmte Bedingungen hinsichtlich des Alters und der wissenschaftlichen Bildung geknüpft; der Eintritt selbst ward noch von der Wahl der künftigen Kameraden und Vorgesetzten des Aspiranten abhängig gemacht, damit dem Offizierstand der Charakter als Stand gewahrt bliebe. Die Vorschläge wurden dann vom König im großen und ganzen so, wie sie gemacht waren, angenommen und durch Reglement vom 6. August 1808 als maßgebend bezeichnet. Doch suchte man den Uebergang zu einer neuen Ordnung dadurch zu erleichtern, daß die Forderung der wissenschaftlichen Bildung nicht zu hoch bemessen wurde, und daß ausdrücklich hervorgehoben wurde, es komme beim Offizier nicht bloß auf Kenntnisse, sondern auch auf Geistesgegenwart, Pünktlichkeit und Ordnung an, und bei der Beurtheilung der Kenntnisse sei weniger Werth auf ein regelrechtes Wissen als auf ein praktisches Können zu legen.

So war für das Offiziercorps in gewissem Sinne die allgemeine Wehrpflicht geboten werden. Was aber für das Offiziercorps ausgesprochen, mußte auch für die Gemeinen Geltung erhalten.

Digitized by Google

Scharnhorst ging bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auf die Miliz zurück. Aber gegen den Gedanken, die Miliz etwa dem stehenden Heere anzugliedern, indem man alle waffenfähige Mannschaft erst zum stehenden Heere einzog und nach Ablauf der Dienstzeit in einen unserer heutigen Landwehr ähnlichen Verband, Miliz genannt, übertreten ließ, stiegen schwere Bedenken auf. Es würde eine ziemlich geraume Zeit vergangen sein, bevor die ganze waffenfähige Mannschaft selbst bei starker Verkürzung des Dienstes unter der Fahne in den Regimentscadres ausgebildet worden wäre. Scharnhorst aber und seine Freunde wollten jederzeit zu dem Kampfe mit dem Feinde bereit sein. Außerdem wäre der Staatskasse eine unerschwingliche Last aufgebürdet worden, wenn aus ihr alle Unkosten gedeckt werden sollten. Dann mußte man sich hüten des Feindes Mißtrauen zu erwecken. Zuletzt und nicht zum wenigsten hatte man mit der Abneigung der Gebildeten und Wohlhabenden gegen den verachteten Soldatenstand zu rechnen. In dem Augenblicke, wo man besondere Leistungen von Jenen verlangte, konnte man sie nicht zwingen, in das stehende Heer einzutreten. Erwägungen dieser Art veranlaßten Scharnhorst, von vornherein stehendes Heer und Miliz zu trennen. Alle Wehrpflichtigen vom 19. bis 31. Lebensjahr sollten in zwei Klassen getheilt werden. Die eine, zur Ergänzung des stehenden Heeres, umfaßte im allgemeinen die Unbemittelten, während die andere, zum Eintritt in die Miliz bestimmt, sich aus den Bemittelten zusammensetzen und sich selbst bewaffnen sollte. Die Hauptaufgabe der Miliz, die man nach französischem Muster „Provinzialtruppen" benannte, war, im Falle eines feindlichen Angriffes das stehende Heer zu unterstützen, zunächst nur innerhalb der Provinz, in welcher die Miliz ausgehoben war; doch konnte sie auch, wenn es die Sicherheit der Monarchie erforderte, außerhalb derselben Verwendung finden. Für den äußersten

Digitized by Google

Nothfall war noch ein allgemeines Aufgebot, das sich nicht an die Altersgrenze von 19 und 31 Jahren band, in Aussicht genommen. Die Milizen sollten alljährlich eine gewisse Zahl von Wochen zur Uebung eingezogen werden. Zur militärischen Vorübung aber wurde von den Reformern die Schule herangezogen, um den künftigen Vaterlandsvertheidigern kriegerischen Sinn einzuflößen und kriegerische Tüchtigkeit zu verleihen. Die Schulen erhalten daher eine militärische Organisation. Jede Schule hat ihren Exerzirmeister und bekommt militärische Disziplin. Sie formirt sich in Kompanien, von denen jede ihren Offizier selbst wählt, um unter seiner Leitung sich zum Kriege vorzubereiten. Leibesübungen, wie Fechten, Schwimmen, Voltigiren, sollten die jungen Körper zur Ertragung von Strapazen fähig machen. — Scharnhorst legte in einer Denkschrift den Beschluß der Kommission dem Könige zur Genehmigung vor. Dem Monarchen aber gingen die Anträge zu weit. Stieß doch der demokratische Geist, der die Vorlage durchwehte, selbst einen Niebuhr und Vincke zurück. Sie blieb daher unausgeführt. Der Plan, die allgemeine Wehrpflicht in der Miliz zur Ausführung zu bringen, war vorerst gescheitert, nur das Eine erreichte man, daß Friedrich Wilhelm ein Gesetz über die allgemeine Heerpflicht in Aussicht stellte.

Nachgiebiger zeigte sich der König in den Reformen des stehenden Heeres. Die ausländische Werbung wurde abgeschafft. Indem von nun ab nur Inländer, die seit der Aufhebung der Erbunterthänigkeit freie Männer geworden, in die Armee eintraten, ward es nothwendig, entehrende Strafen abzuschaffen und eine schonendere, das Ehrgefühl weckende Behandlung einzuführen. So entstanden die neuen Kriegsartikel, ein geradezu bahnbrechendes Werk, weil sie die eigentliche Grundlage der besseren geistigen Entwickelung des Heeres schufen. Der Zusammenbruch der alten Heeresverfassung war damit besiegelt.

Digitized by Google

Für das Offiziercorps wurden die Ehrengerichte eingeführt und die Offiziere einer heilsamen Selbstzucht unterworfen.

Wie diese Bestrebungen auf eine Wiederbelebung des kriegerischen Geistes zielten, so suchte man auch die Friedensübungen des Heeres diesem Zweck entsprechend einzurichten. Der Garnisondienst wurde beschränkt, man legte sichtlich Werth auf die Ausbildung zum Feldsoldaten. Die frühere mechanische Kriegführung, bei welcher die Soldaten und auch ein Theil der Befehlshaber nicht anders als Maschinen oder Puppen von der Hand des Feldherrn geleitet wurden, schwand. Der Kleinkrieg ward geübt, damit der Soldat im verschiedensten Gelände sich bewegen und dasselbe auszunutzen lerne. Durch die zerstreute Fechtart ward der Geist und Muth des Einzelnen entwickelt. Truppenverbände, aus allen Waffen geschaffen, wurden zum Manöver gegeneinander geführt. In Rücksicht auf die beschränkten Geldmittel, welche nur eine kurze Uebungszeit für den Einzelnen gestatteten, war man darauf angewiesen, nur das unumgänglich Nothwendige den Soldaten beizubringen. Nun war eine große Zahl von Regimentscadres beibehalten worden, damit im Falle eines Krieges die Rekruten in diese eingereiht werden könnten. Daher kam es, daß die einzelnen Regimenter ein Minimum von Dienstthuern hatten. Um möglichst viel ausgebildete Soldaten zu erhalten, bediente man sich aus Noth einer feinen List. Bei jeder Kompanie wurden gemäß eines Kabinetsbefehls vom August 1808 3 bis 5 Mann beurlaubt und an ihre Stelle eine gleiche Zahl Kantonisten eingezogen. Sie wurden einen Monat lang exerzirt und darnach in ihre Heimath entlassen, wo sie an Sonn- und Festtagen von dazu kommandirten Offizieren und Unteroffizieren weiter geübt wurden. Mit jedem Monat traten neue Kantonisten ein, so daß im Jahre für jede Kompanie 36 bis 60 Mann Zugangstruppen gewonnen wurden; das sind die Krümper. „Gegen das altüber-

Digitized by Google

lieferte Heerwesen," bemerkt Lehmann, „mit seiner Förmlichkeit und Umständlichkeit ließ sich kein stärkerer Gegensatz erfinden als dieser kecke Versuch, in einem Monate das zu stande zu bringen, wozu die Herren mit Zopf und Perücke Jahre gebraucht hatten. Jedermann ahnte, daß, wo so Außerordentliches gewagt wurde, Außerordentliches im Werke sei: Krümper und Freiheitskampf wurden unzertrennliche Begriffe." — Die Anregung zu diesem Plan ging von Scharnhorst aus; die Fertigstellung desselben ist Boyens Werk. Was den nun einmal historisch gewordenen Namen betrifft, so giebt dieser darüber folgende Auskunft: „Der Name Krümper entstand sehr zufällig; in Ostpreußen verstand man unter dem Namen Krümper eine beliebige Anzahl einer Kompanie obligate Leute, die aber noch in keiner Liste standen; wahrscheinlich war die Benennung zuerst bei der Kavallerie aufgenommen und dem beim Futterempfange üblichen Krumpmaß nachgebildet. Da nun die Sache durchaus alles Aufsehen vermeiden sollte, so wählte ich ohne großes Nachsinnen jenen provinziell üblichen Ausdruck und habe späterhin oft im stillen gelacht, wenn dieses unschuldige Wort sich einer Menge Definitionen unterwerfen mußte."

Den Patrioten in Preußen schien es, als ob schon das Jahr 1808 die Möglichkeit der Befreiung vom napoleonischen Joch geben würde. In Spanien begann der Kampf gegen Napoleon; Oesterreich fing an zu rüsten. Auch Stein und Scharnhorst glaubten die Zeit zum Kampf gekommen. Da fiel ein Brief Steins an den Fürsten Wittgenstein den Spähern Napoleons in die Hände und dieser ersah, wie es in Preußen gährte. Die Folge war der Sturz Steins und der Abschluß einer neuen Konvention zwischen Frankreich und Preußen, dessen Macht dadurch noch mehr gebunden wurde. In Bezug auf das Militär mußte sich der preußische König verpflichten, für die nächsten zehn Jahre nicht mehr als 42000 Mann zu

Digitized by Google

unterhalten und die Regimentscadres erheblich zu beschränken. In dieser Verringerung der Cadres, nicht in der Feststellung der Präsenz auf die angegebene Zahl ist die eigentlich schädliche Wirkung des neuen Vertrages zu suchen. Man hatte in Preußen die Absicht gehabt, 32 Infanterieregimenter und eben so viele der Kavallerie zu errichten, jetzt waren nur 10 der ersten und 8 der zweiten Gattung gestattet. Es konnten mithin neue Regimentsverbände erst im Kriegsfall geschaffen werden. — Ausdrücklich ward ferner durch die Konvention jede Milizformation verboten. Die Wehrpflicht durch das Milizwesen allgemein zu machen, war nunmehr überhaupt unmöglich. Es blieb nur ein Ausweg, im stehenden Heere den Gedanken zur Ausführung zu bringen. Man mußte die Beurlaubungen vermehren, um alle Waffenfähigen in die verminderten Regimentscadres unterzubringen. Darauf bezüglich ward ein Konskriptions-Regulativ von der Kommission ausgearbeitet und von ihr dem Könige unterbreitet. Auch dieses Mal versagte Friedrich Wilhelm seine Zustimmung. Das Krümpersystem aber blieb bestehen.

Das Jahr 1809 schwellte die Herzen in Preußen mit neuen Hoffnungen auf Erlösung. Scharnhorst und seine Gesinnungsgenossen hielten den Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich für wahrscheinlich; er wie alle Gleichgesinnten wünschten dringend den Anschluß an Oesterreich. Der König zeigte sich nicht abgeneigt, wenigstens einige kriegerische Vorkehrungen zu treffen, und forderte Vorschläge zur Verstärkung der Armee. In den Denkschriften, die damals Scharnhorst an den Monarchen richtete, taucht zum ersten Male die Idee der Bildung von Jägerkompanien aus Freiwilligen auf. „Jäger-Companien aus Freiwilligen," so heißt es in dem betreffenden Berichte, „welche bei dem Ausbruch des Krieges durch einen Aufruf an Alle, welche dem Staate freiwillig mit eigener Bewaffnung, Kleidung und Remontirung dienen wollen, würden

Digitized by Google

die Armee vielleicht auch bedeutend vermehren können. Man setze hierbei fest: daß bei jedem Infanterie-Bataillon eine Kompanie und bei jedem Kavallerie-Regiment eine Eskadron Volontär-Jäger stattfinden solle; daß diese als Leichtbewaffnete zu betrachten wären, eine einfache grüne Uniform trügen und bei der Infanterie den Rang eines Bombardiers, bei der Kavallerie den eines Karabiniers bekämen und im Felde keine weitere Besoldung als täglich zwei Pfund Brot, ein Viertelpfund Fleisch und Fourage erhielten; daß Jeder, welcher im Kriege auf diese Art für das Vaterland auftrete, von der Konskription auf Lebenszeit befreit wäre; daß kein junger Mann, ohne diese Carriere gemacht zu haben, auf Staatsbedienungen Anspruch haben solle, so lange noch Männer vorhanden wären, welche dem Vaterlande auf diese Art gedient hätten."

Wiederum hielt Scharnhorst den Zeitpunkt für günstig, gegen die Schranken des Kantons Sturm zu laufen. Eine auf seinen Rath berufene Konskriptions-Kommission gab ihr Gutachten ganz in seinem Sinne dahin ab, daß die vom König bereits in Aussicht gestellte Einführung der allgemeinen Wehrpflicht dringend geboten erscheine, nicht bloß wegen der zu erwartenden Vermehrung des Heeres, sondern wegen der moralischen Wirkung einer solchen Maßregel: der Werth jedes Soldaten müsse durch die Ueberzeugung erhöht werden, daß, wenn von der Erfüllung der ersten Pflicht gegen König und Vaterland die Rede sei, weder Ansehen noch die größte Summe Geldes berechtigen könne, ein müßiger Zuschauer zu sein. Demgemäß sollte ein allgemeiner Heerbann und zwar auf zwiefache Art gebildet werden. Einmal sollten alle jungen begüterten Leute aufgefordert werden, als Volontär-Jäger zu dienen. Dann sollte aus den Nichtbegüterten eine Miliz errichtet werden, in der jeder Waffenfähige bis zu einem gewissen Alter zu bleiben verpflichtet ist. — Zum dritten Mal mißglückte der Versuch

Digitized by Google

infolge der Abneigung des Königs. Eine Eingabe der pommerschen Stände ist zweifellos von Einfluß auf seinen Entschluß gewesen. Die Stände wollten nichts von all den Reformen, dem Erzeugniß einer neuen Zeit, wissen, und sie verbaten sich in der eingereichten Petition unter anderem die allgemeine Konskription auf das heftigste; sie sei ein Ausfluß revolutionärer Gedanken, des Schwindels von Freiheit und Gleichheit. Mit Berufung auf das friedericianische System erklärten sie, der Adel werde vernichtet und der Thron erschüttert werden.

Für schlimmer als diese letzte Niederlage in der Heeresfrage mochten die Freunde der Reformen das Ausscheiden Scharnhorsts aus dem Ministerium halten. Napoleon wußte sehr wohl, welche Stimmung in den leitenden Kreisen in Berlin waltete. Um den Zorn des Siegers über die Oesterreicher zu besänftigen, legte Scharnhorst sein Amt als Kriegsminister nieder. Außerdem riefen Verleumdungen, die von Scharnhorsts Gegnern, den „Maulwürfen“, ausgingen, eine Entfremdung zwischem dem König und ihm hervor. So war allem Anschein nach das Reformwerk vollständig aufgehalten. Damals war es, wo Scharnhorst infolge der verletzenden Behandlung, die ihm vom Könige widerfuhr, aufs Krankenlager geworfen wurde und er nur durch die äußerste Anstrengung der Aerzte am Leben erhalten wurde, ohne seine ganze Gesundheit wieder erlangen zu können. Ein vollständiger Bruch wurde zum Glück vermieden. So viel Anerkennung mußte Friedrich Wilhelm den Leistungen Scharnhorsts zollen, daß er die geheime Leitung der militärischen Angelegenheiten in dessen Hand beließ. Dadurch war eine Stockung in der Neubildung des Heeres ausgeschlossen. Wir sehen ihn immer von neuem mit der Regelung der Heerespflicht beschäftigt und mit Entwürfen dazu hervortreten. Ermuthigend mußte hierbei auf ihn einwirken, daß allmählich der Widerspruch, der in militärischen Kreisen gegen die allgemeine Wehrpflicht erhoben

Digitized by Google

worden war, zu verstummen begann. Selbst ein so starrer Anhänger des Alten, wie York, räumte ein, das Kantonreglement gewährte Jedem, der nicht ganz Vagabond oder Bettler sei, Schutz; mehr als je sei es nothwendig, die Wohlhabenden nicht von der Militärpflicht auszuschließen; der arme Knecht, der den Hof seines wohlhabenden, starken, gesunden Bauernjungen vertheidigen solle, sei ein schlechter Vaterlandsvertheidiger; nur die Konskription könne einen besseren Geist in den Truppen erwecken.

Alle militärischen Reformen, welche bis jetzt geschaffen worden waren, die Zulassung der Bürgerlichen zum Offiziersrang, die Beseitigung der ausländischen Werbung, die Milderung der militärischen Strafen, die neue Kampfesweise des Tirailleurgefechtes, bauten sich auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht auf. Der bedeutendste Erfolg in dieser Hinsicht war durch das Krümpersystem zu verzeichnen. Durch dasselbe waren allmählich sämtliche Waffenfähige, die nach dem Kantonreglement heerespflichtig waren, zum Dienst herangezogen worden. Dadurch aber verschärfte sich der Gegensatz der Kantonpflichtigen zu den Eximirten. Die wirthschaftliche Benachtheiligung der Kantonisten trat gerade deshalb um so deutlicher hervor, weil sie alle ohne Ausnahme ausgehoben wurden. Es mußte ein Ausgleich kommen, wenn nicht das ganze Gebäude in Trümmer sinken sollte.

In dieser Erkenntniß hatte die Konskriptionskommission schon im Februar 1810 noch einmal einen Bericht an den König mit voller Einstimmigkeit ausgearbeitet. Von neuem wurde die Beseitigung jeder Exemtion empfohlen. An die Dienstzeit im stehenden Heere sollte sich eine zweite in der Reserve, eine dritte in der Miliz anschließen. Die Dienstzeit im stehenden Heer ward aufs stärkste, von 20 auf 4 Jahre verkürzt. Denen, die sich aus eigenen Mitteln montirten und unterhielten, wurden erhebliche Erleichterungen zugesagt. — So

Digitized by Google

sehr diese Vorschläge von den durch den König berufenen Soldaten gebilligt wurden, so entschiedenen Widerspruch fanden sie bei den Civilbeamten. Sie befürchteten, daß durch die Verallgemeinerung der Konskription alle materiellen nnd geistigen Interessen schwer geschädigt werden würden. Sie wollten nicht nur nicht eine Vermehrung, sondern sogar Verringerung der Truppen, um die Kultur und den nationalen Wohlstand durch die künftige Arbeit der entlassenen Soldaten zu fördern. Schwerwiegende Einwände machte der Minister Altenstein. Daß gelehrte Bildung recht gut mit der Waffenführung zu vereinen sei, war ihm noch ein fern liegender Gedanke. Massenhafte Auswanderung, Zerstörung aller Kultur werde die Folge der allgemeinen Wehrpflicht sein. Er glaubte, daß dem Militärwesen, bei dem es sich doch hauptsächlich um Entfaltung der erforderlichen Körperkräfte handele, gar nicht mit den höheren Ständen gedient werde. Durch die Zulassung von Stellvertretern aus der unteren, der körperlich kräftigeren Klasse werde für das Beste des Heeres gesorgt. Höher ausgebildete, geistige Kräfte wären nur zur Leitung der Heeresmasse nöthig. — Zu wuchtigen Schlägen dagegen holten Scharnhorst und seine Freunde aus Zwar sei, so entgegneten sie, das Bedürfniß des Heeres, kräftige Menschen unter seinen Fahnen zu sammeln. „Aber diese Kraft muß nicht bloß als ein todtes Aggregat angesehen werden, die das Machtwort des Feldherrn allein und ausschließlich in Bewegung setzt, sondern es bedarf auch eines moralischen Hebels, um sie in nutzbare Thätigkeit zu bringen, und in dieser Hinsicht kann der stärkere Wille des Gebildeten unendlich wichtiger für das Ganze sein als eine leblose, rohe Kraft. Die Konskription soll durch ihre Allgemeinheit nicht bloß dem Staate eine größere Masse zur Disposition stellen, sondern sie soll auch die richtigeren Begriffe der gebildeten Stände, vor allem das Prinzip der Ehre, in den Reihen der Krieger verbreiten und so der Armee

Digitized by Google

ein intelligentes Uebergewicht geben. . . . Soll die allgemeine Verpflichtung, das Vaterland zu vertheidigen, den Forderungen der verweichlichten Stände weichen und die körperliche Kraft ohne Rücksicht auf eine gleiche Vertheilung nur da genommen werden, wo man sie vorzüglich antrifft, so könnte der Tagelöhner mit Recht sagen: nun gut, wenn ich allein meine Söhne zur Vertheidigung des Vaterlandes hingeben soll, so nehmt mir dafür auch alle Steuern ab und legt sie ausschließlich auf Den, bei welchem ihr die Kraft des Reichthums findet." — Aber auch diesmal drang die Kommission nicht durch. Denn obgleich sich Friedrich Wilhelm der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, daß die „Einführung des allgemeinen Konskriptionssystems zu zweckmäßiger Vermehrung der Vertheidiger des Vaterlandes erforderlich" sei, so erklärte er, sie müsse in Verbindung mit den „übrigen noch verhanden seienden Staatseinrichtungen" erfolgen; er werde die Konskription anordnen, sobald die Umstände es zuließen.

Die vom König vorgesehenen Umstände brachte das Jahr 1813 Der Monarch mußte, wenn der Sturm der nationalen Bewegung nicht über den Thron der Hohenzollern hinweg gehen sollte, dem Drängen des Volkes nachgeben. Nun kamen jene Kabinetsbefehle heraus, welche die erhebliche Vermehrung der Armee anordneten. Scharnhorst war die Seele der eingesetzen Rüstungskommission. Alles Große, was von ihr ausging, ist von ihm angeregt worden. Die vorhandenen Regimentscadres wurden verstärkt und neue dazu errichtet. Aber bald waren die Cantons und der Vorrath an Offizieren und Unteroffizieren erschöpft. Da ist es Scharnhorst nach so vielem vergeblichen Bemühen geglückt, beim Könige zwei längst von ihm betriebene Veränderungen in der Heeresverfassung durchzusetzen. Am 3. Februar wurde die Bekanntmachung über die Errichtung von Detachements freiwilliger Jäger gegeben. Die Gebildeten in das

Digitized by Google

Heer einzufügen, war der Hauptzweck dieser Maßregel. Freiwillig sollen sich die Gebildeten melden und dafür sich den Truppentheil auswählen dürfen, bei dem sie ihren Dienst leisten wollen. Jäger heißen sie, denn sie sollen der freiesten Truppengattung angehören. Sie werden zum Detachiren d. h. zum Dienst der leichten Truppen und nicht zum Garnisondienst verwandt. In besondern Detachements vereint, werden sie einem Infanteriebataillon oder Kavallerieregiment angeschlossen. Aus ihnen soll in Zukunft der Armee ein Theil des Offiziercorps zuwachsen. — Dem Manifest vom 3. Februar folgte am 9. die „Verordnung über die Aufhebung der bisherigen Exemtion von der Kantonpflichtigkeit für die Dauer des Krieges". Beide Aeußerungen sind demselben Geiste entsprungen, beiden liegt der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht zu Grunde, beide Verkündigungen sollen Volk und Heer in engste Verbindung mit einander bringen. Wie bekannt, war der Erfolg nach jeder Seite hin ein durchschlagender. Söhne von Fürsten, Kinder der reichsten Familien strömten herbei, um als Gemeine Dienste zu thun. „Welches Glück," ruft Gneisenau einem Freunde zu, „so lange gelebt zu haben, bis diese weltgeschichtliche Zeit eintrat; nun mag man gerne sterben." Sein Werk krönte Scharnhorst, indem er den König zur Errichtung von Landwehr und Landsturm vermochte. Am 17. März erschien die „Verordnung über die Organisation der Landwehr", durchaus das geistige Eigenthum Scharnhorsts. Diese Organisation beruht auf der Vereinigung von Freiwilligkeit und Wehrpflicht wie die Februar-Erlasse. Zunächst ergeht an die Männer die Aufforderung sich freiwillig zu stellen. Haben sich nicht genügend gemeldet, so schreitet man zur Losung. Ihr sind alle waffenfähigen Männer vom 17. bis 40. Lebensjahr unterworfen. Bei der Landwehr bestand Scharnhorst erst recht auf der Verallgemeinerung der Wehrpflicht im Gegensatz zu der Landwehrordnung der preußischen Stände, welche die

Digitized by Google

Stellvertretung zuließ. — Zur Landwehr fügte Scharnhorst den Landsturm, dessen Errichtung nach der Aufstellung der Landwehr durch Gesetz vom 21. April geschah. Da Scharnhorst sich zu der Zeit schon vor dem Feinde befand, so wurde die Bearbeitung der Landsturmordnung dem Staatsrath Hippel übertragen. Diese Landsturmordnung ist unter dem nachwirkenden Eindruck der Schande von 1806 entstanden; damals war der Krieg Sache des Heeres gewesen, das nur locker mit der Gesamtnation zusammenhing, jetzt sollte er von dem ganzen Volke geführt werden. Jeder, dem der Bart wächst, ist landsturmpflichtig; die allgemeine Wehrpflicht erhält mit diesem Satze ihre kühnste und ausgedehnteste Anwendung. Der Landsturm wird nur nothdürftig exerzirt; Uniform ist bei ihm verboten. Seine Aufgabe ist, das befreundete Heer durch Zufuhr zu unterstützen Ist der Feind in das heimathliche Gebiet eingedrungen, so hat er demselben in jeder Weise Abbruch zu thun; dann soll der Krieg nach russischer Art geführt werden.

Mit diesem Erlaß vom 21. April waren die Gedanken Scharnhorsts glücklich hinausgeführt. Die Wiedergeburt des Heeres war geschehen. Ein neuer Geist war mit der Zusammensetzung aus allen Volksklassen in dasselbe eingezogen. Das Kriegsleben war veredelt durch die bessere Behandlung des Soldaten, die freiere Stellung des Bauernstandes, den Hinzutritt der aus gebildeten Jünglingen errichteten Freiwilligen-Abtheilungen. Der Gedanke, das zertretene Vaterland zu befreien, war das Gemeingut dieser Kämpfer. Der gemeine Soldat, nicht mehr niedergedrückt durch rohe Züchtigung, war dem Anführer mit der Empfindung treuer Vaterlandsliebe verbunden. Voll von wahrhaftem Entzücken, schreibt Boyen über die Haltung der preußischen Truppen in der Schlacht bei Groß-Görschen: „Ein allgemeiner Wetteifer zuckte wie ein mächtiger elektrischer Schlag durch alle Schlachtreihen, die Freiwilligen strebten sichtbar,

Digitized by Google

den höheren Standpunkt ihrer Bildung auch im Gefecht bemerklich zu machen, und den Liniensoldat dagegen belebte das kriegerische Ehrgefühl, nicht hinter den Waffengefährten zurückzubleiben. Es wahr wohl kein Stand des bürgerlichen Lebens, der nicht an diesem Tage für die Erhaltung des Vaterlandes in unsern Kriegerreihen kämpfte. . . . Möge die göttliche Vorsehung den schönen Geist dieses Tages, so oft es das Vaterland bedarf, in der Brust unserer Nachkommen aufkeimen lassen, die Regierung niemals den hohen Werth einer derartigen geistigen Entwickelung verkennen!" Nur eine große Seele, unbekümmert um Vorurtheile und Widerwärtigkeiten, erhaben über jegliche Kränkung, stets pflichtgetreu, war im stande gewesen, ein Werk wie die Neubildung des preußischen Heeres zu leiten. Die Begeisterung für die Erringung der Freiheit verlieh Scharnhorst die Kraft, sich immer aufs neue der mühevollen Arbeit zu unterziehen. Vorübergehend überkam ihn Kleinmuth, so 1813, als der König trotz der hochwogenden Erregung im Volk sich fortgesetzt weigerte, die Rüstungsvorschläge Scharnhorsts zu genehmigen; damals hatte er die Absicht, den preußischen Dienst zu verlassen. Aber er blieb am Ende doch, um der Sache, der er nun einmal sein Mühen und sein Streben gewidmet, zum Siege zu verhelfen. Gedankt wurde ihm nie. Noch in der Schlacht von Groß-Görschen bekam der Mann, der sich der Wahrheit gemäß rühmen konnte, allein die Mittel zur Erhaltung des Thrones der Hohenzollern und zur Wiederherstellung des preußischen Staates geschaffen zu haben, Worte von seinem Herrn zu hören, welche Scharnhorst und Jedem, der dessen Verdienste zu würdigen verstand, tief ins Herz schnitten. — Zu einem immer währenden Gut war die neue Heeresorganisation mit den angeführten Erlassen noch nicht geworden; denn sie war nur für die Dauer des Krieges bestimmt. Auf kurze Zeit wurde später die allgemeine Wehrpflicht wieder beseitigt, bis

Digitized by Google

sich dann 1814 Boyen als Kriegsminister der Sache annahm, so daß am 3. September 1814 das neue Gesetz „über die Verpflichtung zum Kriegsdienst" vollzogen ward.

Unwillkürlich tritt die Frage an uns heran, welchen Verlauf die Freiheitskriege genommen haben würden, wenn der Heros, der das Schwert für Preußen geschmiedet, dasselbe hätte schwingen können. Unzweifelhaft würde er sich nicht minder groß als Feldherr wie als Organisator bewiesen haben. Er ist der Schöpfer einer neuen Lehre vom Kriege gewesen, deren litterarische Begründung erst durch Clausewitz geschehen ist. In allen Kriegsereignissen, an denen er theilgenommen, hat er Ruhm und Ehre davongetragen. Schon in den Feldzügen der Jahre 1793—95, da er zum ersten Male thätig auf dem Kriegsschauplatz aufgetreten ist, hat er Zeugniß von seinem Können gegeben. Die Vertheidigung von Menin lenkte die Aufmerksamkeit seiner Oberen auf ihn, so daß er aus der Schlachtlinie als Generalstabschef in das Hauptquartier versetzt wurde. Die Schlacht von Auerstädt, der Rückzug nach Lübeck zeigen uns den tapferen Soldaten und umsichtigen Führer. Die Waffenehre der Preußen aber in der Schlacht von Preußisch-Eylau wieder hergestellt zu haben, dies Verdienst gebührt ihm allein und nicht dem unfähigen L'Estocq. Scharnhorsts Kopfe ist 1812 zuerst der Gedanke entsprungen, Napoleon an den großen Ausdehnungen des russischen Reiches zu Grunde gehen zu lassen, ein Gedanke, den die Russen sich erst nothgedrungen zu eigen gemacht haben.

Scharnhorst selbst hatte das Zutrauen zu sich, die Oberleitung übernehmen zu können, und sein Innerstes war von dem Wunsche beseelt, das Kommando zu erhalten. In einem Briefe an seine Tochter hat er diese Sehnsucht mit ergreifenden Worten zum Ausdruck gebracht: „Könnte ich das Ganze kommandiren, so wäre mir viel daran gelegen; ich halte mich in

Digitized by Google

aller Vergleich ganz dazu fähig. . . . Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich um das Kommando eines Tages." Es war ein Ehrgeiz der edelsten Art, von dem er erfüllt war. Er hat über sich niemals die Sache, um die er sein Streben eingesetzt, aus den Augen gelassen. Einen Opfermuth und eine Entsagungsfähigkeit ohne Gleichen legte er an den Tag, indem er sein Begehren bezwang und seinen ganzen Einfluß auf die Ernennung Blüchers zum Höchstkommandirenden in Preußen verwandte. So ist es ihm nicht vergönnt gewesen, als Feldherr sich Lorbeeren zu pflücken. Noch bitterer mußte für ihn der Schmerz sein, keinen Sieg des von ihm gebildeten Heeres zu sehen, nur Niederlagen, verschuldet allerdings durch verkehrte Anordnungen unfähiger Obergenerale. Aber das ist gewiß, daß die preußische Armee von allen Armeen doch das Beste in dem Kampfe geleistet hat, der die napoleonische Macht für immer niederschmetterte. Freilich haben geistig hochbegabte und von Begeisterung getragene Männer an der Spitze der Preußen gestanden. Indes die Erfolge haben sie errungen mit dem von Scharnhorst organisirten Heere. So lange man der großen Thaten der Befreiungskriege gedenkt, darf auch der mehr im geheimen vollzogenen Arbeit eines Scharnhorst nicht vergessen werden.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Staatsstreitigkeiten
und
ihre Entscheidung.

Auf Grund Europäischer Staatspraxis unter Mitwirkung von Geh. Rath Prof. Dr. v. Bulmerincq, Geh. Rath Prof. Dr. Geffcken, Prof. Dr. A. v. Kirchenheim, Dr. Lueder,

herausgegeben von

Dr. Franz v. Holtzendorff,
Professor der Rechte.

Inhalt:

Entstehung und Ursachen der Staatsstreitigkeiten, Geh. Rath Prof. Dr. v. Bulmerincq;
Nichtkriegerische Beilegung der Streitsachen, Geh. Rath Dr. v. Bulmerincq;
Krieg und Kriegsrecht im Allgemeinen, Prof. Dr. Lueder;
Der Landkrieg im Besondern, Prof. Dr. Lueder;
Rechte und Pflichten der Neutralen, Geh. Rath Prof. Dr. Geffcken;
Das Seekriegsrecht, Geh. Rath Prof. Dr. Geffcken;
Beendigung des Krieges und Postliminium, Prof. Dr. v. Kirchenheim.

54 Bogen Lex.-Oktav, geh. Mk. 32, in Halbfr. geb. Mk. 34.

Die
Eisenbahnen und die Kriegführung.

Eine militärisch-politische Studie
von
Miles Ferrarius.

Preis 80 Pfennig.

Excellenz Graf von Moltke schrieb unterm 22. Juli 1890 an den Verfasser: **„Mit großem Interesse habe ich Ihre kleine aber inhaltsreiche Schrift über das Verhältniß der Eisenbahnen zur Kriegführung gelesen und danke verbindlichst für die freundliche Zusendung."**

Digitized by Google

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von **E. A. Fischer-Cörlin.** Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh .... „ 12.—
eleg. geb. .... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 11.—
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. .... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. geh .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. **5. Aufl.** Eleg. geh .... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Eleg. geh .... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. **11. Auflage.** Eleg. geh .... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—
— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Rößler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 75.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs. 3. Auflage.** Eleg. geh .... „ 15.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 18.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **18. Aufl.** Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—
— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **E. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50, auch in 18 Lieferungen à .... „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. **3. Auflage.** Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden .... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. geh .... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt .... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. geh .... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 3 —

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4 —

Germanenzug. Canzone. **3. Auflage.** Elegant geh. .... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt .... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **5. Auflage.** Eleg. geh .... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt .... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. **4. Auflage.** Eleg. geh .... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. .... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **5. Auflage.** Eleg. geh .... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt .... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. **4. Aufl.** Eleg. geh .... „ 1.50
eleg. geb. .... „ 2.50

Digitized by Google

Der alte und der neue Kongostaat.

Vortrag,

gehalten am 14. Oktober 1891 im Krieger-Verein zu Neustettin.

Von

R. Raab, †

weiland Postdirektor in Neustettin (Pommern).

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

1892.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Wir dürfen uns wohl, bevor der Kongostaat zum Gegenstande besonderer Erörterung gemacht wird, mit dem Riesenstrome beschäftigen, welchem er seinen Namen verdankt.

Der Kongo, dieser „edle Strom“, wie ihn Stanley nennt, ist recht oft umgetauft worden. Die Eingeborenen nennen ihn kurzweg „Fluß“, also je nach den einzelnen Dialekten Njari, Niadi, Njadi, Niari u. s. w. Daraus ist wahrscheinlich der Name Zaïre entstanden. So hieß der Gewaltige bei den Portugiesen, nachdem er längere Zeit die von seinem Entdecker Diego Cão 1484 ihm gegebene Bezeichnung Rio de Padrão oder Pfeiler-Fluß (wegen eines an der Mündung errichteten Gedenkpfeilers) geführt hatte. Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts taucht auf Karten neben „Zaïre“ der Name Kongo auf, welcher allmählich sich einbürgert. Die Portugiesen haben bis heute an der Benennung Zaïre festgehalten.

Der Kongo ist sowohl hinsichtlich der Länge seines Laufes (rund 4200 km) als der Größe seines Flußgebietes (3 Millionen qkm) der vierte Strom der Erde (nach Mississippi-Missouri, Amazonenstrom, Nil). Er entspringt auf dem Hochlande zwischen dem Njassa- und dem Tanganjikasee und entsteht durch den Zusammenfluß des Lualaba und des Luapula. Der Lualaba entspringt westlich vom Bangweolosee und fließt

Digitized by Google

in nördlicher Richtung zum Landschisee, wo die Vereinigung mit dem Luapula erfolgt.

Der Tanganjikasee hat ca. 36000, der Bangweolosee ca. 21000 qkm Wasserfläche.

Der Luapula ist der Abfluß des Bangweolosees an dessen Südwestecke; als seinen oberen Lauf könnte man den Tschambesi ansehen, welcher dem See von N.-O. her zuströmt.

Unterhalb Nyangwe ist die Ukassaschnelle. Dann aber bietet der nordwärts sich wendende, nunmehr den Namen Kongo führende Strom der Schiffahrt keine Hindernisse bis an die Stanleyfälle, sieben Katarakten am Aequator. Hier wird der Lauf ein nordwestlicher. Der Riese beschreibt, mit zahllosen Inseln besäet, einen ungeheuren bis über 2° n. Br. reichenden Bogen, so daß er erst fast 8° westlicher den Aequator zum zweitenmal schneidet. Er behält eine Zeitlang die südwestliche Richtung bei und verbreitert sich mehr und mehr, bis auf beiden Ufern nahe herantretende Höhenzüge ihn einzwängen und ihm eine fast südliche Richtung geben, die er bald abermals mit einer südwestlichen vertauscht. Auf dieser Strecke bildet der Fluß den Stanley-Pool, eine seeartige Ausweitung, 350 m überm Meere, von wo er 1340 km aufwärts durchweg schiffbar ist. Die Ausbuchtung ist ungefähr 40 km lang, 26 breit. In derselben liegen 17 Inseln von einiger Bedeutung, von denen die größte 20 km Länge hat. Außerdem sind viele Sandbänke in den Gewässern des Pools zerstreut, bald unter, bald über Wasser, je nach der Jahreszeit, und dazu noch schwimmende Schilf- und Papyrus-Inseln, aus Massen von Wasserpflanzen bestehend, deren Fasern und Wurzeln so innig durcheinander verflochten sind, daß ein Mensch auf ihnen stehen kann. Diese schwimmenden Inseln haben zuweilen eine größere Ausdehnung und können für wirkliche Inseln gehalten werden, bis ihre Bewegung mit der Strömung beobachtet wird. Weiße Reiher und

Digitized by Google

viele Wasservögel hausen auf ihnen, Flußpferde spielen um ihre schilfreichen Ufer. Die großen Inseln werden von Elefanten und Büffeln besucht, welche mit Leichtigkeit vom Festlande heran und zurückschwimmen. Unzählige Vögel, Störche, Pelikane, Kormorane, Rohrdommeln, Meerschwalben, Regenpfeifer, Sporengänse und ägyptische Gänse besuchen die dichten Verschlingungen des hohen Grases und die freien Sandbänke, wo sie seltsame Gruppen mit den sich sonnenden Krokodilen bilden. Der Pool stellt ein großes gleichsam schalenartiges Becken dar mit einer unvollständigen Einfassung von Reihen spitzer und malerischer Berge, welche an den Südufern sich von 3 bis 900 m Höhe erheben.

In seinem Unterlaufe, in welchem der Kongo seine südwestliche Richtung in eine westliche ändert, sperrt eine Reihe von 32 Katarakten, die Livingstone-Fälle, von denen übrigens einige bei Hochwasser verschwinden, auf 250 km die Schiffahrt. Von den letzten Katarakten, den Jellalafällen, bis zum Meer ist der Kongo auf einer Strecke von 180 km schiffbar; er wäre selbst für größere Schiffe zugänglich, wenn eine bewegliche Sandband oberhalb Ponta da Lenha entfernt würde. Unterhalb des Stanley-Pool tosen die Wassermassen des Kongo mit ungeheurer Gewalt das starke Gefälle hinab, meist zwischen steil aufragenden Uferwänden. Der in Fesseln geschlagene, an der Ausbreitung durch die Felsufer gehinderte Strom sucht Raum in vertikaler Richtung, so daß er stellenweise eine Tiefe von über 90 m erreicht. In dem weitläufigen Mündungsbette, das an der breitesten Stelle fast 10 km mißt, wälzt der Kongo bei einer nirgends weniger als 37 m betragenden Tiefe eine Wassermasse dahin, die in der Trockenzeit mindestens 70000, zur Zeit der Flußschwelle aber 120000 Kubikmeter in der Sekunde erreicht. Kein Wunder, daß das Meer in einer Entfernung von 22 km von der Küste noch vollständig süß ist und die lehmbraune

Digitized by Google

Farbe des Kongo besitzt. Ja, noch in einer Entfernung von 64 km ist das Wasser brackig.

Stanley hat den Lauf des Kongo in seiner größten Länge erkundet. Er führte im Auftrage der amerikanischen Zeitung New York Herald eine Reise ins Innere Afrikas zwecks Auffindung von Livingstone aus und wurde bald nach seiner Rückkehr von demselben Blatte für eine weitere Reise zur Erforschung von Central-Afrika gewonnen.

Genauere Aufschlüsse über die Hydrographie des großen, im weiten Bogen vom Kongo umschlossenen Gebiets haben uns erst die Reisen eines v. Wißmann, Grenfell, v. François, Delcommune, Paul Le Marinel u. A. gebracht.

Das Gebiet am Mittellaufe des Kongo, das etwa 600000 qkm umfassende Kongobecken, stellt sich als eine centrale Senkung des Kontinents in Gestalt eines gewaltigen Ovals dar, dessen Längenachse ungefähr 1000 km, dessen Breitenachse 600 km mißt. Der Nordabfall des mittelafrikanischen Hochlandes, das sich ungefähr am 18° Südbreite quer durch den ganzen Kontinent dehnt, hat im großen und ganzen den Charakter eines sanft gewellten Hügellandes. Es senkt sich in Stufen nach dem Kongobecken hinab, wofür die zahlreichen Stromschnellen und Katarakte der südlichen Kongo-Nebenflüsse sprechen. Im Norden steigt das Kongobecken gegen die nordäquatoriale Wasserscheide an; sie trennt das Wassergebiet des Kongo von dem des Nil einerseits, des in den Tsadsee mündende Schari andererseits.

Die wichtigsten Nebenflüsse sind: links der von Major v. Wißmann seiner ganzen Länge nach erforschte und festgelegte Kassai, rechts der Ubangi.

Der Kassai, dem kein Strom Europas an Wassermasse auch nur annähernd gleichkommt, hat eine Reihe der verschiedensten Namen. Livingstone nennt ihn in seinem Oberlaufe „Kassabi" und „Loka", später heißt er in seinem Mittellaufe Kassai,

Digitized by Google

eine von Wißmann gewählte Bezeichnung, die er auf der längsten Strecke seines Laufes beibehält. Dann wechseln die Namen fortwährend. Die mächtige Wasserader heißt zunächst „Nsaire", „Nsadi", „Nschale", „Loko", „Nsali-Monene", nach der Einmündung des Sankurru, ihres größten Nebenflusses, der jedoch kaum die Hälfte der Wassermasse des Kassai führt, „Sankurru", „Schankolle", sodann „Schari", „Nsari", „Nschale-Mele" und „Qua."

Der Sankurru ist identisch mit dem Lubilasch. Am rechten Ufer und an der Einmündung des Lubi bis zum Kassai heißt der Fluß Sankurru, während von hier ab und bei den Bewohnern des linken Ufers der Name Lubilasch gebräuchlich ist. Dr. Wolf fand 1885 die Mündung des Lomami in den Sankurru.

Der sagenumwobene Uëlle, dem man lange Zeit vom oberen Nilgebiete ab vergeblich nachspürte, ist von der neuesten, Ende August 1891 bei Flemming in Glogau erschienenen Karte von Afrika verschwunden. Nach den Ergebnissen der Reise des belgischen Kapitäns Van Sèle, welcher seit Mai 1889 den Norden des Kongostaates durchforscht, haben wir in dem erwähnten Ubangi den Uëlle vor uns.

v. Wißmann schiffte sich 1885 auf dem Lulua südlich der von ihm errichteten Station Luluaburg ein und befuhr diesen Fluß bis zu seiner Mündung in den hier einen imposanten Anblick gewährenden Kassai. In den Jahren 1886 und 1887 durchquerte der unermüdliche Pionier zum zweiten Male Aequatorial-Afrika. Er reiste im Januar 1886 von Madeira nach Banana an der Kongomündung, um im Auftrage des Königs von Belgien im südlichen Kongostaat eine Stütze für weitere Unternehmungen zu schaffen und nach Möglichkeit dem Sklavenhandel entgegenzuarbeiten. Von Leopoldville am Stanleypool fuhr Wißmann mit einem Dampfer den Kassai aufwärts. Von

Digitized by Google

der dort herrschenden Wildniß und deren Thierwelt entwirft der Verfasser des erst 1891 erschienenen Werkes „Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas . . . . ." folgende fesselnde Schilderung:

„Man fühlte sich hier fast in eine vorsündfluthliche Zeit versetzt. Furchtlos, als ob das gefährlichste Raubthier, der Mensch, hier unbekannt sei, bewegten sich die gewaltigen Dickhäuter, die sonst nur nachts die schützenden Fluthen oder die Schatten des Urwaldes verlassen; Flußpferde wärmten sich bewegungslos in der prallen Sonne, Elefanten zogen einzeln und in Trupps am Ufer dahin und kühlten sich in seichten Stellen des Flusses; Büffel bewegten sich ruhig zwischen den Kolossen. Auch die Vogelwelt war in großem Artenreichthum vertreten. Pelikane saßen regungslos, der sich nähernden Beute harrend; große Züge verschiedener Arten wilder Enten, in Paaren eine schöne schwarze Gans, die fast einem Schwane ähnelt, und die Sporengans bevölkerten die Lagunen; am Ufer hockten auf vertrockneten Aesten unbeweglich lauernd Kormorane und der schön gefärbte Königsfischer; der Schlangenhalsvogel sonnte sich in der nur ihm eigenthümlichen Stellung, dem preußischen Wappenadler gleichend, mit ausgebreiteten Flügeln; der Flußadler strich, scharf auslugend, in langem, stolzem Fluge die Ufer entlang; weißköpfige Geier saßen auf nackten Zweigen, und Tausende von kleineren Vögeln, Strandläufern, Rallen und Fischern trieben ihr Wesen. Ernst und sinnig stelzten verschiedene Arten Störche durch die überschwemmten Inseln, und regungslos hockte am Ufer der mächtige Riesenreiher mit seinen kleineren Verwandten, im Schatten überhängender Zweige der Nachtreiher. Wohin das Auge blickt, ist scheinbar stiller, ungestörter Frieden unter den tausend verschiedenen Wesen, die alle der mächtige Strom, sei es durch seine kühlenden Fluthen, sei es durch seinen Reichthum an animalischem Leben lockt . . . ."

Digitized by Google

An der Mündung des Luebo in den Lulua, an der neugegründeten Luebostation, traf Wißmann mit Stabsarzt Dr. Wolf zusammen, dem er bei seiner durch Krankheit erzwungenen Abreise das Kommando übergeben hatte. Vereint ziehen Beide nach Luluaburg, von wo aus er auf weite Strecken die Negerstämme unter dem Banner des Kongostaates organisirt. Wißmann begann zunächst im engeren Umkreise der Station die größeren Häuptlinge der Baschilange, die Aeltesten einer mit Baqua oder Bena bezeichneten Familie, in dem ihnen zugesprochenen Gebiete zu wirklichen, verantwortlichen Herren zu machen, damit die vielen sich als unabhängig gerirenden Dorfältesten bequem zu leiten seien. Es war in Aussicht genommen, die Maßnahmen auf etwa 50 solcher Familien auszudehnen. Jeder der Häuptlinge erhielt eine Sternenfahne. Nach dem Gelingen der Arbeit sollten alle diese Fahnen der großen Sternenfahne Kalambas, des mächtigsten, angesehensten und ergebensten aller Fürsten von Lubuku, unterstellt werden. Kalamba durfte von den Häuptlingen einen bestimmten Tribut nehmen. Er hatte sich verpflichtet, stets Krieger zu einem etwa nöthig werdenden Feldzuge, Begleiter zu einer Reise und Arbeiter zu stellen, die Wege frei zu halten, an den Flußübergängen ausreichende Verkehrsmittel zu unterhalten, die Bevölkerung zum Anbau von Reis zu veranlassen und vieles Andere auszuführen. Es gingen, um die 50 Familienhäuptlinge zu benachrichtigen, strahlenförmig nach allen Seiten Patrouillen aus; als Führer jeder derselben einer der Veteranen Wißmanns von der Küste, begleitet von 4 bis 5 Kriegern des Kalamba. Die Häuptlinge wurden zur Station entboten und angewiesen, je nach der Größe ihres Stammes Geschenke zu bringen, wogegen sie Fahnen und einen würdigen Häuptlingsanzug erhalten sollten. Die gerufenen Häuptlinge erschienen fast sämtlich, meist mit großem Gefolge. Die Station glich einem Taubenschlage. Gegen einige Wider-

Digitized by Google

spenstige wurde mit Strenge eingeschritten. Es ist erstaunlich, mit wie geringen Machtmitteln die Umwälzung mit einem Volke, das nach Tausenden zählte, vorgenommen werden konnte. Die Stärke der Wißmannschen Truppe auf Luluaburg schwankte zwischen 25 und 30 Mann. Es waren meist Küstenleute und fast ausschließlich solche, die schon größere Reisen mit ihm gemacht hatten. Die Soldaten trugen einen rothen Fez, weiße Bluse, ein weißes Hüftentuch, Seitengewehr und Patronentasche am Leibriemen und einen Karabiner. Wißmann konnte durch Zusammenrufen von ca. 60 Küstenleuten, die in der Umgebung der Station bei den Eingeborenen wohnten, die Truppe auf fast 100 Mann verstärken. Immerhin war seine Hauptstütze das Vertrauen, welches die Baschilange, deren abnorme geistige Befähigung hervorgehoben wird, in ihn setzten.

Nach einer gefahrvollen Reise in das Innere, bis an die Grenze des Kongostaates, kehrte Wißmann nach Luluaburg zurück, um den zweiten Theil seiner Aufgabe, das Studium der Sklavenfrage, in einem Zuge nach Osten über den Lualaba zum Tanganjika und über diesen und den Njassasee zur Mündung des Zambesi zu lösen. Er brach am 16. November 1886 mit einer Karawane von 900 Köpfen und 500 Gewehren in Begleitung des belgischen Marinelieutenants Le Marinel und des Schiffszimmermanns Bugslag nach Nordosten zum Sankurru auf. Nach mühseligem Marsch durch einen finsteren, unwegsamen Urwald, nach mancherlei Kämpfen und Nahrungssorgen traf Wißmann in den ersten Tagen des Jahres 1887 bei Kasunga auf die alte Straße, welche er 1883 mit Pogge gezogen. Aber anstatt des reichen, damals von fleißigen Einwohnern bewohnten Landes fanden sie eine durch Mord und Brand entvölkerte Einöde. Die Verwüstung war die Folge eines Streites zwischen Tibbu Tibb (Hamed bin Mohammed) und einem anderen Araber um die Oberherrschaft in diesen

Gebieten. Im Gefolge der arabischen Raubzüge waren Hungersnoth und eine Pockenseuche aufgetreten. Auch Wißmanns Karawane wurde arg heimgesucht. Am Kongo hatte ein Gefecht zwischen Arabern und Beamten des Kongostaates stattgefunden Es mußte den Arabern daran liegen, Wißmann als Geisel für die Wiederkehr Tibbu Tibbs, der nach Zanzibar gegangen war, zurückzuhalten. Wißmann entschloß sich daher, seine ohnehin durch Krankheit dezimirten Baschilange unter Führung des Lieutenants Le Marinel in ihre Heimath zurückzusenden und mit Bugslag und 30 Küstenleuten in seiner prekären Lage auszuharren. Es gelang ihm, nach einem unfreiwilligen Aufenthalt von 22 Tagen nach Osten zum Tanganjika aufzubrechen. Es war die einzige für ihn offene Straße. Die zahlreich am Wege liegenden Leichen und Gebeine, von denen ein pestartiger Hauch ausging, verriethen, daß man sich auf der Hochstraße des Sklavenhandels befand. Am 6. März erreichte Wißmann den Tanganjika, bis zu dessen Ufer sich jetzt das deutsche Schutzgebiet ausdehnt. Auf der englischen Missionsstation Kawala hörte er von den an der Küste ausgebrochenen Unruhen, durch welche ihm der Weg nach Osten verschlossen wurde. Auch die Absicht, nach Norden zu Emin Pascha vorzudringen, mußte er aufgeben. So blieb nur noch die Route über den Nyassa, Schire und Zambesi. Hier traten ihm gleichfalls die Zeugen des Menschenhandels, niedergebrannte Dörfer, verwüstete Felder, den Weg bedeckende Schädel von Gefallenen, wiederholt vor Augen. Am 8. August 1887 erreichte die Expedition endlich Kilimane in Mosambik. Damit war Wißmanns zweite Durchquerung beendet.

Wir wollen nunmehr auf den Kongostaat übergehen.

Als der Portugiese Diego Cão Ende 1484 den Kongofluß und die anstoßende Küste auffand, bestand dort ein mächtiges Neger-Königreich. Der in Ambasi wohnende Herrscher, der

Digitized by Google

Manikongo, wurde 6 Jahre später Christ und regierte bis 1509 als Johann I. König von Kongo. Der Nachfolger, Dom Affonso I., schickte Gesandte an den König von Portugal und an den Papst. Missionare setzten sich in der hoch und gesund gelegenen Stadt fest und tauften sie in San Salvador um. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war die ganze Bevölkerung nominell zum Christenthum bekehrt, und San Salvador, das Hauptsitz der portugiesischen Macht geworden und Residenz des Königs geblieben war, gewann durch zahlreich erstehende Kirchen, Klöster, öffentliche und private Gebäude ein halb europäisches Aussehen. Aus dem 17. und 18. Jahrhundert hören wir nichts mehr von dem Königreiche, welches unter dem Beistande der Portugiesen gegen andere Negerstämme sich behauptet hatte. San Salvador gerieth in Verfall. Dr. Bastian fand 1857 an ihrer Stelle nur Gruppen elender Hütten, Lieutenant Grandy im Jahre 1873 wenige Trümmer sehr fragwürdiger ehemaliger Herrlichkeit.

Von hervorragendem Werthe sind die Darlegungen des Dr. Josef Chavanne,[1] welcher San Salvador oder Banza-Kongo, das alte Ambasi, 1885 nach Beendigung der Berliner Kongokonferenz, gesehen hat. Der Gelehrte erzählt uns, daß die sogenannte Stadt auf einen 562 Meter über dem Meere liegenden Plateau sich ausdehnt. An dem Südende stehen die aus Raphia[2]-Wedelschaften hergestellten Gebäude der französischen, an dem Nordende erhebt sich der Holz- und Eisenbau der portugiesischen Faktorei,[3] während der Fachriegelbau der katholischen und die Bambushütten der englischen Baptistenmission in unmittelbarer Nähe des königlichen Gehöftes im Zentrum der Stadt liegen. Eine hohe, aus Mingengestämmen gebildete Hecke umfriedet die Residenz des Königs, die aus 10 Tschimbeks besteht, welche dem zahlreichen männlichen und weiblichen Hofstaate zum Aufenthalt dienen, und

Digitized by Google

einem altersmorschen Holzbaue, der Wohnung und dem Audienzraume des Königs. Während unseres Aufenthaltes wurde indes eine den Anforderungen würdigerer Repräsentanz und der Zivilisation mehr entsprechender Riegelbau mit hell getünchten Wänden, Glasfenstern und versperrbaren Thüren der Vollendung entgegengeführt. Am Ostende der Stadt starren die Ruinen eines bastionirten Polygons und eines Kommandantur-Gebäudes der portugiesischen Garnison aus den Jahren 1859—61 in die Luft.

San Salvador besitzt in 212 Hütten und den erwähnten europäischen Bauten eine seßhafte Bevölkerung von 690 — 700 Einwohnern und 9 Europäern, darunter 3 Missionare und 6 Handelsleute. Von der eingeborenen Bevölkerung sind jedoch selten mehr als die Hälfte beständig ortsanwesend, da der übrige Theil jahraus jahrein Trägerdienste versieht. Bei der eminenten Bedeutung San Salvadors als Knotenpunkt aller von Nordosten, Osten und Süden nach dem Kongo gravitirenden Handelswege beherbergt die Stadt eine beständig fluktuirende Bevölkerung von 4—500 Köpfen, so daß namentlich zur Zeit großer Wochenmärkte bis zu 900 Menschen das Plateau bevölkern. . . .

Das San Salvador der Gegenwart, das große, aber dürftige Negerdorf, ist schwer mit dem Ambasi unter Dom Affonso I. in Einklang zu bringen. Spärliche Ruinen sind es, die heute noch daran erinnern sollen, daß wir uns auf einer untergegangenen europäischen Pseudozivilisation bewegen. Die Chronik dreier Jahrhunderte zieht an unserem geistigen Auge vorüber; wir sehen aus Stein erbaute Kirchen, Klöster, Seminarien, Schulen, Paläste an Pracht mit jenen Lissabons wetteifernd, einen Königshof, an dem schwarze, in reichen, goldgestickten Gewändern prunkende Hidalgos um die Gunst des Herrschers buhlen, und wieder fällt der Blick auf das elende

Digitized by Google

Negerdorf mit seinen von Unreinlichkeit strotzenden Hütten und die um Gin bettelnden Insassen. Wo ist die einstige Pracht hingekommen, wo sind die Völker, welche auf diesem Plateau mit Heeren von 50000 Streitern um die Macht über Kongo rangen? Im Jahre 1512 huldigte Dom Affonso I. dem das Meer beherrschenden König von Portugal. 250 Jahre später irrt der König von Kongo thronlos im Lande umher und sucht auf der Prinzeninsel des Kongo bei Boma Schutz vor seinen Feinden; Portugal ist zu einer Macht dritten Ranges herabgesunken; das Kreuz ist vom Fetischlappen besiegt. Heute erbettelt oder erpreßt der Epigone eines Dom Affonso I. von dem Weißen ein Stück bunten Zeugs, seine Söhne sind Dolmetscher oder Zwischenhändler im Dienste der europäischen Faktoreien, das christliche Bekehrungswerk muß sich mit dem Sklavenhandel verbünden, um Adepten zu gewinnen.

Dr. Chavanne hatte im August 1855 die Ehre, von der schwarzen Majestät Dom Pedro V. in Audienz empfangen zu werden. „Wenn Körperfülle“, schreibt Chavanne, „ein Anrecht auf den Thron geben könnte, so ist Dom Pedro V. der legitimste Herrscher der Gegenwart, in jedem Korpulenzwettstreite würde ihm gewiß die Siegespalme zuerkannt werden müssen, denn sein Eigengewicht dürfte jedenfalls an 200 Kilogramm betragen. Im vollen Bewußtsein der Weihe des Moments bemühte sich der König, auch in seiner Haltung die Herrscherwürde zu zeigen; leider ging dies auf die Dauer nicht an, das Gesetz der Schwere erwies sich mächtiger als sein Wille, und die enorme Masse bedurfte der Stütze der Rückenlehne des Thrones. Eine gewisse Intelligenz war dem breiten, fettgepolsterten Gesichte nicht abzusprechen, und daß sein Gehirn unermüdlich arbeitete, bewies der prüfende und nachdenkliche Blick, den er verstohlen über uns schweifen ließ, während sich in seinen massigen Gesichtszügen Gutmüthigkeit aussprach. Das röthlich-graue Haupt

Digitized by Google

entblößt — Dom Pedro zählte bereits über 60 Jahre, — die dunkelhäutigen Füße in buntgestickten Sammtpantoffeln, den Körper in einen bordeauxrothen, mit gepreßten Mustern verzierten Sammetunterrock und in einen einer prähistorischen Damenmode entlehnten grauen silberdurchwirkten Paletot gehüllt: so repräsentirte sich das Vergängliche an dem Nachkommen des glorreichsten Königs der Dynastie Dom Affonso I. Ein scepterähnliches Utensil in der Linken haltend, begleitete der König die Rede des Dolmetschers wiederholt durch ein Neigen des Kopfes. Sie mußte nicht wenig seiner Eitelkeit geschmeichelt haben, denn ein freundliches Lächeln glitt zum Schluß über seine Züge. Die auf dem Estrich des nackten Bodens in wahrscheinlich dem Range und der Geburt nach geordneten Reihen hockenden und knieenden Mitglieder des Hofstaates und die fremden Gesandten aus den Landschaften M'pumbu, Makuta, Marimba u. s. w., bald uns, bald den König betrachtend, gaben durch wiederholte M'bote-[4] Rufe ihrem Beifall Ausdruck. An den Wänden des nicht allzuhohen Audienzraumes bemerkte ich außer diversen altersblinden Spiegelscheiben eine Kollektion von Heiligenbildern, Ausschnitten aus portugiesischen und englischen illustrirten Zeitungen, und eine Lithographie des noch in voller Manneskraft dargestellten deutschen Kaisers, vermuthlich ein Geschenk Dr. Bastians während seines 1857 dem Könige abgestatteten Besuches. Eine stark defekte Hängelampe vervollständigte das Ameublement des Audienzsaales. Im neuen Residenzpalaste dürfte der Audienzraum gewiß weit komfortabler ausfallen, jedenfalls wird er des besonderen Schmuckes mit den zwei halblebensgroßen Oelporträts des Königs und der Königin von Portugal nicht entbehren, deren Sendung wir auf dem Rückwege unweit Noki begegneten. Mit zufriedenem Schmunzeln nahm der König durch seinen major domus und Zeremonienmeister das nach beendigter Rede des Dolmetschers überreichte Geschenk verschiedener Stoffe,

Digitized by Google

darunter ca. 20 Meter eines scharlachrothen, gemusterten Halbseidenbrokats in Empfang und würdigte uns unter Umgehung der sonst üblichen Etikettevorschrift einer direkten und längeren Antwortrede, deren einzelne Kraftstellen von dem Hofstaate unisono und mit Stentorstimme wiederholt wurden, und an deren Schlusse die Versammlung in ein lautes, dreimal wiederholtes Geschrei ausbrach, das wahrscheinlich ein landesübliches Vivat war. Wir erhoben uns nun auch von den Sitzen, reichten dem lächelnden Könige nochmals die Hand und verließen den Palast. In der Mission angelangt, fanden wir bereits das königliche Gegengeschenk, zwei feiste Ziegenböcke, vor, worüber unsere Loangoleute höchlichst erfreut waren. Dom Pedro V. ist Christ und ein der katholischen Mission sehr gewogener Mann; er beobachtet ziemlich gewissenhaft die Vorschriften der katholischen Religion bis auf eine — die Monogamie. Jeder Versuch, selbst des einflußreichen Pater Borroso, an der von seinen Vorfahren ererbten und landesüblichen Institution der Polygamie zu rütteln, hätte nur zur Ausweisung der Mission geführt. Die Polygamie gestattet natürlich dem Könige die vollste Freiheit, und Dom Pedro ist auch in dieser Hinsicht Gourmand, denn nebst seinen sechs legitimen Frauen, welche an dem Abzeichen eines mit gelben Tapeziernägeln beschlagenen Stabes kenntlich sind, und einigen Dutzend Nebenfrauen bleibt keine San Salvador auf der Durchreise berührende schöne Maid ohne höfliche Einladung, des Königs Auge durch ihren Anblick zu erfreuen. Für Konserven und eingemachte Früchte aus dem fernen M'putu (Europa) hegt Dom Pedro eine Leidenschaft, ebenso für Yorker- und Westfäler-Schinken; er versäumt keine Gelegenheit, die in seiner Residenz etablirten Europäer weltlichen wie geistlichen Standes an das Zeitgemäße einer Erneuerung ihrer letzten Gratissendung meist persönlich und wohlwollend zu erinnern. Seiner Neigung und der Würde seiner Stellung

entsprechend, läßt er seine Mahlzeiten in der katholischen Mission bereiten; sie werden ihm durch den Hofküchenmeister verdeckt zugebracht, da es nach Landessitte den Unterthanen verboten ist, zu sehen und zu wissen, was Se. Majestät ißt. . . . Die schwarze Majestät verfügt über ganz respektable Revenuen, die sich auf europäische Artikel im Werthe von jährlich 20—22000 Frcs. belaufen. Außerdem liegen für ihn in der Banca d'ultramar zu Loanda mehrere Contos Reis (1 Conto = 5500 Frcs.); er selbst hütet ängstlich eine kleine Sammlung blinkender englischer Guineen. Im Vergleiche zur Mehrzahl seiner afrikanischen Standesgenossen ist er jedenfalls ein Krösus, wofür schon sein zahlreicher weiblicher Hofstaat, der ihm ein nettes Sümmchen kostet, da Eitelkeit und Putzsucht, wenn auch landesüblich modifizirt, den hiesigen Damen nicht fremd sind; die Trophäen der Mode sind sehr gewichtige, der Schmuck — bis zu 6 Kilogramm schwere Messingringe an beiden Beinen — ist eine Last."

So weit Dr. Chavanne. Das ehemals so mächtige Negerreich hat mit dem Kongostaat, welchen die Kongo-Konferenz 1884/5 ins Leben rief, nichts gemein. Dieselbe Konferenz hat dasselbe dem portugiesischen Nieder-Guinea, und zwar der Provinz Angola, einverleibt. Nieder-Guinea reicht vom innersten Winkel des Golfes von Guinea bis zur Mündung des Cunene. In politischer Beziehung theilen sich in dieses Gebiet hauptsächlich Portugal und Frankreich; Deutschland besitzt die Kolonie Kamerun, Spanien einen kleinen in das Congo Français eingezwängten Küstenstrich an der Coriscobai. An der Kongomündung unterbricht ein schmaler, bis ans Meer reichender Streifen Landes des Kongostaates den Zusammenhang der portugiesischen Besitzungen. Französisch Nieder-Guinea besteht aus den älteren Besitzungen am Gabun und Ogowe und aus dem weiten, zwischen dem Aequator und dem mittleren Kongo sich

Digitized by Google

erstreckenden Gebiete, welches durch die Thätigkeit des französischen Forschungsreisenden Peter Graf Savorgnan de Brazza größtentheils aufgehellt und auf der Kongo-Konferenz an Frankreich geschlagen wurde. Der portugiesische Kolonialbesitz an der Küste von Nieder-Guinea zerfällt in die kleine Kolonie Kabinda (Kongodistrikt) nördlich der Kongomündung und in die große Kolonie Angola südlich der Kongomündung. Das Gesamtareal beträgt etwa 888 913 qkm. Von Wichtigeit ist nur die südliche Kolonie mit den drei Provinzen Angola, Benguela und Mossamedes. Die Kolonie reicht im Süden eine Strecke über den Cunene hinaus bis zum Kap Frio.

Die sehr unsicheren Grenzen des Negerreiches bilden im W. der Atlantische Ozean, im O. die Sierra de Crystal, Sierra de Salnitre, Sierra de Sal, im N. der Kongostrom, im S. der Loje. Der nach wie vor in San Salvador residirende König ist geblieben, was er von alters her war: ein Vasall des Königs von Portugal. Seine Macht ist außerhalb der Gemarkung des Bezirkes von San Salvador und der ihm tributären Landschaft Marimba, welche ein Sohn des Königs als Statthalter verwaltet, eine fast nur nominelle. Während des Aufenthalts des Dr. Chavanne in San Salvador kehrten (August 1855) zwei Söhne des Königs Dom Pedro V. aus San Paolo de Loanda, der 16000 Einwohner zählenden Hauptstadt der Kolonie Angola, zurück. Sie hatten dort zwei Jahre hindurch eine höhere Ausbildung erhalten und sollten nun, vom Gouverneur der Provinz reich beschenkt, als perfekte Gentlemen in der schmucken Interimsuniform portugiesischer Marineoffiziere in der Vaterstadt das Lob des Lehnsherrn verbreiten.

Was führte nun zur Bildung des modernen Kongostaats? Die Begehrlichkeit Portugals, welches sich des Eingangsthors von Zentralafrika zu bemächtigen suchte und mit England schon seit Herbst 1882 dieserhalb verhandelte.

Digitized by Google

Stanleys Wirken in Afrika hatte das Interesse an dem Dark-Continent wachgerufen. Es entstanden Gesellschaften, welche sich die Erforschung Afrikas zur Aufgabe stellten. Der an der Spitze der Bewegung stehende, für große humanitäre Ziele begeisterte König Leopold II. von Belgien lud im Herbst 1876 eine internationale Konferenz nach Brüssel. Aus dieser ging die Association internationale pour l'exploration de l'Afrique centrale hervor. Nach den Satzungen stellte sich die Gesellschaft, deren Präsident der belgische Oberst Strauch war, rein wissenschaftliche, philantropische Aufgaben. Sehr bald traten die nichtbelgischen Mitglieder zurück, und es wurde mehr praktische Politik verfolgt. Als Stanley nach fast dreijähriger Abwesenheit im Herbst 1877 aus Afrika zurückkehrte, war offenbar die Erwerbung Zentral-Afrikas und die Gründung eines neuen Staates durch die Belgier bereits beschlossen. Stanley folgte einer nach seiner Landung in Marseille an ihn ergangenen Einladung des Königs Leopold und begab sich nach Brüssel, wo er in einer Sitzung der Association Internationale seine Ansichten darüber entwickelte, was aus den Kongoländern gemacht werden könnte. Seine Ausführungen schlugen durch. Am 25. November 1878 konstituirte sich in Brüssel das Comité d'études du Haut Congo, womit das Schwergewicht der Unternehmungen auf das Kongogebiet verlegt wurde. Stanley wurde mit deren Leitung betraut. Er landete am 14. August 1879 mit den in Zanzibar angeworbenen Arbeitern in Banana Point, an der Mündung des Kongo, wo meist Holländer ihre Handelsniederlassungen hatten, und gründete in Vivi, 184 km von der Mündung, die erste Station. Da die natürliche Verkehrsstraße ins Innere des Landes bei Vivi aufhörte, so mußte eine künstliche geschaffen werden. Hierbei waren enorme Schwierigkeiten zu überwinden. Die Ufer waren felsig und zerklüftet, dabei meist unbeschützt durch Bäume, dem Brande der Tropensonne preisgegeben.

Digitized by Google

Auf dem Hochplateau hinderte ein übermannshoher Graswuchs das Vorwärtskommen. In der Zeit vom 18. März 1880 bis zum 21. Februar 1881 wurde auf diesem Terrain am rechten (nördlichen) Ufer die breite, 80 km lange Kunststraße nach Isangila gebaut. Felsen waren zu sprengen, Schluchten auszufüllen. Die dem großartigen Thun staunend zusehenden, hier und da mit Hand anlegenden Eingeborenen nannten den Chef des Unternehmens Bula Matari, d. i. Felsenbrecher, ein Name, der Stanley in Zentralafrika berühmt gemacht hat. In Vivi und stromaufwärts ließ sich Stanley angelegen sein, das umliegende Gebiet durch Verträge mit den eingeborenen Häuptlingen für die Assoziation käuflich an sich zu bringen.

Von der Station Isangila bis Manjanga ist der Strom wieder befahrbar; von Manjanga, wo im Juni 1881 ebenfalls eine Niederlassung angelegt wurde, mußte abermals der Landweg gewählt werden. Diesmal entschied man sich für die linke (südliche) Seite des Stromes. Inzwischen hatte der Franzose de Brazza von der Küste aus auf direktem Wege den Pool erreicht und das Gebiet an der nördlichen Seite des Stromes im Namen Frankreichs besetzt. Stanley begab sich daher auf das entgegengesetzte Ufer und legte bei dem Dorfe Ntamo seine Hauptstation Léopoldville an.

Jetzt lag der obere Kongo in ungefähr 1700 km langer Strecke ohne Hinderniß vor den kühnen Pionieren der Kultur.

Im April 1882 brach Stanley mit einem Dampfer und einem Walfischboot zur Erforschung des oberen Flußgebietes auf. Er fuhr bis zur Mündung des Kiva (Kassai), erforschte diesen Strom bis zur Einmündung des Mfini und dann den letzteren bis zu einer großen seeartigen Erweiterung, die er Leopold II.-See nannte. Im Juli traf er wieder in Vivi ein, wo mancherlei Arbeiten in der inneren Verwaltung der Erledigung harrten. Nach Abwickelung derselben kehrte Stanley

Digitized by Google

für kurze Zeit nach Brüssel zurück. Sein Vertreter, Dr. Pechuël-Lösche, welcher wegen seiner abweichenden Urtheile über die Zukunft der Kongoländer der Brüsseler Oberleitung gegenüber in einer recht schwierigen Stellung sich befand, wurde schon im Dezember 1882 von Stanley wieder abgelöst. Der Assoziation lag daran, thunlichst weit nach Osten vorzudringen und auf möglichst viel Gebiet die Hand zu legen. Stanley errichtete die Stationen Stephanieville, Franktown, Kibati, Rudolfstadt und in Wangata, wo der Kongo zum zweiten Male den Aequator schneidet, und ein bedeutender Fluß, der Mohindu (Uruki) von Süden her in den Strom mündet, die Aequatorstation. Von dieser bis zu den Fällen war noch eine 900 km lange unbesetzte Strecke.

Im Dezember 1883 langte Stanley an den Fällen an Am untersten Katarakte wurde die Fallstation gegründet.

Im allgemeinen hatte das Kongounternehmen das gesteckte Ziel jetzt erreicht. Das Land am Kongo war von seiner Mündung bis zu den Stanleyfällen erworben, die Etappen der großen Verkehrsstraße waren durch Stationen begründet. Das Skelett war da, woran sich nach und nach ein lebendiger Organismus entwickeln sollte. Die weiter erforderlichen Arbeiten waren vorwiegend diplomatischer Natur und riefen Stanley nach Europa zurück. Sein Nachfolger am Kongo war der englische Oberst Sir Francis de Winton.

Der internationale Charakter der „Assoziation" war schon seit geraumer Zeit nichts als ein vergilbtes Aushängeschild. Sie war von der Grüundung des Comité d'études du Haut Congo ab ein spezifisch belgisches Unternehmen. Mit Rücksicht auf die ziemlich bedeutenden englischen Geldmittel, deren das Komitee bedurfte, wurden Günstlinge der bedeutendsten im Reiche des John Bull das Scepter schwingenden Finanzmänner Englands am Kongo an die ersten und bestsituirten Stellen gesetzt; die

Digitized by Google

Amtssprache war die englische; mit Ausnahme der Belgire, welche der Zahl nach den Engländern die Wage hielten, dienten die Vertreter aller übrigen Nationen lediglich als Staffage.

Das Comité d'études du Haut Congo erhielt im Jahre 1882 den Namen einer Association internationale du Congo und entpuppte sich endlich zu dem État indépendant du Congo. Portugal hatte nicht aufgehört, mit England zu liebäugeln. Der griechische Philosoph Thales hat von einer Seele des Magnetes gesprochen, der beständig dem einen Gedanken nachhängt, Eisen anzuziehen und festzuhalten. Für das magnetische, mit seiner Seele auf Abwege gerathene Portugal spielte England die Rolle des Eisens. Am 26. Februar 1884 wurde zwischen beiden Staaten ein Staatsvertrag abgeschlossen, dessen wichtigste Bestimmungen lauteten:

„Die Anerkennung der Souveränität Portugals in dem Gebiete zwischen dem 8° und 5° 2′ südlicher Breite, und zwar landeinwärts längs des Kongo bis Nokki, langs der Küste so weit, als die Herrschaft der dort ansässigen Negerkönige sich erstreckt. Allen Nationen steht es frei, in diesem Gebiete Missionsanstalten und Faktoreien zu errichten; jede Nation und Konfession ist der portugiesischen gleichgestellt. Auf dem Kongo und allen Flüssen und Gewässern dieses Territoriums sollen Handel und Schiffahrt völlig frei sein. Jede Monopolisirung bleibt ausgeschlossen, wenn nicht durch spätere Abmachungen zwischen Portugal und England Beschränkungen eingeführt werden. Ein Regulativ für die Schiffahrt und die Handhabung der Polizei auf dem Kongo wird durch Delegirte Englands und Portugals verfaßt werden. Diese werden zugleich eine Kommission zur Ueberwachung des Schiffsverkehrs bilden. Es sollen Schiffahrtsgebühren nur in solcher Höhe erhoben werden, als die Deckung der zur Erleichterung des Verkehrs geleisteten Ausgaben es erheischt. Für auf dem

Digitized by Google

Wasserwege zu transportirende Waren sollen Transitzölle nicht erhoben werden; ebensowenig für Waren, welche behufs Weitertransports an einem Landungsplatz umgeladen werden: doch soll die Umladung im Beisein portugiesischer Beamten stattfinden müssen; die Kosten sind von den betreffenden Kaufleuten zu bezahlen; ihre Höhe bestimmt die englisch-portugiesische Kommission. Den Kaufleuten, Karawanen und Reisenden stehen alle Wege nach dem Innern offen. Die Freiheit der Religionsübung und der Missionsthätigkeit, sowie Rechte und Eigenthum der Eingeborenen, soweit letztere nicht mit den Souveränitätsrechten Portugals kollidiren, werden gewährleistet." Ein Artikel handelte von den Eingangszöllen. Während der nächsten 10 Jahre sollte kein höherer Tarif als in Mozambik eingeführt werden. England wurden die größten Begünstigungen zugestanden: englische Schiffe sollten dieselben Gebühren zahlen wie portugiesische, und Waren, welche Eigenthum von Engländern oder auf englischen Schiffen verfrachtet oder englischen Ursprungs waren, sollten genau so wie portugiesische behandelt werden. Die Zölle von Mozambik, welche am Kongo für die englische Einfuhr als Norm gelten sollten, wurden bedeutend ermäßigt. Der Zoll betrug in Mozambik 24 bis 40%, für Pulver sogar 72%, für geistige Getränke 120%. Die beiden letzteren Zölle blieben bestehen, alle anderen, nur diejenigen auf Tabak ausgenommen, wurden auf 10% des Werthes herabgesetzt. Den Unterthanen Großbritanniens wurde in allen afrikanischen Besitzungen Portugals die Stellung der meistbegünstigten Nationen eingeräumt. Englische Kreuzer sollten berechtigt sein, zur Unterdrückung des Sklavenhandels in allen Häfen, Baien und Flußmündungen, wo portugiesische Beamte nicht vorhanden waren, einzulaufen und verdächtige Schiffe anzuhalten.

Von allen Seiten, selbst von den englischen Handeskammern,

Digitized by Google

wurde gegen die Vereinbarungen Verwahrung eingelegt. Die Opposition der fremden Mächte entsprang der Besorgniß, daß der Handel am Kongo leiden müsse, wenn man dort den maßgebenden Einfluß einer Macht einräume, welche nicht in dem Rufe stand, auf dem Gebiete der Kolonisation Hervorragendes zu leisten. Mehr als hohe Eingangszölle fürchtete man die Zollplackereien und das Unwesen in den portugiesischen Zollämtern. Dazu kam, daß der Handel am Kongo mit der Zeit unbedingt zum Monopol Portugals und Englands werden mußte. Durch das Verschieben der Grenze des portugiesischen Gebiets bis Nokki zwang man Schiffe, welche das neutrale Gebiet hinter diesem Orte wegen ihres Tiefgangs nicht erreichen konnten (und das waren voraussichtlich die meisten) zum Umladen ihrer Waren, wodurch sie allen Chicanen der bestechlichen portugiesischen Zollbeamten preisgegeben wurden. Es lag demnach auf der Hand, daß alle Bestimmungen des Vertrages über Freiheit des Handels im Kongogebiet nur Phrasen bleiben, daß Engländer und Portugiesen allein die Früchte der Forschungsarbeit am Kongo ernten würden.

Angesichts der Opposition verzichtete die englische Regierung darauf, jenen Vertrag zu ratifiziren.

Durch die Publikation desselben wurde die Internationale Afrikanische Gesellschaft aus ihrer Zurückhaltung herausgetrieben. Sie ließ am 22. April 1884 im Weißen Hause in Washington eine Note überreichen, worin sie anzeigte, daß ihr von den Fürsten am Kongo Land „zum Wohle und Nutzen von Freistaaten abgetreten worden, welche unter ihrem Schutze gegründet worden sind und im Begriffe stehen, gegründet zu werden.“

Von seiten der Vereinigten Staaten erfolgten sofort sympathische Kundgebungen.

Deutschland war vorerst an der Entwickelung der Dinge

Digitized by Google

nicht direkt betheiligt, da deutsche Kaufleute in jenen Gegenden nicht ansässig waren. Deutsche Waren gingen indes bereits in großen Mengen dorthin, und dieser Import im Verein mit der lebhaften deutschen Schiffahrt ließ die Annahme zu, daß über kurz oder lang auch Deutsche sich am Kongo niederlassen würden. Die Reichsregierung hatte sich durch Entsendung Dr. Nachtigals auf der „Möwe" Aufklärung über die Verhältnisse verschafft. Sie zögerte um so weniger, mit Entschiedenheit für die Wahrung der Interessen der Reichsangehörigen einzutreten, als von zahlreichen Handelskammern Deutschlands Petitionen an den Reichskanzler einliefen, welche auf die Gefahren der beabsichtigten Neuerungen hinwiesen. Die Nothwendigkeit einer völkerrechtlichen Regelung der Verhältnisse am Kongo trat immer mehr zu Tage. Fürst Bismarck legte schließlich das Gewicht Deutschlands in die Wagschale. Seine eiserne Faust durchbrach alle politischen Sandbänke. Am 15. November 1884 wurde in Berlin die Kongo-Konferenz eröffnet, auf welcher vertreten waren: Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Rußland, Oesterreich, Schweden, Norwegen, die Niederlande, Belgien, Portugal, Spanien, Italien, die Türkei und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie leitete die große Bewegung ein, welche sich das Ziel gesteckt hat, Afrika, außer für die kommerzielle Ausbeutung, für die Wissenschaft, auch für die Zivilisation der europäischen Kulturvölker zu erschließen.

In der Generalakte der Berliner Konferenz sind auseinanderzuhalten:

Die Aufstellung allgemeiner Grundsätze in Bezug auf die völkerrechtlich gültige Besitzergreifung von herrenlosen Landstrichen für den ins Leben zu rufenden Kongostaat und für das Gebiet, in welchem das Freihandelsprinzip zur Geltung kommen sollte, die Neutralitäts-Erklärung und die Sklavenfrage.

Digitized by Google

Die „Deklaration der Handelsfreiheit im Becken des Kongo, seiner Mündungen und benachbarten Länder" bestimmte, daß die Flaggen aller Nationen freien Zutritt haben sollen; daß importirte Waren irgend welchen Ursprungs nur solche Taxen zu entrichten haben, welche als ein billiger Ausgleich für dem Handel ersprießliche Ausgaben erhoben werden können; daß die eingeführteu Waren von Eingangs- und Durchgangszöllen frei bleiben sollen und in Handelssachen keinerlei Monopole eingeräumt werden dürfen; daß die Fremden in Bezug auf den Schutz ihrer Person und ihres Eigenthums, ferner in Bezug auf das Erwerbs- und Uebertragungsrecht ihres beweglichen und unbeweglichen Besitzes und die Ausübung ihres Berufes den Nationalen gleichstehen. Besondere Festsetzungen gewährleisten den Schutz der christlichen Missionare und Forschungsreisenden, religiöse Duldung, freie Ausübung des Gottesdienstes. Die Grenzen des Freihandelsgebiets ergiebt die Karte. Es erstreckt sich südöstlich bis an die Mündung des Zambesi und schneidet im Westen ab mit der Küstenzone am atlantischen Ozean von Sette Kama bis zur Mündung des Loge.

Die Neutralitäts-Erklärung wurde in nachstehender Fassung angenommen:

„Um Handel und Gewerbe eine neue Gewähr der Sicherheit zu geben und durch Erhaltung des Friedens die Entwickelung der Zivilisation in den im Art. 1 genannten und unter die Geltung der Handelsfreiheit gestellten Ländern zu begünstigen, verpflichten sich die hohen Unterzeichner dieses Vertrages und Diejenigen, welche demselben für die Folge beitreten, die Neutralität der zu den genannten Gegenden gehörigen Gebiete oder ihrer Theile, einschließlich der Gewässer, so lange zu achten, als die Mächte, welche Hoheitsrechte oder Schutz in diesen Gebieten ausüben werden, in Benutzung des Rechts, sich neutral zu erklären, die Pflichten erfüllen, welche die Neutralität auflegt.

Digitized by Google

In dem Falle, daß eine Macht, welche Hoheitsrechte oder Schutz in den im Art. 1 genannten und unter die Geltung der Handelsfreiheit gestellten Ländern ausübt, in einen Krieg verwickelt wird, verpflichten sich die hohen Unterzeichner dieses Vertrages und Diejenigen, welche ihm für die Folge beitreten, ihren Einfluß aufzuwenden, damit die dieser Macht gehörigen und in die konventionelle Zone der Handelsfreiheit einbegriffenen Gebiete mit gemeinsamem Einverständniß dieser Macht und der anderen kriegführenden Partei oder Parteien für die Dauer des Krieges unter die Geltung der Neutralität gestellt und als zu einem nichtkriegführenden Staate gehörig angesehen werden. Die kriegführenden Parteien sollen von da an darauf verzichten, die Feindseligkeiten in die auf diese Art neutralisirten Gebiete zu tragen, sowie darauf, diese als Basis für Kriegsoperationen zu benutzen. In dem Falle, daß sich anläßlich der innerhalb der im Art. 1 aufgeführten und unter die Geltung der Handelsfreiheit gestellten Gebiete eine ernste Meinungsverschiedenheit unter den Mächten, die diesen Vertrag unterzeichnet haben oder demselben für die Folge beitreten, erhebt, verpflichten sich diese Mächte, bevor sie zu den Waffen greifen, die Vermittelung einer befreundeten Macht oder mehrerer anzurufen. Für denselben Fall behalten sich die Mächte vor, freiwillig zu dem Verfahren eines Schiedsspruches Zuflucht zu nehmen."

Die das Verbot des Sklavenhandels angehende Frage wurde sehr schnell erledigt.

Nach Beendigung der langwierigen Verhandlungen mit Frankreich und Portugal wegen Abgrenzung ihrer Gebiete konnte die Interationale Kongo-Gesellschaft am 23. Februar 1885 der Konferenz anzeigen, daß die Grenzen des neuen Staates festständen und dieser selbst von allen Konferenzmächten anerkannt sei. Am 26. Februar 1885 notifizirte die Kongo-

Digitized by Google

Gesellschaft ihren Beitritt zur General-Akte der Berliner Konferenz, worauf der Vertrag von den Bevollmächtigten sämtlicher Staaten unterzeichnet wurde. Hiermit erreichte die Konferenz ihren Abschluß.

So war der kühne Wurf gelungen, wesentlich durch die Anstrengungen der deutschen Regierung. Ein neuer Staat war geschaffen, der räumlichen Ausdehnung nach einer der größten unter den Staaten der Erde.

Mit berechtigter Genugthuung konnte der deutsche Reichskanzler in der Schlußsitzung der Konferenz seiner Freude in folgenden Worten Ausdruck geben:

„Meine Herren! Nachdem nun unsere Konferenz nach langen und mühsamen Berathungen ihre Arbeit beendet hat, stelle ich mit hoher Befriedigung fest, daß dank Ihrem Bemühen und dank dem versöhnlichen Geiste, der in unseren Unterhandlungen vorgewaltet hat, vollständiges Einverständniß über jeden Punkt des uns vorgelegten Programms hergestellt worden ist. Die Beschlüsse, welche wir nunmehr mit unserer Unterschrift bekräftigen wollen, sichern dem Handel aller Nationen freie Bahn bis in das Herz des afrikanischen Kontinents. Die Bürgschaften, welche die Handelsfreiheit im Kongobecken sichern, und die Gesamtheit der in der Kongo- und der Niger-Schifffahrtsakte niedergelegten Anordnungen gewähren für Entwickelung und Sicherheit des Handels und der Industrie aller Nationen sehr günstige Vorbedingungen. In einer Reihe anderer Bestimmungen haben Sie Ihre Vorsorge für das sittliche und leibliche Wohl der eingeborenen Bevölkerung offenbart, und wir dürfen hoffen, daß diese von einem Geiste weisen Maßhaltens getragenen Grundsätze fruchtbar sein und dazu beitragen werden diese Bevölkerung an den Kulturwohlthaten theilnehmen zu lassen. Die eigenartigen Zustände, welche in den von Ihnen den Handelsunternehmungen geöffneten weiten Gebieten obwalten,

Digitized by Google

haben besondere Bürgschaften für die Erhaltung des Friedens und der öffentlichen Ordnung fordern lassen.

In der That würde die Kriegsfurie einen ganz besonders verderbenbringenden Charakter annehmen, wenn die Eingeborenen dazu gebracht würden, in den Zerwürfnissen der Kulturmächte Partei zu nehmen. In richtiger Voraussehung der den Interessen des Handels und der Kultur aus dieser Möglichkeit erwachsenden Gefahren haben Sie die Mittel gesucht, welche einen großen Theil des afrikanischen Kontinents den Wechselfällen der allgemeinen Politik entziehen und dort die nationale Nebenbuhlerschaft auf friedliche Mitbewerbung in Handel und Industrie beschränken. In demselben Geiste haben Sie Mißverständnissen und Streitigkeiten, zu denen neue Besitznahmen auf den afrikanischen Küsten Veranlassung geben könnten, vorbeugen wollen. Die Erklärung über die Förmlichkeiten, welche erfüllt werden müssen, wenn diese Besitznahmen als thatsächlich betrachtet werden sollen, führt eine neue Regel in das öffentliche Recht ein, die ihrerseits dazu beitragen wird, Ursachen zu Meinungsverschiedenheit aus den internationalen Beziehungen auszuscheiden. Der Geist gegenseitigen guten Einvernehmens, der Ihre Berathungen ausgezeichnet hat, überwog gleicherweise in den Unterhandlungen, welche außerhalb der Konferenz zur Lösung schwieriger Grenzfragen unter den Parteien stattgefunden haben, welche Hoheitsrechte im Kongo-Gebiete ausüben werden und infolge ihrer Stellung vornehmlich berufen sind, die Wächter des Werkes zu werden, welches wir in Vollzug setzen. Ich kann diesen Gegenstand nicht berühren, ohne den Ausdruck unserer Huldigung für die edlen Bemühungen Sr. Majestät des Königs der Belgier, des Begründers eines Werkes, das heute fast von allen Staaten anerkannt ist und das, wenn es sich befestigt, der Sache der Humanität kostbare Dienste wird leisten können.

Meine Herren, ich bin von Sr. Majestät dem Kaiser und

Digitized by Google

König, meinem erhabenen Herrn, beauftragt, Ihnen Seinen wärmsten Dank auszusprechen für den Antheil, welchen Jeder von Ihnen an der glücklichen Erfüllung der Aufgabe der Konferenz genommen hat. Ich erfülle eine letzte Pflicht, wenn ich dem Danke der Konferenz Ausdruck gebe, welchen dieselbe Denen schuldet, die sich den schwierigen Kommissionsarbeiten unterzogen haben, vorzüglich dem Herrn Baron de Courcel und dem Herrn Baron Lambermont. Ebenso danke ich den Herren Delegirten für den werthvollen Beistand, welchen sie uns geliehen haben, und nicht minder dem Sekretariat der Konferenz, das durch die Genauigkeit seiner Arbeiten zur Erleichterung unserer Aufgabe beigetragen hat. Meine Herren, die Arbeiten der Konferenz werden wie alles Menschenwerk verbessert und vervollständigt werden können, aber sie sind, wie ich hoffe, ein Markstein der fortschreitenden Entwickelung in den internationalen Beziehungen und schlingen ein neues Band der Gemeinschaft zwischen den Kulturvölkern."

Der gesetzgebende Körper in Brüssel sanktionirte durch seine Beschlüsse vom 28. und 30. April 1885 die Uebertragung der Hoheitsrechte über den neuen Staat an den König der Belgier mit dem Titel „Souverän des Kongostaats" auf Grundlage der Personalunion.

Der Staat ist begrenzt im Norden durch das französische Aequatorial-Afrika und den Sudan, im Süden durch die portugiesischen Besitzungen, im Osten durch das zum deutschen Machtbereiche gehörige Gebiet von Ostafrika, im Westen durch den Atlantischen Ozean, französische und portugiesische Besitzungen. Leider setzte es Portugal auf der Konferenz durch, daß ihm der Küst nstrich zwischen dem Tschiloangofluß und dem Yuwa (ca. 60 km) zuerkannt wurde. Dem Kongostaat verblieb an der Mündung des Kongo nur die 50 km lange Küstenstrecke nordwärts bis Cabo Lambo. Mehrere Grenzstreitigkeiten sind im

Digitized by Google

Jahre 1891 durch Verträge zwischen Portugal und dem Kongostaate beigelegt worden. Das gleichsam zwischen dem westafrikanisch-portugiesischen Angola und dem östlichen Theile des Kongostaates eingeschachtelte Gebiet von Lunda (Königreich Muata Jamvo) wurde früher von beiden Staaten in Anspruch genommen. Ein Vertrag vom 25. Mai d. J. spricht den inneren und südwestlichen Theil Portugal, den nördlichen und östlichen Theil (die etwas größere Hälfte) dem Kongostaate zu. Der Kongostaat hat außerdem einige Zugeständnisse hinsichtlich der Begrenzung der zwischen dem französischen Kongogebiet und dem Kongostaat gelegenen portugiesischen Enclave, des Kabinda-Landes, Portugal Konzessionen bei Nokki gemacht. Noch immer aber besitzt der Kongostaat nur die schmale Ausgangspforte zum Weltmeer.

Die Ausübung der belgischen Hoheitsrechte wird durch eine größere Anzahl von Stationen ermöglicht, welche zugleich Mittelpunkte des Tauschhandels mit den anwohnenden Völkerstämmen sind. Am dichtesten liegen diese Stationen zwischen der Küste und dem Stanley-Pool bei einander.

Die Flagge des Kongostaates ist blau mit goldenem Stern in der Mitte. Das Wappen ist das persönliche des Königs der Belgier mit dem brabantischen Löwen und goldenem Stern im blauen Felde mit der Devise: „Travail et progrès.“

Der Kongostaat wird verwaltet durch eine Zentralregierung in Brüssel mit drei Departements: auswärtige Angelegenheiten und Justiz, Finanzen und Inneres. Im Kongostaate selbst vertreten die Regierung ein Generalgouverneur, dessen Stellvertreter, zwei Staatsinspektoren, ein Generalsekretär und drei Direktoren: Finanzen, Justiz, Inneres und Transport.

Die gehässigsten, gegen die Administration des Unabhängigen Kongostaates geschleuderten Anschuldigungen veranlaßten den Administrator der auswärtigen Angelegenheiten,

Digitized by Google

Van Eetvelde, und den Generalgouverneur Cam Janssen, unterm 16. Juli 1891 einen Bericht an den König-Souverän zu erstatten, worin die während der letzten zehn Jahre vollbrachte Arbeit in Erinnerung gebracht, die gegenwärtige Lage eingehend beurtheilt und gleichzeitig die voraussichtliche künftige Gestaltung der Verhältnisse ins Auge gefaßt wird.

Die Schilderung, welche ich im folgenden von der Vorwärtsbewegung des Kongostaates entwerfe, fußt zunächst auf diesem, in einer Spezial-Nummer des in Brüssel erscheinenden Blattes Le mouvement géographique veröffentlichten Exposé, schöpft aber aus anderen zuverlässigen Quellen und berücksichtigt die Ereignisse bis zum Oktober 1891. Schätzenswerthe Aufklärungen habe ich fortgesetzt der genannten belgischen Zeitschrift entnommen.

Beim Schlusse der Berliner Konferenz, im Jahre 1885, hatten die Agenten der Association internationale du Congo die Entdeckungen Stanleys längs des Hauptarmes des Kongo von Vivi bis zu den Stanley-Fällen zur Noth vervollständigt. Heute, 6 Jahre später, ist die geographische Erforschung des Kongostaates so weit fortgeschritten, daß die ungeheuren weißen Flächen, welche wir auf den Karten bemerkten, nahezu vollständig ausgefüllt sind. Während damals kaum 3000 km des Flußnetzes für die Schiffahrt entdeckt waren, hebt der Bericht hervor, daß mehr als 12000 km den Böten des Staates, der Missionen und der Faktoreien erschlossen seien. Gleichen Schritt mit der geographischen Erforschung hielt die allmähliche friedliche Besitzergreifung des Landes durch Abschluß von Verträgen mit den Häuptlingen und durch Herstellung eines das ganze Gebiet überziehenden Netzes von befestigten Stationen.

Der Kongostaat ist heute in zwölf Verwaltungsdistrikte eingetheilt mit einem Personal von 69 Beamten, deren Thätigkeit Ruhe und Sicherheit in den Faktoreien und Missionen

Digitized by Google

herstellte. Wirkliche Unruhen kamen in letzter Zeit nur in Bolobo und Lukungu vor, woselbst Repressivmaßregeln gegen die Eingeborenen ergriffen werden mußten. In Lukungu büßte ein Agent des Staates sein Leben ein.

Es kostete große Anstrengungen, um Regierung und Verwaltung des Staates endgültig zu organisiren und zu befestigen, und um besonders die Herrschaft der Anarchie durch eine geregelte Justizverwaltung zu unterdrücken. Gegenwärtig entfalten am unteren Kongo Strafgerichte eine gedeihliche Wirksamkeit; in N'Zobe, Lukungu und Leopoldville funktioniren Territorialrichter. Jenseits Stanley-Pool wird die Gerichtsbarkeit durch 10 Kriegsgerichte ausgeübt, welche in Aequatorville, Bangala und anderen Punkten ihren Sitz haben. Am unteren Kongo besteht ferner eine Zivil- und Handelsgerichtsbarkeit. Gegen erstinstanzliche Urtheile kann an das Appellationsgericht in Boma appellirt werden; ein in Brüssel residirender Conseil supérieur übt die Befugnisse eines Kassationsgerichtshofes aus. Der Staatsanwaltschaft steht ein in Boma residirender Oberstaatsanwalt vor, welcher durch Substitute in Banana und Matadi und durch Ergänzungs-Substitute vertreten ist. Am oberen Kongo steht die Rechtspflege noch nicht auf einer so hohen Stufe. Die Rechtsprechung erfolgt im Kongostaate nach einem noch lückenhaften Strafgesetzbuche und auf Grund eines sich fortentwickelnden, aus belgischen Gesetzen und lokalen Gewohnheiten inspirirten Zivilgesetzbuche. Anfangs setzten nicht allein die Eingeborenen der Einführung der Justiz Widerstand entgegen, sondern auch die ansässigen Weißen fügten sich mit Widerstreben darein, daß der Staat statt ihrer die Bestrafung schuldiger Eingeborenen übernahm und gleichzeitig ihnen selbst Gesetze vorschrieb. Jetzt hat sich bei Eingeborenen und Ansiedlern die Erkenntniß von dem Nutzen der Justizverwaltung Bahn gebrochen. Die Faktoreien melden der Staatsanwaltschaft Dieb-

Digitized by Google

stähle und Ueberfälle von Karawanen. Die Eingeborenen haben die Ueberzeugung gewonnen, daß die Gerichte des Kongostaates unparteiischer und billiger entscheiden als der Fetischmann oder der eingeborene Schiedsrichter. Gefängnisse sind in Boma, Matadi und Banana errichtet. Am mittleren Kongo existiren sogenannte Depothäuser. Die Sträflinge werden nur zu Arbeiten, die dem öffentlichen Interesse dienen, verwendet; sie füllen Sümpfe aus, transportiren Lasten, verrichten Erdarbeiten und halten die Straßen im Stand. Ihre Nahrung besteht wie diejenige der Soldaten in Reis oder Maniok, Fleisch oder Fisch. Sie werden zu sorgfältiger körperliche Pflege angehalten.

Zivilstands-Aemter funktioniren seit 1886. Es existiren 4 Bureaus: in Banana, Boma, Matadi und Leopoldville. Von Zeit zu Zeit werden Zählungen der eingewanderten Bevölkerung vorgenommen; die letzte Zählung vom 31. Dezember 1890 ergab 774 Ausländer, darunter 338 Belgier. Die Statistik für 1890 weist 35 Todesfälle, 15 Verehelichungen, 3 Geburten von Europäern nach. Die Sterblichkeit der Europäer, welche im Jahre 1886 7,08% betrug, ist im Jahre 1890 auf 4,80% gesunken.

Das seit 1885 bestehende Grundregime bietet den Eigenthümern größtmögliche Sicherheit und verwirklicht eine der Forderungen der Staatswirthschaftslehre: die Zirkulation des unbeweglichen Guts derartig zu erleichtern, daß das Grundeigenthum so schnell als möglich in die Hände Derjenigen gelangt, welche daraus den größten Nutzen zu ziehen verstehen. Am oberen Kongo können Europäer ohne vorherige Erlaubniß von unbebauten Gebieten bis zu 10 Hektaren Besitz ergreifen unter der einzigen Bedingung, daß sie sich vorher mit den Eingeborenen verständigen. Dank diesen Einrichtungen ist die Zahl der religiösen und der Handels-Niederlassungen, welche oberhalb Matadi im Jahre 1885 nur 5 betrug, auf 45 gestiegen.

Ein landwirthschaftliches Etablissement ist für Kinkanda

Digitized by Google

bei Matadi geplant. Baron de Heusch ist am 1. Oktober 1891 mit seiner Gemahlin nach dem Kongo abgereist, um die erforderlichen Einleitungen zu treffen. Die Baronin ist die erste belgische Frau, welche ihr Wissen und ihre Arbeitskraft dem Kinde der Berliner Konferenz zur Verfügung stellt.

Die bewaffnete Macht des Kongostaates, welche von 1879 bis 1883 aus den hundert von Stanley befehligten Zanzibariten bestand, hat heute ihr vermuthliches Maximum von 3127 Mann erreicht; die Mehrzahl der Offiziere sind Belgier. Seit 1886 ist die Regierung bestrebt, das ausländische Element, welches eine schwere Last für den Staatsschatz bildet, aus der Armee auszumerzen und durch Eingeborene zu ersetzen, unter denen namentlich die kriegerischen Bangalas vorzügliche Soldaten abgeben. Kanonen befinden sich in Leopoldville, Boma, Neu-Antwerpen und in den Lagern von Basoko und Sankurru.

Die Marine des Staates besteht aus 43 Fahrzeugen, welche besonders auf dem oberen Kongo eine Kette von Posten und schnell mobilisirbaren Polizeistationen bilden. 1883 besaß Stanley nur 3 kleine Dampfer.

Auch in hygienischer Beziehung wurden anerkennenswerthe Verbesserungen vorgenommen. 1885 unterhielt der Staat 2 Aerzte, heute besoldet er 8. Die Schutzpockenimpfung verallgemeinert sich mehr und mehr; in der Umgebung von Leopoldville haben alle Eingeborene sich impfen lassen. Eingeborene und Europäer werden unentgeltlich behandelt. 1890 wurden für 24262½ Frcs. Medikamente verabreicht. Außerdem ist eine Summe von 40000 Frcs. jährlich zur Beschaffung von Stärkungsmitteln für Genesende ausgeworfen. Die Existenzbedingungen für Europäer sind zufolge der in dem Bau der Wohnungen erzielten Fortschritte wesentlich günstigere geworden. Die Wohnhäuser werden nicht mehr aus Europa importirt,

Digitized by Google

sondern aus im Lande hergestellten Backsteinen erbaut. Das afrikanische „Rothe Kreuz“ beabsichtigt, noch im Laufe des Jahres 1891 ein aus isolirten Gebäuden bestehendes, von barmherzigen Schwestern bedientes Sanatorium zur Aufnahme europäischer Kranker zu errichten.

Im Jahre 1887 wurden in Brüssel die ersten Münzen für den Kongostaat geprägt. Statt der Kaurimuschel gilt jetzt die Frankenwährung im Lande. Es giebt Stücke von 20 Franken in Gold, zu 1/2, 1, 2, 5 Fr. und 20 Cent in Silber, welche an Gewicht und Größe den belgischen Münzen völlig konform sind. Sie tragen das Bild des Souveräns Leopold und das Wappen des Staates. Die nur für den inneren Verkehr bestimmten Kupfermünzen haben in der Mitte ein Loch, damit die Eingeborenen dieselben, auf eine Schnur gezogen, um den Hals tragen können. Die Verwaltung verschickt Metallgeld an die entlegensten Stationen, um die Eingeborenen allmählich an den Gebrauch zu gewöhnen. Das Vordringen des europäischen Handels wird auch der Verbreitung der Münzen Vorschub leisten.

Die kommerzielle Entwickelung des Staates wird durch folgende Ziffern gekennzeichnet:

Ausfuhr	1887:	1980441	Frcs.
	1888:	2609300	„
	1889:	4297543	„
	1890:	8242199	„

Also eine Steigerung auf fast das Fünffache seit 1887. Was das heißen will, tritt in um so grelleres Licht, wenn wir erwägen, mit welchen Schwierigkeiten der Transport der Waren auf der über 400 km langen Karawanen-Route verknüpft ist. Die Einfuhr wird für 1890 auf ungefähr 12720000 Frcs. geschätzt. Bestimmtere Angaben lassen sich nicht machen, da die Deklaration der Menge und des Werthes der Waren noch nicht obligatorisch ist.

Für die von der Küste nach dem Innern gehenden Waren

Digitized by Google

ist Banana die Niederlage. Der Werth dieses bei den obigen Zahlen nicht in Betracht gezogenen Transithandels betrug 1890 6 Millionen Francs. Zu den Ausfuhr-Artikeln gehören:

Kautschuk, Elfenbein, Palmkerne, Kaffee, Palmöl, Kopal (eine Gruppe harter, schwer schmelzbarer Harze), Wachs, Orseille (ein rother, aus verschiedenen Flechten gewonnener Farbstoff), Erdnüsse, Häute, Fischthran u. s. w.

Die Seeschiffahrt konzentrirte sich noch 1886 auf den einzigen Hafen von Banana, da man glaubte, daß Boma und Matadi für Schiffe mit großem Tonnengehalt unzugänglich seien. Seitdem 1855 ein Pariser Haus bei Banana die erste Faktorei gründete (daher heißt die Spitze der Landzunge Pointe Française), hat der europäische Handel einen so erheblichen Aufschwung genommen, daß zur Zeit 18 Dampfer die zahlreichen Faktoreien und Stationen miteinander in Verbindung setzen; hat man sich doch überzeugt, daß der ganze Unter-Kongo von den größten Seeschiffen befahren werden kann. Es landen heute Dampfer in Boma und Matadi. Die 1880 zu Rotterdam gegründete Nieuwe Afrikanische Handels-Weemootschap besitzt auf dem Kongo 6 kleine Dampfer und läßt zwischen Rotterdam und dem Kongo jährlich 5 Dampfer und 15 Segelschiffe mit einem Gesamtgehalt von 15000 Tonnen laufen. Die British Congo Company hat ein Kapital von 2 Mill. Mk. und besitzt 11 Faktoreien. Von höchster wirthschaftlicher Bedeutung ist die Verschmelzung der beiden englischen, in Liverpool entspringenden Linien und der Hamburger Linie Woermann, zu dem Zweck, zwischen Antwerpen und Matadi eine regelmäßige und schnelle Verbindung zu organisiren. Die Fahrzeuge sollen sowohl zu der Aus- wie bei der Rückreise nicht mehr als 25 bis höchstens 30 Tage verwenden und auch die Korrespondenz an Bord nehmen. Der erste für diesen Dienst ausersehene Dampfer „Congo" hat Antwerpen mit etwa 100 Passagieren verlassen.

Digitized by Google

Der nächste Dampfer der vereinigten Linien wird am 5. November aus Antwerpen abgefertigt werden.

Die Inbetriebnahme der im Bau begriffenen Eisenbahn wird dazu beitragen, dem Kongostaate eine freiere Bewegung zu gestatten.

Stanley hat mit Recht die Eisenbahn den Knoten der Kongofrage genannt, ist doch gerade der Schienenweg mit seiner Fähigkeit, Berge zu ersteigen, das Verkehrsmittel, welches die eigenthümliche Bodenbeschaffenheit dieses Welttheils zu überwinden im stande ist. In Asien und Amerika stehen auch die großen Ströme als bequeme Wasserstraßen dem vordringenden Verkehr zur Verfügung; in Afrika dagegen, dessen Inneres ein Hochland mit steilem, oft stufenförmigem Abfall zur Küste darstellt, setzten die nicht fern der Mündung der großen Ströme befindlichen Wasserfälle und Stromschnellen der eindringenden Schiffahrt eine unübersteigbare Schranke entgegen. Diese Erscheinung hat man bei dem Nil, dem Zambesi und auch bei dem Kongo, wo die Yellalafälle oberhalb Vivi die Schiffahrt vollständig versperren; man war daher, um einen lebhafteren Verkehr aus dem Innern Afrikas an die Küste zu ermöglichen, gezwungen, trotz des vorhandenen breiten und tiefen Stromes zur Eisenbahn seine Zuflucht zu nehmen. Der Gedanke der Anlage einer Bahn am Kongo wurde bereits bald nach Bildung des Kongostaates von allen Seiten beleuchtet, doch erst durch den Ende 1886 erfolgten Abschluß eines Vertrages zwischen dem letzteren und der Kongogesellschaft für Handel und Gewerbe, betreffend 1. die Anfertigung von Vorarbeiten für die Bahn und 2. die Bedingungen, unter denen der Gesellschaft zutreffendenfalls die Konzession ertheilt werden würde, gewann dieser Gedanke greifbare Gestalt.

Die Gesellschaft hatte die vertragsmäßige Verpflichtung, die Vorarbeiten so anzufertigen, daß die Bahn das Gebiet des

Digitized by Google

Kongostaates nicht verläßt; andererseits aber sah sie klar ein, daß eine unerläßliche Vorbedingung des Gelingens sei, daß die Anlagekosten sich in mäßigen Grenzen halten. Aus diesen Gründen mußte die Gesellschaft darauf verzichten, Banana an der Mündung des Kongo zum Ausgangspunkt zu nehmen, denn, obwohl die Gegend von Banana über Boma bis Vivi am rechten (nördlichen) Kongoufer, das dem Kongostaate gehört, dem Bahnbau keine Schwierigkeiten bietet und andererseits die zwischen Boma und Vivi liegende Strecke des Stromes der Schiffahrt gefährliche Hindernisse bereitet, so wäre doch in diesem Falle die Anlage einer Brücke über den Kongo erforderlich geworden, da das rechte (nördliche) Ufer weiter stromaufwärts französisches Gebiet ist; die Kosten für eine solche Brücke hätten aber voraussichtlich das ganze Unternehmen unmöglich gemacht. Man ließ daher die Bahn von Matadi (am linken — südlichen — Ufer nur wenig stromabwärts von Vivi gelegen, dort, wo kurz zuvor das portugiesische Gebiet vom Strome zurücktritt) in einer Höhe von 7 m über dem Meere ausgehen. Von dort soll die Bahn auf einer Strecke von 26 km in Schlangenwindungen die Ufer der Yellalafälle (60 m über dem Meere) erklimmen, um nun längs der den Strom begrenzenden Felsen an deren südlichem Abhange in einer Gesamtlänge von 435 km bis zur Endstation Udolo am Stanley-Pool zu laufen; vier Zwischenstationen sollen an den vier südlichen Zuflüssen des Kongo, dem Lunda, Luvu, Kuilo und Inkissi, angelegt werden, von denen der letztere auf einer 100 m langen Brücke überschritten werden muß. Man hätte, worauf Professor Dr. Oskar Lenz in einem an mich gerichteten Briefe vom 22. März d. J. besonders hinweist, eine bequemere Trace wählen können, wenn die Grenzverhältnisse zwischen Portugal und dem Kongostaat für letzteren nicht so ungünstig wären. Die Bahn zwischen dem Felsen und dem Strome entlang zu führen, wie es bei-

Digitized by Google

spielsweise bei den den Rhein oder die Elbe begleitenden Bahnen der Fall ist, war deshalb nicht möglich, weil die Felsen dicht an den Strom herantreten und steil zum Wasser abfallen, andererseits war es auch nicht angängig, auf der Höhe der Felsen in der Nähe des Kongo zu bleiben, weil dann unzählige breite Querthäler hätten überbrückt werden müssen, wodurch die Baukosten mindestens den Betrag von 100 Mill. Francs erreicht haben würden. Nach den jetzigen Plänen ist weder ein Zahnrad- oder Drahtseilbetrieb, noch die Anlage großartiger Brücken oder sonstiger Kunstbauten erforderlich. Die Spurweite ist 0,75 m, wodurch scharfe Krümmungen ermöglicht werden; beim Oberbau sind Stahlschienen von 21,5 kg und Stahlschwellen zur Verwendung gelangt, so daß 1 km des Stahloberbaues ein Gewicht von 75 t haben wird. Die Lokomotiven sind 30 t schwer und gestatten bei einer Geschwindigkeit von 18 km in der Stunde eine Ausnutzung von 50 t.

Die gesamten Anlagekosten nebst Beschaffung der Betriebsmittel und Einrichtung der Stationen sind auf 25 Mill. Frcs. bezw. 57471 Frcs. auf 1 km Bahnlänge veranschlagt; wenn wirklich der Bau keine größere Summe kosten sollte, so würde das unter den erschwerenden Verhältnissen, wie sie hier bestehen, ein sehr anerkennenswerthes Ergebniß sein.

An Ausgaben sind unter der Voraussetzung, daß täglich nur ein Zug, und zwar in einer Richtung, fährt, für die Bahnunterhaltung 423250 Frcs., für die Zugbeförderung und den Werkstättendienst 175900 Frcs., für den ärztlichen Dienst, für Reisekosten u. s. w. 241100 Frcs. und für die Zentralverwaltung in Brüssel, sowie unvorhergesehene Fälle 137600 Frcs. veranschlagt, so daß die Gesamtausgaben 120000 Frcs. betragen würden.

Die festen Ausgaben sind in dieser Summe auf etwa 1 Million Frcs. anzunehmen, so daß, falls es nöthig werden

Digitized by Google

sollte, einen zweiten Zug abzulassen, dieser eine Mehrausgabe von etwa 200000 Frcs. verursachen würde; die Gesamtkosten würden sich also bei zwei täglich verkehrenden Zügen auf 1400000 Frcs. stellen. Bei Veranschlagung der Einnahmen ist man davon ausgegangen, wieviel Kosten zur Zeit die Beförderung der Waren durch eingeborene Träger verursacht. Diese Kosten werden für Waren bergaufwärts (nach dem Innern zu) auf 1800000 Frcs. und bergabwärts (nach der Küste) auf 180000 Frcs. geschätzt; hierzu treten noch die den Reisenden erwachsenden Kosten in Höhe von 100000 Frcs. und 500000 Frcs. sonstige allgemeine Unkosten. Selbst bei der Annahme, daß der Verkehr bis zum Ablauf der Bauzeit nicht gewachsen sein sollte, glaubt die Gesellschaft einer Roheinahme von 2580000 Frcs. sicher zu sein, so daß nach Abzug der obenerwähnten Ausgabe von 1200000 Frcs. die Verzinsung des Anlagekapitals verbürgt sein würde.

Die Frachtsätze für Elfenbein und andere werthvolle Ware werden anfänglich 1000 Frcs. für die Tonne betragen; die Warenbeförderung durch eingeborene Träger kostet allerdings auch nicht mehr, erspart wird aber eine ganzer Monat mühseliger Arbeit, welchen die Beförderung nach der Küste in Anspruch nahm. Waren von geringerem Werthe, wie z. B. Palmöl, haben nur den geringsten Satz von 150 Frcs. für die Tonne zu zahlen. Der Personentarif ist auf 500 Frcs. für den Kopf und eine einzelne Reise festgesetzt.

Trotz dieses — die Richtigkeit vorausgesetzt — augenscheinlich günstige Erfolge versprechenden Voranschlages wäre das Unternehmen doch bei Beschaffung des erforderlichen Anlagekapitals von 25 Millionen Frcs. beinahe gescheitert. König Leopold von Belgien beabsichtigte ursprünglich, die Kongo-Eisenbahn als belgisches Unternehmen zu bauen, er fand aber bei den Belgiern nicht die nöthige Begeisterung für den Bahn

Digitized by Google

bau. Da er aus seinen eigenen Mitteln den Kongostaat mit großen Opfern unterhalten muß, so war es für ihn unmöglich, größere Beträge für diesen Zweck bereit zu stellen; er wandte sich daher mit Erfolg an den auswärtigen Geldmarkt, wodurch auch das belgische Privatkapital angelockt wurde. Betheiligt haben sich daran die Diskontogesellschaft und Bleichröder in Berlin, Oppenheim jun. in Köln, Baring Lord Kinnairds, Mackinnon in London, Huntington in New York u. A.

Die Entscheidung über die wichtige Angelegenheit ist am 23. und 26. Juli 1889 in dem belgischen Abgeordnetenhause bezw. Senate gefallen. Beide Körperschaften haben an diesen denkwürdigen Tagen eine Vorlage der Regierung genehmigt, auf Grund welcher aus den Mitteln des Staates zehn Millionen Frcs. als Beitrag zur Herstellung der Kongobahn bewilligt werden. In der Begründung dieser Vorlage war u. a. nachdrücklich darauf hingewiesen, daß Belgien mit Rücksicht auf seine fortgesetzt sich vermehrende Bevölkerung und die zunehmende Verringerung der Absatzgebiete ein Lebensinteresse daran habe, sich an dem empfohlenen zukunftsreichen Unternehmen zu betheiligen, wobei vergleichweise bemerkt wurde, daß Belgien in dem verflossenen Jahre nur für 250 000 Frcs., Holland dagegen für mehr als 5 Millionen Frcs. Waren nach Mittelafrika ausgeführt habe. Abgesehen von dem erwarteten wirthschaftlichen Nutzen wird ferner die zivilisatorische Wirkung hervorgehoben, welche die Ausführung einer zentralafrikanischen Eisenbahn, namentlich auch bezüglich der Abschaffung des Sklavenhandels, im Gefolge haben müsse.

Der Motivenbericht enthält in dieser Beziehung folgende beachtenswerthe Worte: „Ueberall, wohin die Lokomotive dringt, folgt unmittelbar die Zivilisation; die Menschenjagden haben als Hauptziel, sich den Sklaven zu verschaffen als Lastthier, welcher die Erzeugnisse aus dem Innern an die Küste trägt.

Digitized by Google

Mit dem Eintreffen der Eisenbahn und des Dampfschiffs im Innern Afrikas wird der Negerhandel gegenstandslos, und weicht die Barbarei zurück."

Die Vorlage ist der Landesvertretung im übrigen etwas schmackhafter gemacht durch die Zusage, daß 92% des gesamten für die Eisenbahn erforderlichen rollenden und festen Materials, sowie aller während der voraussichtlich vierjährigen Bauzeit erforderlichen Austauschwaren aus Belgien entnommen werden sollen.

Während der Kongostaat bisher ein Privatunternehmen des Königs Leopold gewesen ist, hat nunmehr also der belgische Staat ein sehr „vitales" Interesse an dem Fortbestehen desselben, und diese Aenderung der Beziehungen dürfte wohl in politischer Beziehung darauf hindrängen, daß das Kongogebiet in eine koloniale Abhängigkeit von dem Staate Belgien geräth, welcher jetzt der Hauptaktionär der Kongobahn geworden ist. Bekanntlich ist das schon längst ein dringender Wunsch des Königs Leopold gewesen.

Bereits am 31. Juli 1889 hat sich die „Compagnie du Chemin de fer du Congo" in Brüssel mit einem Kapital von 25 Millionen Francs konstituirt. Das Gesellschaftskapital derselben setzt sich zusammen aus den 10 Millionen Frcs., eingetheilt in 20000 Aktien, welche der belgische Staat zeichnete, während der Bauzeit und nach der Betriebseröffnung der Bahn mit 3½% zu verzinsen und in 99 Jahren mit je 500 Frcs. zurückzuzahlen sind; ferner aus 15 Millionen in 30000 Stammaktien von je 500 Frcs. Davon sind 7750000 Frcs. in Belgien und 7250000 Frcs. in Deutschland, England und Amerika fest von Bankhäusern und Industriellen übernommen. Diese Stammaktien werden mit 1000 Frcs. zurückgezahlt, erhalten 7% Dividende, und zwar 3½% vorweg; die getilgten Stammaktien werden durch Genußscheine ersetzt.

Digitized by Google

Am 21. März 1891 wurde die erste Lokomotive von der Gesellschaft abgelassen.

Der Bau der Bahn schreitet rüstig vorwärts. Die Hauptschwierigkeit, der langsame Transport der zur Herstellung der Dämme erforderlichen Erde und die Fortschaffung der Baumaterialien bis unmittelbar zum Bauplatze ist durch Einstellung regelmäßiger Züge behoben. Ungefähr 2300 Menschen sind gegenwärtig auf den Bauplätzen beschäftigt. Neue Verstärkungen sind im Begriff, sich einzuschiffen. Ueber den Fluß Mposo soll eine Brücke geschlagen werden. Die Aufstellung der Bohrmaschinen in Matadi ist beendigt. Neuerdings hat man mit Erfolg den Steinmörtel und das Mauerwerk durch widerstandsfähige, leichte Stahlröhren ersetzt. Um die verschiedenen Arbeits-Sektionen unter sich und mit der Direktion in Matadi zu verbinden, hat man längs des Weges eine Telephonleitung errichtet, die vortreffliche Dienste leistet.

Die Verwaltung des Postwesens untersteht direkt dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Der General-Gouverneur des Kongostaates hat unter seiner unmittelbaren Leitung einen mit der Regelung des Postdienstes beauftragten „Finanz-Direktor“.

Postanstalten, mit völlig gleichen Funktionen, sind in Banana, Bengala, Boma, Kimpoko, Kukunga, Kunchassa, Kwamouth, Leopoldville, Lutete, Matadi, Punta da Lenha und Vivi eingerichtet.

Die Postverwaltung hat das Monopol des Transports der geschlossenen und offenen Briefe und der Postkarten, mit Ausnahme der Sendungen zwischen Ortschaften ohne Postanstalt und mit Ausschluß der Korrespondenzen, welche Privatpersonen sich durch besondere Boten zuschicken.

Ein Ortsbezirk existirt nicht.

Der Kongostaat ist dem Weltpostverein beigetreten. Es

Digitized by Google

sind also zulässig gewöhnliche und eingeschriebene Briefe, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere. Von der im Weltpostvertrage vorgesehenen Befugniß, für die der Zahlung von See-Transitgebühren unterliegenden, ferner für die mit Postverbindungen, nicht zum Weltpostverein gehörigen Verwaltungen oder mit außergewöhnlichen Verbindungen beförderten Gegenstände eine Zuschlagtaxe zu erheben, macht die Postverwaltung des Freistaates Gebrauch. Es beträgt das Porto:

a. für frankirte Briefe 25, für unfrankirte 50 Centimen pro 15 g, oder einen Theil von 15 g;
b. für eine einfache Postkarte 15 Centimen. Postkarten mit bezahlter Antwort werden nicht ausgegeben;
c. für Drucksachen:
   im Frankirungsfalle 5, im Nichtfrankirungsfalle 10 Centimen für 50 g oder einen Theil von 50 g;
d. für Geschäftspapiere 5, bezw. 10 Centimen für 50 g oder einen Theil von 50 g;
e. für Warenproben wie zu d;
f. für Einschreibbriefe wird neben dem Porto eine Gebühr von 25 Centimen erhoben.

Als Geschäftspapiere, auf welche die ermäßigte Taxe Anwendung findet, sind alle ganz oder theilweise mit der Hand geschriebenen oder gezeichneten Schriftstücke und Urkunden anzusehen, welche nicht die Eigenschaft einer eigentlichen oder persönlichen Korrespondenz haben: als Prozeßakten, von öffentlichen Beamten herrührende amtliche Urkunden, Frachtbriefe oder Laufscheine, Rechnungen, geschriebene Partituren oder Notenblätter u. s. w. Im inneren Verkehr Deutschlands und im Verkehr mit Oesterreich-Ungarn sind Geschäftspapiere als Brief oder als Paket zu versenden und zu taxiren.

Im Verkehr mit dem Kongostaat sind auch Flüssigkeiten enthaltende Warenprobensendungen zugelassen.

Digitized by Google

Die Vereinigung von Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapieren zu einer Sendung ist unter den für den Weltpostverein allgemein gültigen Bedingungen gestattet.

Frankozwang besteht nur für Einschreibbriefe.

Bei ungenügender Frankirung werden gewöhnliche Briefe, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere zu Lasten der Empfänger mit dem doppelten Betrage des fehlenden Portoantheils taxirt.

Das Gewicht steigt:

für Briefe von 15 zu 15 g ohne Meistgewicht;

für Drucksachen und Geschäftspapiere mit je 5 g bis zum Meistgewicht von 2 kg;

für Warenproben mit je 50 g bis zum Meistgewicht von 250 g.

Im inneren Verkehr Deutschlands, sowie im Verkehr mit Oesterreich-Ungarn steigt das Gewicht:

für Briefe von 15 g auf die Grenze von 250 g;

für Drucksachen:

von	50	auf	100	g
„	100	„	250	„
„	250	„	500	„
„	500	„	1000	„

Für Warenproben besteht bis zum Meistgewicht von 250 g ein einziger Satz.

Recht sonderbar ist die Bestimmung, daß keinerlei Entschädigung gewährt wird, wenn eine Einschreibsendung in Verlust geräth, welche bei einer Postanstalt des Kongostaates nach einer anderen Postanstalt im Innern aufgeliefert ist, während im Falle des Abhandenkommens eines aus dem Kongostaate nach dem Auslande abgeschickten Einschreib-Gegenstandes die Postverwaltung einen Ersatz von 50 Franken zahlt.

Die Briefpostgegenstände werden den Empfängern im Kongo-

Digitized by Google

staate weder durch gewöhnliche Briefträger noch durch Eilboten zugestellt. Sie müssen am Bestimmungsorte abgeholt werden und werden nach Verlauf von 2 Jahren, vom Tage der Einlieferung ab gerechnet, vernichtet.

Mit Zeitungs-Abonnements befaßt sich der Kongostaat ebensowenig, wie z. B. England.

Auch Postpakete (colis postaux) sind nach dem Kongostaate, und zwar bis zum Gewicht von 5 kg, mit 3 Zollinhaltserklärungen in französischer Sprache, zulässig. Das Porto beträgt 2 M. 40 ₰. In dieser Taxe sind die Kosten für die Beförderung innerhalb des Kongostaates nicht mit einbegriffen; diese Kosten sind vielmehr stets vom Empfänger zu entrichten. Dieselben betragen bei Paketen nach Orten in Nieder-Kongo (Banana, Punta da Lenha, Boma, Matadi und Vivi) 1 Frc., bei Paketen nach Ober-Kongo (Bengala, Kukunga u. s. w) 5 Frcs. für jedes Paket.

Die Postverwaltung des Kongostaates stellt Freimarken zu 5, 10, 25 und 50 Centimen und 5 Frcs., sowie Postkarten zu 15 Centimen zum Verkauf.

Telegraphen-Einrichtungen sind nach einer vom internationalen Bureau in Bern mir gemachten Mittheilung noch nicht ins Leben gerufen.

Der an den König Leopold erstattete Bericht geht auch auf die Thätigkeit der 30 theils katholischen, theils protestantischen Missionen ein, denen die Regierung Schutz und Unterstützung gewährt, und zählt die vom Staate zur Unterdrückung des Sklavenhandels und der Sklavenjagden ergriffenen Maßregeln auf.

Am unteren Kongo ist die Sklaverei schon seit mehreren Jahren gänzlich ausgerottet; die Gerichte haben nur vereinzelte Fälle abzuurtheilen. In den anderen Bezirken sind die Erfolge weniger befriedigend. Die Gesetzgebung des Kongostaates hat die Einfuhr von Waffen und Alkohol an strenge Vorschriften

Digitized by Google

gebunden, den Branntweinausschank mit hoher Steuer belegt. Leider haben die benachbarten französischen und portugiesischen Kolonien sich nicht zu gleichem Vorgehen verstanden. Infolgedessen sind mehrere Faktoreien vom Kongostaate auf benachbartes Gebiet übergesiedelt. Am oberen Kongo hat der Staat eine Kette von Defensivposten zum Schutze gegen die Einfälle der Sklavenjäger errichtet; vom Sankurru bis zum Ubangi erstreckt sich eine Reihe befestigter Lager, welche die Sklavenjäger bisher vergeblich zu durchbrechen sich bemüht haben. Die bewaffnete Macht des Staates hat zu wiederholten Malen Araber-Banden nach Osten zurückgeworfen. Der Kampf gegen die Sklaverei wird also theils friedlich, theils gewaltsam geführt. Die Vollendung eines so einschneidenden Werkes kann nicht von heute auf morgen erfolgen, sondern muß der Zukunft und fortgesetzter Anstrengung überlassen bleiben.

Schon die Berliner Kongo-Konferenz bezeichnete die Unterdrückung der Sklaverei, der Sklavenjagden, des Sklavenhandels als einen Hauptzweck der europäischen Kolonisation in Afrika. Eine Vereinbarung über die in Anwendung zu bringenden Mittel wurde damals nicht getroffen. Das Versäumte sollte, nachdem das Vorgehen der einzelnen Mächte den gehegten Erwartungen nicht entsprochen hatte, im Jahre 1890 auf der Brüsseler Antisklaverei-Konferenz nachgeholt werden.

Auf dem Programme derselben stand indes noch eine andere wichtige Frage: Die finanzielle Lage des Kongostaates. Letzterer ist, wie der Bericht zugiebt, außer stande, seine Ausgaben durch die ordentlichen Einnahmen zu decken. Die im Jahre 1890 durch den belgischen Staat bewilligte 25 Millionen-Anleihe hat zur Deckung des Defizits nicht ausgereicht; es mußte in ausgiebigster Weise die Freigebigkeit des Königs in Anspruch genommen werden. Die Gesamtausgaben für 1890 beziffern sich auf 4 118 000 Frcs., für 1891 auf rund

Digitized by Google

4 500 000 Frcs. Da das Budget für 1891 nur Einnahmen in Höhe von 1 180 000 Frcs. vorsieht, so entsteht ein Defizit von 3 Millionen, welches durch den jährlichen Vorschuß des belgischen Staates, durch einen Rest von 1890 und durch eine Unterstützung des Königs im Betrage von 1 Million gedeckt werden wird.

Außerhalb Belgiens war man schon längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Kongo-Akte, insofern sie die Erhebung von Einfuhrzöllen ausschloß, sich nicht aufrecht erhalten lasse. Die Brüsseler Konferenz wollte Rath schaffen. Von dem Deutschen Reichstage wurde die zu Brüssel am 2. Juli 1890 unterzeichnete Generalakte, welcher der Bundesrath die Zustimmung ertheilt hatte, im Mai 1891 genehmigt. Der Generalakte waren die von den betreffenden Mächten abgegebenen Erklärungen wegen der Erhebung von Einfuhrzöllen im konventionellen Kongobecken, die für das östliche und westliche Kongobecken vereinbarten Tarife, sowie eine erläuternde Denkschrift beigefügt. Folgende Mächte waren in Brüssel vertreten: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, der Kongostaat, Dänemark, Spanien, Portugal, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Frankreich, Großbritannien und Irland, Italien, die Niederlande, Rußland, Schweden und Norwegen, die Türkei, der Sultan von Zanzibar.

Die Denkschrift lautet:

„Seit Beginn dieses Jahrhunderts hat die Verhinderung des Sklavenhandels den Gegenstand internationaler Verhandlungen gebildet. Es bezogen sich hierauf die auf dem Wiener Kongreß abgegebene Erklärung vom 8. Februar 1815, sowie die Beschlüsse des Kongresses zu Verona vom 28. November 1822, welche indes die Ueberwachung des Sklavenhandels nicht näher regelten. Auch der Beschluß der deutschen Bundesversammlung vom 19. Juni 1845 spricht nur im allgemeinen aus, daß der

Digitized by Google

Negerhandel gleich dem Seeraube bestraft oder mit der Strafe des Menschenraubes oder „mit einer ähnlichen schweren Strafe“ belegt werden soll. Eingehendere Bestimmungen enthielten die über die Unterdrückung des Sklavenhandels zur See zwischen verschiedenen Staaten abgeschlossenen Verträge. So hatten die Hansestädte, sowie Preußen in den Jahren 1837 beziehungsweise 1841 Vereinbarungen mit anderen Mächten getroffen, und zwar Preußen als Mitkontrahent des zwischen ihm, Großbritannien, Frankreich, Rußland und Oesterreich — Belgien ist später beigetreten — unter dem 20. Dezember 1841 abgeschlossenen und von allen diesen Staaten mit Ausnahme Frankreichs ratifizirten Vertrages (Preuß. Gesetz-Samml. von 1844, Seite 371). In diesen Vertrag ist das Deutsche Reich durch Uebereinkommen vom 29. März 1879 (Reichs.-Gesetzbl. von 1880, Seite 100) eingetreten, nachdem bereits der Bundesrath des Norddeutschen Bundes durch Beschluß vom 29. Juni 1868 § 224 der Protokolle) den Beitritt des gesamten Bundes zu den erwähnten Verträgen angeregt hatte.

In den Artikeln VI und IX der General-Akte der Berliner Kongo-) Konferenz haben diejenigen Mächte, welche innerhalb des konventionellen Kongobeckens einen Einfluß ausüben, die Verpflichtung anerkannt, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dem Sklavenhandel nicht nur zu See, sondern auch zu Lande entgegenzutreten.

Die Erfahrungen, welche mit der fortschreitenden Erschließung Afrikas in Bezug auf den Sklavenhandel gemacht worden sind, ließen indes eine erfolgreiche Bekämpfung desselben nur von einem vereinten und planvollen Zusammengehen aller betheiligten Mächte erwarten. Um ein solches herbeizuführen, trat im November 1889 auf Einladung Seiner Majestät des Königs der (Belgier in Brüssel eine Konferenz zur Berathung von Maßregeln zur Bekämpfung des Sklavenhandels zusammen, welche

Digitized by Google

nach eingeholter Bestimmung Seiner Majestät des Kaisers auch von Deutschland beschickt worden ist. Es nahmen an dieser Konferenz theil die Signatärmächte der Berliner (Kongo-) Konferenz. Außerdem waren vertreten Seine Majestät der König von Belgien als Souverän des unabhängigen Kongostaates, Seine Majestät der Schah von Persien und Seine Hoheit der Sultan von Zanzibar.

Ein festes Programm war für die Antisklaverei-Konferenz nicht aufgestellt worden. Als Zweck wurde nur bei der Einladung angegeben, die Vereinbarung wirksamer Mittel zur Bekämpfung

des Sklavenhandels im Innern,

der Jagd auf Sklaven, welche zum Verkauf bestimmt sind, und der Fortführung von Sklaven zur See.

Demgemäß sind die einzelnen Entwürfe, welche den Gegenstand der Berathungen gebildet haben, der Konferenz erst allmählich im Laufe der Verhandlungen zugegangen.

Die Ergebnisse der Beschlüsse wurden in der anliegenden General-Akte nebst Deklaration zusammengestellt.

Von den sieben Kapiteln der General-Akte enthalten die ersten vier Bestimmungen über die Bekämpfung des Sklavenhandels an den Ursprungsorten, über die Ueberwachung der Karawanenstraßen behufs Verhinderung von Sklaventransporten zur Küste, über die Unterdrückung des Sklavenhandels zur See und über Maßregeln in denjenigen Bestimmungsländern der Sklaven, in welchen die Sklaverei noch als gesetzliche Einrichtung anerkannt ist. Kapitel V sieht behufs Sicherung der Durchführung der vorgedachten Bestimmungen die Errichtung eines internationalen Bureaus in Zanzibar und einer Nachrichtenvermittelungsstelle in Brüssel vor. Kapitel VI hat Maßregeln zur Einschränkung des Spirituosenhandels in Afrika zum Gegenstande, und Kapitel VII enthält Schlußbestimmungen.

Digitized by Google

Zur Unterdrückung des Sklavenhandels an den Bestimmungsorten (Kapitel I) wird eine Anzahl von Maßregeln empfohlen, welche im wesentlichen darauf hinauslaufen, den Einfluß der zivilisirten Mächte bis zu den Gegenden auszudehnen, in welchen noch Sklavenjagden stattfinden. Zu den vorgeschlagenen Maßregeln gehört vor allem die Anlegung von Stationen im Innern Afrikas. Dieselben haben in erster Linie die Aufgabe, den Sklavenraub und den Transport von Sklaven nach der Küste zu verhindern, beziehungsweise die bei derartigen Gelegenheiten vorgefundenen Sklaven in Freiheit zu setzen; andererseits sollen sie den einheimischen Völkerschaften als Stützpunkte bei feindlichen Angriffen dienen, die Kriege zwischen den einzelnen Stämmen vermindern, die Neger zum Landbau und zur Arbeit heranziehen und ihnen die Segnungen der Zivilisation bringen; endlich liegt ihnen ob, dem Handel, den Missionen, den Forschungsreisenden und allen Denjenigen Schutz zu gewähren, deren Wirkung zur Ausrottung der Sklaverei beiträgt.

Im weiteren Verlauf dieses Kapitels wird den Signatärmächten die Verpflichtung auferlegt, gegen den Sklavenhandel und die damit im Zusammenhange stehenden Verbrechen angemessene Strafgesetze zu erlassen. Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich, dessen Bestimmungen jetzt auch auf unsere Besitzungen in Ost- und Westafrika in Anwendung kommen, enthält in dieser Beziehung manche Lücke. Der Entwurf eines Gesetzes, welches diesem Mangel abhilft, befindet sich im Stadium der Vorbereitung.

Ferner soll der Handel mit Waffen und Munition in Afrika einer strengen Kontrolle unterworfen werden. Die hierauf bezüglichen, für die Durchführung der Zwecke der Konferenz besonders wichtigen Vorschriften bezwecken, den Sklavenjägern durch Vorenthaltung von Waffen ihre Ueberlegenheit über die ihnen jetzt zum Opfer fallenden Negervölkerschaften zu nehmen.

Digitized by Google

Alle Waffen, welche nach Afrika in einer vom 20. Grad nördlicher bis zum 22. Grad südlicher Breite reichenden Zone (die deutschen Schutzgebiete fallen sämtlich in dieselbe, mit Ausnahme von Südwestafrika, welches von der südlichen Grenzlinie der Zone durchschnitten wird), eingehen, sollen in staatlichen oder unter staatlicher Aufsicht stehenden Depots gelagert werden. Aus diesen dürfen für den Handel nur Steinschloßgewehre und gewöhnliches Pulver entnommen werden. Dagegen besteht für alle Schußwaffen verbesserter Konstruktion die Beschränkung, daß dieselben, abgesehen von den für die Ausrüstung der Polizeimannschaften und Schutztruppen nöthigen Gewehren, nur nach erfolgter Abstempelung an bestimmte einzelne Personen verabfolgt werden dürfen, die zu diesem Zweck auf Zeit ausgestellte und im Falle des Mißbrauchs widerrufliche Erlaubnißscheine besitzen müssen.

Im Kapitel II wird in Aussicht genommen, insbesondere die Ausgangs- und Kreuzungspunkte der Karawanenstraßen unter scharfe Ueberwachung zu nehmen, um den Transport der Sklaven nach der Küste zu verhindern. Die Karawanen sollen in Bezug auf die Zusammensetzung ihres Personals einer eingehenden Untersuchung unterzogen werden. Die hierbei gefundenen Sklaven sind freizulassen, und es ist für ihre Heimsendung oder für ihr sonstiges Fortkommen Sorge zu tragen.

Kapitel III behandelt die Unterdrückung des Sklavenhandels zur See.

In dieser Beziehung ist daran zu erinnern, daß England bekanntlich seit Anfang dieses Jahrhunderts mit einer ganzen Reihe von europäischen und außereuropäischen Staaten Verträge geschlossen hat, welche im wesentlichen darauf beruhen, daß die vertragschließenden Theile gegenseitig ihren Kriegsschiffen das Recht zugestehen, die unter der Flagge des anderen Staates fahrenden Kauffahrteischiffe im Falle des Verdachtes des Sklaven-

Digitized by Google

handels anzuhalten und zu durchsuchen. In einen dieser Verträge, welcher unter dem 20. Dezember 1841 mit Preußen und anderen Mächten geschlossen wurde, ist, wie erwähnt, Deutschland im Jahre 1879 eingetreten.

Nach diesem sogenannten „Quintupelvertrag" war jede der Signatarmächte verpflichtet, den Kreuzern der übrigen Signatarmächte Vollmachten zur Durchsuchung der verdächtigen Schiffe ihrer Flagge auszustellen. Wurden Sklaven an Bord eines Schiffes vorgefunden, so war es zur Aburtheilung in einen Hafen derjenigen Nation zu bringen, deren Flagge es führte. Als geographische Grenze der vorgesehenen Maßregeln war der 32. Grad nördlicher Breite und der 35. Grad südlicher Breite, die Ostküste von Amerika zwischen diesen beiden Graden und der 80. Grad östlicher Länge, beziehungsweise die Ostküste von Vorderindien festgesetzt.

Behufs einheitlicher Regelung dieser Materie war auf der Konferenz ein Entwurf aufgestellt worden, welcher auf dem Prinzip der erwähnten Verträge beruhte, indem er zugleich das Recht der Ueberwachung auf eine Zone beschränkte, welche sich vom Norden des Isthmus von Suez an der afrikanischen Küste bis zum 25. Grade südlicher Breite erstreckt und die Insel Madagaskar, sowie die Küsten des Rothen Meeres, Arabiens und des Persischen Meerbusens einschließt. Die Ueberwachung sollte sich auf Segelschiffe beschränken, und über aufgebrachte Schiffe sollten gemischte Gerichte entscheiden.

Gegen diesen Entwurf trat auf der Konferenz Widerspruch hervor; derselbe führte zu der Aufstellung eines Gegenentwurfs. Letzterer legte das Hauptgewicht auf Maßregeln, durch welche die einheimischen Schiffe in Beziehung auf das Recht der Flaggenführung bestimmten Beschränkungen unterworfen werden, und gestattete andererseits den Kreuzern der Vertragsmächte nur, verdächtige einheimische Schiffe behufs Feststellung des

Digitized by Google

Rechts zur Flaggenführung anzuhalten, und auch dies nur unter vielfachen Kautelen gegen einen etwaigen Mißbrauch.

Aus der Verschmelzung beider Entwürfe entstand ein Projekt, welches die Grundlage für die Beschlüsse der Antisklaverei-Konferenz gebildet hat. Dieselben beschränkten, ebenso wie der erste Entwurf, die Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels zur See auf eine bestimmte Zone, welche im Artikel XXI der General-Akte näher bezeichnet ist. Im übrigen ist darin, dem zweiten Entwurf entsprechend, das Schwergewicht auf Kontrollmaßregeln der einzelnen Vertragsmächte über die Schiffe ihrer Flagge gelegt. Verdächtige Schiffe von weniger als 500 Tonnen Gehalt können angehalten und ihre Schiffspapiere einer Prüfung unterworfen werden. Die Aburtheilung angehaltener Fahrzeuge erfolgt durch die nationalen Behörden. Im Falle ungerechtfertigten Anhaltens ist eine Entschädigung zu zahlen, deren Höhe eventuell durch ein schiedsrichterliches Verfahren festzustellen ist.

Das Durchsuchungsrecht ist nur insofern aufgenommen, als die von England früher geschlossenen Verträge wegen Unterdrückung des Sklavenhandels zur See, darunter auch der für Deutschland maßgebende Quintupelvertrag von 1841, für die ostafrikanischen Gewässer und für Schiffe von einem Gehalte unter 500 Tonnen — die Sklavendhaus haben in der Regel keinen größeren Tonnengehalt — mit einigen Modifikationen aufrecht erhalten werden.

Um die deutschen Kriegsschiffe in die Lage zu setzen, das in diesen Verträgen stipulirte Durchsuchungsrecht auch gegenüber anderen als den durch den Quintupelvertrag betroffenen Schiffen auszuüben, ist der Eintritt in sämtliche Verträge beabsichtigt, welche England in dieser Beziehung mit den Ufermächten des Rothen Meeres und Persischen Meerbusens abgeschlossen hat.

Digitized by Google

Das Kapitel IV der General-Akte findet nur Anwendung auf diejenigen Länder, in welchen die Sklaverei noch als gesetzliche Einrichtung anerkannt ist, das heißt hauptsächlich auf die türkischen und persischen Besitzungen in Asien, sowie auf diejenigen afrikanischen Gebiete, in welchen das Institut der Haussklaverei seit langer Zeit besteht und alle Verhältnisse derartig beeinflußt, daß eine sofortige Aufhebung zu nachtheiligen und unabsehbaren Folgen führen könnte. In diesen Ländern soll durch eine Unterbindung der Zufuhr von Sklaven die Sklaverei selbst allmählich zum Erlöschen gebracht werden. Die in Betracht kommenden Mächte verpflichten sich, die Einfuhr, Ausfuhr und den Transit afrikanischer Sklaven, sowie den Handel mit solchen in ihren Gebieten zu verhindern und eine Reihe von Kontrollmaßregeln zu diesem Zweck einzuführen. Die diplomatischen und konsularischen Beamten, sowie die Marineoffiziere der Vertragsmächte nehmen an dieser Kontrolle in gewissem Maße theil.

Behufs Ausführung der in den ersten vier Kapiteln enthaltenen Bestimmungen soll nach Kapitel V ein Bureau in Zanzibar (bureau international maritime) und eine Nachrichten-Vermittelungsstelle in Brüssel eingerichtet werden. An letzteres Bureau sind von den Mächten die in Ausführung der Konferenzbeschlüsse erlassenen Gesetze nnd Verordnungen, sowie statistische Nachrichten über den Sklavenhandel und den Handel mit Waffen und Spirituosen einzusenden. Das Brüsseler Bureau veröffentlicht die ihm zugehenden Mittheilungen ebenso wie den alljährlich von dem Bureau in Zanzibar über seine Thätigkeit erstatteten Bericht.

Wenn auch nicht in einem formellen, so doch in einem materiellen Zusammenhange mit dem eigentlichen Zweck des Abkommens, der Bekämpfung des Sklavenhandels, stehen die Bestimmungen des Kapitels IV über die Einschränkung des Spirituosenhandels in Afrika.

Digitized by Google

Auf der Berliner (Kongo-) Konferenz war ein Antrag angenommen worden, welcher in Form eines Wunsches es als erstrebenswerth bezeichnete, daß zum Zweck der Erhaltung der einheimischen Bevölkerung in Afrika bezüglich des Handels mit Spirituosen eine Vereinbarung zu stande käme, welche den in Betracht kommenden Interessen der Menschlichkeit und des Handels Rechnung tragen möchte. Im Anschluß hieran beschäftigte sich die Brüsseler Konferenz eingehend mit der Frage, in welchen Gebieten die Einfuhr von Spirituosen ganz unstatthaft und in welchen sie zu beschränken sei. Als wirksames Mittel einer solchen Einschränkung wurde die Belegung mit Zöllen allseitig anerkannt; im übrigen stellen die Bestimmungen, welche auf der Konferenz schließlich die Zustimmung der Mächte gefunden haben, nur einen ersten Versuch dar, für dessen Dauer ein Zeitraum von sechs Jahren vorgesehen worden ist.

Für die ersten drei Jahre sollen die Mächte, welche in ihren in der bezeichneten Zone belegenen afrikanischen Besitzungen bisher keine oder nur niedrigere Spirituosenzölle hatten, dieselben in minimo auf 15 Franken für den Hektoliter 50gradigen Alkohols normiren.

Nach Ablauf der ersten drei Jahre darf der Zoll auf 25 Franken erhöht werden. Nach Beendigung der sechsjährigen Versuchsperiode soll nach Maßgabe der gemachten Erfahrungen eine neue Vereinbarung getroffen werden.

Das siebente Kapitel der General-Akte enthält Bestimmungen über die Zeichnung und die Ratifikation der Akte, über den nachträglichen Beitritt zu derselben und über etwaige spätere Abänderungen.

Die Zeichnung der General-Akte ist unter dem 2. Juli 1890 durch die Vertreter der betheiligten Mächte erfolgt. Für Holland und die Türkei, welche nachträglich gezeichnet haben, war das Protokoll offen gehalten worden.

Digitized by Google

Die Ratifikation hat spätestens innerhalb eines Jahres von der Zeichnung an zu erfolgen.

Neben den Bestimmungen der General-Akte ist ein besonderes Spezial-Abkommen getroffen worden, welches sich auf die Erhebung von Einfuhrzöllen in dem konventionellen Kongobecken bezieht.

Der Kongostaat machte nämlich geltend, daß er die Verpflichtungen, welche sich aus den Bestimmungen der General-Akte über die Bekämpfung des Sklavenhandels ergeben, nicht werde übernehmen können, wenn ihm nicht durch eine Abänderung des Artikels IV der General-Akte der Berliner (Kongo-) Konferenz das Recht zugestanden würde, für den Import von Waren Zölle zu erheben.

Es wurde beschlossen und in einer besonderen Deklaration ausgesprochen, daß denjenigen Mächten, welche innerhalb des konventionellen Kongobeckens Besitzungen hätten, soweit sie einer Autorisation hierzu bedürften, gestattet sein solle, einen Einfuhrzoll bis zu 10 Prozent vom Werthe der eingeführten Waren zu erheben.

Auch die holländische Regierung, welche sich anfänglich dem Antrage des Kongostaates gegenüber ablehnend verhielt, hat ihren Widerspruch nachträglich aufgegeben. Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika, welche der General-Akte der Berliner (Kongo-) Konferenz nicht beigetreten war und aus diesem formellen Grunde auch die Deklaration zu unterzeichnen nicht in der Lage war, hat in einem Sonderabkommen mit dem Kongostaate auf die seinerzeit vertragsmäßig erworbene Einfuhrfreiheit verzichtet."

Für die östliche Zone des Kongobeckens kommen Deutschland, Großbritannien und Italien in Betracht.

In Bezug auf die im westlichen Kongobecken zu erhebenden Einfuhrzölle hatten sich die Regierungen des Kongostaates, der

Digitized by Google

französischen Republik und Portugals über nachstehende Punkte geeinigt:

1. Alle in das westliche Kongo-Becken eingeführten Waren unterliegen einem Zoll von 6% des Werthes, mit Ausnahme von Waffen, Munition, Pulver und Salz, für welche ein Zoll von 10% zu zahlen ist. Alkoholhaltige Getränke sind vorbehalten.

2. Schiffe und Böte, Dampfmaschinen, mechanische Apparate, welche der Industrie oder dem Ackerbau dienen, sowie Werkzeuge für gewerbliche und landwirthschaftliche Zwecke sind während eines vierjährigen, mit dem Tage der Anwendung des Zolltarifes beginnenden Zeitraums zollfrei und können demnächst einem Zoll von 3% unterworfen werden.

3. Lokomotiven, sowie Eisenbahn-Wagen und Material sind während des Baues der Linien und bis zum Tage der Eröffnung des Betriebes zollfrei. Sie können sodann mit einem Zoll von 3% belegt werden.

4. Wissenschaftliche und Präzisions-Instrumente, sowie die den Gottesdienst erforderlichen Gegenstände, Kleidungsstücke und Gepäck für den persönlichen Gebrauch der Reisenden und Personen, welche sich im Gebiete des westlichen Kongobeckens niederlassen, sind zollfrei.

5. Der gegenwärtige Tarif wird von Jahr zu Jahr einer Revision unterzogen werden, sofern die eine oder die andere der kontrahirenden Mächte dies wenigstens sechs Monate vor Ablauf eines jeden Jahres verlangt. Doch kann von dieser letzteren Befugniß erst achtzehn Monate nach Anwendung des Tarifes Gebrauch gemacht werden.

Falls ein Einverständniß über die Bedingungen der Revision nicht erzielt werden sollte, so verlangen die betheiligten Mächte das Recht der freien Festsetzung des Tarifes innerhalb der durch die Deklaration vom 2. Juli v. J. vorgesehenen Grenzen.

Digitized by Google

Die Abmachungen wegen der Einfuhrzölle sollten gleich denjenigen wegen des Sklavenhandels erst nach Beibringung sämtlicher, in den Archiven des Königreichs Belgien aufzubewahrender Ratifikationen in Kraft treten.

Die Verhandlungen der Brüsseler Konferenz verliefen von Hause aus keineswegs glatt. Zuerst wurde eine bedenkliche Krisis von Holland hervorgerufen, welches sich weigerte, die Konferenz-Akte zu unterzeichnen, weil es in dem Zugeständniß einer wenn auch vertragsmäßig eingeschränkten Zollerhebung eine Beeinträchtigung seines Handels erblickte. Da es sich um eine für die Verhältnisse des Welthandels sehr geringfügige Summe handelt, so tauchte in jener Konfliktszeit die Vermuthung auf, daß die ultramontan-orthodoxe Regierung der Niederlande mit ihrer Weigerung im Schlepptau einer anderen, anscheinend für das Zustandekommen der Akte sich bemühenden Macht einherzieht. Es wurde auf Frankreich angespielt, welches angeblich durch Holland die Konferenz zum Scheitern zu bringen wünschte. Eine so hinterhaltige Politik Frankreichs vorauszusetzen, erscheint jedoch als künstliche Interpretation. Die Eifersucht auf Belgien, nachdem letzteres unter Europas Förderung in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten war, erklärt wohl das Verhalten Hollands zur Genüge. Den vereinten Bemühungen der Mächte gelang es, unter Vertagung der Konferenz den Widerspruch Hollands zu überwinden. Da wurden unerwartet von Frankreich Schwierigkeiten erhoben. Es hat niemals den Kriegsschiffen fremder Mächte das Recht zugestanden, unter französischer Flagge fahrende Schiffe zu durchsuchen, mochten dieselben auch noch so verdächtig sein, Sklavenfracht zu führen. Die französischen Konferenz-Delegirten verlangten, daß Frankreich das Recht zugesprochen werde, selbst diejenigen Kriegsschiffe zu bestimmen, welche die Befugniß haben sollten, auch unter französischer Flagge fahrende Schiffe in dringenden Verdachtsfällen nach

Digitized by Google

Sklaven zu durchsuchen. Die Konferenz ging auf dieses, mit dem Hauptzweck der Antisklaverei-Akte, die Ausfuhr von Sklaven aus Afrika möglichst zu verhindern, immer noch vereinbare Auskunftsmittel ohne weiteres ein. Das Visitationsrecht erstreckt sich nur auf Schiffe von weniger als 500 Tonnen; es trifft eigentlich nur die arabischen Barken, welche diesen Tonnengehalt nicht überschreiten. Die großen französischen Transportdampfer und Handelsschiffe sind der Visitation nicht unterworfen. Trotzdem hat die französische Deputirtenkammer in ihrer Sitzung vom 25. Juni 1891 die Brüsseler Akte mit 439 gegen 104 Stimmen verworfen mit der Begründung, daß der alte Grundsatz Frankreichs hinsichtlich des Durchsuchungsrechts aufrecht zu erhalten sei. Der Abgeordnete Piou rief mit Emphase aus:

„L'Acte de Bruxelles rabaisse la France aux yeux des puissances étrangères“, und am Schlusse seiner zündenden Rede: „Je vous demande de ne pas déchirer une des pages les plus glorieuses de nos annales patriotiques et de n'en pas jeter les morceaux aux pieds de l'Angleterre et de l'Allemagne!“

Also England hat ebenfalls den Zorn der grande nation auf sich geladen. Wahrscheinlich ist der Aerger über seine Stellungnahme zum Dreibunde mit im Spiele. Frankreich mag auch befürchten, aus dem Durchsuchungsrechte könne sich, da Englands Marine weit umfangreicher ist als die französische, eine vorwiegend englische Seepolizei entwickeln. Noch wahrscheinlicher ist, daß sich die Republik mit Annexionsgelüsten trägt. Von den französischen Besitzungen am unteren Kongo gehen deutliche Bestrebungen nach Machterweiterung aus. Frankreich sucht nach dem Tschadsee und überhaupt in das zwischen Algerien und dem Kongo liegende Gebiet vorzudringen. Es hat gewiß von vornherein darauf gerechnet, daß König Leopold und Belgien den Kongostaat unter den Bedingungen der Kongo-

Digitized by Google

Akte auf die Dauer nicht zu halten im stande sein würden, und spekulirt auf Ausnutzung des Vorkaufsrechts, welches es sich König Leopold und Belgien gegenüber bezüglich des Kongostaates vorbehalten hat. Die mühevolle Arbeit von 8 Monaten haben einige Heißsporne durch deklamatorische Vorträge in wenigen Stunden ernstlich gefährdet.

Zunächst haben die Mächte den Termin für die Unterzeichnung nochmals hinausgerückt. Es ist demnach Frankreich der nachträgliche Beitritt noch ermöglicht. Ob die französische Kammer ihre Meinung ändern wird, ist sehr fraglich. Wir stehen nahe vor der Entscheidung. Ohne das internationale Durchsuchungsrecht wären die Vereinbarungen über die Unterdrückung des Sklavenhandels bedeutungslos; denn so lange die Ausfuhr von Sklaven zur See nicht nachdrücklich verhindert wird, dürften die Anstrengungen der einzelnen Kolonialmächte in Afrika selbst geringen Erfolg haben.

Hoffentlich einigt man sich darüber, den Berathungsstoff der Konferenz in zwei Theile zu zerlegen, über die Zollangelegenheit einerseits, die Sklavenfrage andererseits selbständig zu verhandeln und zu beschließen.

Möchten die Einnahmen, welche dem Kongostaate aus der seit September 1890 zur Erhebung gelangenden direkten Personal- und Kopfsteuer zufließen, sich mehr und mehr steigern!

Wir erwähnten oben verschiedene Entdeckungsreisen, bei denen auch Belgier sich ausgezeichnet haben. Inzwischen sind andere belgische, von rühmlichem Forschungseifer beseelte Streiter im Dienste des Kongostaates ausgezogen und haben wohlverdiente Lorbeeren gepflückt. Zum Verständniß der Leistungen sei bemerkt, daß seit 1887 folgende belgische Gesellschaften gebildet sind:

1. La Compagnie du Congo pour le commerce et l'industrie.

2. La Compagnie des Magasins Généraux.

3. La Société anonyme belge pour le commerce du haut Congo.

4. La Compagnie des produits du Congo.

5. La Compagnie du chemin de fer du Congo.

6. La Compagnie du Katanga.

Die im April 1891 gegründete Katanga-Gesellschaft hat aus neuester Zeit namhafte Erfolge aufzuweisen. Sie stellt sich die Erforschung des Lualaba-Beckens, genauer desjenigen Theils des Kongostaates, welcher oberhalb Riba-Riba liegt und die Länder Manyema, Urua und Katanga umfaßt, in Bezug auf Kolonisation, Ackerbau, Handel und Bergbau zur Aufgabe. Der Kongostaat hat mit der Compagnie du Katanga einen Vertrag abgeschlossen, worin er ihr das Drittel des zu jenen Gebieten gehörigen Staatsterrains zu vollem Eigenthum abtritt, für 99 Jahre die Konzession zur Ausbeutung des Untergrundes ertheilt und für 20 Jahre ein Vorzugsrecht für die Verwerthung der von ihr entdeckten Bergwerke einräumt. Die Belgier haben sich zuerst in jenen fernen Regionen festgesetzt. Im Jahre 1883 begann Kapitän Popelin mit der Gründung der Station Mpala am westlichen Ufer des Tanganjika-Sees. Urna und Katanga liegen westlich von den Seen Bangweolo, Meru und dem südlichen Theil des Tanganjika. Diese Länder wurden bisher nur von einzelnen Reisenden besucht: Cameron,[5] Reichard, Capello,[6] Joens und Arnot. Sie liefern sämtlich eine enthusiastische Beschreibung und betonen den Reichthum an Metallen. Capello sagt in einem vor der geographischen Gesellschaft in Paris gehaltenen Vortrage: „Der ganze hohe Strich, welcher sich gegen Norden bis zum 6. Parallelkreise ausdehnt und zwischen dem 25. und 31. Längengrade sich hinzieht, stellt eins der reichsten Gebiete Afrikas dar, welchem unzweifelhaft eine glänzende Zukunft vorbehalten ist. Mit Gauen von erstaunlicher Frucht-

Digitized by Google

barkeit bedeckt, von Wasserläufen benetzt, welche, wie der Lualaba und Luapula, ausgezeichnete Verbindungswege zwischen den zwei äußersten Punkten der Gegend bilden, außergewöhnlich reich an Mineralien und an einer Fülle von Naturprodukten, 1400 m im Mittel über dem Niveau des Meeres belegen, vom Südostwind erfrischt, verdient dieses Land ernstlich studirt zu werden; denn es steht außer Zweifel, daß der Europäer sich dort niederlassen und dort leben kann."

Reichard hat als niedrigste Temperatur in Katanga 5° C. konstatirt. Darf man den Eingeborenen Glauben schenken, so würde es dort zuweilen frieren.

Der englische Missionar Arnot hat Katanga während zweier Jahre, 1886 und 1887, bewohnt. Er hatte sein Domizil in Mukurru aufgeschlagen, bei dem Lufira, einem der bedeutendsten Zuflüsse des oberen Lualaba, und versetzt uns mit seiner Schilderung in ein afrikanisches Idyll: „Die Zahl der Dörfer in der Nachbarschaft von Mukurru ist beträchtlich; bei einem zweistündigen Ausfluge habe ich 43 gezählt, alle von großer Ausdehnung; das ganze Terrain in der Umgegend ist bebaut. Die Stadt Moschide ist sehr groß — 12 bis 15 Kilometer lang — und hat eine für Afrika ungemein starke Bevölkerung. Der Boden trägt fast lauter Felder, in deren Mitte der Fluß Unkeya fließt; überallhin verstreut sind Gruppen von Hütten. Hier und da sind die Häuser des Königs mit denjenigen seiner Unterthanen vermischt. Ruhe und Frieden machen allerwärts einen wohlthuenden Eindruck. Im Oktober gräbt man die Erde um; es ist ein Vergnügen, Jedermann auf den Feldern zu sehen. Die Männer verrichten einen großen Theil der Arbeit. Der König selbst begiebt sich, in einer Sänfte getragen, von Leuten, welche die Trommel schlagen, begleitet, aufs Feld und überwacht die langen Reihen seiner Unterthanen beim Umgraben. Die Ufer der Flüsse sind üppig besetzt mit Fächer-Farn, Orchideen

Digitized by Google

und allen Arten tropischer Pflanzen. Wild giebt es im Ueberfluß. Herden von Thieren jeder Gattung, von der hüpfenden Gazelle bis zum Elefanten, unter dessen Getrampel der Erdboden dröhnt, bieten in den Ebenen einen verlockenden Anblick dar. Die Hitze ist oft groß, doch nie erstickend. Die Luft ist immer durchsichtig; dichte, finstere Nebel giebt es nicht. Meine Gesundheit ist ausgezeichnet geblieben; ich bin glücklich in dem Gedanken, daß meine künftigen Genossen gleich günstige Erfahrungen machen werden."

Die Schiffbarkeit des in den Kongo mündenden Lomami wird der Ausnutzung des fruchtbaren Landes wesentlichen Vorschub leisten.

Die Katanga-Gesellschaft hat eine Expedition nach dem oberen Kongo ausgerüstet, um in erster Linie die zum Bergbau sich eignenden Gegenden auszukundschaften und nebenher die Verbindungswege zu studiren. Die unter der Flagge des Kongostaats reisende Expedition hat sich unter Führung des bewährten Herrn Alexandre Delcommune am 8. Oktober 1890 an Bord des Dampfers Florida im Stanley-Pool eingeschifft, hat den Lomami bis zu dem per Dampfer erreichbaren Punkte befahren und ist im Monat Dezember in das Innere des Kontinents eingedrungen. Die Katanga-Region macht einen Theil des Königreichs Msiri aus. Der Souverän dieses Staates von Schwarzen ist oder vielmehr war Msiri, ein Vasall des verstorbenen Mirambo, des mächtigsten Kriegers Ostafrikas. Mirambo, der Chef der Muniamwesi, im Osten des Tanganjika der „schwarze Bonaparte", war der Sage nach als Sohn eines Dorfhäuptlings im Dienste eines Arabers mehrmals nach Zanzibar gegangen. Einst schlug ihn sein Herr mit dem Stock, welche Beleidigung er später furchtbar rächte. Er entfloh in die Wälder zwischen Tabora und Ugogo und begann mit raub- und kriegslustigem Gesindel die große Karawanenstraße zu belagern. Nachdem er

Digitized by Google

manches arabische „Safari“ (Karawane) ausgeplündert hatte, begann er sich einen festen Stützpunkt, das jetzige Urambo, einzurichten. Häuptlinge, die es mit den Arabern hielten, waren bald überwunden, abgesetzt, ihre Nachfolger tributär und unterthan gemacht. Der ganze Westen und Norden von Graganza war bald sein Reich. Nach Norden zog er oft bis zum Ukerewe, nach Westen bis ins Land der Waha; im Süden reichte sein Einfluß bis ungefähr zum 6. Grad. Nur Tabora, die starke Niederlassung vieler Araber, im Bunde mit den Häuptlingen von Unianiembe setzte ihm noch eine Grenze, und weiter östlich der Stamm der Wataturu, der einst Stanley schwere Verluste beibrachte. Der Ruhm der vielen Siege machte Mirambo bald zum gefürchtetsten und bei den Seinigen zum populärsten Manne.

Als der Lehnsherr des Msiri Wißmann empfing (1883), war er ein Mann von ca. 50 Jahren, hohen sehnigen Wuchses, mit einem feinen Hüftentuch, sowie einfachem grauen europäischen Rock bekleidet. „Bescheiden, fast schüchtern war sein Wesen, mild seine Sprache, und der ruhige Ausdruck seiner Züge wurde nur durch eine feine Tättowirung auf der Stirn, die einer starken Zornader glich, gestört. Es hätte kaum Jemand in diesem ruhigen Mann den großen Krieger, der Ostafrika erzittern machte, erkennen können.“

Paul Reichard schildert Msiri als einen Menschen von abschreckender Häßlichkeit mit verderbter Seele und stellt auf Grund eigener Wahrnehmungen die berechnende Grausamkeit und tiefe Verstellungskunst des sehr intelligenten und geschickten Potentaten an den Pranger.

Die Arbeit steht in dem Königreich in hohen Ehren. Msiri hat seine Söhne gezwungen, Handarbeiten zu lernen. Es giebt unter ihnen ausgezeichnete Schmiede, tüchtige Bildhauer und erprobte Landwirthe. Die Eingeborenen sind betriebsam. Die Männer liegen nicht etwa nur dem Kriegshandwerk ob, sie

Digitized by Google

fabriziren auch eine Art vortrefflichen Biers aus Getreide, welches sie buchstäblich bei dieser Gelegenheit verschleudern. Sie füllen enorme, aus Rinde angefertigte Rezipienten mit dem Getränk; während 1 oder 2 Wochen darf jeder Besucher nach Belieben aus diesem Fasse schöpfen. Das frisch getrunkene Bier ruft eine Trunkenheit hervor, die sich in geistiger Stumpfheit, anstatt wie bei gegorenen Flüssigkeiten in Lustigkeit und Exzessen äußert. Katanga hat eine reiche Flora. Außer verschiedenen Getreidesorten gedeihen dort u. a. süße Bataten, Reis, Mais, Zuckerrohr, Zwiebeln. Belästigt wird das Land von sonderbar verwegenen, den Menschen angreifenden wilden Thieren: Löwen, Leoparden, Schakalen und Hyänen. Der Aberglaube, daß es Menschen anderer Stämme seien, welche von Zauberern in Thiere verwandelt wurden, beschirmt sie gewissermaßen.

Die Förderung und Behandlung der Erze ist speziellen Familien-Kasten vorbehalten, welche ein ausschließliches Monopol genießen, das mit den traditionellen Fabrikationsmethoden vom Vater auf den Sohn übergeht. Die fabrizirten Barren sind sehr rein und regelmäßig. Das Eisen wird auf höchst einfache Weise geschmolzen. Man höhlt einen Graben aus, in welchen durcheinander Eisenerze und Holzkohlen geworfen werden, und bedeckt denselben mit gut zerriebener Schlammerde. An jedem Ende bleibt eine Oeffnung. An der einen zündet man das Feuer an, welches Knaben mit kurzen Blasebälgen schüren. Nach einigen Tagen wird der Graben geöffnet und das geschmolzene Metall aus dem primitiven Hochofen geschöpft. Man stellt aus diesem Eisen, Hacken, Aexte, Kugeln, Lanzen und Sklavenketten her.

Der Fischfang ist ebenfalls ein mehreren Familien zugesprochenes Monopol, aber das Fischerhandwerk wird von einem Theile der Bevölkerung als entehrend angesehen.

Den Handel mit Elfenbein hatte sich Msiri vorbehalten.

Das Königreich setzt sich aus verschiedenen Völkerschaften zusammen, welche abweichende Dialekte sprechen und sehr geneigt sind, sich mit Haß zu verfolgen. Es hat der Thatkraft, der unbeugsamen Grausamkeit und der Einsicht eines Mannes wie Msiri bedurft, um zu erreichen, daß sie in gutem Einvernehmen nach einem und demselben Gesetz leben. Msiri hat sich zum einzigen Hellseher in seinem Königreiche proklamirt, zum einzigen, zu den Geistern in Beziehung stehenden Wesen. Zu ihm, dem einzigen Verwahrer des Willens der Fetische und der Geister, müssen die Stämme ihre Zuflucht nehmen, um Streitigkeiten zu schlichten. So wußte Msiri die Unordnungen zu vermeiden, welche aus der Vielheit der den Bürgerkrieg anfachenden Wahrsager und Zauberer entsprangen und in anderen Gegenden Afrikas blutige Fehden von Stamm zu Stamm hervorrufen. Msiri war der einzige Hohepriester seines Königreichs und ließ die Geister, als deren alleiniger Vertrauter er sich ausgab, dazu dienen, sein Ansehen, seine tyrannische Herrschaft zu sichern.

Msiri ist todt. Delcommune und Le Marinel haben nach einer Meldung des Mouvement géographique in der Nummer des 23. August 1891 am 7. Mai bei den Bergwerken von Kaloni ihre Vereinigung bewerkstelligt und dem Könige Msiri, der sich ihren 375 wohl bewaffneten Truppen an der Spitze von 3000 Kriegern entgegenstellte, eine schwere Niederlage beigebracht. Msiri fiel. Sein Nachfolger ist Mkanna. Der neue Herrscher hat sich nach einem am 5. Oktober 1891 der Regierung des Kongostaates zugegangenen Telegramm dem Kongostaat unterworfen. In Katanga sind seitens des Kongostaates Wachtposten errichtet.

Der Katanga-Vertrag hat in dem begehrlichen England viel Staub aufgewirbelt. Angeblich haben kürzlich aus Katanga zurückgekehrte Agenten der British South Africa Company

Digitized by Google

(Britischen Süd-Afrika-Gesellschaft) von Msiri wichtige Konzessionen erhalten. Die Rechtsgültigkeit jenes Vertrages ist aber schon deshalb unanfechtbar, weil Katanga einen Bestandtheil der auf der Berliner Konferenz 1885 für den Kongostaat umschriebenen Gebiete ausmacht und alle Karten, sogar die von der Direktion der „British South Africa" unter eigener Unterschrift veröffentlichten, die Katanga-Region in die Grenzen des unabhängigen Kongostaates mit einbegreifen. Englische Zeitungen legen das Schwergewicht darauf, daß der Kongostaat Katanga nicht wirklich besetzt halte, und daß das Prinzip der „Einfluß-Zonen" veraltet sei. Wir möchten daran erinnern, daß alle britischen Besitzungen in Zentral-Afrika auf Theorie sich stützen. Sokoto, Burnu, die Gegenden am oberen Nil u. a. sind durch Verträge dem englischen Einfluß gewonnen; eine effektive Besetzung seitens der Engländer hat niemals stattgefunden.

Jenseits des Kanals betrachtet man den Kongostaat überhaupt mit scheelen Augen. In einem im März 1891 veröffentlichten grimmigen Leitartikel fällt die „Times" mit den bittersten Anschuldigungen über die Kongostaat-Regierung her. Das Blatt bezichtigt dieselbe auch einer gefährlichen Eroberungspolitik. Die Mißgunst leuchtet kraß aus folgendem Wehruf hervor:

„Was sagt Frankreich zu dem Versuch, die nördliche Grenze des Kongostaates über den Mobangi-Fluß und den 4. Grad nördlicher Breite hinaus zu erweitern?" Dieser Versuch ist thatsächlich vom Kapitain Van Sèle unternommen worden, welcher mit dem mächtigen Häuptling Bamgasso im Mbomu-Gebiet, innerhalb des 5. Grades nördl. Br., einen Vertrag abgeschlossen hat. Aus zuverlässiger Quelle verlautet ferner, daß kürzlich eine mächtige Expedition den in das Land des oberen Nil führenden großen Nebenfluß des Kongo, Mobangi, in seinem Oberlauf als Uëlle bekannt, hinaufgezogen ist, um Bahrel-Guzelle zu erreichen und in des Königs Namen das Nilthal

Digitized by Google

zu annektiren. Sollte sich dieses Gerücht bestätigen, so werden weder England, Frankreich noch Deutschland dem neuen Unternehmen günstig gesinnt sein. Nach dem Abkommen mit Frankreich hat der Kongostaat überhaupt nicht das Recht, über den 4. Grad nördl. Br. hinauszugehen. Zudem fällt das fragliche Gebiet nach dem letzten deutsch-englischen Vertrage unter englischen Einfluß und liegt innerhalb der Sphäre der Britischen Ostafrika-Gesellschaft. Dem kleinen Belgien blieb es vorbehalten, Rechte zu verletzen, an welchen Frankreich und Deutschland nicht zu rütteln versucht hatten. So lange Belgiens Unternehmen philantropischen Zwecken zu dienen schien, stand ihm Großbritannien uneigennützig zur Seite, durfte es auf die Herzen und Börsen der englischen Bürger zählen. Jetzt jedoch, wo der schrankenlose Ehrgeiz des Kongo-Freistaates seine nördlichen Grenzen auf Kosten einer britischen Gesellschaft zu erweitern trachtet, ist es an der Zeit, daß das britische Publikum die Zölle und Abgaben, welchen sein Handel in den belgischen Gebieten in Afrika unterworfen ist, ein wenig näher prüft. König Leopold sollte einsehen, daß die jetzige Politik des Kongostaates zu dem schließlichen Zusammenbruch und zur Vertheilung desselben unter die angrenzenden europäischen Mächte führen muß."

Das ist eine polternde Sprache, wie sie die englische Presse Portugal gegenüber sich angewöhnt hat und die hier um so auffälliger ist, als es doch Niemand einfallen kann, der Kongo-Regierung den nordöstlichen Theil ihres eigenen Gebiets zu verschließen.

In den politischen belgischen Kreisen ist man auch über die systematische Feindseligkeit betroffen, mit welcher ein Theil der französischen Presse die Entwickelung des Kongostaates verfolgt. Bei jedem Anlaß ergeben sich neue Streitigkeiten. So wollen diese Organe wissen, der Kongostaat beabsichtige, in Lado am Nil, in der ehemaligen Provinz Emin Paschas, einen

Digitized by Google

Militärposten einzurichten, um die Grenzen bis dahin auszudehnen. Das sind Hirngespinste. Der Expedition Van Kerckhove, welcher man in Paris so weitgehende Pläne zuschreibt, ist die Aufgabe gestellt, das ungeheure Gebiet des Kongostaates zwischen dem Rubi und dem Aruwhimi und im Norden des letzteren in gesicherter Weise zu besetzen und dort Lager einzurichten, welche die Verbindung der Mahdisten mit den Sklavenhändlern im Süden zu verhindern bestimmt sind. Da eine Region zu durchziehen ist, in welcher arabische Handelsleute und Plünderer ihr Wesen treiben, so erscheint die äußerste Vorsicht geboten.

Der Kapitän, Kommandant und Staats-Inspektor Van Kerckhove, ein Offizier von bewährter Tüchtigkeit, welcher schon 6 Jahre in der Eigenschaft eines Kommissars des Distrikts der Bangalas am oberen Kongo zugebracht hat, ist mit einem Stabe von Offizieren, mehreren Unteroffizieren, einem Arzt und 300 Soldaten, einem respektablen Vorrath an Munition und einigen auseinandergenommenen Schiffen am 3. Oktober 1890 von Belgien abgereist und im März 1891 in Bangala angekommen. Nähere Nachrichten fehlen bis zur Stunde. Die Expedition Van Kerckhove hat ein allgemeines Interesse. Würde sie durch die Umstände genöthigt, die den Albert Njansa-See begrenzenden, in gesunder Lage befindlichen Höhen zu occupiren, so müßte die gesamte zivilisirte Welt ein solches Vorgehen mit Genugthuung begrüßen.

Wißmann bringt in seinem, die 2. Durchquerung Afrikas behandelnden Buche zur Sprache, daß nur Weiber und Kinder als Sklaven verkauft, die Männer aber ausnahmslos getödtet und ihnen die Köpfe abgeschnitten werden. Er schreibt: „Es war hohe Zeit, daß bald nach den bösen Tagen, über die ich hier berichte, schärfer vorgegangen wurde gegen die afrikanische Pest, und mir speziell gewährte es hohe Genugthuung, daß ich

Digitized by Google

berufen war, beim Niederschlagen des Aufstandes der Araber in Ostafrika an der Küste, von der die Hauptanregung zu den beschriebenen Greueln ausgeht, den empfindlichsten Schlag zu führen. Wenn auch die Flotten Englands und Deutschlands den Export der meist aus diesen Gegenden des zentralen Afrikas verschleppten Sklaven verringern, so schneidet doch erst die Besetzung der Küstenplätze und der großen Handelsstraßen dem Sklavenhandel und damit der Sklavenjagd die Zukunft ab. Jetzt, wo ich dies niederschreibe, ist vieles schon geschehen, jedoch noch sind die Operationsbasen im Innern Tabora, Udjiji und Nyangwe Absatzgebiete für Sklaven. Noch vieles ist zu thun übrig zum Schutze der Freiheit und des Lebens von Millionen harmloser Kreaturen; noch ist es möglich, daß vom Sudan der Araber südlich des Aequator verstärkt wird. Aber Deutschland ist schon gerüstet zu weiterem Schutze, schon bereit, einer vom Norden drohenden Vermehrung der Gefahr Halt zu gebieten, und ich hoffe, daß, ehe noch dieser Ausdruck meiner tiefsten Empörung dem Leser vorliegt, ich schon wieder die Arbeit aufgenommen habe, deren Endzweck, die Befreiung des äquatorialen Afrikas von der Pest des Araberthums mein Lebensziel geworden ist."

Schon Stanley konnte auf seiner letzten Reise die Anwesenheit arabischer Sklavenjäger am mittleren Aruwhimi feststellen. Barttelot, der im Aruwhimi-Lager zurückgeblieben war, zeigte, daß das ganze Gebiet zwischen der Falls-Station und dem unteren Aruwhimi von arabischen Lagern besetzt war, und daß die Araber über den Rubi nach dem Ubanghi drangen. James Jameson wies nach, daß die Araber den Spuren Stanleys folgten und Stationen längs seiner Route anlegten, welche sie mit ansehnlicher Truppenmacht besetzten. Heute bedrohen sie schon Djabbir, eine der erst kürzlich von Van Sèle am Uëlle gegründeten nördlichsten Stationen des Kongostaates. Letzterem droht ernste Gefahr. Nach eingegangenen zuverlässigen Meldungen

Digitized by Google

beabsichtigen die Araber, das ganze Land kongoabwärts bis Bangala in Besitz zu nehmen. Der Kongostaat war auf seiner Hut und hat durch eine militärische Organisation, welche sich vornehmlich um Bangala krystallisirte, abschreckend zu wirken gesucht. Es wurde dort ein durch 19 Kanonen unangreifbar gemachtes großes Waffen- und Munitionslager errichtet, eine einheimische Miliz für den Nothfall eingerichtet und die Ville de Bruxelles als Kanonenboot armirt. Von hier aus rückte die belgische Macht den Kongo weiter aufwärts, mehrere Beobachtungsposten, z. B. in Upoto, aufstellend, bis ein neuer Stützpunkt am Zusammenfluß des Aruwhimi und Kongo gefunden war, von wo aus Nyangwe und die Gegend im Norden des Kongo in Schach gehalten werden kann. Das Lager ist stark befestigt; der Fluß wird durch einen bewaffneten Dampfer beherrscht. Die Expedition Van Kerckhove soll offenbar den Hauptstoß gegen die Araber führen. Wünschen wir ihr und dem opferfreudigen, hochherzigen, umsichtigen König Leopold den besten Erfolg! Die Siege der Deutschen an der ostafrikanischen Küste werden sicher die Bestrebungen des Kongostaates befördern.

Die Regierung des Kongostaates hat im Oktober 1891 einen Generalkonsul für Deutschland mit dem Sitze in Hamburg ernannt.

Die Bewohner des Kongostaates gehören der Familie der Bantu-Neger (A-Bantu) an, und zwar der engeren Gruppe der Kongovölker. Sie scheiden sich in eine Reihe von Völkerschaften mit verschiedenen Dialekten und unzähligen kleinen Staaten. Der Häuptling herrscht oft nicht weiter als bis zum letzten Hause seines Dorfes; dennoch hält sich jeder von ihnen für den mächtigsten Fürsten. Je weiter man von der Küste in das Innere vordringt, um so mehr verschwinden die Spuren der Einwirkung europäischer Kultur, um so mehr treten aber auch die

Digitized by Google

Eigenthümlichkeiten der einzelnen Völkerschaften hervor. Im Innern hat jedes Volk seine besondere Tracht, besondere Abzeichen, auch besondere Verunstaltung des Körpers. Durchgängig sind die Männer mehr bekleidet als die Weiber.

Seitdem Stanley durch die Gegend gezogen ist, findet man dort auch schon vereinzelt Stücke europäischer Kleidung; so sieht man zuweilen einen Neger mit einem alten Zylinderhut oder in einem abgesetzten bunten Uniformrock einherstolziren. Am liebenswürdigsten sind die Basunti, nördlich vom Kongo, die viele Dörfer haben und starken Ackerbau, auch Fischfang treiben. Bei ihnen haben namentlich die jungen Mädchen eine eigenthümliche Mode angenommen. Sie kneten aus Kohle, Ruß und Erdnußöl eine klebrige Masse, mit welcher sie ihr Haar zu einzelnen kleinen Knäulen zusammenballen. Wenn die Mädchen schwitzen, läuft das Fett vom Kopf herunter, löst die Aschenkruste, mit welcher der Körper fast immer überdeckt ist, auf und versieht so den ganzen Körper mit vielen lothrechten parallelen Strichen.

Die jungen Männer lieben es, den ganzen Körper mit mehreren farbigen Massen einzusalben. So sieht man zuweilen Basuntis, deren rechte Körperhälfte schwarz ist, während die übrige im schönsten Hochroth prangt. Sie lieben es ferner, den ganzen Körper mit rothen und blauen Perlen zu schmücken. Die Balwenden haben weniger gutes Land, sind auch magerer und häßlicher als die Basunti. Die Bateken, die sich weiter nach Osten anschließen, schneiden sich eine Menge Narben in die Wangen und flechten ihr Haar in einen Zopf, welcher steif gemacht und nach vorne gebogen wird und so wie ein Horn hervorragt.

Auch bei diesen Völkern zeigen sich schon gewisse dürftige Anfänge einer Kunst. An solchen Stellen, wo der Boden ganz kahl ist, macht man Ritzen in den letzteren, die einfach die

Digitized by Google

Gestalt von Kreisen haben oder bestimmte Dinge, z. B. Räder, Wagen, Schiffe, die sie bei Stanleys Durchzug kennen gelernt haben, darstellen. In diese Ritzen legt man Steine, die man oft weit herbeiholen muß, weil die Felsen meist mit der mürben Masse des Laterits überdeckt sind. Die Wohnungen sind überall ziemlich gleich. Weil man nicht, wie an der Küste, Palmenblätter hat, bedeckt man sie mit Gras. Das gekrümmte Dach ist ein gewöhnlicher Aufenthaltsort der Hühner, Katzen und Ziegen. Die Dörfer sind ziemlich reinlich, halten allerdings den Vergleich mit den Dörfern an der Küste schon deshalb nicht aus, weil das Wasser fehlt. Aus demselben Grunde baden die Stämme im Innern nie, während die Küstenstämme dies sehr häufig thun. Der Hauptverkehr bei den Stämmen des Innern findet bei Gelegenheit der Wochenmärkte statt. Die Woche hat da vier Tage. An jedem Tage ist in einem bestimmten Bezirk an einem bestimmten Punkte Markt, der nach den Tagen der Woche benannt wird. Zu diesen Märkten kommen die Leute mit ihren Nahrungsmitteln, einfachen Geräthen und Hausthieren, besonders Ziegen und Hunden und sehr kleinen Hühnern, von weither herbeigezogen. Sie tauschen dieselben einfach aus oder benutzen blaue Bruchperlen als Zahlmittel. Gegen Fremde sind die Leute immer liebenswürdig. Sie kaufen von ihnen mit Vorliebe bunten Flitterkram. Für ein ganz leichtes, aber recht buntes Taschentuch bringen sie mehrere ihrer kleinen Hühner oder zehn bis zwölf entsprechend kleine Eier. Die Weiber bestellen das Feld, die Männer sorgen für Fleisch und Palmwein, hüten die Ziegen und treiben Fischfang. Am Kongo werden die Fische vielfach geräuchert, um verschickt zu werden. Daß die Leute der Gegend Kannibalen sind, ist vielfach behauptet, aber nie bewiesen worden; daß es weiter im Innern Afrikas noch Menschenfresser giebt, scheint allerdings sicher.

Freiherr Dr. A. von Dankelmann, welcher im Auftrage

Digitized by Google

des Königs der Belgier zwei Jahre lang das untere Kongogebiet studirte, berichtet:

„Es existiren am unteren Kongo keine größeren Reiche, wie wir sie in Zentral- und Ostafrika haben, die Bevölkerung zerfällt vielmehr in eine Anzahl kleiner Stämme, die keine Beziehungen zu einander haben und sich mehr oder weniger feindlich gegenüberstehen. Die einzelnen Volksstämme wohnen dann wieder in Ortschaften weit über das Land vertheilt, ohne von besonders einflußreichen Herrschern regiert zu werden. Die Verfassung ist eine republikanische, der einzelne König oder Dorfhäuptling nimmt etwa die Stellung unserer Dorfschulzen ein; er hat herzlich wenig zu sagen, und ebenso hat auch der Stammeshäuptling kein allzu großes Ansehen; despotisch regierende Herrscher giebt es nicht. Als eine besonders charakteristische Eigenschaft der Völker am unteren Kongo muß es bezeichnet werden, daß sie insgesamt eine große Abneigung gegen den Krieg haben; man sucht thunlichst alle Streitigkeiten durch Verhandlungen, sogenannte Palaver, die oft tagelang dauern, und bei denen eine erstaunliche Redefertigkeit entwickelt wird, zu schlichten. Es zeigt dies eine nicht zu unterschätzende Stufe von Gesittung, die beispielsweise seltsam gegen das waffenstarrende Europa kontrastirt. Kommt es wirklich einmal zum Blutvergießen, so giebt es kein männermordendes Abschlachten, sondern es fallen gewöhnlich nur ein paar ganz zufällig getroffene Opfer dem Kriegsmoloch anheim, und dann wird die Sache alsbald durch neue Palaver zu Ende geführt. Bewaffnet sind jene Völker jetzt alle mit Steinschloßgewehren, die einen großen Handelsartikel ausmachen, aber auch Hinterlader haben schon vielfach Eingang gefunden.

Bei allen diesen Stämmen herrscht Polygamie; die Treue der verheiratheten Frau wird im allgemeinen sehr eifersüchtig bewacht, Untreue sehr hart bestraft; nicht ganz selten sieht man

Digitized by Google

an Kreuzwegen Holzkreuze errichtet, an denen menschliche Gebeine hängen: hier haben die Ehebrecher ihre Schuld gebüßt, indem sie lebendig angebunden und dann dem Hungertode überlassen wurden. Die Hauptlast der Arbeit ruht auf den Frauen; sie haben die Felder zu bestellen und den Hausstand zu versehen, während der Mann die Produkte des Handels nach den Faktoreien trägt, in Palavern seine Redekunst hören läßt oder die Zeit mit Rauchen und süßem Nichtsthun verbringt.

Im allgemeinen ist der Kongo-Neger gutmüthig und um so leichter zu behandeln, je weniger er mit dem Europäer bis jetzt in Berührung gekommen ist. Man kann augenblicklich von Vivi nach Stanley-Pool mit einem Stock in der Hand wandern, ohne befürchten zu müssen, eine Gefährdung für sein Leben von seiten der Landesbewohner zu erfahren. Dort freilich, wo der Neger lange mit dem weißen Mann verkehrt hat, wie an der Küste, wo er alle die niedrigen Leidenschaften desselben zu beobachten Gelegenheit hatte, ist er schwieriger zu behandeln. Jeder, der den Neger und seine Natur in den verschiedensten Lebenslagen vorurtheilsfrei studirt hat, wird zugeben müssen, daß der afrikanische Schwarze, selbst wenn er Krawatte und geputzte Stiefel trägt und Missionsschulen besucht hat, im Durchschnitt nicht auf gleiche Stufe mit dem Weißen zu stellen ist. Jenes Takt-, Pflicht- und Ehrgefühl, welches wir im allgemeinen bei dem Weißen finden, wird man nie oder nur äußerst selten bei einem Neger erwarten können. Der von der Kultur noch nicht beleckte und verdorbene Neger ist wie ein kleines Kind; giebt man allen seinen Launen und Wünschen nach, so wird er frech und aufdringlich, will alles und jedes haben, was er sieht, und wird ein unausstehlicher Patron. Weiß man ihm aber von vornherein seine Stellung deutlich zu machen, so ist er sehr leicht zu lenken. Darin liegt das Geheimniß der großen Erfolge Stanleys, daß er, wie sobald kein anderer, den Neger bei seinen

Digitized by Google

Schwächen, seiner Eitelkeit zu fassen weiß, seinen Charakter und seine Gesinnungen eingehend studirt und durchschaut hat, so daß er schließlich auch den Widerwilligsten sozusagen um den Finger wickelt.

Der größte Feind alles Fortschrittes in Afrika wird stets die Abneigung des Negers gegen die Arbeit sein, obwohl er, wenn er will, Erstaunliches leisten und nach harten Anstrengungen während des Tages noch bis spät in die Nacht hinein singen und tanzen kann. Allein er arbeitet in den meisten Fällen nur gezwungen. Das Wenige, was er zu seinem Lebensunterhalte bedarf, wächst von selbst, oder unter geringer Nachhülfe; ihn drücken keine Sorgen um Steuern, Wohnung, Kleidung und Heizung, und deshalb arbeitet er auch nur gerade so viel, als er absolut muß, um sein Leben zu fristen und die Mittel zum Ankaufe einiger ihm werther Genüsse, wie Tabak und Branntwein, zu verdienen.

Er wird nie der freiwillige und zugleich ausdauernde und zuverlässige Arbeiter des Weißen werden; er wird zwar hier und da bereit sein, mit Hand anzulegen und gegen Bezahlung eine Arbeit übernehmen; sobald er aber genug verdient zu haben glaubt, um sich einige Zeit dem vergnüglichen Nichtsthun hinzugeben, wird er regelmäßig vom Arbeitsplatz verschwinden, und es wird auf ihn für eine Zeitlang nicht zu rechnen sein.

Man denke nur an den verwahrlosten Zustand der westindischen Inseln, vor allem Domingo und Jamaika, die seit Aufhebung der Sklaverei und Zwangsarbeit so unendlich zurückgegangen sind.

Da, wo der Schwarze in Westafrika arbeitet, verlangt und erhält er nothgedrungen regelmäßig mehr Lohn, als bei uns der gewöhnliche Tagelöhner und Arbeiter. Zimmerleute aus Akkra an der Goldküste, die recht geschickt arbeiten, aber viel weniger Arbeit täglich leisten, als ein weißer Zimmermann, erhalten

Digitized by Google

4 bis 6 £. Lohn pro Monat, außerdem noch freie Station, in der sie nicht selten sehr anspruchsvoll sind und europäische Konserven verlangen. Hinlänglich bekannt sind die Preise, die zuweilen für Trägerdienste verlangt und bezahlt werden. Am unteren Kongo werden für einen dreitägigen Marsch, wobei der Träger ca. 30 k zu tragen hat, nach europäischem Geld ca. 10 Mark in Manchesterwaren und Rum bezahlt, und es wird womöglich noch Reis als Proviant für die Reisedauer hinzugefügt. Schwer dürfte es sein, einen Neger zu finden, der durch seiner Hände Arbeit es zu etwas gebracht hätte. Die selbst nach europäischen Begriffen ganz wohlhabenden Neger, die man an der Westküste von Afrika zuweilen findet, und die es sich eine Ehre sein lassen, den sie besuchenden Weißen mit Champagner und allerhand europäischen Konserven zu bewirthen, sind zu ihrem Reichthum, der es ihnen gestattet, aus Europa eingeführte Holzhäuser zu bewohnen und diese mit Möbeln und Gerümpel aller Art höchst geschmacklos anzufüllen, nur durch den mühelosen, gewinnbringenden und von ihnen monopolisirten Zwischenhandel zwischen Europäern und den Bewohnern des Hinterlandes gekommen.

Je ferner von seiner eigentlichen Heimath man den Neger bei der Arbeit verwenden kann, desto bessere Resultate wird man mit ihm im allgemeinen erzielen, da er unter solchen Umständen nicht jeden Augenblick die Sache liegen lassen und nach Hause gehen kann, wenn ihm die Anstrengung leid wird. Die Arbeiter aus Zanzibar, welche unter Stanleys eiserner Faust den Dampfertransport am Kongo bewerkstelligten, würden in ihrer Heimath diese Arbeit jedenfalls nicht geleistet haben. Fern von derselben mußten sie ausharren und konnten nicht davonlaufen, wenn sie nicht im ersten besten Dorfe von den Bewohnern aufgefangen und zu Sklaven gemacht sein wollten; so würden sie ihre Heimath nie wieder zu sehen bekommen.

Digitized by Google

Der Neger betrachtet seinen Sklaven nicht wie der Europäer als eine Maschine, die man zu energischer Thätigkeit anspannen und ausnutzen muß, um Geld mit ihr zu verdienen, sondern ihm gilt der Sklave, da er selbst die rastlose Thätigkeit des Europäers nicht kennt, eher als ein Mittel zur Gewinnung eines vermehrten Ansehens, denn als ein wenig rentables Anlagemittel seines Vermögens. Die Sklaverei unter den Negern selbst hat viel mehr den Charakter der Hörigkeit, als den, welchen wir gewöhnlich unter der Bezeichnung Sklaverei verstehen. Die Institution der Sklaverei ist daher auf das innigste mit dem ganzen Wesen der Neger verwachsen."

Um den Bangweolo oder Bemba-See (Bemba) und Moero-See (Meru) herum siedeln die Babisa, ein Handelsvolk, welches das weite Gebiet außerhalb seiner engeren Heimath durchwandert und sich überhaupt durch seinen Unternehmungsgeist hervorthut. Von anderen Stämmen in diesem Theile des Kongostaates wären zu nennen: die Manjuema am Lualaba, die Bakuß und Bakun im Westen dieses Flusses, die Waguha im Westen des Tanganjika-Sees.

Den Südrand des Kongostaates nimmt eine Völkersippe ein, deren Gruppen zum Theil sprachlich voneinander geschieden sind, wie beispielsweise die Bassonge von den Kalunda, dem Grundstocke der Bevölkerung des großen Reiches des „Muata Jamwo."

Sprachlich unterscheiden sich diese Völker in zwei Gruppen, von denen die eine der Bundasprache, die andere der Lundasprache angehört. Diese Idiome sind so grundverschieden, wie vergleichsweise nur irgend zwei europäische Sprachen.

Zu beiden Seiten des Kongo siedeln Völkerschaften, welche noch in völliger Barbarei stecken und zum Theil dem Kannibalismus ergeben sind. Die Warega hausen nördlich von Nyangwe, die Amu-Niam am Unterlaufe des Aruwhimi. Zwischen

Digitized by Google

dem Kubi und dem Tanganjika-See siedelt das ethnographisch interessante Zwergvolk der Batua, welches Wißmann für den Ueberrest der Urbevölkerung hält. Er sah „Prachtexemplare“ von durchschnittlich 1,40 m Größe, leicht brauner, gelblicher Hautfarbe, langgliedrig und mager, aber doch nicht eckig, ohne jede Verzierung, Bemalung oder Haarfrisur. Ihre Bewaffnung bestand in kleinen Bogen und zierlichen Pfeilen, die sie vor dem Gebrauche in eine am Gürtel befestigte kleine, mit Gift gefüllte Kalebasse tauchen. Wegen dieses angeblich furchtbar wirkenden Pfeilgiftes sind die Batua gefürchtet.

Ueber die auf Seite 11 genannten, zwischen dem Kassai und Lubi wohnenden „Baschilange“ schreibt Major v. Wißmann:

„Die Baschilange (Singular: Muschilange) oder, wie sie von den westlichen Völkerstämmen genannt werden, Tuschilange (Singular: Kaschilange) sind ein Mischvolk der von Südosten eingedrungenen Baluba und der vorher seßhaften Baschilange. Baschi ist eine Bezeichnung für Leute, die, wie jetzt noch westlich des Kassai bei den Baschi-Lele, Baschi-Panga u. s. w., auch bei den Baschilange gebräuchlich war und dasselbe sagen will, wie die jetzt gebräuchliche, bei Bakuba und den Stämmen bis zum Lualaba zu findende Form Bagua, Bena oder, wahrscheinlich abgekürzt, auch nur Ba (Singular: Muqua-, Mona-, und Mu-). Baqua heißt Leute, Bena Söhne, z. B. Baqua-Kataua = Leute von Kataua, Bena-Lulua, Bena-Kasairi, Bena-Riamba = Söhne des Lulua, des Kasairi, des Riamba.

Die eingedrungenen Baluba unterwarfen die Baschilange und vermischten sich mit ihnen, und deshalb nennen sich die jetzigen Baschilange gern Baluba, werden auch von den Völkern im Norden Baluba genannt, während die sie im Osten, Süden und Westen begrenzenden Völker sie Ba- resp. Tuschilange nennen.

Ich habe mich für die Benennung „Baschilange“ entschieden,

da dies Volk sich so auffallend von den im Osten grenzenden reinen Baluba unterscheidet, wie man kaum eine größere Verschiedenheit von Bantu-Negern durch den ganzen Kontinent findet.

Das heutige Resultat der Mischung ist derartig, daß dies Volk scheinbar nichts mehr von dem Charakteristischen der Baluba hat, wenigstens nicht in seinem Aeußeren. Die Sprache ist allerdings nur wenig verändert, und dieser Umstand, sowie die allgemein wohl bewahrte Ueberlieferung geben Aufschluß über erwähnte Mischung; auch spricht die ungemein große Verschiedenheit der Farbe, der Haut und des Körperbaues für die hier und da etwas stärkere Beimischung von Baluba-Blut.

Es müssen, da die Baluba starkknochige, muskulöse, untersetzt breitschulterige Leute sind, die alten Baschilange äußerst schmalbrüstig, feinknochig, langgliederig und wenig muskulös gewesen sein, da die heutigen Baschilange weit mehr den letzteren Körperbau haben, als den Baluba ähneln. Das übermäßige Rauchen des wilden Hanfes (Riamba) allein kann diesen Erfolg nicht gehabt haben, da es in dem unvernünftigen Maße, wie es bis vor kurzem geschah (es beginnt bei der jüngeren Generation schon wieder abzunehmen), erst seit ca. 25 Jahren betrieben wurde. Nebenbei bemerkt, wird Hanf im ganzen mir bekannten Afrika, vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean, geraucht, allerdings in kleinen Quantitäten. In Uniamwesi war es 1883 sehr im Zunehmen, ich kenne sogar reine Araber, die sich diesem Laster hingeben, will jedoch auch bemerken, daß die Furchtbarkeit der Wirkung von Reisenden sehr übertrieben worden ist.

Andere die Entwickelung des Körpers beeinflussende Verschiedenheiten, meteorologischer Art, in der Ernährung, Beschäftigung, Pflege des Körpers ꝛc., die gegen die angenommene Vermischung sprechen könnten, sind nicht zu beobachten.

Auch die Bewaffnung der Baschilange zeugt für die

Digitized by Google

Mischung, denn sie benutzten, bevor sie das Gewehr erwarben, Speer, Keule, Bogen und Messer. Der Bogen war die Waffe der alten Baschilange, wie er es noch im Norden und Westen von hier ist, der Speer die der Baluba, bei denen man noch heute selten einen Bogen sieht."

Die übrigen Ausführungen von Wißmanns wiederzugeben, muß ich mir versagen. Nur einen Satz greife ich noch heraus:

„Die Baschilange kultiviren alle mir bekannten afrikanischen Feldfrüchte und seit unserer Reise nach Nyangwe Reis."

Die natürliche Unzugänglichkeit des afrikanischen Kontinents, welche die Erforschung des Innern, namentlich von der Westküste aus, bis in die neueste Zeit verzögerte, tritt an wenigen Stellen so scharf ausgeprägt zu Tage als an den Küsten von Unter-Guinea, speziell zwischen dem gegenwärtig unter deutschem Schutze stehenden Batangalande (Kamerun) und der Mündung des Loja, der ehemaligen Nordgrenze des portugiesischen Kolonialbesitzes. Mit Ausnahme der beiden weiten trichterförmigen Aestuarien des Gabun und Kongo, von denen das erstere eigentlich nur eine kaum 50 km in das Land eindringende meeresbuchtähnliche Sackgasse ist, und letzteres die Erwartung, daß eine herrliche Straße nach dem Innern sich darbiete, schon 170 km landeinwärts gründlich täuscht, späht das Auge des Seefahrers vergeblich nach einem schützenden Hafen. Auf dem größten Theile der ganzen Strecke fällt das flachwellige Vorland einer fast ununterbrochenen Gebirgsmauer, welche das Innere von der Küste abschließt, wandartig zum schmalen, flachen Strande ab. An der flachen Küste, namentlich von Angola, wird eine Erscheinung wahrgenommen, die man an keinem anderen Punkte der Erde beobachtet. Es ist dies eine besondere Form der Brandung, Calema genannt. Sie zeichnet sich durch lange parallele Wogen aus, die schon weit vom Strande ihren

Anfang nehmen und dem Meer, soweit das Auge reicht, das Ansehen eines frisch gepflügten Ackerlandes geben. Die Wellenkämme zeigen im Augenblicke des Ueberstürzens in ruhiger Zeit ca. 1 Meter Höhe, wachsen aber bei bewegter See bis zu 3 und 4 Meter an.

Das Randgebirge von Unter-Guinea zieht sich bei einer Breite von 300 km etwa 100 km von der Küste hin und erreicht eine Höhe von 700 m. Charakteristisch sind ihm steilwandige Schluchten.

Das vorherrschende Landschaftsbild am unteren Kongo ist die Steppe. Im weniger erforschten Innern scheint die Savanne, ein Mittelglied zwischen Steppe und Urwald, vorzuwiegen. Zusammenhängender, über weite Strecken sich ausbreitender Urwald ist anscheinend nur in den östlichen Gebieten vorhanden.

Das dem Gebirge vorliegende Hügelland ist seiner Oberfläche und höchstwahrscheinlich auch dem Kerne der Erhebungen nach bis auf das horizontal gelagerte Liegende aus Laterit gebildet. Was Laterit ist bezw. wie er entstanden, ist heute noch eine offene Frage. Nach allen in den verschiedensten Theilen der Erde gesammelten Beobachtungen darf man den Laterit weder als eine Gesteinsart noch als geologische Formation bezeichnen. Am Kongo ist die Entstehung des Laterit als Zersetzungsprodukt der krystallinischen Schiefer, namentlich des Glimmerschiefers, wohl unzweifelhaft. Am Kongo und im Gebirgslande zwischen der Küste und dem Kongobecken des Innern lassen sich 3 bezw. 4 Varietäten von Laterit unterscheiden, sowohl nach ihrem äußeren Habitus und ihrer Färbung als nach ihrer chemischen und mechanischen Zusammensetzung. Je nach dem Muttergestein, aus welchem der Laterit hervorgegangen, giebt es am Kongo Schiefer- und Gneiß-Laterit, und je nach der Art seiner Lagerung und dem Orte seines Vorkommens ist der in situ gebildete Laterit, welcher als eine mächtige Decke

Digitized by Google

das unter ihm liegende Muttergestein bedeckt, von dem in sekundärer Lagerung in der Ebene meist in weit größerer Mächtigkeit vorkommenden zu unterscheiden. In der chemischen Zusammensetzung läßt sich diese Trennung in dem gegenseitigen Verhältnisse des Gehaltes an Kieselsäure, Eisenoxyd und Thonerde erkennen. Am Unterlaufe des Kongo und auf der Küstenterrasse zwischen Banana und Landana findet sich eine rothe und gelbe Laterit-Varietät. Die Färbung der ersteren schwankt, je nachdem das Gestein feucht oder trocken und frisch angebrochen ist, zwischen einem warmen Rothbraun und scharfen Ziegelroth, wirkt aber im allgemeinen im Rahmen der Landschaft als ein unreines Karmin, besonders an ausgedehnten Steilwänden, die dann an manchen Stellen einen Anflug von mattem Weiß bis zum leuchtenden Chromgelb haben. Die Färbung der gelben Varietät liegt innerhalb eines hellen Gelbbraun und eines lebhaften Ockergelb. Der rothe Laterit ist besser gebunden als der gelbe, gleicht einem feinsandigen Thon, ohne jedoch plastisch zu sein, und besitzt im trockenen Zustande die Festigkeit einer halbharten Kreide. Der gelbe Laterit ist für Wasser so stark durchlässig, daß nach einem heftigen Platzregen die entstandenen Pfützen in kürzester Frist spurlos verschwinden; er ist sandreicher und von lockerem Gefüge und zerbröckelt leicht unter dem Druck der Finger. Im nassen Zustande wird er vielfach zur Herstellung der den Eingeborenen-Hütten als Unterlage dienenden Tennenboden verwendet. Die rothe und die gelbe Varietät des Laterits wurde nirgends wechsellagernd angetroffen, sondern der gelbe ruhte überall auf dem rothen in einer verschiedenen mächtigen Decke. Beide Varietäten, der gelbe weit häufiger, enthalten kleinere, zuweilen aber bis zentnerschwere, scharfkantige Blöcke eines von Hohlräumen blasig erfüllten Brauneisensteins, dessen Vorkommen zu ihren charakteristischen Eigenschaften zählt. Die Laterite bestehen nach den chemischen

Digitized by Google

Analysen hauptsächlich aus Quarzkörnern, die durch zelliges Eisenoxydhydrat verkittet sind, und schließen geringe Mengen von phosphorsaurem Eisenoxyd, schwefelsaurem Kalk, Thonerde und organischen Substanzen ein.

Ueber die Ertragsfähigkeit des Bodens sind die Ansichten heute noch getheilt. Derselbe ist meist mit einem übermannshohen Grase bewachsen, das fast alljährlich abgebrannt wird. Dr. Pechuël-Lösche schildert sehr malerisch die Gegend am Kongo folgendermaßen:

„Ockerfarben, leicht sepiabraun abgetönt, im Sonnenlichte goldig schimmernd, bekleiden die lockeren hohen Grasbestände der Gipfel und Hänge. Vereinzelt lugen charakteristische Steppenpflanzen, kümmerlich belaubte Büsche und Zwergbäumchen aus den wogenden Halmen, hier und da überragt durch Gruppen von Oelpalmen und Adansonien. Wo verheerende Grasbrände ihren Lauf genommen haben, liegen zart graue und schwarze Streifen und Flecken wie Riesenmuster in dem warmen Gelb. Die Ferne verschwimmt in bläulichem Dufte. Freundliches, mannigfach schattirtes Grün, vielfach gehoben durch die Blüthenpracht üppig wuchernder Limonen und einiger Kombretaceen, findet sich tief versteckt zwischen den Erhebungen in Bodensenkungen und Schluchten. Je unzugänglicher die Stellen in der Tiefe, um so reicher ihre Vegetation. Formenreiche Farne und schönlaubiges Buschwerk umkränzen klaffende Wasserrisse; starre Ananasdickungen klimmen an Steilhängen empor; Palmen, lauschige Haine, wirres Gestrüpp und weithin verfolgbare dünne Baumreihen, wie die an unseren Kunststraßen, füllen die engen Gründe. Sie bergen in ihren Schatten das spärliche Naß vielgewundener Bachrinnen und umsäumen die Ufer felsiger Flußbetten, in welchen jetzt klare Gebirgswasser plätschernd und gurgelnd zum Kongo eilen, während zur Regenzeit röthlich-gelbe Fluthen mit furchtbarer Gewalt in ihnen entlang tosen."

Digitized by Google

Ob nutzbare Mineralien und Edelsteine im Gebirgslande vorkommen, ist zur Zeit noch eine offene Frage. Außer etwas Malachit und minderwerthigem Brauneisenstein sind bei Manyanga kleine Lager von Magneteisenstein entdeckt worden. Praktische Bedeutung haben bisher nur die Kalksteine erlangt, welche in der Nähe von San Salvador gebrochen und zur Kalkerzeugung verwendet werden.

Delcommune hat im Jahre 1891 im Kantangalande die Quecksilber- und Gold-Minen entdeckt, auf deren Vorhandensein bereits Cameron hingewiesen hatte.

Im Leben der Eingeborenen spielen der aus Amerika eingeführte Maniok, welcher in mehreren Varietäten vorkommt, die Erdnuß und Bohnen, von welchen zwei Varietäten sehr verbreitet sind, die Hauptrolle. Das Hauptgewürz und Anregungsmittel ist der gleichfalls eingeführte spanische Pfeffer, welcher den meisten primitiv zubereiteten Speisen der Eingeborenen in großer Menge beigemischt wird. In zweiter Linie steht das Fruchtfleisch der Oelpalme, „moamba", Bananen und Pisang, Bataten. Ueber die Entwickelungsphasen der einheimischen, sowie der eingeführten Kulturgewächse ist zu bemerken, daß die wildwachsenden, immer grünen Fruchtpflanzen vorzugsweise von Ende November bis Ende Juni reife Früchte tragen, Mangobäume vom Oktober an, die Anonen vom September bis Februar, Bananen, Pisang, Melonenbäume, Palmen das ganze Jahr hindurch reife Früchte in Menge liefern. Zu Beginn der eigentlichen Trockenzeit giebt es auch Ananas, Zitronen, Orangen und Maracuja. Die Saatfrüchte, Arachis und Voandzeia, reifen zu Ende der Regenzeit, Mais und Zuckerrohr geben zwei Ernten. Mit Ausnahme einer beschränkten Anzahl europäischer Gemüse, welche von den Missionaren und Handelsleuten in kleinen Gärten seit mehr als drei Jahrzehnten gezogen werden, sind bisher Versuche mit europäischen Nutzgewächsen nur ver-

einzelt unternommen worden. Viele Gemüsearten und Nutzpflanzen, namentlich solche, welche weder große Hitze noch Trockenheit vertragen, sind von Anbau-Versuchen ausgeschlossen, und selbst diejenigen, welche den veränderten klimatischen Entwickelungsbedingungen sich rascher anpassen, geben nur bei besonderer Sorgfalt günstige Resultate. In den ersten Jahren zeigten die meisten der angebauten Gemüsearten die Neigung zu übermäßiger Entwickelung der Blattorgane auf Kosten der unterirdischen Wurzel- oder Knollenfrucht. Kohlrüben, Mohrrüben und Rettige gedeihen wohl ziemlich gut, büßen aber viel von ihrem ursprünglichen Geschmack und ihrer Konsistenz ein. Die bislang angestellten Versuchen mit dem Anbau von Kartoffeln und Erbsen haben nur mäßigen Erfolg gehabt; letztere stoßen die Blüthen ab, bevor sich Früchte ansetzen können. — Was trotzdem sachverständige Leitung und aufmerksame Pflege erzielen können, beweisen die Gartenanlagen der französischen Mission in Landana. Daß am Kongo Körnerfrüchte (Cerealien) jemals befriedigende Resultate ergeben werden, ist wegen des Fehlens löslicher Kalkverbindungen im Boden und wegen der langen Trockenzeit zweifelhaft.

Die Fauna am unteren Kongo und im ganzen unteren Lateritgebiete ist an Arten und relativ an Individuen arm.

In der räumlich vorwaltenden Kampine kann man Tagemärsche zurücklegen, ohne ein größeres Thier der Wildniß zu Gehör oder zu Gesicht zu bekommen. Nur Kampinenmäuse, deren Fleisch den Eingeborenen sowohl als den Europäern als Delikatesse gilt, trifft man überall.

Von reißenden Thieren ist am unteren Kongo nur der Leopard bekannt, Löwen, Hyänen, Giraffen, das Nashorn und die meisten der über andere Theile des äquatorialen Afrika verbreiteten Antilopenarten kommen zwischen der Küste und dem Stanley-Pool nicht vor. Von größeren Säugethieren kennt man

Digitized by Google

nur Elefanten, Flußpferde, Manaten oder Lamantine (eine Gattung der Seekühe), Büffel, Stachelschweine, Schakale, Affen, Genett- und Zibethkatzen. Die Vogelwelt ist prächtig gefiedert; am bekanntesten ist der Graupapagei. Die Flüsse, in denen hier und da wenig gefürchtete Krokodile sich zeigen, sind reich an Fischen, welche von den Eingeborenen eifrig gefangen und als Nahrungsmittel geschätzt werden. Die Insektenwelt ist sehr mannigfaltig. Hervorzuheben sind die Termiten, große Ameisen, welche Hügel von 6 m Höhe zusammentragen und in kurzer Zeit ganze Bauwerke zerstören.

Als das Kongogebiet im weitesten Sinne des Wortes durch den Artikel 1 der General-Akte der Berliner Konferenz als Frei handelsgebiet deklarirt war, wandte sich das Interesse der Handelsleute der am Welthandel betheiligten Nationen in erhöhtem Maße der westafrikanischen Küste zu. Ein nicht nur von Schutzzöllen, sondern von Eingangszöllen überhaupt freies Absatzgebiet war verlockend. Fast alle europäischen Kolonien an jener Küste, in erster Linie die ausgedehnten portugiesischen, so dringend ihre Entwickelung eine Freihandelspolitik erheischen würde, sind angesichts der zu Recht bestehenden enormen Zolltarife durchaus nicht geeignet, zu neuen und weitgehenden Anstrengungen und Unternehmungen anzuspornen. Das im Artikel 1 der Berliner General-Akte begrenzte Freihandelsgebiet, nahezu ein Fünftel der Gesamtfläche Afrikas, kann nicht als ein einheitliches Handelsgebiet aufgefaßt werden, ebensowenig wie der mit vagen Grenzlinien abgesteckte Kongostaat.

Ueber das Klima im Kongostaat sind die widersprechendsten Ansichten geäußert worden.

Der deutsche Afrikareisende Max Buchner[7] klagt: „Die Unmöglichkeit europäischer Ackerbau-Kolonien im tropischen Afrika ist durch das Aussterben der portugiesischen Verbrecher-Kolonie bei Malange erwiesen. Das Klima macht eben dem Europäer

Digitized by Google

angestrengte Körperarbeit unmöglich. Aber auch der europäische Kaufmann vermag im allgemeinen gegen den eingeborenen Händler nicht aufzukommen; in diesem Wettkampfe der beiden Rassen muß der minder klimmaangepaßte Weiße unterliegen." Von 427 Beamten des Kongostaates sind bis Ende Dezember 1887 nicht weniger als 64 gestorben, während 86 andere aus Rücksicht für ihren Gesundheitszustand vor Ablauf ihres dreijährigen Kontrakts nach Europa zurückgesandt werden mußten." — Es scheint Herr Dr. Savanne völlig zwecklos darüber zu diskutiren, ob der Gabun, die Goldküste, Kamerun oder Senegambien noch ungesünder als das Kongogebiet sind. „Einzelne Individuen," so lautet sein Urtheil, „werden hier wie dort eine relativ große Widerstandskraft gegen die schädlichen Einflüsse des Klimas an den Tag legen, andere demselben überraschend schnell erliegen; daraus allein läßt sich aber weder auf große Insalubrität noch auf das Gegentheil schließen. Die Beobachtung aller hygienischen Vorsichtsmaßregeln, eine den klimatischen Verhältnissen des Landes allmählich angepaßte Lebens- und Ernährungsweise bei allgemein gesunder und kräftiger Konstitution kann einzelnen Europäern ein längeres Verweilen am Kongo wie an den übrigen Malaria-Gebieten Westafrikas ermöglichen. Damit ist aber keine Acclimatisation vollzogen, der Europäer bleibt dann eben nur ein Treibhausprodukt. Es ist dies auch die Ansicht aller auf Erfahrung und langjähriges Studium sich stützenden Aerzte in Westafrika." — Dr. Oskar Lenz, der Leiter der österreichischen Kongo-Expedition schreibt: „Das ganze Kongobecken, wie überhaupt das ganze tropische Afrika ist und bleibt einmal ein für Europäer ungesundes und gefährliches Land, man mag dies zu beschönigen suchen, wie man will, es nützt alles nichts. Ich halte jeden Versuch, auch nur ein Wort zu gunsten des Klimas zu sagen, für gewissenlos und verbrecherisch, nur geeignet, unerfahrene Leute hierher zu locken, wo sie neben

Digitized by Google

Enttäuschungen aller Art auch noch Leben und Gesundheit aufs Spiel setzen. Es ist ganz gleichgültig, ob das Land am Meere liegt oder im Innern, ob der Platz hoch oder tief gelegen ist, es ist und bleibt ein ungesundes Klima, und Jeder, der mit heiler Haut diese Länder verläßt, kann von Glück sagen."

Die endemischen Krankheitsformen des unteren Kongogebiets sind nach Dr. Chavanne das Malariafieber und hauptsächlich durch unterdrückte Schweißsekretion geförderte Hautkrankheiten. Epidemische Krankheiten sind mit Ausnahme der unter den Eingeborenen zuweilen auftretenden (eingeschleppten) Pocken am Kongo nicht bekannt. Dysenterie, eine Geisel vieler anderer Tropengebiete, Cholera, Gelbfieber u. s. w. sind erstere am unteren Kongo relativ selten, letztere bisher noch nicht beobachtet worden. Nun wird aber von Dr. Chavanne selbst zugegeben, daß die Temperatur der Luft am unteren Kongo eine mäßige sei und durchaus nicht der allgemeinen Vorstellung von der übergroßen Hitze in den Tropenländern entspreche, daß ferner ihre Amplitüde und deren Schwankungen mit der vorausgesetzten Gleichförmigkeit des Tropenklimas sich nicht in Einklang bringen lassen.

Berichte aus jüngster Zeit beweisen, daß übertriebene Befürchtungen gehegt worden sind. Der Gesundheitszustand der Beamten und Arbeiter beim Eisenbahnbau ist ein ausgezeichneter zu nennen, und auch am oberen Kongo berechtigen die in Bezug auf das Klima gewonnenen Erfahrungen zu den besten Hoffnungen.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] Dr. J. Chavanne, geographischer Schriftsteller und Reisender, geb. 7. Aug. 1846 zu Graz, von 1875 ab Redakteur der „Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft."

[2] Die balsamisch duftende Raphia gehört zu den Palmen. Raphia vinifera wird überall am Fluß entlang angetroffen, aber nicht so allgemein von den Eingeborenen zur Herstellung von Wein benutzt als weiter nördlich in Westafrika.

[3] Alle Handelsniederlassungen an der westafrikanischen Küste heißen Faktoreien, nach dem portugiesischen Worte Feitoria = Geschäftsplatz.

[4] M'bote bedeutet „gut, wohl, freundlich", kurz irgend etwas Verbindliches und ist am Kongo zwischen der Küste und dem Aequator ein ganz gewöhnlicher Gruß. H. H. Johnston betont, daß „M'bote" ein sehr nützliches Wort sei, welches man sich merken müsse, wenn auch längere Erfahrung dazu gehöre, den verschiedenen Sinn desselben aus den mannigfachen Modulationen der Stimme hervorklingen zu lassen.

[5] Verney Lovett Cameron, geb. 1. Juli 1844 zu Radipole in Dorsetshire, Sohn eines Vikars, trat mit 13 Jahren in die englische Marine, verschaffte sich durch Reisen im Mittelmeer, nach Westindien und nach dem Rothen Meere nautische und sprachliche Kenntnisse und wurde 1872 von Sir Bartle Frere zum Führer der Livingstone Eastcoast-Expedition ausersehen, welche dem von Stanley wieder aufgefundenen Reisenden Livingstone neue Hülfsmittel zuführen sollte.

[6] Capello, 1839 zu Lissabon geboren, trat 1858 in die Marine ein und wurde 1880 zum Kapitän befördert. Am erfolgreichsten war seine mit seinem Landsmanne Roberto Ivens 1885 unternommene Reise, auf welcher er die Quellgebiete des Kongo, Lualaba und Luapula durchwanderte.

[7] Buchner, geb. zu Hamburg, machte 1875 als Arzt eine Forschungsreise um die Welt und hielt sich während derselben längere Zeit auf Neuseeland u. s. w. auf. Ende 1878 begab er sich im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft nach Westafrika, um dem Muata Jamwo, der Pogge bereitwillig aufgenommen hatte, Geschenke zu überbringen. Im Frühjahr 1884 begleitete er den Generalkonsul Nachtigal auf dessen Mission nach Westafrika, wurde zum Konsul in Kamerun ernannt und kehrte 1885 nach Deutschland zurück.

Digitized by Google

Die Bekämpfung parasitischer Pflanzenkrankheiten ohne direkte Vernichtung der schädigenden Organismen.

Vortrag,

gehalten in der Gartenbau-Gesellschaft zu Köln in den November- und Dezember-Sitzungen 1890

von

Dr. P. Esser
in Köln.

Hamburg
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1892.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Zu den mühsamsten Arbeiten, welche der Pflanzenzüchter — dieses Wort im weitesten Sinne genommen — vorzunehmen hat, gehört unzweifelhaft der Kampf gegen diejenigen Krankheiten, welche durch niedere Organismen, nämlich die pflanzlichen und thierischen Schmarotzer, hervorgerufen werden. Ungünstiger Boden, und bei weniger ausgedehnten Kulturen auch atmosphärische Verhältnisse lassen sich gewöhnlich leicht entfernen, so daß die Pflanzen durch einmalige Arbeit gerettet sind.

Ungleich schwieriger ist der Kampf gegen die sogenannten Infektions-Krankheiten; denn die schnelle Vermehrung der meist mikroskopisch kleinen, schädigenden Organismen bewirkt eine ungemein schnelle und meist erst durch den verursachten Schaden erkennbare Verbreitung derselben über weite Gebiete.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Zahl der durch Schmarotzer an unseren Kulturpflanzen hervorgebrachten Krankheiten mit jedem Jahr zunimmt, und daß es heute wohl kaum eine in größerem Maßstabe kultivirte Pflanze giebt, die nicht solchen Krankheiten unterworfen wäre. Sehr nahe liegt die Frage nach dem Ursprunge dieser Krankheiten; die Antwort hierauf ist jedoch nicht so schnell gegeben. Von vielen können wir den Weg angeben, auf dem sie in unsere Kulturen gelangt sind. Ich erinnere nur an den sogenannten falschen Mehlthau, jenen so überaus schädlichen Traubenpilz, welcher Mitte der 70er Jahre mit amerikanischen Reben nach Frankreich gelangte,

Digitized by Google

dort auf der europäischen Rebe besonders günstige Ernährungsverhältnisse fand und sich in der Folge verheerend über die Weinbaugebiete Europas verbreitete. So war auch der Malvenrost (Puccinia Malvac.) lange Zeit nur in Chile bekannt, bis er 1873 in England und Frankreich eingeschleppt wurde und sich seitdem über ganz Europa verbreitete. Aehnlich können wir noch die Herkunft vieler derartiger Schmarotzer nachweisen. In anderen Fällen ist dies nicht möglich. Oft tritt auch ein bis dahin wohl bekannter, die Pflanze kaum schädigender Parasit plötzlich in großer Menge und in so verderblicher Weise auf, daß die angegriffenen Pflanzen unterliegen. Man hat den Grund hiervon in den verschiedensten Verhältnissen gesucht, ohne bisher zu einem endgültigen Resultate gelangt zu sein. Infolge einer unzweckmäßigen, besonders einer lange fortgesetzten ungeschlechtlichen Vermehrung durch Ableger und dergleichen, oder durch zu intensive Kultur bei mangelhaften Bodenverhältnissen sollen nach der Ansicht einiger Forscher die Pflanzen in ihrer Konstitution geschwächt und so den Angriffen der Schmarotzer leichter zugänglich gemacht werden; es würde also ein Schwächerwerden der Pflanze einem verderblichen Auftreten des Parasiten vorausgehen müssen.[1]* Andere nehmen im Gegentheil an, daß eben durch die Angriffe des Schmarotzers die Pflanze krank gemacht und ihrem Untergange entgegengeführt werde; Andere wiederum suchen in anderen Verhältnissen den Grund jener Erscheinung. Es ist wohl anzunehmen, daß sich diese Frage nicht so im allgemeinen beantworten läßt, sondern daß sie für jeden besonderen Fall auch eine besondere Untersuchung verlangt; wenn in einzelnen Fällen nur in einem jener erwähnten Einflüsse die Ursache zu suchen ist, so werden sicherlich auch in vielen Fällen mehrere derselben zusammen thätig sein.

* Die Zahlen beziehen sich auf die am Schlusse angefügten Anmerkungen.

Digitized by Google

Das einfachste Mittel, sich jener parasitären Krankheiten zu erwehren, scheint natürlich die Vernichtung des schädigenden Schmarotzers zu sein. Auf diese Weise hat man bisher auch gegen diese Krankheiten angekämpft. Wir alle wissen aber, daß es nie gelungen ist, durch direkte Vertilgungsmaßregeln zu einer gänzlichen Unterdrückung einer einigermaßen verbreiteten Infektionskrankheit zu gelangen. Die ganze Art und Weise des Lebens und der Vermehrung der jene Krankheiten hervorbringenden Lebewesen sichern ihnen die schnellste Verbreitung und machen ihre völlige Vernichtung unmöglich.

In neuerer Zeit ist man nun in einem Falle zur Bekämpfung einer solchen Krankheit auf indirektem Wege übergegangen, d. h. nicht dadurch, daß man den Feind direkt tödtete, sondern dadurch, daß man die Pflanze zu retten suchte, indem man sie mit solchen Eigenschaften versah, welche ihm das Leben auf derselben erschwerten. Diese Pflanze ist der Weinstock im Kampfe mit der Reblaus. Die auf den genannten Zweck hinzielenden Versuche, welche hauptsächlich von französischen Forschern angestellt wurden, sind so interessant und die Ergebnisse zunächst für den Weinbau, dann aber auch weiterhin für den gesammten Pflanzenbau so wichtig, daß sie eine eingehende Betrachtung in hohem Maße verdienen.

Bevor wir auf die angedeuteten Versuche näher eingehen, wird es vortheilhaft sein, zu erwähnen, auf welche Weise man dazu kam, jenen Weg zu betreten, d. h. also ganz kurz, den Gang der Reblausinfektion und die früheren erfolglosen Vernichtungskämpfe gegen dieselbe in Frankreich zu betrachten.

Kaum hatte sich der Weinbau in Frankreich von dem durch den Rebenpilz (Oidium) hervorgebrachten Schaden erholt, als plötzlich in den verschiedensten Theilen des Landes die Reben abzusterben begannen, ohne daß sogleich ein Grund ersichtlich war. Eine von der Regierung eingesetzte Kommission schritt zur

Digitized by Google

Untersuchung der kranken Stellen und entdeckte ein in unzählbarer Menge an der Wurzel sitzendes kleines Insekt, welches sich in der Folge als die Ursache der Krankheit erwies. Dies war die erste Entdeckung der Reblaus in Europa. Man hatte nun die Ursache der Krankheit gefunden, aber ein wirksames Vertilgungsmittel des Insektes war noch zu suchen. Die Sache liegt nämlich in diesem Falle deshalb so schwierig, weil die Reblaus an den unterirdischen Theilen der Pflanze, den Wurzeln, lebt, also in der Erde, einem Medium, welches nur sehr schwer mit einem insektentödtenden Stoffe ganz durchtränkt werden kann. Lange Zeit suchte man nach Mitteln, welche das Insekt tödten sollten, ohne den Weinstock zu schädigen, aber bis heute ist ein solches trotz der größten Bemühungen nicht gefunden.

Man sah sich also genöthigt, auf andere Weise zu versuchen, ob man des Uebels Herr werden könne. Geeignete Desinfektions-Materialien fand man bald im Petroleum und Schwefelkohlenstoffe. Auf den als infizirt erkannten Gebieten wurden die Weinstöcke abgehauen und der Boden mit Petroleum und Schwefelkohlenstoff behandelt; hierbei breitet sich besonders der Dampf des letzteren in der Erde aus, durchzieht die feinsten Spalten des Erdreiches und vernichtet die Rebwurzeln mitsamt den daransitzenden Rebläusen.

Im Laufe der nachfolgenden Jahre zeigte sich nun bald, daß nicht Frankreich allein von dem Unheil betroffen worden, die Reblaus in seine Gaue eingeführt zu haben. Sie fand sich auch in Spanien, Portugal, Italien, Rußland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Deutschland, in Algier und im Kaplande, kurz in allen weinbautreibenden Ländern der Erde. Den Schaden, welchen das Insekt in den eigentlichen Weinbaugebieten anrichten kann, ersieht man u. a. aus einer Angabe Lalands, des Präsidenten der Handelskammer zu Bordeaux, welcher allein für das

Digitized by Google

Departement Gironde für das Jahr 1880 einen Verlust von 80 bis 100 Millionen Frks. berechnet. Ueberall versuchte man vorerst, wie in Frankreich, mittelst Petroleum und Schwefelkohlenstoff die Seuche zu bekämpfen. Leider mußte man aber bald in vielen Ländern dieses Verfahren einstellen, weil es sich zeigte, daß besonders in den Ländern Südeuropas, dem eigentlichen Gebiete des europäischen Weinbaues, die Reblaus bereits die Oberhand gewonnen hatte. Die bedeutenden bis dahin aufgewandten Kosten waren vergeblich gebracht, und der Weinbau jener Länder schien dem Untergange preisgegeben. Die einzige Möglichkeit, denselben zu erhalten, schien in einem Leben mit der Reblaus zu bestehen. Die Reblaus ist nämlich empfindlicher gegen Schwefelkohlenstoff, als die Wurzel des Weinstockes, und man konnte also durch Einbringen von geringen Mengen von Schwefelkohlenstoff in die infizirten Weinberge das gefährliche Insekt, wenn auch nicht ganz vernichten, so doch dezimiren, ohne die Weinstöcke zu schädigen. Ebenso ließ sich in den Ebenen durch längere Ueberschwemmung der Weingelände, in der Ruhezeit der Stöcke natürlich, das Thier in größerer Menge tödten; eine Anzahl Individuen überlebte diese Maßregel aber immer. Man fand auch, daß das Insekt sich in sehr sandigem Boden nur langsam vermehrte, und pflanzte die Reben in Sandboden an, bezw. brachte, wo es anging, Sand in die Weinberge. Doch auch diese sogenannten Kulturarverfahren erwiesen sich in der Folge als unzweckmäßig; sie ließen sich nicht in allen Bodenarten anwenden, erforderten eine nachfolgende sehr starke Düngung, durften kein Jahr unterlassen werden und waren dadurch sehr kostspielig.

Einzelne Länder, wie die Schweiz und Deutschland, sind bei dem Verfahren der direkten Vernichtung mit Petroleum und Schwefelkohlenstoff geblieben, da man bei der geringen Ausdehnung der infizirten Gebiete hofft, auf diese Weise der Seuche

Digitized by Google

Herr zu werden. Ob das für Deutschland gelingen wird, vermag man bis jetzt noch nicht zu sagen; es erheben sich schon Stimmen, welche die Unmöglichkeit darthun wollen.[7] Dem möchte ich mich, nachdem ich seit Jahren an den Untersuchungen der Reblaus-Kommission am Rheine theilgenommen und die Verhältnisse anderer Länder, wo man von der weiteren Verfolgung dieser Methode abstehen mußte, genauer kennen gelernt, nicht anschließen. Wenn wir auch in Deutschland zuletzt im Kampfe gegen die Reblaus den Kürzeren ziehen, so wird der Grund davon weniger in der vor der ersten Entdeckung unserer größeren Infektionsgebiete schon zu weit vorgeschrittenen Verbreitung des Insektes oder in der Lebensweise desselben zu suchen sein, als vielmehr in der Art und Weise der Ausführung der Untersuchungs-Arbeiten. Weiteres darüber mitzutheilen, ist hier nicht am Platze. In einer späteren Arbeit: Ueber die Reblausinfektion zu Leubsdorf a. Rh. werde ich meine Ansichten über diesen Punkt näher auseinandersetzen.

Der Weinbau Frankreichs und der anderen infizirten Länder Südeuropas schien also dem Untergange geweiht, oder doch die Rettung nur auf eine Weise möglich, welche nur für die besten und am theuersten bezahlten Weine noch irgend welche Rentabilität in Aussicht stellte; für die minderwerthigen Lagen konnte man sofort das Kulturarverfahren als unrentabel bezeichnen. „Man kennt bis jetzt noch kein praktisches und sicheres Mittel, dieser verderblichen Geißel Einhalt zu bieten," schrieb 1877 Millardet, der Professor der Botanik zu Bordeaux. Doch lag die Hülfe näher, als man dachte.

Die Reblaus ist, woran jetzt kaum noch Jemand zweifelt, aus Amerika mit amerikanischen Reben nach Europa eingeführt worden, und zwar erfolgten die ersten derartigen Rebbezüge zu der Zeit, als die Pest des Oidiums über die europäischen Weingefilde zog und die Blätter der amerikanischen Rebe sich

widerstandsfähiger gegen die Angriffe dieses Pilzes erwiesen. Weiterhin nahmen sich die Acclimatisations-Gesellschaften in besonderer Weise der Einführung ausländischer, neuer Reben an; unter anderem veranlaßte der Acclimatisations-Verein zu Berlin unseren rheinischen Landsmann Frhrn. von Gerolt, damaligen Preußischen Gesandten in Nordamerika, ihm amerikanische Reben zu besorgen.[2] Diese wurden in die verschiedensten Rebschulen vertheilt, in denen man dann auch nachher die Reblaus fand. Frhr. von Gerolt sandte aber auch amerikanische Reben nach Linz a. Rh. und ließ sie dort auf seiner Besitzung am Ockenfels anpflanzen. Von dieser Sendung stammen wahrscheinlich die heute ziemlich ausgedehnten Infektions-Bezirke zu Linz und an der unteren Ahr. So schaffte sich Europa, um dem einen Unheil zu entgehen, ein anderes, weit bedeutenderes ins Land; freilich wäre es Unrecht, denen, welche unbewußt an der Einführung der Reblaus mitgewirkt haben, irgend einen Vorwurf machen zu wollen. Andererseits muß dieses Vorkommniß aber zur größten Vorsicht bei der Einführung ausländischer Gewächse in unsere Kulturen mahnen. Durch Nichtbeachtung dieser Vorsicht hat man später mit amerikanischen Reben auch den die Reblaus an Schädlichkeit weit übertreffenden Pilz[11] des falschen Mehlthaues, die Perenospora viticola, eingeführt, was bei der nöthigen Vorsicht wohl hätte vermieden werden können.

In Frankreich machte man bald die Beobachtung, daß ein Theil jener amerikanischen Reben, welche inmitten der absterbenden Weingefilde standen, freudig weiter wuchs. Eine Untersuchung der Wurzeln zeigte, daß das Insekt auf denselben manchmal nur in geringer Anzahl vorhanden war und auch dann, wenn es zahlreicher auftrat, die Pflanze doch nicht schädigte, während die umstehenden europäischen Rebstöcke dem Untergange nahe waren.[3] Eingehendere Untersuchungen bestätigten überall die Thatsache, daß eine gewisse Anzahl der amerikanischen Reben,

Digitized by Google

aber nicht alle, den Angriffen der Reblaus nicht unterlag, und es entstand nun die Frage: Kann man diese Eigenschaft der amerikanischen Reben vielleicht zu Gunsten des europäischen Weinbaues irgendwie verwerthen?

Eine einfache Ersetzung der eingebürgerten europäischen Sorten durch Amerikaner erwies sich bei näherer Betrachtung als durchaus unthunlich; denn der den amerikanischen Weinen anhaftende eigenthümliche Geschmack mundet dem Europäer nicht, und es war, damals wenigstens, sehr fraglich, ob sich dieser Geschmack in Europa infolge der Kultur der Rebe verlieren, oder ob andererseits der Gaumen des Europäers sich an die amerikanischen Weine gewöhnen und die durch jahrhundertelange Kultur verfeinerten Sorten von Vitis vinifera vergessen würde.

Nachdem man sich von der Unmöglichkeit, auf diese Weise zu verfahren, überzeugt hatte, lag die Frage nahe: Können wir die Widerstandsfähigkeit der amerikanischen Rebe uns nicht so zu nutze machen, daß wir die als gut bekannten europäischen Sorten auf die Wurzeln der amerikanischen Reben aufpfropfen und so die Reblaus gleichsam schachmatt setzen? Diese Frage beschäftigte zur Zeit, als sie zum ersten Male aufgeworfen wurde, die Gedanken Aller, welche ein Interesse an dem Weiterbestande unseres europäischen Weinbaues hatten. Theoretiker und Praktiker äußerten bei den verschiedensten Gelegenheiten ihre Ansichten. Lalimant, einer derjenigen, welche zuerst die Bepbachtung von der Widerstandsfähigkeit der amerikanischen Reben machten, vertheidigte besonders die Möglichkeit der Veredlungen, während Andere, so Duchartre, als die Frage in einer besonderen Sitzung der Société centrale d'horticulture zu Paris zur Sprache kam, sehr daran zweifelten.[4] Die Ansichten über die Möglichkeit und den Vortheil der dauernden Wiederherstellung unserer Rebkulturen auf diese Weise waren seitdem getheilt und sind es auch heute

Digitized by Google

noch. Im allgemeinen jedoch haben wohl diejenigen, welche sich zu Gunsten dieser Methode ausgesprochen haben, Recht behalten.

Der Gedanke, Rebveredlungen auszuführen, ist nicht neu und auch nicht erst entstanden, als die Noth die Menschen zwang, auf Rettung zu sinnen. Schon in den 20er Jahren wurden diesbezügliche Versuche angestellt, sowohl in Deutschland als in Frankreich. Als Unterlage diente damals natürlich unsere einheimische Weinrebe. Zur Zeit, als der Mehlthau die Weinberge Frankreichs verwüstete, hatten aber auch schon einzelne Winzer Versuche mit amerikanischen Unterlagen gemacht; so erwähnt 1867 ein Herr Lucy,[5] daß ein durch jene Krankheit geschwächter, ganz etiolirter Stock seine ganze Kraft wiedererlangt habe, nachdem er auf eine amerikanische Wurzel (V. labrusca) gepfropft worden.

Nachdem der Gedanke, die Weinstöcke zu pfropfen, von neuem aufgetaucht war, begann man vielfach in Frankreich, Oesterreich und anderen Ländern sich mit der Sache zu beschäftigen. Die ersten dieser Versuche ergaben sehr ungünstige Resultate, was jedoch kaum zu verwundern ist, da man bei der Neuheit der Sache weder die praktischte Methode der Veredlungen, noch die nöthige Geschicklichkeit besaß. Diese mußten erst durch vielfache mühsame Versuche gewonnen werden, und darin hat man der Geisenheimer Lehranstalt, insbesondere Herrn Direktor Goethe, viel zu verdanken. Nichtsdestoweniger zeigte sich bald, daß trotz der großen Sorgfalt bei der Anfertigung der Veredlungen über kurz oder lang doch ein Theil der Reben abstarb, und daß weiterhin die Veredlungen doch nicht in dem Maße widerstandsfähig waren, wie man vermuthet hatte. Weitere ausgedehnte Versuche und eingehende wissenschaftliche Untersuchungen ließen auch die Ursache davon wenigstens theilweise auffinden.

Es würde zu weit führen, hier die widerstandsfähigen und

Digitized by Google

unterliegenden Arten aufzuzählen, insbesondere da die Widerstandsfähigkeit vieler noch unentschieden ist; ich werde mich vielmehr im Folgenden darauf beschränken müssen, die Ergebnisse der einschlägigen Untersuchungen vorzuführen.[6]

Es ist bekannt, daß bei dem Aufpfropfen von Edelreisern auf die mannigfachsten Verhältnisse Rücksicht zu nehmen ist. Sehen wir ab von solchen Fragen, welche, wie etwa die nach dem Grade des gegenseitigen Einflusses von Unterlage und Edelreis,[8] noch immer einer endgültigen Erledigung harren, so wissen wir doch andere auf Grund zahlreicher Beobachtungen bis zu einem gewissen Punkte von vornherein zu beantworten. So ist bekannt, daß eine gewisse Verwandtschaft in anatomischer und physiologischer Hinsicht zwischen den beiden Gliedern bestehen muß, damit überhaupt eine Verwachsung der beiden gewaltsam zusammengefügten Theile stattfindet; ferner ist das Anwachsen oft von der Art und Weise, wie die beiden Glieder vereinigt werden, abhängig, und weiterhin ist zu beachten, daß manche Veredlungen besser anwachsen, wenn sie in der Ruheperiode der Pflanze, andere, wenn sie zur Zeit des Wachsthums vorgenommen werden. Außerdem dürfen auch ganz besonders die Bodenverhältnisse nicht außer Acht gelassen werden, insofern ihnen nämlich die Unterlage angepaßt sein muß.[12] All' diese bei den Veredlungen überhaupt in Betracht kommenden Fragen treten uns bei den Rebveredlungen wieder entgegen, und, da der bis dahin hierüber vorliegenden Versuche nur sehr wenige waren, so konnten Mißerfolge nicht ausbleiben.

Es zeigte sich außerdem bald, daß die als widerstandsfähig gepriesenen amerikanischen Reben anscheinend doch nicht so sehr widerstandsfähig waren, denn in manchen Gebieten gingen die veredelten Stöcke durch die Phylloxera bald zu Grunde; in anderen Gegenden aber widerstanden sie ihrem Angriffe. Auch solche veredelte Stöcke gingen zu Grunde, deren Unterlage

Digitized by Google

ungepfropft sich als vollständig widerstandsfähig gezeigt hatte Was ist der Grund davon?

Wir kommen so auf die Frage: Welches ist denn eigentlich die Ursache der Widerstandsfähigkeit der amerikanischen Reben? Bedingen die anatomischen oder physiologischen Verschiedenheiten zwischen unserer Vitis vinifera und den amerikanischen Arten von Vitis die große Widerstandsfähigkeit der letzteren, oder liegt dies etwa nur in der größeren Kraft des Wachsthums der ganzen Pflanze und insbesondere der Wurzeln? Untersuchungen in dieser Richtung sind bisher leider nur wenige angestellt worden,[9] und diese haben ein bestimmtes Resultat nicht ergeben. Ich selbst habe vor 3 Jahren eine Untersuchung in dieser Hinsicht unternommen, mußte aber lediglich aus Mangel an ausreichendem Material dieselbe einstellen. Eine Ausführung ist eben nur dort möglich, wo man das Untersuchungs-Material frisch den Stöcken entnehmen und gleichzeitig das ganze Wachsthum derselben in Betracht ziehen kann. Sollten weitere Untersuchungen ergeben, daß das stärkere Wachsthum die Ursache der größeren Widerstandsfähigkeit ist, so würde sich daraus leicht das Unterliegen vieler Veredlungen ableiten lassen. Einerseits wird nämlich infolge der Veredlung die Zufuhr der in den Blättern gebildeten Assimilations-Produkte zu den Wurzeln sehr gehemmt, andererseits geben wir in dem besonderen Falle der Rebveredlungen einer Wurzel, die an große, stark assimilirende Blätter gewöhnt ist, durch Aufpfropfen unserer Vitis vinifera weit kleinere Assimilationsflächen, und da zwischen Wurzeln und Blättern immer ein bestimmtes Verhältniß stattfindet, so muß bei einer Verminderung des einen Faktors, in diesem Falle der Blätter, auch der andere Faktor, die Wurzeln, reduzirt und in seinem Wachsthum gehemmt werden. Doch ist, wie gesagt, die Frage nach dem Grunde der Widerstandsfähigkeit der amerikanischen Reben noch eine offene; gleichwohl verdiente sie eine eingehendere Untersuchung.

Digitized by Google

Das Unterliegen gepfropfter Weinstöcke könnte weiterhin gesucht werden in der Wahl unpassender Unterlagen. Es ist noch lange nicht gleich, welche Spezies man für eine bestimmte Lage wählt, denn, wie das Klima und der Boden in dem großen Bereiche Nordamerikas sehr verschieden ist, so sind auch die verschiedenen, den jeweiligen Verhältnissen ihres Vaterlandes angepaßten Reben nur in solchen Lagen zu verwenden, welche ihrem natürlichen Standorte entsprechen. Eine wild auf trockenen Felsen vorkommende Art wird, wenn in feuchten Lehmboden versetzt, in diesem ihr nicht zusagenden Medium im Wuchse zurückbleiben, geschwächt und so den Angriffen des Insektes sehr zugänglich werden. Ein Gleiches gilt von Reben, die an feuchten, tiefgründigen Boden angepaßt, an trockene, steinige Bergabhänge angepflanzt würden.[10] Es ist ferner bekannt, daß Edelreis und Unterlage zu einander passen müssen, und daß aus unbekannten Gründen eine Sorte auf der einen Unterlage freudig fortwächst, auf einer anderen nur schwer ihr Fortkommen findet.

Wenn also ein großer Theil der bisher mit gepfropften Weinstöcken bepflanzten Weinberge zurückgegangen ist, so wird dies an der Nichtbeachtung der eben geschilderten Thatsachen liegen. Wenn man erst die für die einzelnen Lagen geeigneten und die gleichzeitig zu den verschiedenen Sorten passenden Unterlagen aufgesucht oder, wovon ich nachher noch reden werde, herangezogen hat, so wird der Ausfall durch Nichtanwachsen der Veredlungen, sowie ein späteres Absterben der Weinstöcke in größerem Maßstabe nicht mehr stattfinden. In Frankreich hat man in dieser Richtung schon glänzende Erfolge erzielt. „Die Anwendung von amerikanischen Reben", sagt Tisserand in einem Berichte in dem Compte rendu des traveaux du service du phylloxera vom Jahre 1887, „verbreitet sich mehr und mehr. Man kann sagen, daß wohl jedes Jahr einen neuen

Digitized by Google

Fortschritt mit sich bringt und ein neues Licht verbreitet über die Fragen der Anpassung an den Boden und diejenigen Sorten, die für das Land am geeignetsten sind. Die Veredlung auf widerstandsfähige Unterlagen verbreitet sich mehr und mehr, und so wird die Erhaltung unserer alten Rebkultur gesichert."

Eine Zusammenstellung in dem Compte rendu du service du phylloxera 1888/89 zeigt, daß in Frankreich die Bepflanzung mit amerikanischen Reben betrug: 1881 in 17 Dep. 8904 ha; 1883 in 28 Dep. 28012 ha; 1885 in 34 Dep. 75292 ha; 1888 in 43 Dep. 214787 ha und 1889 in 44 Dep. 299801 ha. Um den Weinbau zu heben, bestimmte ein Gesetz vom 1. Dezbr. 1887, daß die Grundstücke, welche in den verseuchten Distrikten neu mit Reben angelegt werden, während 4 Jahre von der Grundsteuer befreit sind. Die Wohlthat dieses Gesetzes kam 1888 4270 Gemeinden mit 331335 Weinbergs-Parzellen (108390 ha Inhalt) zu gute, und die Entlastung der Gemeinden betrug dadurch 1599417 Frks.

Es zeigte sich nun bald, daß, abgesehen davon, daß dort vorerst nur auf die angegebene Weise eine Weiterkultur des Weinstockes möglich ist, die Erträge der gepfropften Stöcke die der kräftigsten, reblausfreien, unveredelten nicht unbedeutend, oft um $^1/_3$ übertrafen. Dies kam jedoch keineswegs überraschend, denn es ist bekannt, daß überhaupt gepfropfte Gewächse viel reichlicher blühen und Früchte tragen, als solche, welche dieser Behandlung nicht unterworfen wurden. Die absteigenden Assimilations-Produkte werden durch die Veredlungsstelle an einer schnellen Weiterwanderung zu den Wurzeln gehindert und so die oberirdischen Theile, allerdings zu Ungunsten der Wurzeln, bevorzugt. Die Veredlung wirkt in diesem Falle ähnlich, wie der sogenannte „Ringelschnitt". Es liegen Mittheilungen über die Erträge aus Weinbergen, die mit gepfropften Reben besetzt sind, vor.[13] In Pézenas (Hérault) lieferte ein solcher in

Digitized by Google

steinigem, kalkreichem Boden mittlerer Güte, der mit 4jährigen Veredlungen von Aramons auf Riparia-Unterlage bepflanzt war, 1887 pr. Hektar 280 Hektoliter. Ein in der Nähe liegender Weinberg, welcher aber erst 3 Jahre alt war, auch auf Riparia veredelt, lieferte 1887 eine noch bedeutendere Ernte.

Millardet, einer jener französischen Forscher, welche sich in hervorragender Weise um die Wiederherstellung der Weinberge mit amerikanischen Reben verdient gemacht haben, und dessen noch weitergehende interessante Versuche wir nachher kennen lernen werden, erwähnt in seinen Arbeiten eine ganze Reihe von Beispielen derartiger Produktions-Steigerung durch die Veredlungen. Nach diesem Autor waren 1888 in den Departements Gard, Hérault und Var bereits mehr, wie $^2/_3$, durch Veredlungen wiederhergestellt, und in zwei weiteren Jahren werde auch das letzte Drittel wieder Erträge liefern.

Millardet sagt nach einer Schilderung des trübseligen Aussehens der abgestorbenen Weinfilde vor 10 Jahren von dem heutigen Stande: „Welche Veränderung erblicken wir heute! Der Boden ist allenthalben bebaut. Sehr große Strecken, besonders in den Ebenen, sind wieder bepflanzt. Von Gelände zu Gelände stehen schlankere Stöcke, Unterlagen, welche den kommenden Frühling erwarten, um das Edelreis, die europäische Rebe, aufzunehmen. An Stelle der Verwüstung ist eine lachende Vegetation, an Stelle der trüben Niedergeschlagenheit eine frohe Thätigkeit, an Stelle des wirthschaftlichen Niederganges ein neuer Wohlstand getreten.“

Die veredelten Reben liefern höhere Erträge, wie wir vorhin gehört, aber sie theilen mit anderen veredelten Bäumen sicherlich auch das Schicksal einer kürzeren Lebensdauer, als nicht gepfropfte. Wenn aber auch die gepfropften Rebstöcke $^1/_3$, oder auch noch mehr, an ihrer Lebensdauer einbüßen, dafür aber in dieser kürzeren Zeit $^1/_3$ oder mehr Ertrag liefern, so ist doch der

Digitized by Google

Gewinn der Winzer unverkennbar, indem sie ja so in kürzerer Zeit ein größeres Kapital aus ihren Weinbergen ziehen.

Auch in anderen Ländern ist man, nachdem sich die Maßregeln zur direkten Vernichtung des Insektes als weiter unausführbar herausstellten, zur Anpflanzung von amerikanischen Reben übergegangen, so in Spanien, Portugal, Italien und Oesterreich-Ungarn.[15]

Ob es sich lohnt, in Deutschland in größerem Maßstabe Veredlungen der Weinberge auszuführen, ist fraglich; wegen der Reblaus scheint mir dies vorerst nicht nothwendig. Vor größeren derartigen Anpflanzungen muß man abrathen; denn abgesehen von der Gefahr der Verschleppung der Reblaus, besitzen wir noch keine für unser Klima erprobten Unterlagen und wissen noch gar nicht, wieviel Prozent unter Umständen durch das Erfrieren der aufgesetzten Edelreiser in unseren Wintern zu Grunde gehen können. Des Versuches halber möchte es sich gleichwohl empfehlen, mit kleineren Anpflanzungen vorzugehen, damit wir im Falle, daß die Reblaus doch in unseren Weinbergen die Oberhand gewinnen sollte, nicht allzuweit mit den Versuchen zurück sind. Etwaige Anlagen derart dürfen aber, wenn sie auch von intelligenteren Weingutsbesitzern in Angriff genommen werden sollten, nicht diesen allein überlassen bleiben, sondern der Staat muß durch Fachleute dieselbe anordnen und überwachen lassen, denn nur dann erhält man Resultate von Werth, mit denen man bei weiteren Versuchen rechnen kann.

So ist also durch Veredlung der eingebürgerten europäischen Rebsorten auf die Amerikaner die Reblausfrage bis zu einem gewissen Grade gelöst. Man hat das Insekt nicht direkt getödtet, sondern ihm durch Entziehung des günstigen Nährbodens die Möglichkeit, sich stärker zu vermehren und den Weinbau zu schädigen, genommen.

Der große Werth, welchen die amerikanische Rebe für den

Digitized by Google

Weinbau Europas hat, liegt aber nicht allein darin, passende Unterlagen zu Veredlungen zu liefern, sondern es eröffnet sich auch eine viel weitergehende Perspektive, nämlich die, durch Bastardirung (Hybridisation) der widerstandsfähigen amerikanischen Rebe mit den bei uns eingebürgerten Sorten von Vitis vinifera solche Reben zu erziehen, welche im Besitze einer widerstandsfähigen Wurzel Trauben liefern, welche den bisher bei uns gezogenen gleich sind. Dahin zielende Versuche wurden besonders in Frankreich angestellt, und es ist nach jahrelanger mühsamer, auf wissenschaftlicher Grundlage fußender Arbeit gelungen, solche direkt, d. h. ohne Anwendung einer Pfropfung, gute Weine liefernden Stöcke, sogenannte producteurs directs, zu erziehen.

Ein Jeder, der sich mit der Zucht von Hybriden irgendwie befaßt hat, weiß, wie schwierig dieselbe oft auszuführen ist und wie sehr dem Zufalle der Erfolg überlassen werden muß. Wir kennen eben trotz unserer, besonders in dem letzten Jahrzehnte so weit fortgeschrittenen Kenntniß vom Baue und dem Leben des pflanzlichen Organismus von den Vorgängen bei der Befruchtung, deren Wesen in letzter Instanz auf der Vereinigung zweier Zellkerne, den Trägern der erblichen Eigenschaften des Organismus und wahrscheinlich auch der sogenannten Zentralkörper beruht, doch noch lange nicht die Gesetze, nach welchen gewisse Eigenschaften vererbt werden, und auch so geistreiche Theorien, wie die Nägelis oder Weismanns, verschaffen uns keinen Einblick in jene Vorgänge.

So waren diejenigen, welche sich an die Hybridisation der Reben heranwagten, ganz aufs Versuchen angewiesen. Unzweifelhaft die erste Stelle unter denjenigen, welche jahrelange, mühevolle Arbeit auf die Hybridisation der Reben verwandt, endlich aber auch mit Erfolg gekrönt sahen, nimmt der schon oft genannte Professor der Botanik zu Bordeaux, Millardet, ein.

Digitized by Google

Wer die Arbeiten dieses Forschers, welche nicht dazu dienen sollten, rein wissenschaftliche Fragen, sondern solche von hervorragend praktischer Bedeutung zu lösen, verfolgt hat, der muß staunen über die große Arbeitskraft, welche aufgewandt, und über die Geduld, mit welcher Tausende von Hybriden nach bestimmtem Plane gezogen und untersucht wurden, bis das Ziel erreicht war. Nach dem Vorgange Millardets machten auch bald Andere Hybridisations-Versuche.

Auch bei uns in Deutschland blieb der Weg nicht unbetreten, wenn auch bisher der Erfolg noch unbedeutend gewesen ist. Derartige Versuche wurden angestellt in Geisenheim, von Oberlin in Beblenheim (Ober-Elsaß) und W. Rasch in Oestrich (Rheingau).

Ich erwähnte schon früher, daß nicht alle sogenannten amerikanischen Reben in gleicher Weise widerstandsfähig seien, und da nun die verschiedenen Sorten unter den verschiedensten Bezeichnungen bekannt waren und man eine genaue Beschreibung der einzelnen nicht besaß, so unternahm Millardet zunächst eine wissenschaftliche Bearbeitung aller in Frankreich eingeführten amerikanischen Reben. Die zu diesem Zwecke angestellten Untersuchungen brachten nun in überraschender Weise Klarheit darüber, weshalb unter jenen Reben die einen widerstandsfähig gegen die Phylloxera waren, die anderen nicht. Es ergab sich nämlich, daß jene Eigenschaft streng erblich ist. Die reine Vitis riparia widerstand unter allen Umständen, andere, welche weniger widerstandsfähig waren, ergaben sich als Bastarde zwischen ganz resistenten, und solchen, die unterlagen. Millardet suchte zunächst durch Hybridisation der amerikanischen Reben unter sich für gewisse Oertlichkeiten geeignete Unterlagen zu erziehen. Die glücklichen Erfolge in dieser Hinsicht regten zu dem Versuche an, durch Kreuzung der widerstandsfähigen amerikanischen Rebe mit Sorten von Vitis vinifera sogenannte direkt produzirende Weinstöcke zu erziehen.

Digitized by Google

Als allerdings unbrauchbare Hybriden dieser Art hatten sich schon früher einige der aus Amerika bezogenen Reben erwiesen. Schon Bouché [16] sprach 1866 nach Besichtigung der von Frhrn. von Gerolt für den Acclimatisations-Verein zu Berlin gesandten Reben die Ansicht aus, daß dies Bastarde von nordamerikanischen Trauben und unseren Reben seien. „Nach dem Aussehen des Holzes und der Augen zu urtheilen, scheinen es Bastarde der nordamerikanischen Isabella-Traube und unserer Rebsorte zu sein. Bekanntlich gelang es den in Amerika eingewanderten Winzern nicht, die aus Europa nach Amerika übergesiedelten Sorten mit Erfolg zu kultiviren, da klimatische Verhältnisse hindernd entgegentraten, weshalb man Bastarde zwischen unseren und den in Amerika heimischen Sorten zu erziehen versuchte, und zwar mit besserem Erfolge. Von der Isabella- oder Fuchstraube, Vitis vulpina, besitzt man in Nordamerika schon seit langer Zeit eine Menge guter Sorten; der daraus gekelterte Wein hat aber einen unangenehmen Beigeschmack, den die Bastarde nicht besitzen sollen. Die Sendung von Weinsechsern scheint daher eine werthvolle zu sein." Dieselbe Ansicht wurde später auch von Planchon nach seiner Rückkehr aus Amerika, wohin er 1873 von der französischen Regierung zum Studium der amerikanischen Reben gesandt worden, geäußert, und er setzt hinzu: „Demnach wäre es möglich, daß es uns durch Bastardirung und Zuchtwahl gelänge, Rebsorten zu gewinnen, die wohl geeignet sind, sowohl der Krankheit Widerstand zu leisten, als auch einen gut verkäuflichen Wein zu liefern."

Die Thatsachen, welche über die Hybridisation im allgemeinen und über das weitere Verhalten der Bastarde in den folgenden Generationen bekannt sind, lassen sich kurz folgendermaßen zusammenfassen: [17] Wenn durch gegenseitige Befruchtung zweier distinkter Spezies ein Bastard erzeugt wird, so steht derselbe in

Digitized by Google

seinen Eigenschaften im allgemeinen in der Mitte zwischen seinen beiden Erzeugern. In den folgenden Generationen aber, seien dieselben nun auf geschlechtlichem Wege erzeugt oder ungeschlechtlich durch Ableger, bleibt dieser Mischling in seinen Eigenschaften nicht konstant, sondern er beginnt, entweder ganz, oder in einzelnen Theilen, auf eine der elterlichen Formen zurückzuschlagen. Wir kennen weder den Grund hiervon, noch irgend ein Gesetz, nach welchem dieser Rückschlag erfolgt. „Ein Bastard ist ein lebendes Mosaikwerk," sagt Naudin, „an welchem das Auge die verschiedenen Elemente nicht zu unterscheiden vermag," ein Vergleich, der nach den neueren Untersuchungen über die Vorgänge bei der Zell- und Kerntheilung als sehr passend bezeichnet werden kann. So können wir, um uns überhaupt eine Vorstellung von dem sogenannten Rückschlag zu machen, annehmen, daß in dem einen Theile der Pflanze plötzlich die von dem einen Erzeuger herrührenden Theile des Mosaikwerkes ein Uebergewicht erhalten, in einem anderen Theile diejenigen des anderen Erzeugers.

Fälle von Rückschlag hat ein Jeder von uns schon beobachtet: sie treten auf bei der Vermehrung durch Samen bei unseren Florblumen, sie finden sich als „Rückschlag zur Urform", wie man gewöhnlich sagt, in den Knospen der Bäume und Sträucher unserer Gärten.

Außer diesen Rückschlagerscheinungen treten bei Bastarden oft auch ganz neue Merkmale auf, welche keiner der beiden Elternformen zukamen, oder wenigstens äußerlich an jenen nicht erkennbar waren: die Pflanze beginnt zu variiren. Die Variabilität ist eine Erscheinung, welche wir bei allen Kulturpflanzen finden. Bei den wildwachsenden Gewächsen tritt sie in weit geringerem Maße auf. Sobald wir aber eine Pflanze aus ihren natürlichen Lebensbedingungen herausnehmen, ihr eine besondere Pflege angedeihen lassen, sie unter andere neue Lebensbedingungen bringen, so beginnt sie bald in ihren verschiedenen

Digitized by Google

Theilen zu variiren, das anfangs feste, unveränderliche Gebilde scheint sich in viele aufzulösen. Sorauer sagt zutreffend:[18] „Die Kulturpflanzen sind wie Wachs, das in der Hand durch Kneten warm und weich geworden ist und jetzt mit großer Leichtigkeit sich formen läßt; es fehlt uns zur Erlangung der gewünschten Form nur an Geschicklichkeit und Werkzeug."

Auf der Variabilität beruht die Möglichkeit der Zuchtwahl. Wir können durch fortwährende Auslese und Weiterkultur der mit einer gewünschten Eigenschaft versehenen Individuen diese Eigenschaft allmählich zur vorherrschenden machen und zuletzt fixiren. Diese Auswahl muß aber durch viele Generationen mit unermüdlicher Geduld fortgesetzt werden. Alle unsere Florblumen, Frucht- und Nutzpflanzen sind auf diese Weise, die seit urdenklichen Zeiten, wenn auch ohne Methode, vom Menschen angewandt wird, gewonnen worden.

Sehen wir nun zu, was sich hiernach für die Versuche bei der Hybridisation der Reben ergeben wird. Das Produkt der Kreuzung einer amerikanischen widerstandsfähigen Rebe mit unserer europäischen Sorte wird in der ersten Generation, als in der Mitte zwischen beiden stehend, ein weniger widerstandsfähiges, schlechtere Trauben tragendes Individuum sein; denn die amerikanische Wurzel ist durch die Zumischung der Elemente von Vitis vinifera in ihrer Widerstandsfähigkeit geschwächt worden. Andererseits hat auch die Eigenschaft der Früchte unserer Kultursorte durch die Elemente der amerikanischen Rebe eine Verschlechterung erfahren. Das Produkt der ersten Generation ist also wahrscheinlich in keiner Weise brauchbar. Kultiviren wir diesen Bastard aber weiter, so wird nach dem oben Gesagten in der 2., 3. oder sicher in einer der folgenden Generationen ein Rückschlag eintreten. Es werden einzelne von den Hybriden ganz auf die väterliche, andere ganz zur mütterlichen Seite zurückschlagen, einzelne werden aber auch in ihren verschiedenen

Digitized by Google

Theilen verschieden zurückschlagen, und wenn dann der Fall eintritt, daß ein Individuum in seinen Wurzeln und Blättern ganz zur amerikanischen Sorte mit vollständig widerstandsfähigen Wurzeln, in ihren Trauben aber ganz zur europäischen Kultursorte zurückkehrte, so wäre das gewünschte Ziel erreicht. Dann ist ein neuer Weinstock gezogen, der ohne weiteres zur Anpflanzung in den verseuchten Gebieten dienen kann.

Die Schwierigkeiten, welche sich beim Betreten dieses Weges einstellen könnten, wurden von denen, welche sich jenes Ziel gesteckt hatten, nicht verkannt, aber das schreckte sie nicht zurück, dienten die Versuche doch dazu, ganzen verarmten Gemeinden wieder zu Wohlstand zu verhelfen, und außerdem liegt auch ein für einen Forscher ganz eigenthümlicher Reiz darin, die Natur zu zwingen, das herzustellen, was sie uns aus freien Stücken verweigert. Millardet sagt an einer Stelle, wo er nach Erreichung jenes Zieles über die Hybridisation spricht:[19] „Wenn der Ingenieur mit Interesse jene komplizirten Maschinen prüft, mit welchen der Mensch die rohen Naturkräfte seinem Willen unterthan gemacht hat, so betrachtet in der That der Naturforscher stets mit neuem Staunen jene wunderbaren Maschinen, welche die organischen Wesen bilden, die Thiere und die Pflanzen. Es ist ohne Zweifel schon viel, ihre Organe zu kennen und in deren geheimnißvollste Thätigkeit eingeweiht zu sein, und der Naturforscher, welcher zugleich Philosoph ist, findet in dieser Forschung eine hohe Befriedigung. Aber scheint es nicht, daß es für den, der sich voll und ganz damit beschäftigt, ein noch höheres Vergnügen giebt, nämlich dasjenige, jene blinden und kaum bekannten Kräfte der Natur zu lenken und der Ausführung seiner Zwecke dienstbar zu machen?"

Einen Begriff von der Größe der Arbeit, welche Millardet im Verein mit De Grasset leistete, giebt uns die Thatsache, daß sie in 7 Jahren über 10000 Hybriden erzogen, von denen

Digitized by Google

jede einzelne genau bezeichnet war, so daß zu jeder Zeit festgestellt werden konnte, welche Sorten an ihrem Zustandekommen mitgewirkt, wieviel Blut, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, von amerikanischen Reben, und wieviel von Vitis vinifera-Varietäten in ihnen vorhanden war. Durch Benutzung dieser Bastarde bei weiteren Kreuzungen gelang es ihm, Rebsorten zu erziehen, welche die Merkmale von 4, 5 und mehr Spezies in sich vereinigen.[20] Jede einzelne Hybride mußte sodann zur Untersuchung ihrer Widerstandskraft in ein reblausverseuchtes Gebiet gepflanzt und gleichzeitig in Bezug auf ihre Früchte beobachtet werden. Von anderen Züchtern wurden gleichfalls Tausende von Bastarden gezogen.

Die Ergebnisse dieser Arbeiten haben, wie gesagt, die Hoffnungen nicht getäuscht. Im Jahre 1887 konnte Millardet auf dem Weinbau-Kongresse zu Bordeaux eine Weinrebe vorführen, welche, eine Hybride von Vitis rupestris (einer widerstandsfähigen amerikanischen Sorte) und der Sorte Pedro Ximenes, im Jahre 1882 erzeugt, 1883 ausgesät und seitdem beobachtet, in ihren Blättern ganz der amerikanischen rupestris glich, deren 16 cm lange Trauben aber den Charakter der Pedro Ximenes trugen. Wenn es damals noch dahingestellt bleiben mußte, ob sie auch die Wurzeln der Vitis rupestris besitze, so bestätigte die nachherige Untersuchung das Vorhandensein derselben. Millardet, De Grasset und ein anderer Herr konnten sie erklären als „vollständig widerstandsfähig gegen die Phylloxera“.

Was den Geschmack des Weines von dieser Hybride und zahlreicher anderer Bastarde anbetrifft, so ist jetzt hinreichend festgestellt, daß der den amerikanischen Weinen eigenthümliche Geschmack sich allmählich verliert und in einzelnen dieser „direkt produzirenden“ Reben jetzt schon nicht mehr wahrzunehmen ist. Während 1884 die Weine der „producteurs directs“ noch einen unnatürlichen widerlichen Geschmack besaßen, waren 1887 bei

Digitized by Google

einer allgemeinen Preisbewerbung zu Paris aus dem Departement Gard schon 30 Sorten als gut oder sehr gut zu bezeichnen, von denen einzelne wegen ihrer besonderen Kraft und Frische gelobt wurden. Auf der Ausstellung zu Paris im vergangenen Jahre 1889 war die Zahl der brauchbaren Weine schon eine sehr ansehnliche.

Wir können also sagen, daß die Frage der Wiederherstellung der durch die Reblaus zerstörten Weinberge im Prinzip wenigstens gelöst ist, wenn auch bis zur Erziehung der für jede Lage und Bodenart geeigneten Reben und bis zur vollständigen Wiederbepflanzung der Weingefilde noch längere Zeit vergehen wird.

Auch in anderen Ländern ist man bemüht, derartige „direkt produzirende“ Reben zu erziehen, und man setzt allgemein große Hoffnungen auf deren Herstellung; so äußert sich Oekonomierath Goethe zu Geisenheim in seinem Berichte über eine Reise nach Oesterreich-Ungarn zur Prüfung der dortigen Reblausverhältnisse: „Gelingt es, sogenannte producteurs directs zu erziehen, die einen brauchbaren Wein liefern, so kann man der Zukunft mit größerer Ruhe entgegensehen, auch wenn der erzielte Wein nicht I. Qualität sein sollte.“

Auf diese Weise hat man also einen der gefährlichsten Parasiten, der das National-Vermögen Frankreichs allein um viele Milliarden geschädigt hat und dessen Bekämpfung durch direkte Vernichtung sich als völlig unausführbar erwies, auf indirekte Weise dadurch unschädlich gemacht, daß man die betreffende Pflanze mit solchen Eigenschaften versah, welche dem Insekte das Leben auf ihr unmöglich machen.

Da ein großer Theil der amerikanischen Reben auch dem Mehlthau und den Angriffen der so gefährlichen Perenospora nicht unterliegt, so ist gleichzeitig, da die Hybriden die Blätter der amerikanischen Reben besitzen, die Gefahr für diese beiden Parasiten beseitigt. So konnte Millardet im Jahre 1888 in

Digitized by Google

seinen Notes einem Kapitel die Ueberschrift geben: „Phylloxera und pflanzliche Parasiten, besiegt durch die Hybridisation" und am Schlusse sagen: „So wird das Jahr 1887 in der Geschichte der schlimmen Tage unseres Weinbaues, unserer schweren Befürchtungen und unseres Kampfes gegen die fürchterlichen Geißeln, welche unseren Weinbau seit 20 Jahren getroffen haben, ewig denkwürdig bleiben. Dem Umstande, daß wir Bastarde zwischen unseren Rebstöcken und den amerikanischen hergestellt haben, verdanken wir es, daß wir jetzt vollkommen sicher sind, gleich in der ersten Generation einerseits Unterlagen von sicherer Widerstandsfähigkeit und leichterem Anpassungs-Vermögen zu gewinnen, als die, welche wir jetzt besitzen, andererseits auch „direkt produzirende" Reben zu erhalten, die, widerstandsfähig gegen Reblaus und die gefährlichsten pflanzlichen Parasiten, zugleich im stande sind, Weine von ganz gutem Geschmack zu liefern. Von jetzt an muß in der That die Richtigkeit der uns zum Ziele führenden Methode als völlig erwiesen angesehen werden. Was gemacht worden ist, kann auch wieder gemacht werden, und, ich will noch mehr sagen, man wird es sicherlich wieder machen."

Die Ergebnisse jener mühevollen Arbeiten zahlreicher Forscher, denen das Wohl ihrer Mitbürger am Herzen lag, treten uns in allen Weingeländen Frankreichs, die von der Reblaus heimgesucht sind, entgegen; überall nimmt der Weinbau einen freudigen Aufschwung. In der Charente inférieure stieg [21] die mit französischen Reben bepflanzte Fläche von 2616 ha (1891) auf 3471 ha (1890); die mit veredelten amerikanischen Reben bepflanzte Fläche von 704 ha (1889) auf 1396 ha (1890); die mit direkt produzirenden Reben bepflanzte Fläche von 313 ha (1889) auf 559 ha (1890). Dagegen ging zurück die durch Schwefelkohlenstoff (im Kultural-Verfahren) behandelte Fläche von 468 ha (1889) auf 286 ha (1890); die durch Unterwasser-

setzen (im Kultural-Verfahren) behandelte Fläche von 293 ha (1889) auf 24 ha (1890).

Ich habe den Kampf gegen die Reblaus und die eigenthümliche Art, wie der Mensch sich zum Sieger in demselben machte, deshalb ausführlicher geschildert, weil dies überhaupt das erste Mal in der Pflanzenheilkunde war, wo man zur Methode der indirekten Bekämpfung eines Parasiten schritt, während bei der Heilkunde des Menschen jener Weg schon seit längerer Zeit mit Erfolg dadurch betreten wurde, daß man durch Impfung den Körper gegen die Infektions-Krankheiten immun zu machen sucht.

Es drängt sich uns nach den obigen Betrachtungen die Frage auf: Können wir nicht auch andere Pflanzen, welche derartigen Krankheiten unterworfen sind, in ähnlicher Weise, wie den Weinstock, schützen? — Welche Perspektive sich den Forstleuten durch die eben geschilderten Versuche eröffnet, darauf hat Forstassessor Dr. Möller[22] schon hingewiesen.

Wie schon im Anfange erwähnt, giebt es keine, in größerem Maßstabe kultivirte Pflanze, welche nicht unter den Angriffen eines Parasiten des Thier- oder Pflanzenreiches zu leiden hätte. Alle Methoden, welche zur Unterdrückung derartiger Schädlinge angewandt wurden, gehen darauf hinaus, die schädigenden Organismen direkt zu vernichten. Daß es noch niemals gelungen ist, einen Parasiten gänzlich zum Absterben zu bringen, und daß dies ganz unmöglich ist, wurde auch schon dargelegt. Gegen das Oidium müssen wir heute noch die Weinstöcke durch Bestreuen mit Schwefel schützen; die Perenospora viticola, der sogenannte falsche Mehlthau, muß durch jährlich wiederholtes Bespritzen mit Kupfervitriol an der Ausbreitung gehindert werden; die direkte Vernichtungsarbeit der Reblaus wird auch bei uns in ihrem Erfolge immer zweifelhafter; die Blutlaus kann trotz der unzähligen Mittel, welche angepriesen und angewandt werden,

Digitized by Google

doch kaum in Schranken gehalten werden, und so könnte man den größten Theil der wichtigeren Nähr- und Nutzpflanzen durchgehen und zeigen, daß sie von Schmarotzern in ihrer Existenz bedroht werden.

Die Bekämpfung der Reblaus durch Hybridisation war nur möglich durch das Vorhandensein der amerikanischen Rebe mit widerstandsfähigen Wurzeln. Wir müßten also nachsehen, ob sich unter den anderen Kulturpflanzen auch Fälle auffinden lassen, wo die eine Spezies von einem Parasiten zu leiden hat, während eine ganz nahestehende frei davon bleibt.

Es läßt sich nun in der That eine ziemliche Anzahl derartiger Fälle angeben. Ich will einige mittheilen. Nach De Bary lebt die Perenospora infestans, der Kartoffelpilz, nur auf amerikanischen Solaneen, auf den europäischen vermag er nicht zu vegetiren. Bouchardat erwähnt,[23] daß eine Reihe von Trauben-Varietäten vom Oidium frei blieb, während andere dicht danebenstehende zu Grunde gingen; nach den verschiedenen Angaben in Gardners Chronikl sind bei den Pfirsichen die Varietäten mit drüsigen Blättern dem Mehlthau weit weniger unterworfen, als die mit nicht drüsigen Blättern. Eine sehr bekannte Erscheinung ist die, daß einzelne Apfelsorten von der Blutlaus sehr zu leiden haben, andere weniger oder gar nicht; der Winter-Majetin besitzt nach Lindley die konstitutionelle Eigenthümlichkeit, von der Schildlaus nicht angegriffen zu werden, und der genannte Forscher giebt an, daß dieser Apfel auch dann frei davon blieb, wenn er auf eine davon affizirte Unterlage gepfropft worden war.[24] Worin das verschiedene Verhalten dieser verwandtschaftlich so nahestehenden Pflanzen seinen Grund hat, darüber haben wir ebensowenig Klarheit, wie über den Grund der Widerstandsfähigkeit der amerikanischen Reben gegen die Reblaus.

Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß unter den vielen Tausenden von Mitteln, welche gegen die Reblaus angepriesen

Digitized by Google

worden sind, auch solche sich finden, welche den Weinstock durch Einbringen gewisser Flüssigkeiten in den Stamm immun machen sollen. Ich muß aber sogleich bemerken, daß es sich hier nicht etwa um solche Mittel handelt, welche auf Grund von wissenschaftlich feststehenden Thatsachen und nach vorherigen Versuchen vorgelegt wurden. Die Erfinder jener Mittel zeigen eben durch deren Anpreisung, daß ihnen jede Kenntniß des Baues und Lebens einer Pflanze abgeht, denn sonst würde es unverständlich sein, wie Jemand alles Ernstes einem Weinstocke Alkohol, Terpentinöl und dergleichen einimpfen will, um, ohne der Pflanze zu schaden, den Saft des Rebstockes für die Phylloxera ungenießbar zu machen.

Ob es überhaupt möglich sein wird, eine Pflanze in ähnlicher Weise gegen Krankheiten durch Impfung immun zu machen, wie dies beim thierischen Körper der Fall ist, darüber fehlt uns noch jede Erfahrung. Falls es aber möglich wäre, so ließe sich dies Verfahren doch nur in beschränktem Maße zur Anwendung bringen, nämlich bei solchen Pflanzen, bei denen (wie bei den Obstbäumen) das einzelne Individuum einen Werth repräsentirt, nicht aber da, wo nur die Menge der Individuen diesen Werth ausmacht (wie beim Getreide und dergleichen).

Das obige Verzeichniß der merkwürdigen konstitutionellen Verschiedenheiten vieler sich nahestehenden Pflanzen ließe sich noch vermehren, und eine besonders zu diesem Zwecke angestellte Untersuchung würde noch manche Fälle ans Licht bringen. Ist nun zwischen diesen Spezies eine Kreuzbefruchtung möglich, so wird man vielleicht in ähnlicher Weise, wie beim Weinstocke, in vielen Fällen eine Pflanze dauernd gegen einen Parasiten zu schützen vermögen und so des immerwährenden Kampfes überhoben sein.

Ich glaube, daß der Mensch im Laufe der Zeit zum Schutze vieler seiner Nutzpflanzen auf diesen Weg gedrängt werden

Digitized by Google

wird; denn, wenn wir die zur Vernichtung der schädigenden Parasiten aufgewandte Zeit und Arbeitskraft, sowie die direkten Auslagen für Vernichtungs-Material in Betracht ziehen, so müssen wir uns ernstlich fragen, ob, beim weiteren Umsichgreifen der schon vorhandenen Krankheiten und dem fortwährenden Erscheinen von neuen, die Kultur mancher Pflanzen, selbst unter sonst günstigen Verhältnissen, noch rentabel sein wird.

Anmerkungen.

[1] Diese Frage beschäftigt schon seit lange die Naturforscher, und an ihr betheiligten sich die bedeutendsten Männer, wie Knight, De Candolle, Lindley, Asa Gray, Darwin u. A. Doch scheint die Frage noch nicht spruchreif. Gegen die Annahme einer solchen Degeneration sprechen sich auf Grund von vielfachen Thatsachen hervorragende Fachmänner aus: „Eine Degeneration im Sinne einer zunehmenden Verschlechterung durch Altersschwäche ꝛc. existirt nicht, wohl aber eine durch die Kultur hervorgebrachte große Variabilität, vermöge welcher es jetzt leicht wird, bestimmte Eigenschaften zu ändern." Sorauer, Pflanzenkrankheiten, S. 249. In ähnlicher Weise spricht sich Keller aus: Die amerikanischen Reben und ihre Bedeutung für die europäische Rebkultur. Biolog. Centralbl. XI., S. 65.

[2] Zeitschrift für Acclimatisation 1866. S. 75.

[3] Borty zu Roquemaure (Gard) pflanzte 1862 zur Zeit der Oidiumkrankheit 154 amerikanische Trauben an. Als später alle Weinberge umher zerstört waren, zeigten sie noch eine üppige Vegetation. Es waren Clinton, Post'oak, Emily, Clara und Mustang; 2 Sorten, Delaware und Isabella, waren zu Grunde gegangen. Viatus: Le Phylloxera et les vignes américaines in Illustr. hort. 1874.

[4] In der Diskussion über das Veredeln von Vitis vinifera auf amerikanische Unterlagen in der Sitzung der Soc. centr. d'horticulture am 22. Febr. 1877 sagte Duchartre, daß, wenn diese Veredlung leicht auszuführen sei, sicherlich die Amerikaner, die sehr großen Werth auf die europäischen Trauben legen, größere Versuche damit angestellt haben würden. Lalimant stellte dem entgegen, daß unsere Trauben den kalten amerikanischen Winter nicht überdauern könnten, und daß deshalb wohl

Digitized by Google

derartige etwaige Versuche mißlungen seien. Es war damals schon allen Theilnehmern klar, daß nur zahlreiche, langdauernde, unter den verschiedensten Bedingungen angestellte Experimente die Frage entscheiden könnten.

[5] Bulletin de la Société Impériale d'Acclimatisation, Paris 1867.

[6] Ausführlicheres darüber findet sich in der Publikation Planchons über seine Reise nach Nordamerika; dann in dessen Werk: Les vignes américaines. Catalogue déscript., illustré, avec indications de culture par Mrs. Busch et Meissner, traduit par G. Bazille, annoté par J. E. Planchon. Ferner in La vigne américaine, einer Zeitschrift, die von J. G. Robin und R. Pulliat publizirt wird und unter der Direktion Planchons, bis zu seinem Tode, stand. Weiterhin sind zu erwähnen die zahlreichen Arbeiten Millardets, insbesondere: Notes sur les vignes américaines. Sér. I. (1881), Sér II. (1887), Sér. III. (1889), sowie dessen zahlreiche Publikationen im Journal d'agriculture pratique. (Paris.) Derselbe, Histoire des principales variétés et espèces de vignes américaines qui résistent au phylloxera (Paris 1885.) Berichte aus Amerika über die Resistenz der verschiedenen Sorten brachte der American Agriculturist (New York 1872). Ueber die in Oesterreich in betreff der Widerstandsfähigkeit der Amerikaner gemachten Erfahrungen berichteten Goethe und Koopmann in den Landwirthschaftlichen Jahrbüchern 1889. Ferner: Frhr. v. Balw und Th. Rümpler, Kultur und Beschreibung der amerikanischen Reben.

[7] Es ist übrigens wohl nicht zulässig, die in betreff der Entwickelung und Verbreitung des Thieres in anderen Ländern gemachten Erfahrungen ohne weiteres auf unsere Weinbau-Verhältnisse zu übertragen. Rösler erklärte schon 1874 auf Grund von Versuchen (Annalen der Oenologie), daß das Thier in jeder Lokalität, je nach den klimatischen und Boden-Verhältnissen, beobachtet und in seinen einzelnen Entwickelungsstadien studirt werden müsse.

[8] Lucas nimmt auf Grund seiner 40jährigen Erfahrung an, daß eine Veränderung der Frucht durch Veredlung nicht statthat; eine solche Veränderung ist nach ihm nur bei heterogenen Unterlagen, welche etwa der normalen Ernährung nicht günstig sind, zu erwarten, so daß die Abänderung einer Frucht lediglich durch die Quantität und Qualität der dem Edelreis aus dem Boden zugeführten Nahrung bestimmt ist. (Pomolog. Monatshefte 1881, S. 167.) Nach Oberdick ist jedoch ein Einfluß der Unterlage deutlich wahrzunehmen. (Pomolog. Monatshefte 1873, S. 46.) Auch Carrière spricht sich (Revue hortic. 1882) in diesem Sinne aus und erinnert daran, daß die Wurzel von Helianthus knollenförmig wird, wenn ein Topinambur auf sie gepfropft worden ist. Jeder Gärtner, der sich mit Pfropfen buntblättriger Pflanzen auf nicht panachirte beschäftigt, kann übrigens den Einfluß des Edelreises an dem Auftreten panachirter

Digitized by Google

Blätter an der Unterlage wahrnehmen. Vergl. auch H. Lindemuth, Vegetative Bastarderzeugung durch Impfung. Landwirthsch. Jahrbücher 1878.

[9] Boutin wies nach (Giorn. agrar. ital. Januar 1877), daß die am längsten der Reblaus widerstehenden Rebsorten in der Rinde ihrer Wurzel eine harzige Substanz enthalten.

[10] Näheres findet sich in dem oben unter [6] citirten Arbeiten.

[11] Maurice Lespiault: Les vignes américaines dans le Sud-Ouest de la France, (Bordeaux 1881.)

[12] Foëx: Rapport sur les expériences de viticulture, entreprises à l'écoles d'agriculture de Montpellier 1879. B. Chauzit: Recherches chimiques sur quelques terrains où l'on a planté la vigne américaine.

[13] Millardet: Notes sur les vignes am éricaines. Sér. III; Felix Sahut: Les vignes américaines, leur greffage et leur taille. Paris 1885.

[14] Die Resultate seiner Untersuchungen finden sich in seinen Notes Sér. III; ferner im Compte rendu du congrès viticole de Bordeaux 1886 und in seinen Publikationen im Journal d'agriculture pratique.

[15] Oekonomierath Goethe äußert sich in seinem Berichte über eine Reise nach Oesterreich-Ungarn zur Prüfung der dortigen Reblausverhältnisse: „Das Veredeln wird sich überall da einbürgern, wo nicht ein sehr kalkhaltiger, magerer und überhitzter Boden hinderlich ist. Die erforderliche Handfertigkeit erwirbt der Winzer schnell, und die Widerstandsfähigkeit der dazu empfohlenen Unterlagen ist für viele Bodenlagen hinreichend erprobt.“

[16] Zeitschr. für Acclimatisation 1866, S. 79.

[17] Die folgenden Darstellungen basiren hauptsächlich auf Charles Darwin: Variation of animals and plants under domestication, London 1868. (Deutsch von Carus, 1878); Ch. Darwin: Effects of cross and self fertilisation in the vegetable kingdom. London, 1877; Wichura: Bastardbildung im Pflanzenreiche. Breslau, 1865, und Focke: Die Pflanzenmischlinge, Berlin, 1881. In diesen Werken ist auch die ältere Litteratur von Kohlräuter und Gärtner citirt.

[18] Pflanzenkrankheiten, S. 249.

[19] Notes sur les vignes américaines. Sér. III.

[20] Das interessante Hybridenverzeichniß am Schlusse von Millardets Notes etc. Sér. III.

[21] Compte rendu des traveaux du service du phylloxera, 1890.

[22] Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen. 1888.

[23] Comptes rendus, 1851.

[24] Angegeben in Darwin: Variation of animals and plants under domestication. Den sich für die Naturgeschichte der Reblaus interessirenden Leser empfehle ich die Schrift von Dr. J. Moritz: Die Rebenschädlinge, vornehmlich Phylloxera vast. etc. 2. Auflage, 1891 (Berlin Parey.) Dort findet sich am Schlusse die ältere Literatur angegeben.

Digitized by Google

Die Berechtigung und gesundheitliche Bedeutung des Bergsteigens.

Von

Dr. J. Buchheister
in Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1892.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg

Digitized by Google

In jedem Jahre, wenn eben wieder die herrliche, fröhliche Reisezeit begonnen hat und Tausende und aber Tausende Ausspannungs- und Erholungsbedürftiger frohen Herzens und leichter Sohle wieder einmal in die geliebten Berge eilen, erscheint sofort in den Tagesblättern eine Rubrik, welche unter der Ueberschrift: „ein Unglücksfall in den Alpen“ oder „ein verunglückter Bergsteiger“ oder „schrecklicher Absturz eines Gebirgsreisenden“ in behaglicher Breite Erzählungen und Beschreibungen eines Unglücksfalles, der sich in den Alpen zugetragen, enthält. Es ist in den letzten Jahren förmlich zu einer Leidenschaft in der Presse geworden, allerlei Unglücksfälle in den Alpen in außerordentlicher Vielseitigkeit dem Publikum vorzuführen und mit den lebhaftesten Farben auszumalen, welchen wirklichen oder eingebildeten Gefahren sich die betreffende Partie ausgesetzt hat, der das geschilderte Unglück zugestoßen ist. Zur selben Zeit, wenn diese Artikel in den Tagesblättern erscheinen, wird an uns, die wir die Berge aufsuchen wollen, von den verschiedensten Seiten, von besorgten Verwandten, von unerfahrenen Zuhörern nur gar zu oft die erstaunte Frage gerichtet, was wir denn eigentlich in den öden, eisigen Regionen zu suchen hätten, wie vernünftig angelegte Menschen überhaupt dazu kommen könnten, die geschilderten und so oft gelesenen Strapazen durchzumachen,

Digitized by Google

wie unrecht es doch sei, Gesundheit und Wohlfahrt aufs Spiel zu setzen, nur um sagen zu können, man sei auf dem oder jenem Gipfel gewesen und habe von ihm hinuntergeschaut ins Thal, — denn ein wirkliches Vergnügen, ein wirklicher Genuß könne es doch nicht sein, stundenlang unter den größten Beschwerden mühsam seinen Weg aufwärts zu suchen, sich dem eisigen Winde, dem prickelnden Hagel, dem strömenden Regen und dem erkältenden Schnee und Eis auszusetzen, um dann des Abends vielleicht, wenn man müde, hungrig und abgespannt vom Gipfel wieder herunter gekommen sei, anstatt eines warmen, wohligen Bettes, einer wohlbesetzten, behaglichen Wirthstafel, in einer kalten, zugigen, kaum mit den allernothwendigsten Bequemlichkeiten versehenen Unterkunftshütte, mit vielen Menschen auf eine harte Pritsche zusammengedrängt, die Nacht zubringen zu müssen, um am anderen Morgen mit schmerzenden Gliedern wieder aufzustehen und bei Ersteigung eines anderen Berges ganz dieselben Strapazen, ganz dieselben Entbehrungen wieder durchzumachen!

Es ist durch diese, in den letzten Jahren mit großer Hartnäckigkeit sich wiederholenden Berichte über die scheinbare Waghalsigkeit, über die das Leben und die Gesundheit der Bergsteiger bedrohende Gefährlichkeit der Hochgebirgstouren so viel Staub aufgewirbelt worden, daß die österreichische Regierung sich veranlaßt sah, in einem Schreiben an den Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein denselben aufzufordern, Vorschläge zur Verhütung von Unglücksfällen in den Alpen zu machen. Infolge dieser Aufforderung verfaßte die Sektion Austria einen überaus fleißigen und die gerügten Mißstände in breitester Weise besprechenden Bericht, durch welchen nachgewiesen wurde, daß die angeführten Unglücksfälle zum größten Theile außerordentlich übertrieben, die dem wirklichen Bergsteiger gemachten Vorwürfe durchaus ungerechtfertigt seien, und besonders, daß von seiten

des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins alles Mögliche geschehe, um den angeführten Uebelständen entgegenzutreten.

Gerade von Denen, welche nie das wirkliche Hochgebirge betreten, hört man so häufig die Ansicht aussprechen, daß es doch Aussichtspunkte im Gebirge genug gäbe, die in der gefahrlosesten Weise, zu Pferde, zu Wagen, zu Eisenbahn zu erreichen seien, und von denen aus man die herrlichsten Aussichten und Anblicke der großartigsten Gebirgswelt nah und fern genießen könne, ohne je seinem Körper Anstrengungen zumuthen zu müssen, ohne je Leben und Gesundheit wagen zu dürfen und die besorgten Angehörigen in Angst um den klimmenden Bergsteiger zu Hause zurückzulassen. Und wie gar häufig wird dann nicht mehr oder weniger wohlwollend hinzugefügt, daß die ganze Bergsteigerei, das Erklimmen der eisgepanzerten, für den Menschen nicht geschaffenen Höhen zu gutem Theile nur aus dem Beweggrunde der Eitelkeit unternommen werde, daß das kitzelnde Bewußtsein, etwas Ungewöhnliches geleistet zu haben, die Meisten zu diesen Thaten treibe und in letzter Quintessenz schließlich in dem Begriffe gipfele: „to have done it“!

Es ist ja nicht zu leugnen, daß Diejenigen, welche so reden, von ihrem Standpunkte aus gewissermaßen Recht haben, und jedenfalls kann jeder Bergsteiger ihnen mit Freuden zugeben, daß er es ihnen glaube, wenn sie behaupten: aller und jeder Genuß an den Bergen höre für sie auf, wenn sie ihn sich erst mit Mühe und Anstrengungen und möglicherweise selbst mit Gefahren erkämpfen sollten! Nur kann man ihnen darin nicht zustimmen, wenn sie verlangen, daß anders Geartete den von ihnen verdammten Bergsport aus den angeführten Gründen nicht ausführen sollten. Wer jemals den Genuß gehabt hat, in schweigender Nacht, bei goldig glitzerndem Sternenlicht, in unbeschreiblich reiner und durchsichtiger Atmosphäre Schritt für Schritt immer höher zu klimmen, wer das unbeschreibliche

Digitized by Google

Farbenspiel des kommenden Tages auf den schweigenden, schneeigen Eisfeldern, von Minute zu Minute glänzender werdend, mit empfänglicher Seele gesehen hat, wer das Glück gehabt hat, mit entzücktem Auge den ersten goldigen Sonnenstrahl auf den höchsten Schneekuppen der Bergriesen aufflammen zu sehen, wer das großartige, besänftigende, beruhigende, unendliche Schweigen der Natur auf sich hat einwirken lassen, wer endlich dann nach manchem mühsamen Athemzuge und manchem beschwerlichen Tritte sein stolzes Ziel, die höchste Spitze, erreicht hat und nun den trunkenen Blick von der blauen Ferne, von den glänzenden Schnee- und Eismassen, von den grotesk geformten Felsriesen, den scharfen Abstürzen und Schluchten weit abwärts in die Tiefe zu den grünenden Thälern, zu den Zeugen menschlichen Fleißes hat hinabschweifen lassen, der hat das Gefühl einer unzweifelhaft ethischen Befriedigung, der fühlt sich für den Augenblick losgesprochen von dem kleinlichen Getriebe der gewöhnlichen Welt, das so viel tausend Fuß unter ihm in rastloser Unruhe weiter braust. Nicht das Gefühl der Eitelkeit, nicht das Gefühl, etwas Besonderes unternommen zu haben, welches ihm in den Augen der übrigen Bergsteiger einen besonderen Ruhm verleihen könnte, treibt den echten Berggänger an, die luftigen Höhen zu erklimmen, sondern einestheils der wahre und nicht zu raubende Genuß und die Freude an der großartigen Natur, anderentheils aber auch das Vergnügen, welches jeder kräftige und selbstbewußte Mensch an dem Aufsuchen und Ueberwinden von Schwierigkeiten empfindet. Man vergesse hierbei nicht, daß sich die Tragfähigkeit dieses Vergnügens nicht über die eigene, innere Befriedigung hinaus erstreckt und daß alle die Erfolge, die man erringt, alle die Leistungen, die man verrichtet hat, immer nur einem ganz kleinen Kreise von gleichgesinnten Genossen mitgetheilt werden sollen.

Was nun aber dem Bergsteiger hauptsächlich zum Vorwurf

Digitized by Google

gemacht und als entschiedene Verwerflichkeit und nicht zu billigende Waghalsigkeit seines Thuns vorgehalten wird, das sind die Gefahren, denen er sich bei Ausübung seines Sports aussetzt. Ich muß dem bekannten Bergsteiger Aug. Böhm vollkommen Recht geben, wenn er bei Zurückweisung dieses Vorwurfes sagt: daß es für den wirklichen, erfahrenen Bergsteiger nur drei wirkliche Gefahren giebt, nämlich fallende Steine, Lawinen und das plötzliche Eintreten eines Unwetters. Gegen diese drei Gefahren kann ihn aber in großem Maßstabe sowohl seine eigene Erfahrung als hauptsächlich die Kenntniß ortskundiger und zuverlässiger tüchtiger Führer schützen. Die Führer wissen es ganz genau, wann an den dem Steinschlage ausgesetzten Stellen, besonders an den Stellen, die der Einwirkung der Sonne ausgesetzt sind, der Steinregen zu beginnen pflegt, und lassen dann den Aufstieg vor dieser Zeit unternehmen; den Führern muß es bekannt sein, an welchen Plätzen mit Vorliebe Lawinen heruntergehen; erfahrene Berggänger sehen oft selbst, daß das von ihnen betretene Terrain der Gefahr der Lawinen ausgesetzt ist, und vermeiden das Weitergehen an diesen Stellen. Plötzlich ausbrechende Unwetter gehören zu den Seltenheiten. In den meisten Fällen gehen ziemlich sichere, den eingeborenen Führern genau bekannte Anzeichen auf Umschlag der Witterung voraus, die den erprobten Bergsteiger auffordern und veranlassen können, die beabsichtigte Tour lieber aufzuschieben. Gegen Blitzschlag kann man sich eben so wenig in der Ebene schützen, wie im Hochgebirge; bei jedem Gewitter hängt das Leben eines Jeden von der Richtung des Blitzstrahles ab.

Wenn man die jährlichen Berichte über die Unglücksfälle in den Alpen sorgfältig durchgeht, wird man finden, ein wie außerordentlich geringer Prozentsatz wirklich diesen drei Gefahren zum Opfer fällt. Der bekannte englische Alpenschriftsteller Whymper führt unter dem Begriffe der negativen Gefahren eine

Digitized by Google

Anzahl an, die aber nur für Denjenigen existirt, der sich in sie begiebt, und die nur durch den Mangel irgend einer der Eigenschaften, die ein guter Bergsteiger haben soll, zu wirklichen Gefahren werden. Ich erinnere hier in erster Linie an den so oft besprochenen und so oft gefährlichen Schwindel, der einen Weg, auf dem für den Schwindelfreien nicht die mindeste Gefahr vorhanden ist, für einen mit dem Schwindel behafteten Bergsteiger zu einem äußerst gefährlichen machen kann. Außerdem vergesse man nicht, daß gerade durch den Leichtsinn und die Unerfahrenheit bergungewohnter Menschen Gefahren und Verunglückungen entstehen können, die für den erfahrenen und infolgedessen immer vorsichtiger werdenden Bergsteiger nicht da sind. Ich denke hierbei zuerst an das Außerachtlassen des gehörigen Gebrauches des Seils bei Ueberquerungen von Gletschern, daran, daß so mancher Neuling den Gletscher als eine ebene Fläche sich vorstellt, ohne an die gefährlichen, oft überschneiten und deshalb nicht bemerkbaren Spalten zu denken, und dann plötzlich beim Ueberschreiten eines solchen Gletschers mit Schrecken wahrnimmt, wie unter der täuschenden Schneebrücke der eisige Tod in einer tiefen Gletscherspalte droht.

Ein steiler Kamm wird für einen geübten Klimmer, der seine Füße, seine Schultern, seine Eispickel gehörig zu gebrauchen weiß, keine Gefahren enthalten und nur Dem unheilvoll werden, dessen Kräfte nicht ausreichen, die sich ihm gegenüberstellenden Schwierigkeiten zu überwinden.

Bei Vergleichung der Listen der Unglücksfälle wird man finden, daß die allergrößte Mehrzahl der Verunglückten nur den in bergsteigerischen Kreisen unbekannten Namen angehört, daß nur höchst selten ein hervorragender Bergsteiger zu Schaden kommt, obgleich gerade dieser selbstverständlich viel mehr schwierige und gefährliche Touren ausführt, als ein schlechter, und man doch denken sollte, daß bei einer schwierigen Besteigung viel

Digitized by Google

mehr Unglücksfälle sich ereignen müßten, als bei einer gewöhnlichen. Für einen schlechten Steiger aber kann eine jede Tour, die einem Geübten ganz unbedenklich erscheint und die er auch ganz sicher ausführt, zu einer gefährlichen werden, weil er eben nicht die nöthige Kraft, sie auszuführen, hat und in kritischen Augenblicken nicht versteht, die nöthigen Hülfsmittel erfolgreich anzuwenden. Nichts ist thörichter als die Annahme, daß ein gewandter und selbstbewußter Berggänger gegen die wirklichen Gefahren, gegen die wirklichen Anstrengungen gleichgültig würde und sich in frevelhafter Selbstüberhebung über dieselben hinwegzusetzen die Lust habe. Im Gegentheil, — je erfahrener man im Gebirge wird, um so vorsichtiger wird man und um so weniger wird man die bekannten und nothwendigen Vorsichtsmaßregeln außer acht lassen. Ich unterschreibe vollständig die Worte Güßfeldts, wenn er sagt: „denn ich möchte noch besonders betonen, daß, je länger man die Alpen kennt, man um so bescheidener wird. Ein jeder, auch der beste und geprüfteste Alpensteiger verstößt wohl einmal unüberlegt gegen die Regeln, die er selbst aufgestellt hat, — wir sind Alle nur Menschen; es kann ein Jeder zu Fall kommen, und deshalb soll Niemand auf sein Glück und seine Tapferkeit pochen!“

Wie ich schon vorhin erwähnte, lehrt uns die Statistik der Unglücksfälle, daß die meisten derselben an Bergen geschehen, denen man nicht zutrauen sollte, daß sie wirkliche Gefahren böten, was sie in der That auch nicht thun, wenn man auf dem gewohnten, gebahnten Wege bleibt. Ein hervorragendes Beispiel hierfür bietet die bekannte Raxalpe bei Wien, an der alljährlich Unglücksfälle vorkommen, allein und ausschließlich hervorgerufen durch unverzeihlichen Leichtsinn und die Lust, den Berg auf Wegen zu erklimmen, die für den Ungewandten die erheblichsten Gefahren in sich schließen, während der gebahnte Anstieg sogar zu Pferde unternommen und wie der reine

Digitized by Google

Spaziergang ausgeführt werden kann. Eine wahre Illustration zu dieser Behauptung bietet der jüngste Unglücksfall am Untersberge bei Salzburg, wo der Verunglückte, um einen neuen Abstieg zu suchen, von dem bekannten, markirten Wege abwich und trotz des warnenden Zurufs seines erfahrenen Begleiters an einer Stelle abstieg, wo kein Abstieg möglich war.

Neunzig Prozent aller Unglücksfälle sind auf Touren zurückzuführen, die von ganz unerfahrenen Menschen mit völliger Unkenntniß der Gefahren des Hochgebirges unternommen wurden. Wie häufig trifft man nicht im Gebirge auf Solche, deren mangelhafte Ausrüstung, deren schlechtes und unsicheres Gehen jedem Erfahrenen sofort die Ueberzeugung aufdrängen, daß sie den Aufgaben, die sie sich gesetzt haben, durchaus nicht gewachsen sind und den erforderlichen Anstrengungen nicht gerecht werden können, die aber dennoch in thörichter Ueberschätzung ihrer Kräfte und noch gefährlicherer Unterschätzung der drohenden Schwierigkeiten Touren unternehmen, von denen sie lieber fern bleiben sollten!

Die Ausübung des Bergsports, das plötzliche Erwachen des Interesses an der Alpennatur wird stets zu den merkwürdigsten geistigen Strömungen gezählt werden müssen, die im 19. Jahrhundert entstanden sind, sagt Professor Richter mit vollem Rechte. Wenn man nur vierzig Jahre zurückblickt, so gab es nur wenig begeisterte Menschen, welche, angezogen von der Schönheit und Großartigkeit der Alpennatur, kühn es unternahmen, als Bahnbrecher in Gegenden zu gehen, die vorher nie eines Reisenden Fuß betreten hatte. In rascher Folge reihten sich zahlreiche Besucher diesen ersten an, und jetzt sind im Beginne des Sommers die großartigen Verkehrsmittel unserer Tage oft nicht im stande, alle die Gebirgs-Sehnsüchtigen, alle Die, welche Erholung und Auffrischung in der herrlichen Natur zu finden hoffen, aufzunehmen und zu befördern. Durch eine ausgiebige

Digitized by Google

Litteratur, durch das Schaffen großartiger Vereine zur Förderung des Alpen-Sports wurde das anfangs als kühnes Wagniß angesehene Unternehmen, die schnee- und eisbedeckten Häupter zu erklimmen, zu einem Gemeingut Aller, zu einer Beschäftigung, welche die Kräfte des Menschen anspannt und durch die erhöhte Thätigkeit des ganzen Körpers Erfolge zu erzielen im stande ist, die den Zweck haben, das gestörte Gleichgewicht mancher wichtiger Körperfunktionen wieder herzustellen.

Müde von den anstrengenden Freuden des Winters, sehnt sich die Seele nach Ruhe, sehnt sich die Brust nach einem frischen Athemzuge in der reinen, köstlichen Luft der Berge. Hinaus in das Rauschen der Wälder, hinauf auf die grünenden Matten, umgeben von den in majestätischer Ruhe niederschauenden Bergen, treibt es den Menschen, um eins zu sein mit der Natur und losgelöst sich zu fühlen von den Fesseln, die das gesellschaftliche Leben ihm auferlegt. Und mächtig zieht es ihn hinauf, — höher und höher trägt ihn sein Fuß, die Majestät der Berge, das leuchtende Blinken der Eiswelt in nächster Nähe zu schauen. Nichts wirkt so beruhigend auf die Sinne, als die Wanderung am frühen Morgen in der schweigenden Natur, wo sich dem Auge nichts entgegenstellt, als starres, glänzendes Eis, als die kühnen Formen der von der Morgensonne vergoldeten Bergriesen, wo jede Spur eines Lebens, jede Spur einer Bewegung verschwunden ist und nur die großartige Schönheit der erhabenen Umgebung mit ihrem mächtigen Eindrucke unwillkürlich dem unruhigen Menschen die Ruhe aufzwingt, deren er so sehr bedarf, um für jetzt und die nächste Zeit alle Sorgen, all die kleinen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens, unter denen er geseufzt hat, zu vergessen.

In dieser seelischen Einwirkung liegt nun aber allein schon eine große gesundheitsfördernde Einwirkung des Bergsports. Alle die Menschen, welche gezwungen sind, im täglichen Leben

Digitized by

sich ihren Unterhalt durch aufreibende, geistige Anstrengung zu erwerben, alle Die, welche durch ihre gesellschaftliche Stellung genöthigt sind, in der langen Zeit des Winters von einem Vergnügen zum andern, von einem Genuß zum andern zu schweifen, suchen unbewußt und mit Begier ihrer Seele Ruhe, ihrem Geiste Ausspannung zu verschaffen, um im behaglichen Stillleben und Anschauen einer großen ruhigen Umgebung die nöthige Erholung zu finden, um ihren Geist vor Ueberreizung und ihr Gemüth vor Ueberspanntheit zu schützen. Um so mehr ist für solche Erholungsbedürftige das Bergsteigen zu empfehlen, als selbstverständlich untrennbar von den Abspannungen und Erschlaffungen des Geistes auch der übrige Körper dringend einer Erholung bedarf, oder richtiger gesagt, als eben nur für den angegriffenen und leidenden, durch Anstrengungen und Vergnügungen aller Art erschöpften Körper dringend eine Auffrischung nöthig ist, um das verlorene Gefühl des Wohlbefindens wieder zu erlangen und dem Geiste dadurch die nöthige Elastizität wieder zu verschaffen! Denn nur in einem gesunden Körper wohnt auch ein gesunder Geist!

Wie recht aber Jeder thut, der der Erholung bedarf, hinauf in die Berge zu eilen, sieht man schon daraus, daß Keinem, der einmal den Zauber der Hochgebirgswelt in sich aufgenommen hat, die Sehnsucht, das Heimweh nach ihr erspart wird, und noch der letzte sehnsuchtsvolle Abschiedsblick, den der Scheidende auf sie zurückwirft, spricht in Hoffnung auf freudige Wiederkehr ein „Wiedersehen"! aus.

Einen ungeahnten Aufschwung hat nun aber gerade in den letzten Jahren die gesundheitliche Bedeutung des Bergsports genommen durch die glänzenden Untersuchungen Professor Oertels über die heilsamen Einwirkungen des Bergsteigens bei gewissen Krankheiten der Brustorgane und des Herzens, und schon jetzt läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß die verständige und

Digitized by Google

gesundheitsgemäße Anwendung des Bergsteigens zu einem der wichtigsten Hülfsmittel in der wissenschaftlichen Medizin gehört. Wenn der Bergsport von gesunden und kräftigen Menschen in den meisten Fällen auch zweifellos hauptsächlich nur des Vergnügens wegen betrieben wird, so befördert das Bergsteigen bei Ausübung dieses Vergnügens unbewußt in hohem Grade die Kräftigung eines für den Körper außerordentlich wichtigen Systems von Organen, der willkürlichen Muskeln. Denn jede Anstrengung derselben vermehrt ihre Thätigkeit, und eben durch diese Thätigkeit werden sie gezwungen, sich zu kräftigen, um den größeren, an sie gestellten Leistungen gerecht werden zu können.

Es läßt sich doch gewiß nicht leugnen, daß ein großer Theil der Bewohner der großen Städte durch seine Stellung, durch seine Geschäfte gezwungen ist, einen bedeutenden Theil seines Lebens in Unthätigkeit seiner Muskeln, an dem Bureau, im Comptoir zu verweilen, daß viele Menschen gar zu wenig Bewegung haben und gezwungen sind, in geschlossenen Räumen ihre Zeit zuzubringen, ohne Gelegenheit zu haben, durch die nöthige körperliche Anstrengung und Arbeitsleistung den erforderlichen Stoffumsatz, den heilsamen Verbrauch ihrer Kräfte zu schaffen, welcher zur Aufrechterhaltung der Gesundheit nothwendig ist. „Es würde vieles besser gehen, wenn man mehr ginge," sagt Seume mit vollstem Rechte, aber gerade durch die anstrengende geistige Thätigkeit, die so viele Menschen für viele Stunden des Tages an ihr Pult, an ihren Schreibtisch bannt, wird die Zeit weggenommen, welche man so nothwendig hätte, um durch anhaltende Bewegung in der freien Natur der gesamten Muskulatur des Körpers die erforderliche Geschmeidigkeit, das erfolgreiche Ersatzbedürfniß zu schaffen und dadurch den Stoffwechsel anzuregen. Wie Mancher, der tagsüber viele Stunden in körperlicher Unthätigkeit verbringen muß, würde nach Vollendung seiner Geschäfte gern sich durch einen längeren Spaziergang

Digitized by Google

erholen, wenn er nur die Zeit dazu hätte! wie Mancher aber auch zieht es vor, besonders bei unserem größtentheils so unfreundlichen Klima, anstatt seinen weiten Nachhauseweg zu Fuß zu machen, sich einer überfüllten Pferdebahn mit ihrer möglichst schlechten Ventilation im Innern anzuvertrauen, um nur möglichst rasch nach Hause zu kommen und dasselbe Fortbewegungsmittel dann wieder zu benutzen, um möglichst schnell wieder vom Hause auf das Comptoir zu eilen. Die Gefahr bei dieser übermäßigen Schonung der Muskulatur des Körpers liegt eben darin, daß die Muskelfasern, aus denen die Muskel zusammengesetzt ist, eine Veränderung eingehen, welche die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen kann, die, daß die Muskeln fettig entarten. Durch die übermäßige Ruhe, verbunden mit zu kräftiger und üppiger Nahrungseinfuhr, lagert sich in den feinsten Abtheilungen der Muskelsubstanz mehr Fett ab, als dort gesundheitsgemäß sein soll, es verdrängt und verwandelt die wirklichen Muskelfasern, also die Theile, welche die Kraftäußerungen des Körpers, die Muskelzusammenziehungen, liefern, mehr und mehr; allmählich tritt dann ein Schwächegefühl ein, und die Leistungsfähigkeit wird mehr oder weniger aufgehoben. Gerade weil der Mensch dann fühlt, wie er immer angegriffener und schwächer wird, schont er sich nur noch immer mehr und mehr, pflegt sich durch noch reichlichere und kräftigere Nahrung, um sich, wie er meint, Stärkung zu verleihen, und vergrößert dadurch das Uebel, die Verwandlung der wirklichen Muskelfasern in Fett, mehr und mehr. Am deutlichsten sieht man dies bei den Frauen in den höheren Ständen, welche infolge der ihnen gebotenen Bequemlichkeiten außerordentlich wenig Veranlassung haben, ihre Muskelthätigkeit in irgend einer Weise zu üben, welche jede Anstrengung scheuen und jede Bewegung in der frischen Luft bei der kleinsten, drohenden Unbequemlichkeit durch das sogenannte schlechte Wetter in der eingehendsten Weise vermeiden.

Digitized by Google

Zuerst tritt eine vermehrte Fettablagerung im Unterhautgewebe ein, sehr bald aber nehmen auch die willkürlichen Muskeln daran theil, und die zunehmende Körperfülle und die zunehmende Schwierigkeit, sich zu bewegen, sind die nächsten Folgen dieser Unthätigkeit. Mehr oder weniger bald leidet nun unter solchen Vorgängen in der quälendsten Weise der wichtigste Muskel, den der Körper hat, das Herz. Das Herz ist ein Muskel, wie ein anderer Muskel an unserem Körper, sagt Oertel, und deshalb sind auch die Gesetze seiner Ernährung und seiner Kräftigung die gleichen, wie die der anderen Muskeln. Was die anderen Muskeln schwächt, schwächt auch ihn, und nichts mehr, als Unthätigkeit des ganzen Körpers, zu große Ruhe, Mangel an Bewegung und zu kräftige Ernährung. Um das Herz gesund zu erhalten, verlangt es gleich den Muskeln der Arme und Beine, daß man es in gehörige Thätigkeit versetze, daß man es zu kräftigen Zusammenziehungen zwinge, mit einem Worte, daß man auch mit dem Herzen Gymnastik treibe. Eines dürfen wir aber dabei nicht vergessen, daß wir das Herz, oder richtiger gesagt, die Herzthätigkeit nicht in unserer Gewalt haben, wie jeden anderen willkürlichen Muskel. Das Herz ist ja nämlich ein unwillkürlicher Muskel, d. h. ein solcher, der nicht direkt unserem Willen unterstellt ist. Wir können unsere Arme und unsere Beine in der Minute so viel mal bewegen, wie wir wollen, wir können aber unser Herz durch unsern Willen nicht zwingen, so und so viel Schläge und so und so viel kräftige Zusammenziehungen mehr in der Minute zu machen, als es im Zustande der Ruhe macht. Wir haben eben nicht die Möglichkeit, die Nerven des Herzens nur durch unseren Willen zu beeinflussen.

Aber wir haben doch ein Mittel, durch welches wir fortgesetzte kräftige und zahlreiche Herz-Zusammenziehungen hervorrufen können, und das ist eben das Bergsteigen. Eine gesteigerte

Digitized by Google

Thätigkeit des Herzens ist nun aber in allen den Fällen zur Wiederherstellung der Gesundheit nöthig, in welchen durch zu geringe Arbeitsleistung des ganzen Körpers sich an verschiedenen Theilen desselben, hauptsächlich in den Lungen, im Unterleibe, u. s. w. Trägheit in der Blutbewegung eingestellt hat und durch diese sogenannten Stockungen dem Menschen viele und beschwerliche Unannehmlichkeiten verursacht werden. Das Herz ist eben eine einfache Saug- und Druckpumpe, welche einerseits das verbrauchte Blut aus der Peripherie des Körpers aufsaugt und andererseits dasselbe dann, gereinigt und erfrischt durch den von den Lungen aus der Luft eingesogenen Sauerstoff, wieder in den Körper bis in die äußersten Endigungen hineinpumpt. Um nun dem Menschen das Gefühl der Gesundheit zu verleihen, um den Organen die nöthige Ernährung durch das erfrischte Blut zuzuführen und ein frisches, fröhliches Gedeihen zu veranlassen, ist es nothwendig, daß dieses so außerordentlich praktische und einfache Pumpwerk niemals eine Spur von Ermüdung zeigt, niemals in seiner Thätigkeit erlahmt und gleich kräftig entweder pumpt oder aufsaugt, da bei jeder Störung dieser seiner Funktionen sofort die ernstesten Gleichgewichtsbehinderungen in dem Wohlbefinden des ganzen Körpers eintreten würden.

Bei der direkten Gymnastik des Herzens durch das Bergsteigen wird nun durch die kräftigeren und häufigeren Zusammenziehungen desselben auch selbstverständlich der ganze Blutumlauf beschleunigt und geregelt, da ja bei jeder kräftigeren und rascheren Zusammenziehung auch eine in demselben Maße vermehrte Aufsaugung stattfinden muß. Andererseits aber ist bei der durch das Bergsteigen beschleunigten Arbeit des Herzens, die erforderliche Menge frischer Luft in die Lungen einzuziehen, — ausreichend, um die in vermehrtem, raschem Wechsel in dieselben einströmenden Blutmassen mit Sauerstoff zu versehen und zu

Digitized by Google

erfrischen, — auch der ganze Brustkorb gezwungen, tiefere und mächtigere Einathmungsbewegungen zu machen, wodurch die Lungen genöthigt werden, sich auf das Aeußerste auszudehnen, um so viel als möglich Luft aufnehmen zu können. Hierbei werden die Lungen bis in ihre letzten Endigungen möglichst weit erweitert, und manche Partien derselben, welche durch irgend eine Störung schon längere Zeit an der Athmung keinen Antheil mehr genommen haben, veranlaßt, sich ausgiebiger auszudehnen und der Luft Zutritt zu gewähren, mithin eine möglichst große und bis dahin ungewohnte Athmungsoberfläche zu schaffen.

Man könnte bei dieser Gelegenheit einwerfen, daß allerdings während der Zeit des Bergsteigens diese vermehrte Thätigkeit des Herzens und der Lungen etwas sehr Einleuchtendes habe und man wohl einsehen könne, daß dieselbe heilkräftig wirken müsse, daß man aber doch nicht fortwährend Berge besteigen könne, um diese günstige Wirkung zu erzielen, und daß mithin mit dem Aufhören der bergsteigerischen Thätigkeit und außergewöhnlichen Körperleistung auch die günstige Wirkung wieder verschwinde. Dieser Einwurf hat auf den ersten Blick etwas Wahrscheinliches, — glücklicherweise ist er aber durch die Erfahrung widerlegt. Nach angestellten eingehenden Untersuchungen nämlich dauert die einmal angeregte und ins Werk gesetzte größere Beweglichkeit und Ausdehnungsfähigkeit des Brustkorbes noch lange nachher an, und da außerdem die Athmungsgröße zunimmt, so erhält sich die durch das Steigen hervorgerufene Veränderung des Blutumlaufs und die gesteigerte Thätigkeit der Lungen auch noch nach Beschluß des Bergsteigens.

Wenn man nun also, wenn auch in längeren Zwischenräumen, die kräftigende Muskelthätigkeit des Bergsteigens häufiger wiederholt, so kann dadurch den Brustorganen und vor allem dem Herzen eine so vermehrte Thätigkeit verliehen werden, daß

Digitized by Google

sie gewohnheitsgemäß wird und daß eine bleibende Raumzunahme der Lungen geschaffen wird. Darauf beruhen ja die unzweifelhaften und jedem Arzte bekannten Heilungen des sogenannten Emphysems, einer passiven Erweiterung der Lungenbläschen, welchen die nöthige Elastizität fehlt, sich kräftig zusammenzuziehen und einen fortwährenden Luftwechsel zu erzielen, und welche dadurch eben wegen der in ihnen stagnirenden Luft zu qualvollen Erscheinungen der Athemnoth Veranlassung geben. Durch die wiederholten großen Anstrengungen, welche die Lungen und das Herz beim Bergsteigen zu machen haben, um den großen Kräfteverbrauch durch raschere Blutzirkulation und Erfrischung dieses rascher umlaufenden Blutes mit dem Sauerstoffe der Luft zu ersetzen, wird die Luft bis in die äußersten Verästelungen der Bronchien und in die letzten Lungenzellen getrieben, werden diese dadurch angeregt, an der allgemeinen Arbeit theilzunehmen, und wird dadurch ihre bisherige Passivität aufgehoben.

Wenn auf diese Weise die frühere Elastizität, die dem Lungengewebe eigenthümlich ist, wieder hergestellt ist, bleibt dieselbe, auch wenn der Reiz der gesteigerten Arbeit durch das Bergsteigen erloschen ist, für längere Zeit bestehen.

Man sieht also hieraus, daß bei einem, durch übermäßige Ruhe, durch Mangel an Anstrengung geschwächten Herzen, welches mehr oder weniger im Begriffe ist, unter einer fettigen Entartung zu leiden, und bei Zunahme derselben allmählich und unaufhaltsam durch Erschöpfung und mangelnde Kraft nicht mehr im stande ist, seine Thätigkeit auszuüben, nichts zweckmäßiger sein kann, als eine verständig geleitete Gymnastik, durch welche ausgiebige und zahlreiche Zusammenziehungen des Herzmuskels veranlaßt werden. Bei den heftigeren Arbeitsleistungen des Herzens stellt sich das Gefühl des sogenannten Herzklopfens ein, eine Erscheinung, die beim Bergsteigen häufig aufzutreteten pflegt, die aber, wenn sie nicht zu übermäßig wird,

Digitized by Google

durchaus kein beunruhigendes Symptom, sondern eben nichts weiter ist, als die gewünschte, kräftigere Reaktion des Herzens auf den durch die Anstrengung des Bergsteigens hervorgerufenen Reiz. Selbstverständlich darf nun aber auf der anderen Seite die Anstrengung nicht übertrieben werden, so daß man vor stürmischem Herzklopfen und keuchender Athemschnelligkeit nicht weitergehen kann. Wie jeder zu starke Reiz statt der erhofften Stärkung im Gegentheil nur Ueberanstrengung mit nachfolgender Erschlaffung im Gefolge hat, ebenso soll der Reiz des Bergsteigens auf das Herz nicht übertrieben werden, sondern jedesmal demselben, wenn das Herzklopfen lebhaft auftritt, durch Stehenbleiben und Ausruhen eine gewisse Zeit zur Beruhigung geboten werden.

Daß das gewohnheitsgemäße Bergsteigen aber jedenfalls kräftigend auf die Entwickelung des Herzmuskels einwirkt, sieht man schon aus dem Umstande, daß bei sehr vielen Bewohnern des Hochgebirges eine nicht unbedeutende übermäßige Entwickelung desselben (Herzhypertrophie) sich vorfindet.

Jedenfalls ist das Bergsteigen aber Jedem auf das Dringendste anzurathen, der an beginnender Herzschwäche infolge zu üppiger Lebensweise und zu großer körperlicher Unthätigkeit leidet, um so mehr, als der Betreffende, wie Professor Oertel sehr richtig sagt, unter dem bisherigen Regime, strengster Ruhe, kräftigster Nahrung, doch zu Grunde geht. — Fußend auf diesen Erfahrungen, wurden die Terrainkurorte geschaffen. Nicht jeder Ort, der im Gebirge hoch gelegen ist, ist jedoch zu solchem Terrainkurorte geeignet. Um einen Ort zu diesem Zwecke benutzen zu können, wird er besondere Eigenthümlichkeiten bieten müssen, durch welche eine Wirkung auf das Herz, auf den Blutkreislauf, auf die Fettverbrennung und die Wasserausscheidung durch die Haut und durch die Lungen ausgeübt werden kann.

Es muß eben durch das Gehen auf verschieden geneigten

Digitized by Google

Wegen eine entschiedene Gymnastik geschaffen werden, und daher ist die Möglichkeit des An- und Absteigens von Höhen und Bergen, nicht bloß der Aufenthalt auf Hochplateaus oder Hochebenen, für Anlage eines Terrainkurortes maßgebend. Am geeignetsten sind nach Oertel nicht zu breite Gebirgsthäler inmitten von verschieden hohen Anhöhen und Bergen, bis zu 1000 Meter oder noch höher gelegen. Die umgebenden Höhen dürfen aber auch nicht zu weit von der Thalsohle entfernt sein, weil sonst die Kräfte der Kranken, ehe sie dieselben erreichen, schon erschöpft werden können durch eine zu lange Thalwanderung. Entscheidend für die Lage ist die Anzahl der Höhen und Berge, die Verschiedenheit ihrer Erhebung und besonders das mehr oder weniger steile Ansteigen auf dieselben, da sie ja je nach den Kräften und nach dem krankhaften Zustande des Kranken verschiedene gymnastische Aufgaben bieten müssen. Selbstverständlich ist es mit dieser einfachen Aufgabe aber für den Zweck eines Terrainkurortes nicht allein gethan, es kommt auch noch die wichtige Frage hinzu, wie die Wege angelegt werden sollen, — da es z. B. bei Kranken mit Herzschwäche viel vortheilhafter sein kann, wenn der zu begehende Weg steil und kurz ist, weil bei den Anstrengungen, ihn zu überwinden, viel eher raschere und kräftigere Herzreizungen eintreten, als bei längeren, sanft geneigten Wegen; ferner kommt die Frage in Betracht, ob der Weg schattig oder sonnig sein soll, eine Frage, die insofern von großer Wichtigkeit ist, als bei vielen Kranken ja eine zwiefache Aufgabe gelöst werden soll, die mechanische Einwirkung auf den Herzmuskel und eine Erhöhung der Wasserausscheidung durch die Haut. Diese letztere wird selbstverständlich vollkommen gelöst werden können, wenn auch andere Ursachen mit einwirken, welche eine Erhöhung der Schweißsekretion zur Folge haben, z. B. die Einwirkung der Sonnenwärme.

Auch bei diesen, nur als Krankenheilanstalten zu betrachtenden

Digitized by Google

bergsteigerischen Leistungen kommt die alte Bergregel einmal wieder zur Anwendung, nicht zu viel auszuruhen und niederzusitzen, da durch nichts die Wirkung des Bergsteigens so sehr beeinträchtigt und erschwert wird.

Wenn der Kranke seiner Kreislaufsstörungen wegen sehr bald auch beim Beginne des Steigens Herzklopfen und Schwerathmigkeit bekommt, so soll er stehen bleiben, sich auf einen Stock oder ein Geländer stützen und möglichst tief Athem holen, um sämtliche Muskeln zur Einathmung anzuhalten, nicht aber sich hinsetzen, weil dann infolge des Hinaufdrängens des Zwerchfells durch die Baucheingeweide beim Sitzen die Athembeschwerden nur noch vermehrt werden.

Durch die außerordentlich lebhafte körperliche Anstrengung beim Bergsteigen tritt eine Erregung der die Blutgefäße beherrschenden Nerven ein und infolgedessen eine Erweiterung der Blutgefäße. Diese Erweiterung und stärkere Füllung der Schlagadern bedingt eine erhöhte Wärmeabgabe, sowohl durch die Haut als auch im Innern des Körpers, welche sich einestheils als Schweiß auf der Haut, anderntheils als vermehrte, durch das Thermometer nachzuweisende Wärme-Erzeugung darstellt. Durch das bedeutende Schwitzen, welches anstrengendes Bergsteigen verursacht, wird dem Körper außerordentlich viel Wasser entzogen und derselbe von übermäßigen Wasseranhäufungen befreit, mithin demjenigen Kranken, welcher an wassersüchtigen Ergüssen in den großen Körperhöhlen leidet, viel mehr, als durch alle anderen wassertreibenden Mittel Erleichterung gewährt und entschiedene Besserung herbeigeführt. Besonders ist dies bei solchen Leuten zu bemerken, welche durch ihre üppige Lebensweise und zu große Bequemlichkeit in kurzer Zeit viel Fett angesetzt haben und bei denen ausnahmslos eine viel stärkere wässerige Durchtränkung aller Körpergewebe sich vorfindet, als gesundheitsgemäß ist, welche die wichtigen Organe des Körpers in ihrer

Digitized by Google

Funktion mehr oder weniger stört und dem betreffenden Kranken das Gefühl der Schwäche, das Gefühl der Beklemmung verursacht.

Daß bei allen diesen mehr oder weniger krankhaften Affektionen das Bergsteigen im Anfange vorsichtig und nur allmählich stärkere Anstrengungen heischend vorgenommen werden soll, ist selbstverständlich. Es liegt mir fern, hier eine Auseinandersetzung aller der krankhaften Erscheinungen geben zu wollen, bei denen das Bergsteigen geboten und von Nutzen sein kann; es soll hier nur darauf hingewiesen werden, wie beginnende, im weiteren Verlaufe sehr ernst sich gestaltende Erscheinungen und Gesundheitsstörungen hervorrufende Zustände von Muskelveränderungen und Herzschwäche auf das Erfolgreichste durch frische, fröhliche Bergtouren nicht nur für den Augenblick, sondern dauernd gehoben werden können.

Ich komme hiermit zu einer wichtigen Frage, die besonders von den Anfängern des edlen Bergsports nicht genug beherzigt werden kann, zu der Frage: wie man in den Bergen gehen soll, — und da ist die erste Regel: langsam und ruhig gehen und nie hasten!

„Zeit lassen!" ist in manchen Gegenden Tirols der Gruß, den ein Bergsteiger dem andern bietet, und kein wahreres Wort giebt's besonders für Den, der nach langer Ruhepause zum ersten Male wieder das liebe Gebirge betritt. Man muß beim Steigen nicht allein kleinere, sondern auch langsamere Schritte machen, als in der Ebene, denn mit jedem Schritte muß der Körper ja auf eine der Steigung des Weges entsprechende Höhe gehoben werden, eine Arbeit, die dem Menschen der Ebene ja doppelt ungewohnt ist. Geht man zu rasch, so erlahmen sehr bald nicht allein die Muskeln der Beine, sondern auch die Muskeln des Brustkorbs, denn für jede Muskelarbeit wird auch eine bestimmte Menge von Sauerstoff verbraucht, und den sollen die Muskeln des Brustkorbs aus der Luft in die Lungen ein-

Digitized by Google

ziehen. Je höher man steigt, um so langsamer wird man gehen müssen, weil hier ja die Veränderung der Luft, d. h. die Abnahme des Sauerstoffgehaltes der Luft, zunimmt und man also desto rascher athmen muß, um das zur Erhaltung des Sauerstoffgehaltes absolut nothwendige Quantum Sauerstoff in die Lungen einzuziehen.

Jeder Bergsteiger erfährt dies bei jeder anstrengenden Hochgebirgstour, daß er von Zeit zu Zeit stehen bleiben oder sich setzen muß, um der allzu stürmischen Athmung, der allzu stark pochenden Herzthätigkeit etwas Ruhe zu verschaffen, und das ist auch allerdings nothwendig, denn wenn man sein Herz, seine Lungen, seine Muskeln auch stärken will, so will man sie doch nicht überanstrengen und erschöpfen. Deshalb ist es auch durchaus nothwendig, daß, wenn man fühlt, die Beine wollen entschieden nicht mehr weiter, wenn sich wirkliche Athemnoth durch zu rasches Luftholen einstellt, wenn das Herz gar zu stürmisch gegen die Brustwand anpocht, daß man sich minutenlang hinstellt oder hinsetzt, um erst einmal den ohnehin in gewaltige Aufregung versetzten Muskelapparaten eine einigermaßen beruhigende Erholung zu gönnen.

Fragen wir uns nun aber, weshalb gerade das Bergsteigen als Arbeitsleistung so überaus heilsam ist bei allen Fällen von krankhaften Zuständen, in welchen durch die Anregung der Muskelthätigkeit und Stärkung derselben Heilung erzielt werden soll, so liegt der Grund in zwei wichtigen Momenten, welche gerade nur beim Bergsteigen in wirklicher Vollkommenheit ausgeführt werden können, und das sind, 1. daß beim Bergsteigen fast alle Muskeln des Körpers, und besonders die großen und kräftigen desselben, zur Arbeit gezwungen werden, und 2., daß der Aufenthalt in der frischen, reinen und dünneren Luft zusammen mit der Muskelaktion Herz und Lungen zu vermehrter und heilsamer Thätigkeit zwingt.

Digitized by Google

Wenn man eine größere Bergtour unternimmt, bei welcher neben stundenlangem Aufwärtssteigen alle möglichen Terrainunbequemlichkeiten überwunden werden müssen, dann bedienen wir uns, um unser Ziel, unseren Zweck zu erreichen, nicht allein unserer Beine, um uns hinaufzuschaffen, sondern in nicht unbedeutendem Maße auch unserer Hände, sei's, daß wir die Arme nur gebrauchen, um den Bergstock rechts und links anzusetzen, um uns zu stützen und uns an ihm hinaufzuheben, sei's, daß wir die Hände zum wirklichen Klettern, zum Angreifen des Gesteins benutzen, um mit Hülfe der Zusammenziehungen der Armmuskeln den schweren Körper aufwärts zu befördern und einen Theil der großen Last den übermäßig angestrengten Beinmuskeln abzunehmen.

In einem früheren Vortrage über das Bergsteigen habe ich mir erlaubt, die Arbeitslast und Arbeitsleistung, in Kilogrammmetern berechnet, vorzuführen und dabei gefunden, daß bei einer zehnstündigen Bergarbeit der Mensch ungefähr eine Arbeitsleistung von 280000 Kgmtr. zuwege bringt. Man sieht daraus, bis zu welchem kolossalen Arbeitswerthe die Gesamtmuskeln des Körpers angespannt werden können.

Gerade wie nun eine Dampfmaschine bei ihrer Arbeitsleistung um so mehr Kohlen verbraucht, je mehr sie Wirkung liefern soll, um so mehr muß der menschliche Körper aus seinem Depot Verbrennungsmaterial herbeischaffen, um die außerordentliche Arbeitsleistung beim Bergsteigen bewerkstelligen zu können. Zur Herstellung dieser Arbeitsleistung, zur gesteigerten Muskelthätigkeit bedient er sich der Verbrennung seiner Fette. Daß ein stark arbeitender Mensch nicht fett wird, weiß Jeder; daß ein fetter Mensch stark arbeiten muß, um mager zu werden, sagt ebenso die einfachste Ueberlegung und die Erfahrung, und daß keine größere körperliche Arbeit, die nebenbei den Vorzug hat, enthusiastisch gern gethan zu werden, diesem

Zwecke so entspricht, wie das Bergsteigen, wissen wir Alle, die wir es seit Jahren mit immer größerer Freude, mit immer größerer Sehnsucht nach der schönen Zeit der Arbeit betreiben.

Und nun zweitens, — wie außerordentlich stärkend wirkt die herrliche, reine, frische, durchsichtige Luft der Berge nicht allein auf das Gemüth, sondern auch auf den Körper ein! Die dünnere Luft zwingt auch ohne die Muskelanstrengung des Steigens den Brustkorb zu tieferen, ergiebigen Einathmungen und zwingt Lungenabschnitte, in denen die Luft sonst sich nicht bewegte und stagnirte, sich an der allgemeinen Athmung zu betheiligen und die Luft in sich aufzunehmen, und zwar um so stärker, je schwerer die Arbeit ist. Wie segensreich aber die frische, dünne Luft als solche auf den Körper einwirkt, geht schon daraus hervor, daß, wie Professor Ziemßen nachweist, schon die Statistk der Höhenlagen mit Bestimmtheit darauf hinzeigt, daß die Schwindsuchtshäufigkeit in umgekehrtem Verhältnisse zu der Höhenlage der Wohnorte steht und daß in sehr hoch gelegenen Landstrichen, z. B. in den amerikanischen Städten Mexico, Puebla, Quito, Potosi, Bogotà, mit einer Höhenlage von 2500—4000 Meter, die Tuberkulose sehr selten ist und trotz der Schädlichkeiten der Industrie und des Bergbaues bei der Arbeiterbevölkerung nicht zum Ausbruch kommt. Unter den Eigenschaften des Höhenklimas, welche bereits von einer Erhebung von 500, deutlicher aber von einer solchen von 1000 Meter an schwindsuchtvermindernd sich geltend machen, darf wohl von einem Einflusse der Verdünnung der Luft abgesehen werden, da wir ähnliche günstige Verhältnisse auch auf der See und in den Steppen finden; das Schwergewicht ist vielmehr wohl auf die rasche Bewegung der Luft und auf ihre Reinheit von keimfähigen Mikroben zu legen. Die Untersuchungen der Luft auf Mikroben, welche Miquel und Freudenreich in der Schweiz anstellten, ergaben ein vollständiges Fehlen von Mikroben in Höhen von über

Digitized by Google

2000 Meter, und schon in einer Höhe von 560 Meter (Thun) ein fast völliges Fehlen von Mikroben. Hier steht also das Ergebniß der bakteriologischen Forschung mit der ärztlichen Erfahrung voll und ganz im Einklange. Für die erfahrungsgemäß nachgewiesene Schutzfreiheit des Höhenklimas mögen auch noch die übrigen Faktoren dieser atmosphärischen Einflüsse: Luftdruck, Windgeschwindigkeit und Feuchtigkeitsgehalt, mitwirken, verbunden mit dem heilsamen Einflusse der durch die Höhenlage bedingten energischen Lungen-Gymnastik.

So wichtig für die Gesundheit und förderſam für die Ausbildung der Kräfte die übrigen körperlichen Arbeiten, wie Turnen, Reiten, Rudern, Schwimmen, sind, sie können doch alle nie diese beiden Hauptfaktoren zur Wiederherstellung der Gesundheit: ausgiebige Muskelanstrengung und Athmen in reiner, verdünnter Luft, erfüllen. Jeder von uns, der größere und schwierigere Bergtouren ausgeführt hat, wird sich, besonders wenn er erst wieder zur Ruhe gekommen ist und daheim behaglich alle die Strapazen, alle die fast übermenschlich scheinenden Anstrengungen vor seiner Erinnerung vorübergehen läßt, häufig wundern, daß er im stande gewesen ist, derartige schwere und die größte Aufmerksamkeit erfordernde Touren, die scheinbar weit über seine Kräfte hinausgingen, ausführen zu können. Möglich werden diese Touren aber auch nur dadurch, daß sich die geistige Anspannung auf die körperliche überträgt, indem die herrliche, großartige, umgebende Natur, der Reiz der reinen, leichten Luft belebend auf den Geist wirkt und dadurch die Strapazen des Körpers nicht zum vollen Bewußtsein kommen läßt.

Das Gehen auf ebenem Boden ist ja zweifellos ein vortreffliches Mittel, um sich Appetit zu verschaffen, um die zunehmende Fettleibigkeit wenigstens zu begrenzen. Uns Ebenen-Menschen bleibt ja auch nichts weiteres übrig, als ausgiebige Fußtouren in der Ebene zu machen, aber diese sind kaum zu

vergleichen mit der Anstrengung und der Wirkung des Bergsteigens. Beim Gehen in der Ebene kommt bei jedem Tritte nur die geringe Hubhöhe des Beines in Betracht, beim Bergsteigen wird das ganze Körpergewicht gehoben, je nach der Steilheit des Weges.

Durch diese Anstrengung des Steigens wird es auch bewirkt, daß die so häufig in den Sehnenscheiden der Muskeln sich ablagernden kleinen Ausschwitzungen, ferner die Verdickungen der knorpeligen Wandungen in den Gelenken, welche so leicht das Gefühl der Steifheit der Glieder und der Lahmheit verursachen, durch anhaltendes Bergsteigen zum Schwinden gebracht werden. Nicht allein nämlich wird durch die gesteigerte Hautthätigkeit eine Aufsaugung der abgelagerten Exsudate veranlaßt, sondern auch durch die außerordentlich gesteigerte mechanische Arbeit wird das Schwinden dieser krankhaften Zustände befördert. Jedem Bergsteiger ist es in der Erinnerung, wie beim Beginnen seiner Bergfahrten ihm die ersten Touren so außerordentlich mühsam wurden, wie sehr zuerst die Beine, Kniee und Füße schmerzten, und wie besonders durch das Bergabsteigen des Abends in der Ruhe das Gefühl verursacht wird, als ob die ganze Muskulatur so erschöpft und abgespannt ist, daß sie kaum im stande zu sein scheint, noch weitere Bergbesteigungen auszuführen. Und wenn auch am nächsten Morgen die ersten tausend Schritte recht mühsam werden, und jeder Schritt gleichsam schmerzt und die Glieder wie bleiern sich anfühlen, so verschwindet dies lahme Gefühl doch vollständig nach einigen anstrengenden Besteigungen, und man macht am Ende seiner Gebirgsreise mit Leichtigkeit Touren, an die man im Anfange vor wenigen Wochen sich nie heran gewagt hätte, und die jetzt den eingeübten und gekräftigten Berggänger nicht mehr ermüden, als zuerst die viel leichteren. Das Bergsteigen ist auch in diesem Falle die allerbeste Gymnastik und die allerbeste Massage und verbindet damit noch den großen

Digitized by Google

Vortheil, daß man mit Lust und Liebe diese Kur unternimmt, während sonst die passive Behandlung eines Masseurs immer das Gefühl hinterläßt, daß man sich selbst als krankes Objekt betrachten muß.

Die Wirkung der Ersteigung von Bergen, sagt Oertel, ist eine so gewaltige auf das Herz und die Lungen, daß wir keine gleichwerthige durch andere Mittel erzielen können. Eine so vollständige Ausgleichung von Kreislaufsstörungen so hochgradiger Art, wie in den von ihm angezogenen Krankheitsfällen, ist bis jetzt noch niemals geglückt, und sie zeigt so recht, wie gewaltige Eingriffe in den Organismus und wie weitgehende Rückbildungen von Krankheitserscheinungen auf physiologischem Wege möglich sind. Entwässerung des Körpers und Bergsteigen wird wohl von nun an bei Krankheiten des Kreislaufapparates, Herzschwäche, Beengung des Lungenkreislaufs als hauptsächlichstes Heilmittel zu nennen sein.

Aber auch in vorbeugend hygienischer Beziehung wird man dem Bergsteigen die größte Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Denn nicht nur, daß wir in demselben ein Mittel haben, schon vorhandene Cirkulationsstörungen zu bekämpfen, müssen wir uns desselben auch bedienen, um möglichst diesen in der Zukunft drohenden krankhaften Möglichkeiten im allerersten Beginnen entgegenzutreten. Hauptsächlich gilt dies schon bei der Erziehung der Kinder, namentlich bei solchen, wo von Geburt an oder durch Krankheit eine Anlage zu späteren und unausbleiblichen Störungen im Blutkreislauf vorhanden ist. Hier muß man ein Mittel anwenden, welches vor allem die Erweiterung des Brustraumes, die Kräftigung des Herzmuskels und der willkürlichen Muskeln bewirkt, und deshalb sollen solche Kinder, so bald es angeht, zu körperlichen Arbeiten und wenn möglich vor allem zum Bergsteigen in verständiger Weise angehalten werden. —

Digitized by Google

Um nun aber mit Erfolg eine gesundheitbefördernde Bergbesteigung ausführen zu können, muß man natürlich dem Körper die nöthigen Kräfte, die nöthigen Ersatzmittel zuführen. Ich will hier nicht noch einmal näher darauf eingehen, da ich mich in meinem früheren Vortrage über das Bergsteigen eingehend darüber verbreitet habe; nur das möchte ich erwähnen, daß bei anstrengenden Hochgebirgstouren und Gletscherwanderungen der Bergsteiger seine Nahrungsmittel so einrichten möge, daß sie möglichst viel fettbildende, Kohlenstoff erzeugende Mittel, also Speck oder Butter und Brot, enthalten. Man kann bei tagelang fortgesetzten Gletscher- und Hochgebirgstouren Mengen von Fett ertragen und bedarf ihrer sogar, von denen man in der Ebene, im gewöhnlichen Leben, keine Vorstellung hat. Während der anstrengenden Gletschertouren befindet man sich fast ganz in derselben Lage, wie die Reisenden in den arktischen Regionen, denn ebenso, wie sie, bewegt man sich in kalter Luft, hat infolge des angestrengten Steigens große und schwere Anstrengungen durchzumachen und zwingt den Körper, von seinem angesammelten Kraftdepot, seinem abgelagertem Fette, zu zehren. Dieser Verlust an Körperkraft soll wieder ersetzt werden, sonst ist der Körper nicht mehr im stande, die ausgiebigen Leistungen zu verrichten und sich die nöthige Wärme zu erhalten. Der kühne Grönlanddurchquerer, Dr. Fr. Nansen, schreibt, daß infolge mangelhaft bereiteten Pemikans (weil ihm der nöthige Fettzusatz fehlte), auf den sie bei der intensiven Kälte so sehr angewiesen waren, sich bei sämtlichen Mitgliedern der Expedition ein so unglaublicher Fetthunger eingestellt habe, daß sie alles Mögliche, was nur fettig war, zu genießen trachteten und selbst zu Schmierölen griffen, nur um das instinktive Gefühl des Ersatzbedürfnisses des verbrauchten Fettes zu stillen.

Zum Schlusse gestatte ich mir, noch ein paar Worte zu sagen über die künstlichen Reizmittel, die so häufig angewandt

Digitized by Google

werden, um die Müdigkeit und Abspannung beim Bergsteigen zu überwinden und dem Körper möglichst viel Kräfte zu verleihen. In erster Linie kommt hier die Frage über die Zweckmäßigkeit des Genusses von Alkohol. Es ist ja leider eine bekannte Thatsache, daß nicht nur die Touristen, sondern auch die Führer gar häufig bei schwierigen Bergbesteigungen nichts Besseres meinen thun zu können, als wenn sie sich von Zeit zu Zeit durch tüchtige Schlucke Cognac, Enzian, Kirschwasser u. s. w. zu stärken suchen, ohne dabei zu bedenken, daß gerade der Alkohol auf die Dauer das Gegentheil dessen bewirkt, was man von ihm erhofft, daß er, anstatt zu stärken, schwächt, indem er durch Herabsetzen der Körpertemperatur und auch leicht durch Verringerung der Verdauungsthätigkeit geradezu schädlich wirkt, und erst recht dann schwächend auf die Energie und die Unternehmungskraft einwirkt, wenn er in hungerndem und durchgefrorenem Zustande des Körpers genommen wird. Es ist durch die meisten Untersuchungen nachgewiesen, daß der Alkohol in kleinen Gaben fiebervermindernd, also die Körpertemperatur herabsetzend, wirkt, und deshalb kann er beim Bergsteigen auch nur nach dem raschen Erlöschen seiner im ersten Augenblicke allerdings stimulirend erscheinenden Einwirkung schwächend und die Energie herunterstimmend wirken. Es ist ungefähr dasselbe, als wenn man ein ermüdetes Pferd durch die Peitsche immer wieder zu erneueter Anstrengung treibt und dadurch die Kräfte desselben bald vollständig erschöpft, so daß es zusammenbrechen muß.

Hiermit stimmt vollständig die Thatsache überein, daß der vorhin erwähnte Herr Dr. Nansen absichtlich für seine, die furchtbarsten Anstrengungen voraussetzende Reise durch Grönland durchaus keine Spirituosen mitgenommen hat, weil er von ihnen nur schädliche Wirkungen erwarten konnte. Er sagt bei dieser Gelegenheit: „Glaubt man eine besondere Arbeitsleistung zu

Digitized by Google

erreichen, indem man Körper und Seele durch künstliche Mittel stimulirt, so verräth man, meiner Meinung nach, außer einer Unkenntniß der einfachsten physiologischen Gesetze entweder einen Mangel an Erfahrung oder auch einen Mangel und eine Unfähigkeit, seine Erfahrungen auszunutzen. Künstliche Reizmittel, selbst wenn sie keine schädlichen Wirkungen hätten, was zweifellos der Fall ist, haben doch keinen anderen Zweck, als ein zeitweiliges Aufflackern der Kräfte zu, bewirken mit nachfolgender Erschöpfung. Die künstlichen Reizmittel führen dem Körper keine nennenswerthen Nährstoffe zu, und was man einen Augenblick an Kräften als Vorschuß erhält, muß man im nächsten Momente mit entkräftender Erschlaffung zurückzahlen.

Die einzigen zulässigen Reizmittel, die außerdem noch den Vortheil haben, durstlöschend zu wirken und keine abspannenden Erscheinungen nachher im Gefolge zu haben, weil ihnen die, die Temperatur herabsetzenden Eigenschaften fehlen, sind Kaffee, Thee und vor allem Chokolade, da diese außer einer leicht stimulirenden Wirkung dem Körper auch Nährstoffe zuführt. Daß außerdem guter leichter Wein in kleinen Mengen, theils zur Stillung des Durstes, theils zur Auffrischung des Steigenden gute Dienste leistet, wissen wir Alle, und brauche ich mich darüber nicht weiter zu verbreiten."

Das Beste aber, um den quälenden Durst bei lang andauernden Bergpartien und besonders bei Gletscherwanderungen zu stillen, ist und bleibt das Wasser, da es dem Blute den durch Schwitzen verursachten großen Verlust an wässerigen Bestandtheilen wieder ersetzt und die nöthige Verdünnung wieder zuführt. Die Angst vor einem frischen, kühlen Trunke ist eine ganz unberechtigte, die Annahme, daß es den Lungen und dem Herzen schade, gehört zu den Ammenmärchen, und höchstens kann ein empfindlicher Magen hin und wieder sich dadurch etwas belästigt fühlen, wenn man gar zu hastig und gar zu reichlich trinkt!

(335)

Digitized by Google

Schonung der Kräfte, langsames Steigen, Enthaltung von Spirituosen, hinreichendes, nicht übermäßiges Wassertrinken sind die Hülfsmittel, deren sich ein erfahrener, und seine Gesundheit fördernder Bergsteiger bedienen soll!

Digitized by Google

Stadt und Stift Köln im Zeitalter der Reformation.

Von

Christian Meyer

in Breslau.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

1892.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Steigt man von Neuwied im Thale der Wied aufwärts nach der Ruine von Altwied, so gelangt man ungefähr eine Stunde, ehe man das alte Schloß der Wiedschen Grafen erreicht, zu dem Dorfe Niederbiber. Betritt man dann weiter die einfache Dorfkirche, so erblickt man bald unter dem Altartisch eine schmucklose Grabstätte, welche dem Fremdling verkündet, daß unter ihr Graf Hermann von Wied den ewigen Schlaf schläft. Man ist billig erstaunt, den Träger eines so erlauchten Namens, den Sprößling eines der berühmtesten und mächtigsten Geschlechter der rheinischen Geschichte in dieser prunklosen Umgebung, fernab vom Geräusch der Welt gleich einem einfachen Landgeistlichen, der hier an der Stätte seines Wirkens zur letzten Ruhe gebettet worden ist, unter den Todten zu finden. Unser Erstaunen wächst noch, wenn wir erfahren, daß dieser Hermann von Wied während einer Reihe von Jahrzehnten einer der vornehmsten Kurfürsten des heiligen Deutschen Reiches, das Oberhaupt einer der ältesten und glänzendsten Kirchen der Christenheit gewesen ist, dem es vermöge seiner Stellung weit eher zugekommen wäre, im hohen Chor einer Kathedralkirche, unter einem prunkenden, kunstgeschmückten Epitaphium, als hier an einsamer Stätte, unter dem Altar einer Dorfkirche von einem vielbewegten Leben auszuruhen. Und doch, wenn wir den Lebensgang dieses Mannes ins

Auge fassen, werden wir sagen müssen, daß seine letzte Ruhestätte nur der treffende Ausdruck seines ganzen Charakters, seiner Schicksale und Erfahrungen ist. Der Reformator des Kölner Erzstifts, als welchen wir Hermann von Wied trotz des Scheiterns seines Reformationswerkes bezeichnen dürfen, da nicht der Erfolg, sondern nur die reine Absicht das Wesen der geschichtlichen Persönlichkeit bestimmt, darf, wenn wir zu einer richtigen Würdigung seines Charakters gelangen wollen, nur aus sich selbst heraus, nicht im Gegenhalt zu anderen Häuptern der Reformation beurtheilt und bemessen werden. Weder war er, wie Friedrich der Weise von Sachsen und Philipp der Großmüthige von Hessen, hervorragend durch besondere Schärfe des Geistes und Energie des Willens, noch konnte er, was theologisches Wissen, glänzende Redegabe und Schlagfertigkeit im Kampfe mit den andersgläubigen Kirchenparteien anlangt, auch nur annähernd einen Vergleich mit den geistigen Häuptern der Reformation, einem Luther, Melanchthon, Calvin, oder auch nur mit Namen zweiten Ranges, wie Butzer unter Anderen, aushalten: was er dagegen ganz für sich in Anspruch nehmen darf und was ihn werth macht der Erinnerung aller kommenden Zeiten, das ist, daß er ein Mann von unerschütterlicher Charaktertreue war, den auch die schärfsten Verfolgungen seiner Gegner, die lockendsten äußeren Vortheile keinen Augenblick in dem Festhalten der einmal erfaßten evangelischen Wahrheit wankend zu machen vermochten. Wahrlich ein erhebender Genuß ist es, inmitten all der zahlreichen, einander oft mit egoistischen, ja unlauteren Beweggründen entgegen arbeitenden Bestrebungen des Reformationszeitalters einer so durch und durch geläuterten und selbstlosen Erscheinung, wie die des Kölner Erzbischofs Hermann von Wied ist, zu begegnen. Freilich der äußere Erfolg begleitet selten die Unternehmungen solcher edlen Charaktere; sie unterliegen im Kampfe mit den bestehenden Gewalten, weil diese

Digitized by Google

meist durch tausende von Fäden mit den großen Massen zusammengeknüpft sind, gemeinsam mit diesen einen altüberkommenen materiellen Besitzstand, eine Kette bequemer Gewohnheiten mit allen Mitteln der Gewalt und Klugheit siegreich zu vertheidigen verstehen. Keine Frage, die Reformation des 16. Jahrhunderts ist eine That deutscher Geistes- und Gemüthstiefe, aber auch ihr haben unreine Motive angehangen, und ihre Erfolge sind nicht immer mit den lautersten Mitteln erkämpft worden. Demgegenüber hebt sich um so leuchtender der Reformationsversuch Hermanns von Wied, wenn er auch nur ein Versuch geblieben ist, hervor, da keine äußeren, materiellen Motive, sondern lediglich die Kraft innerer Ueberzeugung den Reformator zu seinem Werke getrieben haben. Nur langsam ist er an dasselbe herangetreten, aber, als er es einmal erfaßt hatte, hielt er mit der Treue einer erkannten Wahrheit, einer übernommenen Pflicht fest an ihm, und als die Stunde kam, wo ihm nur mehr die Wahl blieb zwischen dem Fallenlassen desselben und dem Ausscheiden aus einer Stellung voll Macht und Glanz, da trat er von dem Schauplatz zurück in ein Leben der Einsamkeit, gebeugt, doch nicht gebrochen, da ihm der helle Stern seines Lebens, das freie Bekenntniß seines evangelischen Glaubens, in die Nacht der Verbannung folgte.

Schon um der Persönlichkeit dieses Mannes wegen scheint mir ein näheres Eingehen auf seinen Reformationsversuch der Theilnahme weiterer Leserkreise werth zu sein. Aber auch abgesehen von dem Reformator selbst, der Boden, auf welchem sich das Reformwerk Hermanns von Wied abspielt, die innige Verbindung, in welcher der tiefe Zerfall des Kölner Erzstifts während des 17. und 18. Jahrhunderts mit dem Scheitern des Reformversuchs Hermanns zu stehen scheint, und noch andere Umstände, auf welche ich näher zu sprechen kommen werde, dürften es rechtfertigen, wenn ich über die reforma-

Digitized by Google

torische Wirksamkeit Hermanns von Wied im Folgenden näher handle.[1]

Man mag das mittelalterliche oder das heutige Köln ins Auge fassen, so wird man stets das Gleiche behaupten können: daß es innerhalb der deutschen Grenzen nicht leicht eine zweite Stadt und Landschaft giebt, welche vermöge ihrer mannigfachen Vorzüge so sehr den Preis vor allen übrigen Gauen und Städten verdient, wie gerade Stadt und Landschaft Köln. Namentlich von dem mittelalterlichen Köln gilt dies im vollsten Umfange; dem heutigen Köln, so glänzend es sich bereits wieder aus einem länger als zweihundertjährigen Schlummer herausgerafft hat, steht jedenfalls noch eine weit glänzendere Zukunft in Aussicht, vorausgesetzt, daß es auf der eingeschlagenen Bahn geistiger Regsamkeit, verbunden mit einer möglichsten Anspannung aller ihm durch die Natur seiner Lage förmlich in den Schoß geschütteten Vortheile fortschreitet. Konnte schon seit Beginn der deutschen Geschichte die rheinische Tiefebene als der Mittelpunkt Deutschlands betrachtet werden, da hier die entscheidenden Wendungen seiner Geschichte sich vollzogen, namenlich die für die Kultur unseres Volkes so epochemachenden Berührungen mit anderen höher entwickelten Völkern statthatten, so steigerte sich ihre historische Bedeutung seit der Begründung des fränkischen Reichs insbesondere noch dadurch, daß gerade Köln mit seinen angrenzenden Landschaften als der geeignetste Verbindungspunkt des ost- und westfränkischen Reiches sich darbot. Schon frühe kam zu dieser geographischen die kirchliche Bedeutung Kölns, was in einem Zeitalter, das nahezu alle Seiten menschlicher Thätigkeit, alle Aeußerungen des Volkslebens der Kirche und ihren Prinzipien unterthan zu machen oder wenigstens in eine nähere Beziehung zu derselben zu bringen gewohnt war, von höchster Wichtigkeit für die Blüthe eines Gemeinwesens sein mußte. Der Bedeutung der Stadt entsprechen denn auch die

Digitized by Google

Schilderungen der Zeitgenossen. Keineswegs nur einheimische Stimmen rühmen die Größe des mittelalterlichen Kölns. Berichtet bereits im 11. Jahrhundert Lambert von Hersfeld, daß Köln nächst Mainz als das Haupt und die Fürstin von allen Städten des Deutschen Reiches gelte, so bezeichnet etwas später Wilhelm von Malmesbury das von Waren und Heiligthümern angefüllte Köln geradezu als die Metropole von ganz Deutschland, und ebenso erklären Otto von Freising und Leopold von Oesterreich, Gottfried von Viterbo und der Dichter des Ligurinus das „reiche" Köln des 12. Jahrhunderts für die erste deutsche Stadt. Als 1333 Petrarca tagelang ihre Straßen durchwanderte, flößten nicht bloß ihre angenehme Lage und ihr herrliches Wasser ihm Bewunderung ein, auch der feine Ton und die guten Sitten der berühmten Bewohner, wie er solche in einer Barbarenstadt kaum erwartet. „Findest du in ganz Europa," schreibt noch im 15. Jahrhundert Enea Silvio, „Großartigeres und Prächtigeres als Köln?" Mit Recht sind die Uebertreibungen zurückgewiesen, die über die Zahl der Häuser und Einwohner unserer mittelalterlichen Städte verbreitet sind; es ist ungerechtfertigt, von mehr als 100000 oder gar mehreren 100000 Einwohnern des mittelalterlichen Köln zu reden. Aber wohl dürfen die erwähnten Aeußerungen als vollgültige Zeugnisse dafür angeführt werden, welche Stelle vom 11. bis 15. Jahrhundert unter den deutschen Städten nach dem Urtheil der Zeitgenossen Köln behauptete. Und gewiß schon ein Hinweis auf seine Kirchenbauten und Malerschule, auf die Gelehrten, die hier gewirkt, auf Albert dem Großen und Eckart, auf Thomas von Aquino und Duns Scotus genügt, die Bedeutung dieser Stadt für die Kunst- und Kulturgeschichte des Mittelalters außer Zweifel zu stellen. Wer je mit den Problemen deutscher mittelalterlicher Stadtverfassung sich beschäftigt hat, weiß, daß nur ein Verständniß der Kölner Verhältnisse ihre Lösung ermöglicht.

Digitized by Google

Und wie mit der Stadt, ist es mit dem Erzstift bestellt. Wer könnte es unternehmen, unsere mittelalterliche Kaiserzeit zu schildern, ohne eingehend der Kölner Erzbischöfe Bruno und Anno, Reinold von Dassel und Philipp von Heinsberg, Engelbert von Berg und Konrad von Hochstaden zu gedenken?

Wie sticht dagegen das Köln des 17. und 18. Jahrhunderts ab! „Köln" — schreibt ein Reisender vom Ende des vorigen Jahrhunderts — „ist in jedem Betracht die abscheulichste Stadt von Deutschland. Die meisten Häuser drohen dem Einsturz, ein großer Theil derselben steht ganz leer. Einen Drittheil der Einwohner machen privilegirte Bettler aus. Von Manufakturen kennt man hier nichts als eine Tabakfabrik und die Spitzen, welche die Weiber und Töchter der geringeren Bürger klöppeln. Aller Industriegeist ist unterdrückt; die sogenannten hiesigen Kaufleute sind meistens nur Krämer und Kommissionäre für die Kaufleute anderer Städte."

Wo möglich noch trauriger ist das Bild, welches das Erzstift in denselben Jahrhunderten darbietet. Fast während des ganzen Zeitraumes lag die oberste Leitung desselben in den Händen von Angehörigen eines Fürstenhauses, das sich in der Geschichte Deutschlands bezüglich seiner äußeren Politik durch eine gefährliche Hinneigung zu Frankreich und durch von dem letzteren geflissentlich geförderte Großmachtsgelüste, bezüglich seiner inneren durch indolente Abschließung des Landes gegen alle Kulturfortschritte einen traurigen Namen gemacht hat. Noch schlimmer wirkte die ganz auf französischem Fuß eingerichtete Hofhaltung und Lebensführung dieser erzbischöflich-kurfürstlichen Herren. Joseph Clemens erklärte ganz öffentlich, er werde weder Messen lesen noch sonst eine geistliche Handlung vornehmen wenn ihm sein Beichtvater den Umgang mit seiner Buhlerin, der Frau Ruisbeck, verwehren wollte. Klemens August seinerseits übertraf in rasender Verschwendung und schamloser Aus-

Digitized by Google

schweifung den Vorgänger weit. Sein Hof, auf wahrhaft sybaritischen Sinnengenuß gestellt, war, von liederlichen Damen und Dirnen jeden Grades wimmelnd, so recht eine Stätte, wo sich ein Genußkünstler wie Casanova, der im Jahre 1760 Köln und Bonn besuchte, behagen konnte, in Abenteuern sich tummelnd, wie jenes skandalöse mit der Frau Bürgermeisterin von Köln, welches zeigt, wie sehr die Sittenlosigkeit nicht allein in den höfischen, sondern auch in den städtischen Kreisen um sich gefressen hatte. Die Sittenstrenge von Klemens Augusts Nachfolger Max Friedrich hielt auch nicht lange Zeit vor; er wurde bald und völlig in das ausschweifende Leben hineingerissen, dessen Ausgelassenheit sogar Pariser Gästen auffiel. Besser oder wenigstens viel anständiger ging es am kurkölnischen Hofe her unter der Regierung des letzten Kurfürsten, Max Franz, des jüngsten Sohnes von Maria Theresia. Ziemlich frivol freilich sah es aus, wenn der Kurfürst, um sich seine erzbischöfliche Beobachtung der kirchlichen Bräuche möglichst bequem zu machen, auf seinem Jagdzelter sitzend vor der Kirchthüre die Messe mit anhörte. Doch waren seine Bemühungen, aufzuklären und zu reformiren, im ganzen wohlgemeint und im einzelnen nicht ungeschickt. Ein Bruder Kaiser Josephs, theilte er dessen Neuerungssinn in kirchlichen Dingen, wies die Anmaßungen des päpstlichen Stuhls energisch zurück und unterzeichnete im August 1786 gemeinsam mit den Erzbischöfen von Salzburg, Mainz und Trier zu Ems die berühmten 23 „Emser Punktationen“, welche, wenn festgehalten, das Fundament einer katholischen deutschen Nationalkirche zu werden vermochten.

Mitten inne zwischen der hohen Blüthe und dem tiefen Verfall liegt das 16. Jahrhundert, das Zeitalter der Reformation, für Köln der Wendepunkt seiner Geschichte. Nun steht es ja außer Zweifel, daß alle diejenigen Umstände, welche um diese Zeit ein rasches Sinken der alten städtischen Macht

Digitized by Google

veranlaßten, auch für Köln ihren schlimmen Einfluß äußerten. Vorüber war die Zeit der Städtebündnisse, welche den Städten namentlich am Rhein, in Schwaben und an der See politisch einen dem Landesfürstenthum völlig gleichen, nicht selten sogar überlegenen Einfluß verschafften; das letztere hatte mit seinen auf Zentralisation und Unifizirung der zahllosen kleinen und kleinsten autonomen Genossenschaften gerichteten Tendenzen den Sieg über das im Städtewesen des Mittelalters so durchgängig als charakteristisch hervortretende föderative Prinzip, welches das Staatsganze nur in einer Reihe voneinander völlig unabhängiger Lebenskreise darzustellen vermöchte, davongetragen; die nächsten, namentlich die kleineren Reichsstädte waren schon zu Landstädten im heutigen Sinne des Wortes herabgesunken, wenn sie auch die äußeren Formen ihrer alten Souveränität noch bis zur Auflösung des heiligen römischen Reiches, wenigstens de jure, fortkonservirten. Und auch die großen Gemeinwesen hatten sich diesem Verwesungsprozeß nicht entziehen können, wenn auch die Größe ihres Gebietes, die Bedeutung ihrer materiellen Hülfsquellen ihnen noch lange wenigstens den Schein der früheren Blüthe beließ. Hand in Hand mit diesem Sinken des politischen Einflusses ging das Absterben aller Bürgertugenden, welche unsere alten Städte zu Sitzen nicht nur sprichwörtlich gewordener Biederkeit, Treue und Vaterlandsliebe, sondern auch eines über die nackte Befriedigung der unmittelbarsten Bedürfnisse hinausgehenden regen geistigen Strebens und geistiger Arbeit gemacht hatten. An ihre Stelle war ein kleinlicher, engherziger, zünftischer Kastengeist getreten, der sich nach außen ängstlich abschloß und seine einzige Aufgabe in der Konservirung und dem egoistischen Genuß der geretteten Bruchstücke einstiger Herrlichkeit zu erblicken schien. Der Bürger war von den Stadtmauern, wo er so oft Freiheit und Ehre mannhaft gegen Fürsten und Adel vertheidigt hatte, in die dumpfen Handwerkstätten gewichen,

Digitized by Google

indem er den Stadtschutz fremden Söldlingen überließ, denen jedes Interesse für das, was sie schützen sollten, abging. Die Gerichtspflege hatte ihre alte Stätte unter Gottes freiem Himmel, wo Jedermann den Gang der Verhandlung beobachten und kontrolliren konnte, verlassen und geschlossene Räume aufgesucht; die Heimlichhaltung folgte dann rasch nach, noch rascher das Ausscheiden aller volksthümlichen Elemente in den Kreisen der Richter, der beisitzenden Schöffen, der Anwaltschaft u. s. w., bis dann schließlich, nachdem erst die Formen ihr Wesen geändert hatten, auch das einheimische materielle Recht dem fremden Platz machte. Fast noch tiefer als in der äußeren Verfassung war der Verfall hinsichtlich der materiellen Hülfsquellen, aus denen der mittelalterliche Glanz unserer Städte seine Hauptnahrung gesogen hatte. Auch Köln mußte schwer unter den veränderten Zeitverhältnissen leiden, und all seine altbewährte Rührigkeit hätte den Prozeß nicht aufzuhalten vermocht, den nun einmal die so ganz veränderte Richtung der früheren Handelswege im Gefolge gehabt hat. Aber ganz darf der tiefe Verfall der Stadt in den der Reformation folgenden Jahrhunderten doch nicht den allgemeinen Zeitumständen in die Schuhe geschoben werden; sonst wäre beispielsweise nicht ersichtlich, warum andere Städte, wie Augsburg, Nürnberg, Ulm, Straßburg, welche doch von dem veränderten Handelszuge nicht minder schwer betroffen wurden, während des ganzen 17. und 18. Jahrhunderts eine wenn schon gegen die frühere Blüthe nur noch schattenhafte, so doch im Vergleich mit Köln ganz respektable Bedeutung sich erhalten konnten. Oder, um auch außerdeutsche Städte, die jedoch mit Köln die allerengste Verwandtschaft aufweisen, zum Vergleich beizubringen, wie kam es, daß die niederländischen Städte ihre alte Größe nicht nur behaupteten, sondern sogar noch mehrten? Daß dies lediglich mit der Auffindung eines direkten Seeweges

Digitized by Google

nach Ostindien und der Entdeckung Amerikas zusammenhängt, ist deshalb nicht anzunehmen, weil der gleiche Vortheil anderen Ländern und Städten — ich denke hier vorzugsweise an Spanien und Portugal — höchstens zu einer vorübergehenden Blüthe verholfen hat. Die Ursache liegt tiefer, um es gleich hier kurz auszusprechen: zu dem tiefen Verfall Kölns, zu dem üppigen Gedeihen der niederländischen Städte im 17. und 18. Jahrhundert hat in erster Linie die Art und Weise Veranlassung gegeben, wie sich beide zur Reformation des 16. Jahrhunderts gestellt haben. Die nähere Darstellung des Reformationsversuchs Hermanns von Wied liefert das beste Zeugniß für die Richtigkeit dieser Annahme.

Ich übergehe hier die dem Reformversuch Hermanns vorhergehende Regierungsperiode desselben. Sie unterscheidet sich nur wenig von derjenigen anderer Kirchenfürsten des angehenden 16. Jahrhunderts. Jedenfalls waren die Reformbestrebungen Hermanns, die alsbald nach seinem Regierungsantritt sichtbar wurden und sich nicht bloß auf die Abstellung kirchlicher Mißbräuche beschränkten, sondern ganz allgemein der Verwaltung des Erzstifts zugute kommen sollten — ich erinnere nur an die umfassende Kodifikation des Kölner Landrechts vom Jahre 1538 — durchaus von keiner weiteren präjudiziellen Bedeutung für seine spätere kirchenreformatorische Thätigkeit. Streitigkeiten mit Rom in Jurisdiktionssachen, Patronats-, Zehnt- und anderen Steuerfragen waren damals durchaus etwas Gewöhnliches; ja sie waren im 15. Jahrhundert, der Zeit der großen Konzilien, der Schismen, der Konkordate und der Bestrebungen nach Aufrichtung eines nationalen Landeskirchenthums, weit verbreiteter, zahlreicher und heftiger gewesen. So dürfen wir auch den Streitigkeiten, in welche sich Hermann schon früher mit der römischen Kurie verwickelt sah, keinen größeren Werth beilegen. Er hat sie zu seinen und seiner Kirche Gunsten zu wenden

Digitized by Google

gewußt und hat in diesem Vorgehen die lebhafte Unterstützung seines Klerus zur Seite gehabt — ein deutlicher Fingerzeig dafür, daß solche Vorkommnisse durchaus nichts Auffälliges haben. Zur Tilgung der Kölner Stiftsschulden hatte Papst Klemens VII. 1524 eine Besteuerung der eximirten geistlichen Korporationen gestattet und gleichzeitig dem Erzbischof für die folgenden drei Jahre die Besetzung verschiedener Pfründen übertragen. Die Bestimmungen des Wiener Konkordats von 1448 über das päpstliche Kollationsrecht und ihre Handhabung durch Rom hatten zu den mannigfachsten Klagen Anlaß gegeben, besonders die Festsetzung über die päpstlichen Monate. Die Kurie hatte sich die im Januar, März, Mai, Juli, September und November vakant werdenden Benefizien zur Besetzung vorbehalten, wobei indes die höheren Dignitäten in den Kathedral- und Kollegialkirchen ausgenommen sein sollten. Streitigkeiten waren kaum vermeidlich, da namentlich die Kurie noch über die weitgehenden, ihr eingeräumten Privilegien hinaus sich vielfache Eingriffe in das Besetzungsrecht der Ordinariate zu Schulden kommen ließ. Wie, wenn nun der päpstliche Stuhl erledigt, wenn der Papst gestorben oder der lebende außer Stand gesetzt war, von seinem Kollationsrecht Gebrauch zu machen? Gerade dieser, der letzte Fall, trat ein genau in dem Jahre, da der Gültigkeitstermin des Hermann 1524 verliehenen Privilegs zu Ende ging. Im Mai 1527 wurde Rom erstürmt, der Papst in der Engelsburg belagert. Die Willensfreiheit desselben schien dadurch so gut wie aufgehoben. Jetzt nahm daher Hermann die Pfründenbesetzung auch in den päpstlichen Monaten für sich in Anspruch und behauptete dieselbe auch nach der Befreiung des Papstes. Schon ein Jahr vorher hatte er sich genöthigt gesehen, dem Mißbrauch entgegenzutreten, der mit angeblichen päpstlichen Gnadenerlassen getrieben wurde; um hiervor seine Unterthanen zu schützen, hatte er verordnet, jene sollten stets vor ihrer Veröffentlichung

Digitized by Google

durch erzbischhöfliche Kommissare geprüft werden. Doch waren, wie gesagt, alle diese und ähnliche Konflikte für die spätere Richtung des Erzbischofs von keinem weitergehenden Belange.

Interessanter ist die Art und Weise, wie er sich gegenüber den ersten Regungen des reformatorischen Geistes in seinem Lande verhielt. Auch Köln war nicht frei von ihnen geblieben, wenngleich hier eine Reihe von Umständen zusammenwirkte, welche dem Eindringen religiöser Neuerungen einen fast unübersteigbaren Damm entgegenstellte. 1520 waren auf dem Domhof Luthers Schriften feierlich verbrannt worden, ohne daß jedoch dadurch ihre Verbreitung hätte gehindert werden können. Das Kloster der Augustinereremiten war durch Staupitz der sächsischen Kongregation der Augustinerklöster zugewiesen, so mit den sächsischen Ordensgenossen in enge Verbindung getreten. Einzelne Brüder gingen auf längere oder kürzere Zeit nach Wittenberg; umgekehrt besuchte im Sommer 1521 Luthers Freund Link auf einer Visitationsreise das Kloster; im Herbst desselben Jahres siedelte aus Wittenberg Heinrich Hummel hierher über; durch theologische Vorlesungen machte er nicht ohne Erfolg Propaganda für Luthers Anschauungen. Auch von zwei andern klösterlichen Instituten, dem Hause der regulirten Kanoniker zu Corpus Christi und dem Kloster der Antoniterherren, klagte man, die „Lutherei“ habe Eingang bei ihnen gefunden. Aus den Kreisen der alteingesessenen Bürgerschaft wandte sich Gerhard Westerburg schon 1523 in einer populären deutschen Schrift „vom Fegfeuer“ gegen die großen Unkosten „an Begräbnissen, Vigilien, Seelenmessen, Jahrmessen, Wachskerzen, Glockenläuten und dergleichen ungegründete und erdichtete Ceremonien“; er suchte zu beweisen, daß „solche Dinge weder Grund noch Boden in der heiligen Schrift haben und den abgeschiedenen Seelen wenig helfen können“. Bürgermeister und Rath von Köln forderte er auf, dafür zu sorgen, daß fortan „die unnützen Kosten und die

Digitized by Google

teuflische Pracht, so allein in Hoffarth, Geizigkeit und Unkenntniß ihren Grund hätten, abgelegt und gemindert würden". Auch ein Mitglied des rheinischen hohen Adels, der Deutschordensritter Wilhelm von Isenburg, trat in Köln durch eine Reihe deutscher Schriften für die Lehre ein, „daß wir allein um des Glaubens willen gerechtfertigt und allein durch Christum selig werden und nicht durch die Werke, die wir doch aus Pflicht göttlicher Gebote zu thun schuldig sind". Gelang nun einerseits in Köln der Geistlichkeit die Fernhaltung der Reformationsidee keineswegs, so wurde doch andererseits die Weiterverbreitung derselben durch den Umstand gehindert, daß sich ihr schon von Anfang an radikale Tendenzen und Bestrebungen nicht nur religiöser, sondern auch politischer und sozialer Art an die Fersen hingen. Gerade das aber mußte die konservativen Stadtregimenter stutzig und mißtrauisch gegen jede Neuerung überhaupt machen. Ein Kölner Bürgermeister bezeichnete 1525 einmal die Furcht vor inneren Unruhen in der Stadt als bedeutsamen Hinderungsgrund für die Einführung reiner Predigt des Evangeliums. 1525 war es zum Aufruhr auch in Köln gekommen. Es war den Kölnern Rathsherren gelungen, ihn niederzuwerfen, ihre Herrschaft zu behaupten; dagegen sahen sie, wie in einer der niederdeutschen Städte nach der andern zugleich mit der Reformation eine Veränderung des politischen Regiments durchgeführt wurde; sie fanden mancherlei über die neue Zeit zu klagen; lag es nicht auch ihnen, wie dem einigen von ihnen befreundeten Erasmus nahe, für alle Uebelstände, für alle Ausschreitungen an erster Stelle die verkehrten Bestrebungen Luthers „für die Freiheit Aller" verantwortlich zu machen? Sehr verschiedenartige Ursachen wirkten so zusammen, in den leitenden Kreisen Kölns den Entschluß zu stärken, der Neuerung entgegenzutreten; daß man auch vor dem äußersten Mittel nicht zurückschreckte, zeigte sich, als hier 1529 Adolf Clarenbach und Peter Fliesteden den

Digitized by Google

Märtyrertod erlitten. Von da ab ist der Kölner Stadtrath stets einer der heftigsten Gegner des Protestantismus gewesen.

Einen gerade entgegengesetzten Gang nahm die Haltung des Erzbischofs gegenüber der Reformation. Er hat von Anfang an mit keinerlei Parteinahme die Entwickelung der religiösen Bewegung beobachtet, wie einfache ehrliche Menschen alles Neue vorerst sorgfältig zu prüfen pflegen. Als sich ihm aber dann auf der einen Seite die schweren Mißstände in den bestehenden Einrichtungen, auf der anderen die lautere Reinheit und Kraft der neuen Lehre als unleugbare Gewißheit aufdrängten, war er keinen Augenblick unschlüssig, wohin er sich wenden sollte. Und gerade solche revolutionäre Aufstände, wie die radikalen Unruhen in den Städten, der Bauernkrieg und der Münstersch Aufruhr, welche egoistische Gemüther nur noch mehr gegen alle und jede Reform verhärteten und auf der Bahn unnachsichtiger, leidenschaftlicher Verfolgung vorwärts trieben, waren für Hermann nur eine neue dringende Aufforderung, seinerseits den Weg der Reform zu betreten; er verschloß sich der Erkenntniß nicht, wie zutreffend es war, wenn damals Konrad Heresbach äußerte: „Niemand anders als wir selbst sind an dem Elend dieser Zeit Schuld. Weigern die Fürsten eine gerechte Reformation, so giebt sich das Volk ans Aendern." Auch ihn machten gerade diese Erfahrungen geneigter, das zu thun, was die Fürsten, wie Heresbach urtheilte, längst hätten thun sollen, nämlich den veralteten Mißbräuchen, Gaukeleien und Träumereien der falschen Priester mit christlichen und gesetzlichen, religiösen und bürgerlichen Anordnungen entgegenzutreten. Auf das klarste hatte gerade die Münstersche Revolution die Nothwendigkeit von Reformen dargethan und nicht minder den Gegensatz, in dem gerade die Reformatoren zu den Revolutionen standen. Waren es doch protestantische Theologen, welche vor allem den geistigen Kampf mit den Wiedertäufern führten, waren es doch die beiden

vornehmsten protestantischen Fürsten, Sachsen und Hessen, welche vor allem Hülfe bei der Bewältigung Münsters leisteten.

Der erste Schritt, welchen Erzbischof Hermann zur Herbeiführung besserer Zustände in seinem Stift that, war die Berufung eines Provinzialkonzils im Jahre 1536; der Kölner Stadtrath protestirte, aber Hermann ließ sich nicht wankend machen; am 6. März wurde dasselbe zu Köln eröffnet. Der kurfürstliche Siegelbewahrer Gropper hatte einen Entwurf ausgearbeitet, der die Grundlage der Verhandlungen bilden sollte. Der Erzbischof der persönlich den Sitzungen des Konzils präsidirte, hatte die Genugthuung, daß der Entwurf in den meisten Punkten die Zustimmung der Versammlung fand. Doch erschienen die Beschlüsse erst 1538 im Druck, zugleich mit ihnen das auf dem Konzil verheißene dogmatische Handbuch aus Groppers Feder.

Es ist interessant, etwas näher auf die Bestimmungen dieses Konzils einzugehen, nicht nur zur Beleuchtung des religiösen Entwickelungsganges Hermanns von Wied und zur Charakteristik jener damals so weit verbreiteten vermittelnden Richtung einsichtsvoller Kirchenhäupter, sondern namentlich auch deshalb, weil gerade Gropper es war, der späterhin sich als der erbittertste Gegner des Reformationsversuches seines Oberen entpuppte. Die Kölner Konzilbeschlüsse von 1536 geben uns dann einen Maßstab in die Hand, wie weit die altkirchlichen Gewalten überhaupt für die Frage der Kirchenreform sich gewinnen ließen. Wir werden sehen, daß dies immerhin nicht wenig war, wenn freilich die Konzessionen mehr Mißbräuche in der Lehre als in der Verfassung der alten Kirche betrafen; wenigstens bleiben die Grundlagen und Spitzen derselben bei diesem ersten Reformversuch außer Betracht. Welt- und Klostergeistliche, nicht aber die vornehmen Stifte und Orden, geschweige denn das Episkopal- und Papalprinzip sollen einer Neuordnung unterstellt, beziehungsweise in ihren Grundlagen irgendwie angetastet werden. Die

Digitized by Google

Erstgenannten werden aufs dringlichste an ihre Pflicht gemahnt; Niemand soll deshalb wider Willen gezwungen oder angereizt werden, sich dem geistlichen Stande zu widmen, Niemand unbedachtsam aufgenommen werden. Die höchste Vorsicht ist bei Mädchen anzuwenden, daß sie nicht in unreifem Alter, nicht aus Furcht, nicht aus irgend einem unchristlichen Affekt zum Dienste Gottes sich bekennen, denn jeder gezwungene Dienst ist mißfällig; die Eltern sollen ermahnt werden, ihre Kinder nicht wider deren Willen in das Kloster zu stoßen. Mönch und Nonne sollen die Kenntniß der Schrift, nicht die Sünden des Fleisches lieben, beten und wachen, stets etwas arbeiten, damit der Teufel sie stets beschäftigt finde, eben aus diesem Grunde, wie in den alten Klöstern geschehen, heilige Bücher abschreiben. In gleichem Geiste sind die Vorschriften über das Leben und die Pflichten der Weltgeistlichen und namentlich der Pfarrer abgefaßt. Als verdammenswerth werden menschliche Rücksichten und Bestechlichkeit bei der Vergebung kirchlicher Stellen bezeichnet; nicht vor ihrer Erledigung sollen Versprechungen auf sie eröffnet, nur Personen sollen sie verliehen werden, die das gesetzmäßige Alter, gute Sitten, genügende Bildung besitzen. In Anknüpfung an die Beschlüsse des Konzils von Chalcedon wird die Häufung von Benefizien in einer Hand verboten, ausdrücklich erklärt: besser für den Bischof, wenige Priester zu haben, die würdig den Gottesdienst versehen, als viele unnütze. Nie sollen die Geistlichen die Bibel aus der Hand kommen lassen; die Pfarrer werden namentlich ermahnt, die in den Briefen an Timotheus und Titus enthaltenen Lehren zu befolgen. Daß besonders an diese Briefe angeknüpft wird, ist wohl ein bezeichnender Zug unserer Verordnungen, die daneben übrigens auch Sätze unbestritten echter paulinischer Briefe zitiren und einschärfen. Mit biblischen Worten wird als die wichtigste Pflicht der Pfarrer die Verkündigung des Wortes Gottes hingestellt; in ihrem

Digitized by Google

Vortrag sollen sie eitle Fabeln wie jede leere Geschwätzigkeit meiden, nicht zu lange bei Heiligengeschichten verweilen, nicht zu viel Rühmens von Wundern machen, wenn sie nicht ausdrücklich durch die Schrift oder durch glaubwürdigste Schriftsteller bezeugt sind. Von allen Schmähungen, Sticheleien, Verwünschungen, von jeder unnützen Streiterei ist auch den Ketzern gegenüber abzusehen, rein und lauter das Wort Gottes zu predigen, gemäß der kirchlichen Ueberlieferung und der Interpretation der von der katholischen Kirche anerkannten Väter. Von streitigen Dingen soll gelehrt werden zu glauben was die Kirche glaubt. Vor jedem öffentlichen Tadel geistlicher und weltlicher Obrigkeit wird gewarnt, zweimal wird der Satz des Römerbriefes eingeschärft, daß jede Obrigkeit von Gott. Wer also der Obrigkeit widerstrebt, der widerstrebt Gottes Ordnung, wenn nicht — wird hinzugesetzt — die Obrigkeit ausdrücklich befiehlt, was wider Gottes Gebot; denn dann muß man Gott mehr gehorchen als den Menschen. Eifrig ist das Volk zum Gebet für die Obrigkeit anzuhalten. Besonders eingehend handelt ein eigener Abschnitt über die Verwaltung der auch hier festgehaltenen sieben Sakramente der katholischen Kirche. Bei dem Abendmahl wird einfach die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi betont, mit Berufung auf das Konstanzer Konzil die Forderung des Laienkelches abgewiesen; als ein repräsentatives wird das Opfer der Messe hingestellt, als lebendigste Vergegenwärtigung, als täglich erneuerte Darstellung des ein für allemal dargebrachten Opfers Christi. Bei der Predigt der Buße soll dem Volke Furcht vor dem Zorn und dem gerechten Gerichte Gottes eingeflößt, doch dem wahrhaft Zerknirschten Gnade und Barmherzigkeit verheißen werden. Unbescholten, unterrichtet und verschwiegen soll der Beichtvater sein, als ein kluger Arzt nach der Beschaffenheit der Krankheit die Arznei bereiten, die Kleinmüthigen trösten, die Trotzigen zurechtweisen. Unentgeltlich sind alle Sakramente zu

Digitized by Google

spenden, nach dem Worte des Herrn: „Umsonst habt ihr es empfangen, gebt es auch umsonst!" Die kirchlichen Gewohnheiten werden gegenüber den Angriffen der Feinde der Kirche vertheidigt, so auch die Beobachtung des Fastens; dabei sollen luxuriöse Fischspeisen nicht minder als Fleischspeisen gemieden werden. Bei allen Zeremonien ist mehr auf deren innere Bedeutung als auf die Aeußerlichkeiten zu sehen, abergläubischer Mißbrauch der Heiligen zu untersagen, so auch der Mißbrauch, der mit geweihtem Wasser, Salz, Kräutern zur Heilung von Vieh getrieben wird. Da bei Gelegenheit der Prozessionen durch die Felder viele Sünden begangen werden, wird es für besser erachtet, sie fortan innerhalb des Kirchenraums abzuhalten und damit eine passende Anrede an das Volk zu verbinden. Um wirksam den unzähligen verderblichen Ketzereien entgegenzutreten, ist vor allem nothwendig, besondere Pflege der Erziehung der Jugend zu widmen. Acht Kapitel eines eigenen Abschnittes beschäftigen sich mit den Schulen. Die Winkellehrer sollen entfernt, die Gymnasien und andere Schulen mit tüchtigen Lehrern versehen, an den einzelnen Kirchen ein unterrichteter Mann zur Bildung der Geistlichkeit angestellt werden; eine Reihe von Vorschlägen ist angereiht zur Hebung der Universität Köln.

Man wird nicht irre gehen, wenn man solchen und ähnlichen Gedanken eine über die Bedeutung der in katholischen Kreisen der zwanziger und dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts verbreiteten Reformbestrebungen hinausreichenden Werth beilegt. In dem dogmatischen Handbuch, welches Gropper als Kommentar der Konzilsbeschlüsse ausarbeitete und an sämtliche Pfarrer der Erzdiözese zur Vertheilung brachte, treten die einzelnen Bestimmungen in noch schärferer Gestalt und breiterer Ausführung hervor, so daß einer der gewiegtesten Kenner der Reformationsgeschichte nicht ansteht, das Buch als die wichtigste katholische Dogmatik der ersten Hälfte des

Digitized by Google

16. Jahrhunderts zu bezeichnen. Freilich, der Erzbischof war mit den erlangten Zugeständnissen noch keineswegs zufrieden, doch schien ihm die Zeit noch nicht gekommen, wo er mehr durchzusetzen hoffen konnte. Für seine religiöse Entwickelung mußte es dabei von hoher Wichtigkeit sein, daß er noch im Jahre des Konzils mit einem der Häupter des schmalkaldischen Bundes, Johann Friedrich von Sachsen, in persönliche Berührung trat. Nach einer Reise nach Berlin ging er zusammen mit Kurfürst Joachim II. nach Sachsen und traf dort mit dem genannten Fürsten zusammen. Von da ab häufen sich dann die Beziehungen zu angesehenen Protestanten in auffallendem Maße. Da erscheint zuerst in seiner Umgebung der bekannte Philosoph Agrippa von Nettesheim, der dem Kurfürsten seine occulta philosophia widmet und von dessen Residenz aus eine geharnischte Anklageschrift gegen die Universität Köln, den Hort der scholastischen Theologie und der alten Kirchenlehre, schleudert. Noch entschiedenere Parteinahme für die reformatorischen Ideen bezeugt Nikolaus Pruckner, der seit 1537 an Hermanns Hofe weilt. Ein viel bewegtes Leben hatte er bis dahin geführt. Ursprünglich Augustinerordensmönch zu Mülhausen in Elsaß, war er schon früher mit Zwingli, Oekolampad und Ulrich von Hutten in persönliche Beziehung getreten und der Reformator jener Stadt geworden. Der ausbrechende Bauernkrieg hatte ihn von dort weggescheucht; in dem elsässischen Städtchen Benfelden fand er dann Aufnahme, bis ihn auch hier sein unstäter Geist wieder austrieb. Astronomische Arbeiten, Kalendermachen, Nativitätenstellen, Prognostikaaufsetzen galten ihm höher als seine Pfarrgeschäfte. Doch trat er, wo es Noth that, auch mit Energie für seine protestantische Ueberzeugung ein. Wie Pruckner zu den Elsässer Reformatoren, so stand zu den Wittenberger Peter Medemann in engen Beziehungen. Als Sprößling einer Kölner Familie hatte er in Köln und Wittenberg studirt und wurde

Digitized by Google

später Erzieher der Neffen und Mündel Hermanns, der Söhne des Grafen Johann von Wied. Auch im Kreise der verwandten rheinischen Grafengeschlechter boten sich dem Erzbischof zahlreiche Anknüpfungspunkte an die reformatorischen Tendenzen. Dem Grafen Wilhelm von Neuenahr gab schon 1536 Kurfürst Johann Friedrich in einem Briefe an Luther das Zeugniß, daß er das Wort Gottes höchlich liebe. Noch entschiedener hatte ein anderer Verwandter der Wied, Graf Wilhelm von Nassau-Dillenburg, Partei für die Kirchenreform ergriffen. Ja, in Köln selbst, im Domkapitel und an der Universität, blieb die neue Lehre nicht ganz ohne Vertretung. Die Stiftsherren Heinrich von Stolberg und Christof von Oldenburg, der Jurist Johann Oldendorp waren Freunde der Reformation. Gleichzeitig waren mehrere der eifrigsten Kölner Kämpfer gegen dieselbe aus dem Leben geschieden und hatten keinen gleich energischen Nachwuchs zurückgelassen.

Von der einschneidendsten Bedeutung für Hermanns Haltung ist seine Bekanntschaft mit Martin Butzer geworden. Er hatte denselben auf verschiedenen Reichsversammlungen kennen gelernt, ihn nach Buschhoven eingeladen; freundliche Beziehungen bildeten sich hier namentlich auch mit Gropper. Seinem Einfluß ist es vorzugsweise zuzuschreiben, wenn Hermann jetzt mehr und mehr zu energischem Vorgehen sich geneigt zeigte. Der Regensburger Reichsabschied von 1541 hatte den Prälaten die Verpflichtung auferlegt, mit ihren Unterthanen eine christliche Reformation aufzurichten. So glaubte er auch eine rechtliche Befugniß zu haben, auf die er sich vor Kaiser und Reich stützen könne. Auf dem nächsten Landtage zu Bonn, auf welchem alle vier Stände des Stifts (Domkapitel, Städte, Grafen und Ritterschaft) vereinigt waren, trug der Kurfürst dies sein Vorhaben vor. Er fand damit allgemeine Billigung. Die Stände insgesamt ersuchten ihn, den Gelehrten zu befehlen, den Entwurf

Digitized by Google

einer Reformation „christlich zu stellen" und diesen dem nächsten Landtag vorzulegen; er könne überzeugt sein, man werde ihn beobachten.

Gegen Ende des Jahres 1542 berief Hermann Butzer nochmals und auf längere Zeit. Seine ursprüngliche Absicht war hierbei, das Vermittelungswerk, welches zu Regensburg nicht ausgeführt worden, jetzt durch dieselben Gelehrten, die an dem ersten Entwurf den meisten Theil genommen, in seinem Lande durchzusetzen. Zwischen Butzer und Gropper wurden Konferenzen veranstaltet, Briefe gewechselt. Noch vom Jahre 1543 haben wir einen Brief Butzers, worin er sich bemüht, Groppers Freundschaft zu behaupten und ihn zu dem reformatorischen Unternehmen heranzuziehen. Freilich ohne Erfolg! Gropper hatte vielleicht schon seine früheren Zugeständnisse als eine Verirrung empfunden, welche nur dadurch wieder gut gemacht werden könne, daß man um so schroffer sich gegen jede weitere Neuerung verschlösse. Jedenfalls erschien ihm seine vormalige gemäßigte und vetmittelnde Haltung jetzt als gefährlich, als er bemerkte, daß der Erzbischof über sie hinaus zum Angriff gegen die bestehende Ordnung vorging. Andererseits war auch Butzer wenig geneigt, der Gegenpartei irgendwelche bedeutenden Konzessionen zu machen, wenn schon die Form, in welche er seine Ablehnung kleidete, nicht milder und entgegenkommender sein konnte, während die Gegner ihren leidenschaftlichen Gesinnungen keineswegs einen Zügel anzulegen bemüht waren. Gerade dies aber mußte eine so offene und feinfühlende Natur, wie sie Hermann besaß, nur noch mehr ins Lager der Protestanten treiben. Und in der That zeigte er sich täglich entschiedener. Butzer predigte in Bonn, Sarcerius in Andernach; das Abendmahl wurde unter beiderlei Gestalt ausgetheilt; den Priestern ward die Ehe gestattet; der katechische Unterricht anderer evangelischer Länder war auf den Niederrhein übertragen.

Digitized by Google

In dem Maße aber, als die Reformation in der Kölner Landschaft mehr und mehr Wurzel schlug, stärkte sich auch die Opposition jener beiden Elemente, die an der Erhaltung der bestehenden Ordnung das stärkste Interesse hatten, des Raths und des Domkapitels. Namentlich das letztere, dem gesetzmäßig Theilnahme an der Landesverwaltung zustand, war zu keiner Konzession zu bewegen. Umsonst betheuerte Hermann, er wolle „Niemand das Seine entziehen, keine plötzliche Neuerung anrichten, keine neue Lehre einführen, sondern er wolle das Wort Gottes klar und rein, wie es in der Zeit der Apostel und der ersten alten christlichen Kirche in Uebung gewesen, zur Ehre des Allmächtigen, christlicher Erbauung seiner Kirche und Wohlfahrt, Heil und Seligkeit unserer Nächsten predigen und lehren lassen". Das Domkapitel aber verlangte von ihm, vollständig stillzustehen, bis er ihre Zustimmung gewonnen, forderte vor allem weiteren die Entfernung Butzers. Und die Domherren beschränkten sich nicht auf diese mahnenden Worte an den Erzbischof. Sie erinnerten den Koadjutor an die von ihm übernommene Verpflichtung, das Erzstift bei dem alten Glauben zu schirmen.

Dagegen waren aber die weltlichen Stände des Stifts auf der Seite ihres Fürsten. Im März 1543 hatte dieser einen neuen Landtag nach Bonn zusammenberufen. Er kündigte demselben an, daß er jetzt mit der Abfassung eines definitiven Reformationsentwurfes beschäftigt sei, und bat die Versammlung, einen Ausschuß zu ernennen, mit dem er denselben berathen könne. Das Domkapitel dagegen legte den übrigen Ständen die Schriften vor, die es mit dem Erzbischof gewechselt, und forderte sie auf, ihn zu ersuchen, eine Haltung anzunehmen, die ihm bei Papst, Kaiser und Reich unverfänglich sei, Butzer aus dem Stift zu weisen, sich aller Fremden zu entschlagen und Stiftssachen nur mit Stiftsangehörigen zu verhandeln. Allein die weltlichen Stände waren schon selbst von reformatorischem Begehren ergriffen;

Digitized by Google

ohne Bedingung nahmen sie das Erbieten des Fürsten an und überließen ihm, den Ausschuß aus ihrer Mitte selbst zu wählen, dem jener Reformationsentwurf vorgelegt werden könne. Neu gestärkt in seinen Absichten ging Hermann aus seinem Kampf mit seinem Kapitel hervor. „Auf diesem Landtag," schrieb Butzer, „ist der alte fromme Kurfürst erst recht zum christlichen Bischof von der Landschaft erwählt und angenommen worden, da ihn das Kapitel, das ihn zum päpstlichen Bischof erwählt hat, wollte wieder entsetzt haben."

Jetzt, im Mai 1543, erschien auch Melanchthon, der sich bisher gesträubt hatte, in Bonn. Er war entsetzt über die Veräußerlichung des kirchlichen Lebens, über den Bilderdienst und Aberglauben der Massen, über die Unwissenheit der Geistlichen; dagegen erfreuten ihn sehr der Ernst und Eifer des Erzbischofs, die bisherige Wirksamkeit Butzers. Man schritt nun ernstlich an die Ausfertigung des Reformationsentwurfs. Man legte dabei die von Osiander ausgearbeitete nürnbergisch-fränkische Kirchenordnung zu Grunde. Einen Theil derselben bearbeitete Butzer, einen anderen, namentlich die Artikel von der Dreieinigkeit, von der Schöpfung, von der Erbsünde, von der Rechtfertigung, von der Kirche und von der Buße, faßte Melanchthon ab. Als die Reformationsschrift fertig war, wurde sie gründlicher Prüfung durch den Erzbischof selbst unterzogen. An fünf Tagen wurde in je fünf Morgenstunden der Entwurf gelesen und besprochen; der Erzbischof hatte hierzu den Koadjutor Heinrich von Stolberg, den Fr. Lennep, Melanchthon und einige seiner Räthe berufen. Melanchthon war überrascht und erfreut über das Interesse und Verständniß, mit dem Hermann in alles Einzelne einging; er hatte die lutherische Bibelübersetzung zur Hand, seine Einwürfe und Anregungen zeigten, mit welchem Ernst und Eifer er die in Betracht kommenden Fragen durchdacht hatte. Er selbst soll dafür gehalten haben, daß des Papstes Namen nicht namentlich gedacht wurde, wie denn die

Digitized by Google

Fassung der Formel auch sonst sehr gemäßigt war. Nach solcher gründlichen Prüfung wurde der Entwurf den im Juli zusammentretenden Ständen vorgelegt. Betrachten wir, ehe wir in der Geschichtserzählung weiter gehen, denselben etwas näher!

Das „Bedenken" — wie sich der Entwurf nennt — füllt gedruckt mehr als dreihundert Folioseiten. Gleich in dem ersten der sechzig Kapitel, in dem einleitenden Abschnitt „von der Lehre" tritt die Verwandtschaft mit der Nürnberger Ordnung hervor. Als einzige Glaubensnorm wird die heilige Schrift hingestellt. Aus dieser sollen die Pastoren „ihre Predigten und Lehren getreulich und gänzlich nehmen und sich mit allem Fleiß hüten vor aller menschlichen Lehre und Auslegung, die aus diesem reichen Brunnen göttlicher Lehre nicht herfließt und gewißlich genommen ist. Von allen weltlichen Geschäften sollen sie sich möglichst frei machen, damit sie Gott erbitten und mögen allen seligen Verstand der Gottseligkeit aus göttlicher Schrift selbst recht und beständig fassen und dann mit klarer, gründlicher und kräftiger Lehre und Unterweisung gegen alle erwählten Gottes ob diesem gewissen Wort des Heils halten". Der Predigt soll allweg eine Lektion aus der heiligen Schrift vorhergehen, die Predigten aus derselben genommen und allweg auf Christum gerichtet werden. In den Artikeln von der Dreieinigkeit und der Schöpfung wird auf die wahre Erkenntniß und Anrufung Gottes gedrungen, von der das Volk nur zu sehr abgewandt ist. „Sie sehen" — so wird geklagt — „wohl stets Himmel und Erde und so viele wunderbare heilige Geschäfte und Werke Gottes an, gehen damit um, haben's in Händen, gebrauchen und nutzen sie; aber ihr Herz denkt dabei wenig an Gott. Sparen also ihren Gottesdienst, bis sie etwa zu den Bildern und in die Kirche kommen, da sie ihren vermeinten Gottesdienst verrichten wollen und dann an allen anderen Orten ihres Gefallens leben, Gottes nicht gedenken, seine Werke und Gaben vielfältig mißbrauchen."

Digitized by Google

In diesen und ähnlichen Ausführungen über die Erbsünde, die Wiedergeburt, die Vergebung der Sünden, die Rechtfertigung u. a. zeigt sich die echt evangelische Gesinnung der Urheber des „Bedenkens“. Das Gleiche gilt von den folgenden Abschnitten, die von der Kirche, ihren Ordnungen und besonders eingehend von den Sakramenten handeln. Namentlich wird die Bedeutung des Gebets wie die Pflicht hervorgehoben, die Mißbräuche auszurotten, die dabei namentlich durch falsche Anrufung und Verehrung der Heiligen eingerissen, daran ein eigener Abschnitt wider die Abgötterei des Bilderdienstes geknüpft. Die Prediger sollen das Volk warnen vor den vielen Bildern, die falsche und abergläubische Dinge vorstellen, sollen lehren, daß man die Bilder nicht anbeten dürfe u. s. w. Ebenso ist zu warnen vor den Mißbräuchen bei Fasten, wenn man „schier alles Fasten damit allein ausrichtet, daß man nicht Fleisch und Eier ißt, sonst aber von Fischen und anderer Speise wohl köstlicher denn sonst ißt.“ Bei der Einsetzung der Pastoren ist auf vorhergehendes gründliches Examen zu dringen; Niemandem soll sein Patronatsrecht entzogen werden, aber alle Patrone werden vermahnt, nur tüchtige Personen zu präsentiren und nicht ihre Pfarreien aus Gunst oder andern ungebührlichen Ursachen ungeschickten Personen zu verleihen. „An den Feiertagen soll in den Städten und Freiheiten, da Schüler und mehr denn ein Kirchendiener, morgens früh eine Versammlung gehalten werden um des Gesindes willen, das etwa zum rechten Amt nicht kommen kann, in dieser Versammlung ein deutscher Psalm vor- und nachgesungen und eine Predigt von dem Katechismus mit Verkündigung des heiligen Evangelii gehalten werden.“ Auch für andere Versammlungen wird das Singen deutscher Psalmen vorgeschrieben. Alles Singen, Lesen, Predigen und Beten darf zusammen nicht über eine Stunde dauern. Eine besondere Aufmerksamkeit wird der Besserung des Schulwesens

Digitized by Google

und der Geistlichen gewidmet. In jeder Stadt ist eine Lateinschule einzurichten; für den Unterhalt des Schulmeisters und seiner Diener wird, um den gemeinen Mann weniger zu beschweren, die Bestimmung etlicher Vikarien und Präbenden zu diesem Zwecke und die Erhebung eines jährlichen Schulgeldes von den Knaben, so nicht betteln, in Aussicht genommen. Dem jüngsten Haufen ist Lesen und Schreiben zu lehren, dazu sind lateinische Bücher zu brauchen, „darin das Pater noster, Credo, Decem precepta und dergleichen Kinderlehr gefaßt ist, damit die Kindheit zugleich zu christlicher Unterweisung gewöhnt werde; darnach lehre man sie den Donat lesen. Welche nun lesen können und anfangen zu schreiben, die setze man in den anderen Haufen.“ Dieser ist anzuhalten, vor allem ordentlich die leider zu oft von dem Schulmeister vernachlässigte Grammatik zu treiben. „Die Knaben sollen in dieser zweiten Klasse bleiben, bis sie den Donat und die ganze Etymologie ziemlich können, und sollen dabei der Cato, Aesops Fabeln, die kleineren Briefe Ciceros, etliche Dialoge Mosellani oder Erasmi exponirt werden. Und was man abends exponirt hat, das sollen die Kinder andern Tages selbst exponiren und sollen dabei etliche Wörter dekliniren und konjugiren“, außerdem täglich das Schreiben üben. In der dritten Klasse sollen Terenz und Virgil abwechselnd mit Ciceros Briefen erklärt und die Regeln der Syntax auswendig gelernt und geübt, in der vierten Klasse sollen Ovid und Cicero erklärt und die Schüler angehalten werden, Dialektik und Prosodie zu lernen und lateinische Verse zu machen. An der Dialektik ersparte Zeit ist auf den Unterricht in griechischer Grammatik und Erklärung von Phokylides und Hesiod zu verwenden. Für diese Lektionen sind Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag bestimmt, der Mittwoch für Unterricht im Katechismus. Am Samstag ist Musik zu treiben. Für den höheren theologischen Unterricht wird die Gründung einer Schule in Bonn

Digitized by Google

in Aussicht genommen. Sieben Lektoren sollen an derselben angestellt werden: zwei Theologen, ein Dialektikus, ein Rhetorikus, ein Grammatikus, ein Mathematikus und Physikus, endlich ein Jurist. Jedes Vierteljahr soll eine theologische Disputation, jeden Monat eine philologische stattfinden, dabei der Rektor auf die Wahl nützlicher und unärgerlicher Materien achten. „Diese nützliche Schule möchte stattlich angerichtet und unter halten werden, so daß nicht allein die Legenten ihre Besoldung sondern auch etliche arme Knaben ihre Zehrung hätten, so man ein einziges Kloster zu diesem guten Zwecke braucht, welche doch jetzt übel gebraucht; denn es sind jetzt in vielen Klöstern kaum fünf oder sechs Personen und die Niemand nutz sind und diese große Stiftung vergeblich verschwenden.“ Im Pfarrdienst soll niemand geduldet werden, „der im öffentlichen Laster der Unzucht, des Geizes oder wucherischer Unbilligkeit befunden wird“; nachdrücklich werden alle Pfarrer ermahnt, nüchtern und keusch zu leben; eben deshalb wird ihnen die Ehe nicht verboten, aber ihnen vorgeschrieben, solche Frauen zu suchen, „die ihnen wahre Gehülfinnen seien zu ihrem christlichen Dienst, gottesfürchtige, eheliche Töchter, die den anderen zu gutem Exempel in aller Gottseligkeit und Zucht vorangehen“.

Hinsichtlich der Stifte, die gänzlich ihrem ursprünglichen, rein geistlichen Charakter entfremdet, wird auf die Durchführung einer ganzen Reformation verzichtet. So werden dem Domkapitel neben freier hergebrachter Wahl alle seine Würden, Rechte und Freiheiten unbehindert belassen. Gefordert wird nur, daß die Stiftsherren „sich mit der Lehre, Messe, Haltung der Sakramente und anderen Kirchendiensten und -Ceremonien nicht anders halten, denn wie hier oben in unserer Reformation davon vermeldet“, daß sie einen gottseligen Wandel führen, daß ihr Singen und Lesen in der Kirche im Einklang mit der heiligen Schrift. Ein Theil der Stifte ist für Adelige zu

Digitized by Google

reserviren, da die Güter den Stiften meist durch Adelige zugekommen.

Auch hinsichtlich der Ordensgeistlichkeit bezeichnet es das „Bedenken“ als hoffnungslos, „die alte wahre Möncherei wieder in Schwang zu bringen“; eine Aufhebung der Klöster so wenig wie eine Aufhebung der Stifte wird hier geplant, von beiden nur verlangt, daß sie im Einklang mit der neuen Ordnung der Lösung der wahren Aufgaben der Geistlichen dienen. „Diejenigen, so sich in die Klöster begeben, sollen hinfür nicht mit den Gelübden, die man substantialia nennt, beschwert werden, sondern nur geloben, sich züchtiglich in aller gottseligen Ehrbarkeit halten, ihren Oberen gehorchen und der Lehre fleißig obliegen zu wollen, so daß sie sich in göttlicher Schrift üben, des Predigens befleißen und wenn sie zu Kirchen- und andern nothwendigen christlichen Diensten gefordert, sich dazu ganz willig gebrauchen lassen.“ Die zum Pfarrdienst nicht geschickt und zum Klosterleben nicht begabt und willig sind, mögen mit etwas Steuer von ihren Klöstern und den Klosterpflichten freigelassen werden, die Zurückbleibenden ein christliches Leben führen und sich mit nothdürftiger Unterhaltung genügen lassen. Später sollen einige Klöster zu Schulen, einige speziell für Adelige eingerichtet werden. Auch den freien weltlichen Jungfrauenstiften wird ihr Fortbestand gesichert, nur auch von ihnen ein wirklich gottesfürchtiges Leben im Einklang mit der neuen Ordnung gefordert. Schließlich werden die Keglerbrüder (Kugelherren) und die Begharden, die sich bisher ihrer Aufgabe mit Treue und Sorgfalt gewidmet, der ferneren Förderung ihrer Zwecke versichert.

Man hat diesem Reformationsentwurf vielfach den Vorwurf gemacht, als suche er zwischen den streitenden Parteien einen modus vivendi herzustellen, der weder katholisch noch protestantisch sei; er habe daher auch nothwendig scheitern müssen, weil keine

Digitized by Google

Religionspartei sich für ihn hätte erwärmen können. Nun bürgt aber doch schon die Mitarbeiterschaft Melanchthons dafür, daß es hier nicht bloß um ein halbes Werk sich handelte, wie bei dem Entwurf von 1536, über den die Wittenberger Reformatoren laut und unverhohlen ihre Mißbilligung ausgesprochen hatten. Aber auch abgesehen davon, so ist auch das „Bedenken" durchaus von echt evangelischem Geiste durchhaucht. Was dasselbe von alten Einrichtungen bestehen ließ, war theils wirklich der Forterhaltung werth, theils durfte man nicht an dessen Bestand rühren, wollte man nicht von vornherein die Theilnähme zahlreicher einflußübender Elemente ausschließen. So, um nur eines anzuführen, mußte eine Säkularisation des Kirchenguts deshalb als unthunlich erscheinen, weil die rheinischen Grafen- und Adelsgeschlechter hinsichtlich der Unterhaltung ihrer nachgeborenen Söhne meist auf die Kommenden und Präbenden der hohen Stifte angewiesen waren. Nirgends begegnen uns in den Listen der Pröpste, Kapitelsherren u. s. w. der mittelalterlichen Domstifte so zahlreiche Namen des eingesessenen hohen Adels, als gerade am Niederrhein. Eine Säkularisation würde also gerade denjenigen Stand am schwersten betroffen haben, auf dessen Unterstützung der Erzbischof bei Durchführung seines Reformwerkes angewiesen war, noch mehr, der bisher diesem gegenüber den widerstrebenden Gewalten vollen Beistand geleistet hatte. Der Werth dieser Hülfe zeigte sich auch gleich wieder bei der Vorlage des Bedenkens an die Stände. Nicht nur daß sie sich vollkommen einverstanden mit ihm erklärten, sie hielten nicht einmal für nöthig, den Entwurf erst durch einen Ausschuß prüfen zu lassen; zu einer so wichtigen Sache — erklärten sie dem Kurfürsten —, die das Seelenheil betreffe, möchten sie nicht einmal recht tüchtig sein; so solle auch ihm die ganze Angelegenheit anheimgestellt sein.

Dagegen beharrten Domkapitel und Stadt auf ihrem Wider-

Digitized by Google

stand, noch mehr, sie gingen jetzt zum offenen Angriff gegen den Erzbischof vor. Am 5. April theilte Butzer dem Landgrafen von Hessen mit, daß Jene sich an den Papst, an Granvella, nach Mainz und Trier gewandt hätten. Von Mainz erschien denn auch sofort Hülfe in der Person Peter Fabers, des ersten nach Deutschland gekommenen Jesuiten. Kaum hatte er von der Ketzerei des Erzbischofs gehört, als er auch schon dahin eilte, um die bedrohte Position zu retten. In persönlicher Unterredung suchte er Hermann umzustimmen, seinem Orden zugleich eine feste Stellung in Köln zu schaffen. Ihm zur Seite stand sein Schüler Peter Canisius, der dem Orden aus seinem Vermögen — er war der Sohn einer angesehenen Nymwegener Familie — ein Haus in Köln einrichtete. Faber rief zur Bekämpfung Hermanns auch den päpstlichen Nuntius auf. Von Rom liefen Dankschreiben an Rath und Kapitel ein für deren mannhaften Widerstand gegen das „wahnsinnige" Unternehmen des Erzbischofs und der lutherischen Prediger. Schon wurde es als fraglich bezeichnet, ob Hermann noch in Wahrheit des Namens eines Erzbischofs würdig sei; nur aus christlicher Liebe ließ ihm der Papst, obgleich er sich durch sein Vorgehen bereits unwerth aller päpstlichen Gnade gezeigt, in einem vom 1. Juni erlassenen Breve doch zunächst, ehe andere Schritte gegen ihn erfolgten, die Aufforderung zugehen, in den Schoß der Kirche zurückzukehren und die Lutheraner zu entfernen. Gleichzeitig wurde Hermanns wichtigster Gesinnungsgenosse im Domkapitel, Heinrich von Stolberg, persönlich nach Rom zitirt.

Von verhängnißvoller Bedeutung mußte für Hermann der unglückliche Ausgang des kleveschen Krieges werden. Herzog Wilhelm hatte eine entschiedene Hinneigung zur neuen Lehre bekundet, bereits wiederholt das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen. Ein großer Theil seines Landes gehörte in kirchlicher Beziehung zum Erzstift Köln, und es war von größter

Digitized by Google

Wichtigkeit für Hermanns Reformversuch, an dem benachbarten mächtigen Fürsten nicht nur einen gleichgesinnten Genossen, sondern an dessen Gebiet eine Stätte ungehinderter Entfaltung seiner reformatorischen Gedanken zu besitzen. Jetzt war dies alles vereitelt. In raschem Siegeszuge hatte Karl V. den kleveschen Fürsten vollständig niedergeworfen und durch den Vertrag von Venlo nicht allein zur Aufgabe seiner Ansprüche auf Geldern und Zütphen, sondern auch zur Einstellung aller weiteren Kirchenreformen gezwungen. Aus der persönlichen Anwesenheit des Kaisers hatten zudem Rath und Kapitel von Köln neuen Muth für ihren Kampf mit dem Erzbischof geschöpft; Karl hatte sie wegen ihres Verhaltens belobt und zur Ausdauer angespornt. Daneben erschien es ihm jedoch noch nicht an der Zeit, offensiv gegen Hermann vorzugehen, wennschon ein Fortschreiten des reformatorischen Gedankens im Erzstift ihn mit den schwersten Besorgnissen für seine gleichfalls in gährender Aufregung befindlichen Niederlande erfüllen mußte. Er hatte sich darauf beschränkt, Hermann das Bedenkliche seines Unternehmens vorzuhalten, aber der Erzbischof war standhaft geblieben. Noch schlimmer aber für die protestantische Sache wirkte der Ausgang des kleveschen Krieges dadurch, daß dem Kaiser zuerst über die Schwäche und politische Unfähigkeit der Protestanten die Augen geöffnet wurden. „Er hatte“ — heißt es in seinen Denkwürdigkeiten — „immer wie viele Andere die Ueberzeugung gehabt, es wäre unmöglich, eine solche Halsstarrigkeit und eine so große Macht, wie sie die Protestanten besaßen, auf dem Wege der Strenge zu beugen; er war daher unschlüssig, was er in einer Sache thun könnte, deren Ordnung ihm so wichtig war. Aber Gott beschränkte sich nicht darauf, dem Kaiser die Gnade zu erweisen, ihm Geldern so schnell zu verschaffen, — die Beobachtung dessen, was sich hier zutrug, öffnete die Augen des Kaisers und erleuchtete seinen Verstand dermaßen, daß es

Digitized by Google

ihm nicht bloß nicht mehr unmöglich vorkam, mit Gewalt einen solchen Hochmuth zu bändigen, sondern daß ihm dies sehr leicht erschien, wenn er es unter geeigneten Zeitumständen und mit passenden Mitteln unternähme."

Noch mehr kam dem Kaiser in seinen kriegerischen Absichten gegen die Protestanten zu statten, daß er durch den Frieden von Crespy sich die Neutralität Frankreichs für einen künftigen Kriegsfall verschaffte. Kurzsichtig genug, hatten ihm vorher die protestantischen Fürsten selbst auf dem Speierer Reichstage die Mittel zu dem glücklichen Feldzug bewilligt. Jetzt war derselbe allen Gegnern der neuen Richtung ein weiterer Anlaß, mehr und mehr die Maske fallen zu lassen und ihre wahren Absichten kundzugeben. Auch in Köln wurde nunmehr eine Gegenschrift zu Hermanns Bedenken gedruckt und an die Dechanten des Stifts verschickt. Gleichzeitig forderte eine Deputation des Domkapitels und der Kölner Stifte zum letzten Male zur Abstellung der Neuerungen auf. Würde sich der Erzbischof weigern, so müßten sie nach Gebot ihres Gewissens sich direkt an die Oberen des Kurfürsten wenden. Und da dieser ihrer Forderung natürlich kein Gehör gab, so richteten am 9. Oktober Domkapitel, Sekundarklerus und Universität eine Appellation an Papst und Kaiser. Gütliche Unterhandlungen, wie sie Hermann seinen Gegnern vorschlug, wurden von diesen nicht acceptirt. Auch der Kaiser machte jetzt Ernst. Am 12. Oktober erließ er von Brüssel aus ein Schreiben, in dem er Aufhebung der Neuerungen und Bewahrung des alten Glaubens gebot. Umsonst suchten die weltlichen Stände, die nach wie vor auf Seiten ihres Fürsten standen, zwischen beiden Parteien zu vermitteln. Das Domkapitel weigerte sich jeder Nachgiebigkeit, der Erzbischof blieb uneingeschüchtert. Er erklärte, lang habe er auf eine Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten durch ein Konzil oder durch Religionsgespräche gehofft, stets sei seine

Digitized by Google

Hoffnung getäuscht worden; in seinem Alter, nahe dem Grabe, habe er es für Gewissenspflicht gehalten, bei Gelehrten Rath zu suchen, selbst die Bibel und christliche Schriften fleißig zu lesen. Von der hier gewonnenen Erkenntniß könne er nicht weichen, nicht die Ueberzeugungen verleugnen, die für sein und aller wahren Gottesmenschen Seelenheil von höchster Bedeutung seien. Wie er alle Pflichten des Gehorsams gegen den Kaiser in allen bürgerlichen Sachen erfülle, wolle er auch seine Unterthanen nicht beschweren; von seinem Privatvermögen habe er bisher die zwölf bis fünfzehn berufenen Prediger unterhalten, da sie nicht, wie wohl billig, aus Landesmitteln besoldet wären. Er stelle es Gott anheim, ob es ungerechtfertigten Machinationen gelingen solle, ihn von seinem Amt zu vertreiben; schlimmstenfalls würde er als einfacher Graf von Wied, wie er geboren, sein Alter, sein Leben beschließen, nie aber auf die Vertheidigung der reinen christlichen Lehre verzichten.

Im Mai 1545 kam Karl V. auf der Reise zum Regensburger Reichstag nach Köln. In Unterredungen mit Kapitel und Stadtrath bezeugte er seine Verwunderung über die vielfache Uebung protestantischer Gesinnungen in der Stadt; sei der Rath nicht mächtig genug, das zu verhindern, so wolle er, der Kaiser, es selber thun. Jetzt forderte das Domkapitel einige zweifelhafte Mitglieder zur Erklärung ihrer Gesinnungen auf. Den Grafen von Horn kündigte es Bestrafungen an, wofern sie nicht bis zu Pfingsten das Abendmahl unter einer Gestalt nehmen würden. In gleicher Weise beschloß die Universität die Ausstoßung aller Häretiker und die fernere Nichtpromovirung aller Derjenigen, die nicht vorher ein Glaubensbekenntniß abgelegt hätten. Der erzbischöfliche Offizial wurde zur Herstellung des Amtes der Inquisition aufgefordert; den Protest des Erzbischofs beachtete Jener nicht mehr. An der römischen Kurie wurde der Prozeß gegen Hermann instruirt, ebenso am Kaiser-

Digitized by Google

hofe. Der Prozessirte erbat sich die gesetzliche Frist zur Einbringung seiner Exceptionen; er wurde keiner Antwort gewürdigt. Jetzt wandte sich der von allen Seiten bedrängte Fürst an die zu Frankfurt versammelten Mitglieder des schmalkaldischen Bundes. Eine Mission derselben sollte den Kaiser bitten, dem bisherigen Verfahren keinen weiteren Raum zu geben und die kölnische Sache als allgemeine Religionsangelegenheit zu behandeln. Die Versammlung entsprach dem Ansuchen, sie ging noch weiter und stellte dem Erzbischof militärische Hülfe in Aussicht, falls er von dem Kaiser angegriffen würde.

Wir haben wiederholt den engen Zusammenhang des kölnischen Reformationsversuchs mit den Ereignissen der großen deutschen Politik hervorgehoben. Ganz besonders gilt dieser Zusammenhang von dem Ende des Erzbischofs Hermann. Würde auch der Anschluß des Letzteren an die Schmalkaldener nicht stattgefunden haben, das Schicksal derselben im Kriege von 1546 und 1547 würde dennoch auch das des Kölner Reformators gewesen sein. Der Kaiser hatte lange auf den Augenblick gewartet, in welchem er den verhaßten Neuerer — doppelt verhaßt wegen des mächtigen Einflusses seines Auftretens auf die Reformation in den Niederlanden — tödtlich treffen konnte. Jetzt, nachdem er die alten Gegner im Felde siegreich überwunden, säumte er nicht länger, die päpstliche Exkommunikationsbulle — sie war schon im April 1546 ausgesprochen worden — zur Vollstreckung zu bringen. Aus seinem Feldlager in Schwaben entsandte er zu dem Ende seinen Kommissar Viglius von Zuichen, dem sich der Gouverneur von Geldern, Graf Hochstraaten, zugestellte, nach Köln. Ganz geheim und vorsichtig sollten beide zu Werke gehen, denn noch war der Widerstand der Stände, sowie des gemeinen Volkes zu fürchten. Am 24. Januar 1547 versammelten sich die Ersteren ohne ihren Fürsten im hohen Chor des Domes. Viglius und das Dom-

kapitel präsentirten denselben den Koadjutor als ihren natürlichen Fürsten, nachdem der frühere durch die päpstliche Exkommunikation jedes Anspruchs auf ferneren Gehorsam seiner Unterthanen verlustig gegangen sei. Die Stände waren jedoch nicht sogleich dieser Meinung; sie erklärten, als ehrliche Deutsche könnten sie erst dann ihres Eides sich als entledigt halten, wenn ihr alter Fürst sie ausdrücklich dazu ermächtige. Sie forderten eine Frist, um dessen Meinung zu vernehmen. Schon ward das Volk ungeduldig, das sich — mit dem Stadtrath keineswegs einverstanden — bewaffnet um den Dom versammelt hatte. Eile that Noth. So wurde Adolf von Schaumburg unter dem Gesang des Te Deum auf den Hochaltar gesetzt und dem Volk als der neue Erzbischof gezeigt.

Aber auch jetzt noch verleugnete Hermann keinen Augenblick die Reinheit und Uneigennützigkeit seiner Absichten, die er während des ganzen Streites geoffenbart hatte. Er erklärte sich bereit zu resigniren, wenn ihm die Zusicherung gemacht würde, daß in dem Zustand der Religion nichts geändert und derjenige Theil des Kapitels, der es mit ihm gehalten, wieder in seine Rechte hergestellt werde. Vielleicht wollte sich der Erzbischof schmeicheln, ein Zugeständniß auszuwirken, wie es den oberländischen Städten bewilligt worden; allein hier hatte der Kaiser andere Rücksichten; die Kommissare erwiderten, daß in ihrer Instruktion von diesen Dingen nichts enthalten sei. Adolf von Schaumburg erklärte, er werde sich in der Religion so verhalten, wie Gott und die beiden höchsten Gewalten es billigen würden. Trotzdem blieben die Stände fest, bis die kaiserlichen Gesandten ihnen bei längerer Weigerung mit offener Gewalt auf Grund eines kaiserlichen Mandats drohten. Am 31. Januar 1547 verstanden sich daraufhin die Stände zur Unterwerfung. Ohne eine förmliche Auflösung des Landtages entfernten sich nach und nach die einzelnen Mitglieder aus Köln. Rasch bemächtigte sich jetzt Adolf mit Waffengewalt des Erzstifts. Am 7. Februar

Digitized by Google

ritt er, von hundert Reitern und einigen Domherren begleitet, nach Brühl, ließ dort das Sakrament der Eucharistie aus dem Franziskanerkloster wieder in die Pfarrkirche tragen, nach katholischem Ritus einen Knaben taufen und Messe halten. Am 9. bemächtigte er sich Poppelsdorfs, am 10. hielt er seinen Einritt in Bonn und ließ auch hier im Cassiusstift durch seinen Kaplan wieder Messe lesen.

Hermann hatte schon früher Brühl verlassen und sich weiter rheinaufwärts gewandt; um seinen Unterthanen weitere Verwirrung zu ersparen, sprach er am 25. Februar seinen Verzicht auf die erzbischöfliche Würde aus. Nicht einmal für die Seinen vermochte er das Erstrebte zu erreichen. Nur Eines hatten alle Drohungen und Gefahren ihm nicht zu rauben vermocht — seinen Glauben. An ihm hielt er unerschütterlich fest, mit gleicher Treue wie alle seine hervorragenden Genossen bei seinem Unternehmen; zu ihm bekannte er sich, auch als Krankheit ihn niederwarf. 1552 erregte ein langwieriges Steinübel ernsteste Besorgnisse, mehrere Aerzte wurden befragt, ohne ihm helfen zu können; er bewährte sich im Leiden „als frommer Christ, der bald in das ewige Leben zu scheiden begehrte". Am 16. Juli ließ er den Prediger von Wied, Johann Alstorf, zu sich kommen, sprach mit ihm von dem ewigen Trost und Leben, ermahnte auch ihn, standhaft zu sein im Glauben. Er erzählte ihm, wie er erst spät allmählich zu wahrer Erkenntniß seiner bischöflichen Pflichten gelangt sei, in welchem Geiste er sein Reformationsbedenken habe stellen lassen; „auf diesem seinem Bekenntniß samt der Augsburgischen Konfession denke er zu leben und zu sterben". Bliebe er in Wied und würde er noch schwächer, so sollte Alstorf ihm biblische Trostsprüche und das Glaubensbekenntniß langsam vorsprechen und ihm das Abendmahl reichen. Nach diesen Anordnungen wurde verfahren, als Hermann im August noch kränker wurde. Sonntag den 14. August empfing er das

Abendmahl, stündlich wurde in der folgenden Nacht sein Ende erwartet. Graf Johann, Dr. Johann Echt, Dr. Jakob Ebel, mehrere Diener, im ganzen vierzehn Personen, umstanden das Bett des Sterbenden; noch einmal sprach ihm der Prediger den Glauben vor und die Worte: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Unmittelbar darauf verschied der „alte und fromme Herr" am 15. August 1552 morgens um 9 Uhr.

Es war ihm noch vergönnt gewesen, den Sieg der protestantischen Sache im Passauer Vertrag zu schauen. Freilich seinem Erzstifte blieben die Errungenschaften einer reineren Gottes-, einer freieren Weltanschauung, welche die Reformation des 16. Jahrhunderts unzweifelhaft im Gefolge gehabt, für Jahrhunderte hinaus verschlossen. Zwar machte noch einmal ein Kölner Erzbischof den Versuch, sein Land zum Protestantismus hinüberzuführen. Aber umsonst rief der große Oranier die protestantischen Fürsten zur Hülfe auf; auch diesmal trugen die Tendenzen der hierarchischen Kirche den Sieg davon. Mit Recht wirft Ranke einmal die Frage auf: hätten sich wohl die Niederlande von Deutschland losgetrennt, wenn Köln evangelisch geworden wäre? Daß es katholisch blieb, ist für die ganze spätere Geschichte unseres Vaterlandes von verhängnißvoller Bedeutung geworden. Für die kölnischen Lande bedeutete es, ähnlich wie für die bayerischen, einen jahrhundertelangen Stillstand in Recht und Staat, Bildung und Wirthschaft. Es ist ein oft ausgesprochener, doch nie zum Uebermaß gehörter Satz, daß erst das Verlassen der alten Richtung, das Einlenken auf die durch die Geistesreformation des 16. Jahrhunderts geschaffenen Bahnen den Rheinlanden wiederum ein zweites Blüthealter gebracht haben. Und in erster Linie hat ihnen hierzu der Anschluß an ein protestantisches Herrscherhaus verholfen, das von Anfang die auf echtester Frömmigkeit aufgebaute Duldung und Beschirmung aller Konfessionen auf sein siegreiches Panier geschrieben hat.

(373)

Anmerkung.

[1] Varrentrapp, Hermann von Wied und sein Reformationsversuch in Köln. Leipzig 1878.

Digitized by Google

Columbus
und die
Erweiterung des geographisch-kosmischen Horizontes.

Von

Professor S. Günther
in München.

Hamburg
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1892.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Von der Mitte des 15. Jahrhunderts ab datiren jene großartigen Fortschritte in der Erkenntniß, durch welche das Wissen der Menschen von tellurischen und kosmischen Dingen eine so rasche und grundstürzende Umgestaltung erfuhr. Die Entdeckungen der Portugiesen machten es zur Gewißheit, daß eine „unbewohnbare" Erdzone zu den Fabeldingen gehöre, daß vielmehr überall, wohin der Fuß des Forschers dringe, auf das Vorhandensein von Menschen gerechnet werden dürfe; die Umrisse Afrikas traten klarer hervor, und von 1486 ab konnte kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß der lange gesuchte Seeweg nach den Wunderländern des Ostens im Bereiche der Möglichkeiten liege, ja eigentlich bereits gefunden sei. Gleichzeitig aber nahm die seit Ptolemäus' Zeit nicht um einen merkbaren Schritt vorgerückte Astronomie unter den Händen eines Peurbach und Regiomontan eine andere Gestalt an; die Anerkennung der Kometen als selbständiger Himmelskörper ließ die alte aristotelische Hypothese von den himmlischen Krystallsphären immer unwahrscheinlicher erscheinen, und während so Regiomontans freier Geist der großen geozentrischen Reform Coppernics die Wege bahnte, verbesserte ebenderselbe ein allerdings schon länger bekanntes Beobachtungswerkzeug, den sogenannten Jakobs-

Digitized by Google

stab. derart,[1] daß nunmehr die Anstellung astronomischer Beobachtungen auf schwankendem Schiffe — und damit hing wieder der Uebergang vom ängstlichen Segeln längs der Küste zur Hochseeschiffahrt aufs engste zusammen — mit einiger Sicherheit gewagt werden konnte. Und in eben dem Jahre 1492, welches dem großen Entdecker Columbus die Erfüllung seiner kühnen Träume brachte, fertigte der ihm geistesverwandte Deutsche Martin Behaim in seiner Vaterstadt Nürnberg jenen berühmten „Erdapfel“ oder Globus an, welcher von der Gesamtsumme erdkundlicher Kenntnisse des Zeitalters ein so übersichtliches Bild gewährt und uns insbesondere auch mit den unbestimmten Vorstellungen bekannt macht, welche man von Ländern jenseits des großen, die Westküsten Europas und Amerikas bespülenden Meeres hegte.[2]

Daß dieses große Räthsel gelöst wurde, das dankt man, wie Jedermann weiß, dem merkwürdigen Manne, der als Italiener Cristoforo Colombo, als naturalisirter Spanier Cristobal Colon hieß, gewöhnlich aber, mit der lateinischen Namensform, Columbus genannt wird. Die wahrhaft abenteuerlichen Schicksale des Entdeckers aufzuhellen, ist der Forschungsthätigkeit älterer und neuerer Zeit in ziemlich hohem Maße gelungen,[3] und wenigstens die wichtigsten Etappen dieses vielbewegten Lebens vermögen wir klar zu überblicken. Freilich ist schon der Geburtsort und die Geburtszeit nicht mit ganz vollkommener Sicherheit festzustellen. Die Ansprüche verschiedener Länder und Städte, einer solchen Größe das Leben gegeben zu haben, mußten allerdings bald als hinfällig sich herausstellen, und darüber herrscht kaum noch irgend ein Zweifel, daß Colombo einer genuesischen Familie entstammte, aber ob diese Familie zur Zeit, als ihr berühmter Sprößling das Licht der Welt erblickte, wirklich in Genua selbst oder in einer anderen Stadt der damals noch über ein ziemlich großes Gebiet herrschenden Republik wohnte, das ist noch einiger-

Digitized by Google

maßen strittig, und insbesondere trat von je der etwas westlich von der Hauptstadt gelegene Hafenplatz Savona als Konkurrent hervor. Neuerdings will man sogar für sein Anrecht entscheidende Dokumente ausfindig gemacht haben.[4] Zunächst jedoch muß noch immer die von Ruge vertretene, auf den archivalischen Ermittelungen des Marchese Staglieno beruhende Ansicht als die bestbeglaubigte gelten, daß des Columbus Eltern zu der Zeit, als Christoph geboren ward, in Genua selbst lebten und dort das Weberhandwerk ausübten, dann aber eine Reihe von Jahren in Savona zubrachten, von wo der Vater, dessen Söhne inzwischen längst ins Ausland gegangen waren, 1484 wieder nach Genua zurückkehrte.

Was das Geburtsdatum anlangt, so herrscht darüber eine weit größere Unklarheit. Bernaldez, ein Zeitgenosse des Entdeckers, ließ ihn 1436 geboren sein; Peschel entschied sich für das Jahr 1456; Ruge endlich, auf Grund umsichtiger Prüfung aller Quellen, für das Jahr 1446. Schwanken schon die Angaben über das Jahr, so ist irgendwelche Bestimmtheit hinsichtlich des Tages der Geburt sicherlich noch viel weniger zu erwarten. Jedenfalls dürfen wir annehmen, daß Columbus in den Jahren, während deren er rastlos die Verwirklichung seiner Pläne betrieb und endlich durchsetzte, sich im reifsten und kräftigsten Mannesalter befunden haben muß.

In Italien hat es den unternehmenden Jüngling nicht lange gelitten; er bildete sich in der Heimath als Seemann aus[5] und suchte, etwa als angehender Dreißiger, jenes Land auf, welches für eine Persönlichkeit von hochfliegenden Ideen dazumal die größte Anziehungskraft ausüben mußte, das Königreich Portugal. Hier verheirathete er sich bald mit einer Tochter des Landes, die jedoch, wie er, einem italienischen Geschlechte entstammte. Von der Gattin, Philippa (Felipa) Perestrello, ist uns wenig überliefert, dagegen spielen die beiden aus dieser Ehe hervorge-

Digitized by Google

gangenen Söhne Diego (gest. 1526) und Fernando (gest. 1539) eine gewisse Rolle in der Geschichte des Vaters. Einiges Dunkel schwebt über den ersten Jahren, seit sich Columbus — vermuthlich 1478 — seinen eigenen Hausstand gegründet hatte; gewiß ist, daß er viele Seereisen machte, die ihn nach Afrika und England, sehr vagen Erzählungen nach sogar bis an die Grenze der Polarwelt,[6] brachten, und daß er sich auf ihnen zu dem kühnen, wind- und wetterfesten Schiffsführer ausgebildet hat, als welcher er uns nachmals entgegentritt. Unter allen Umständen war er aber nicht immer zur See, denn in eben jenen Jahren hat er sehr viel gelesen und sich eine Menge Kenntnisse angeeignet, welche er im Getriebe des eigentlichen Schiffslebens, so unvollkommen dasselbe auch sein mochte, nimmermehr zu erwerben vermocht hätte. Ob er dabei stetig in Lissabon oder aber zeitweise auf der Insel Portosanto, deren Gouverneur sein Schwager war, sich aufgehalten hat, das müssen wir dahingestellt sein lassen.

Es waren Studien sehr verschiedener Art, in welche der nur einer mangelhaften wissenschaftlichen Ausbildung sich erfreuende junge Mann sich vertiefte, und man darf sich nicht darüber wundern, daß er die Menge aufgenommenen Stoffes nicht völlig zu ordnen, zu verarbeiten, zu beherrschen im stande gewesen ist. Der Autoritätsglaube war in ihm mächtig, wie in allen Zeitgenossen, vielleicht sogar noch mächtiger, da ein entschiedener Hang zum Mystischen und Abenteuerlichen in seinem ganzen Wesen nicht zu verkennen ist, und wenn sein Sohn Ferdinand bemerkt,[7] natürliche Gründe, Aussprüche von Schriftstellern und nautische Indizien seien für den Entschluß seines Vaters, eine neue Welt aufzusuchen, maßgebend gewesen, so waren die Argumente der zweitgenannten Gruppe wohl nicht die wenigst schwerwiegenden. Griechische und römische Autoren, Kirchenväter, Scholastiker und profane Geographen, endlich nicht zum mindesten

die heilige Schrift muß er für seine Zwecke exzerpirt haben, und es ist bezeichnend — nicht etwa bloß für ihn, sondern für die gesamte Zeitrichtung —, daß er einen Unterschied zwischen seinen Bezugsquellen nicht gemacht, sondern ihnen insgesamt wesentlich das gleiche Maß von Vertrauen entgegengebracht zu haben scheint. Finden wir doch eine ähnliche Kritiklosigkeit noch auf lange hinaus selbst bei Männern vor, welche an geistigen Fähigkeiten noch über Columbus standen, und da bei Letzterem die kirchliche Frömmigkeit eine ungewöhnlich große war,[8] so mußten die religiösen Schriften, welche er gelesen, eine besonders starke Anziehungskraft auf ihn ausüben.

Mag man auch ungünstig über das eigentliche System denken, welches sich der offenbar geistig isolirte Mann aus seinen Lesefrüchten zusammengestellt hatte, so wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß er damals, im Vorbereitungsstadium, ein überzeugter Anhänger der Lehre von der Kugelgestalt der Erde war und diese Lehre nicht bloß dogmatisch festhielt, sondern auch richtige Konsequenzen daraus gezogen hatte. Jene Bedenken, welche ihm später gegen die Sphärizität kamen, lagen ihm damals noch ferne. Es ist ja wahr, daß kein Gebildeter in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts mehr theoretisch die stetige Krümmung der Erde und im besonderen der Fläche des Ozeanes leugnete, allein verstanden hatten, wie des Columbus spätere Gespräche mit dem zur Prüfung seiner Vorschläge niedergesetzten Ausschusse bekunden, selbst kluge Leute die dogmatisch hingenommene Thatsache noch so wenig, daß sie die Möglichkeit, um den Erdball herumzufahren, nicht anerkennen wollten. Hierüber nun dachte Colon völlig klar; es litt für ihn keinen Zweifel, daß man zu Schiffe an den Ostrand des großen aus Europa, Asien und Afrika sich zusammensetzenden Festlandkomplexes müsse gelangen können, und daß die Rückfahrt in keiner Weise größere Schwierigkeiten bereiten könne als die Hinfahrt. So selbst-

Digitized by Google

verständlich uns Neueren das auch vorkommt, so dürfen wir doch nicht außer acht lassen, daß es immerhin schon ein Verdienst war, über den Sachverhalt in einer Zeit volle Klarheit zu besitzen, welche die Begriffe des Bergauf- und Bergabfahrens auch auf die runde Erde übertragen wissen wollte. Die dem Columbus bekannte Stelle in der „Medea“ des Seneca, daß ein weitsichtiger Seefahrer „neue“, über die Insel Thule hinausliegende Welten entdecken werde, gewann in den Augen des Ersteren so einen ganz bestimmten Sinn und hat ersichtlich dazu beigetragen, seine Spekulationen eine festere Gestalt annehmen zu lassen.[9] Freilich hätte er sich den Einwurf machen können, wenn auch theoretisch möglich, möchte die Entdeckungsfahrt doch vielleicht in Wahrheit unausführbar sein wegen der ungeheuren Entfernung, die zwischen der Ostküste Asiens und der Westküste Europas bestehe, allein hier half die glückliche Unwissenheit aus, in welcher man sich fast allgemein in Bezug auf die Größe des vom Meere überdeckten Areales befand. Fast alle Gelehrte huldigten der Ansicht, daß das Festland bei weitem überwiege, und daß die Strecke, auf welche, wie wir heute wissen, der Atlantische Ozean, Nordamerika und der Stille Ozean entfallen, gar nicht so sehr beträchtlich sein könne.[10] Auch eine Bibelstelle mußte sich eine dem Plane günstige Auslegung gefallen lassen,[11] und ein allgemein geachtetes Werk, das „Weltbild“ des Kardinals D'Ailly, konnte als schweres Geschütz die Entscheidung bringen; daß gerade die entscheidenden Sätze dieses rein kompilatorisch abgefaßten Werkes nicht original, sondern dem selbständigeren Roger Bacon entnommen waren, that begreiflicherweise nichts zur Sache.

In Wirklichkeit hatte jedoch Columbus eine Rückendeckung von noch größerem Gewichte, denn er durfte sich auf das Gutachten eines Mannes stützen, den man allseitig als einen der sachkundigsten Richter auf diesem Gebiete betrachtete, und zwar

Digitized by Google

mit vollem Recht. Paolo Toscanelli (1397—1482), Arzt und Mathematiker in Florenz, war der Erste, der, indem er die Berichte eines Ptolemäus und Strabon aus alter Zeit mit denen späterer Reisender — Marco Polo und Niccolò de' Conti — verglich, ein Bild des östlichen Asiens im Geiste zu entwerfen und kartographisch zu fixiren wagte.[12] Er mußte, ohne daß man ihn dieses Schlusses halber zu tadeln berechtigt wäre, auf die Meinung verfallen, daß China sehr weit nach Osten sich erstrecke, und daß jenes halb sagenhafte Land Zipangu, von dem man eben durch den venetianischen Weltreisenden wußte, noch um ein gutes Stück weiter draußen im Meere liege, so daß also derjenige Parallelkreis, welcher die Landmasse der bekannten Erdfeste in ihrer größten westöstlichen Ausdehnung durchschneidet, zu $^2/_3$ in das Innere des Kontinentes und nur zu $^1/_3$ in den Ozean falle. Eine Weltkarte, für deren Konstruktion diese Hypothese die Norm abgab, übermittelte Toscanelli 1474 dem portugiesischen König Affonso V., ihn zugleich auffordernd, den zur Erreichung Indiens abzuschickenden Expeditionen die neue und bessere Richtung direkt nach Westen anzuweisen. Eigentlichen Erfolg hatte dieser Vorschlag nun freilich nicht, denn der König fand denselben doch zu weitaussehend, aber mittelbar war die Wirkung eine um so bedeutendere, denn Columbus erfuhr von den Ideen Toscanellis, trat mit deren Urheber sofort in Briefwechsel und ließ sich von ihnen so durchdringen, daß er von nun als der Mandatar des toskanischen Gelehrten erscheint und die ganze agitatorische Kraft seiner gewaltigen Natur daran setzt, den auf einen neuen Seeweg abzielenden Grundgedanken seines Berathers der Verwirklichung zuzuführen.[13]

Zunächst galt es, den neuen König João II., der eine energischere Persönlichkeit als sein Vorgänger war, für den Plan zu interessiren, und an Bemühungen, dieses Ziel zu erreichen, hat es Columbus nicht fehlen lassen. Vielleicht, ja

Digitized by Google

wahrscheinlich wäre es ihm auch gelungen, die Räthe des Fürsten und diesen selbst der Sache günstig zu stimmen, wenn nicht ein nicht sehr sympathischer Zug in dem Charakter des merkwürdigen Mannes diesen zuletzt um alle Früchte seiner Bemühungen gebracht hätte. Wenn derselbe von dem, was er erstrebte, groß dachte und für das Gelingen der kühnen Unternehmung auch einen angemessenen Lohn begehrte, so kann ihm dies an und für sich noch nicht zum Vorwurf gemacht werden, allein die Forderungen, welche er stellte, gingen in der That über das Mögliche hinaus, sie übertrafen noch weit das, was er späterhin von der Krone Spanien verlangt und großentheils auch erreicht hat. Es kam dazu, daß der reizbare Mann sich in einen für ihn fatalen Rechtshandel verwickelte,[14] und da ihm solchergestalt der Boden Lusitaniens immer weniger zusagte, so verließ er dieses Land als Flüchtling und wandte sich dem benachbarten Spanien zu. Noch immer waren die Unterhandlungen nicht gänzlich abgebrochen, wie ihn denn João unter Zusicherung vollster Amnestie zur Rückkehr in seine Staaten aufforderte, allein da Columbus sich inzwischen des Schutzes und der Gönnerschaft einiger hochgestellter Spanier versichert hatte, so löste er endgültig die Verbindung mit Portugal. Es galt jetzt für ihn, seinen Plänen eine andere Richtung zu geben, denn den Spaniern war die Länderentdeckung weit weniger wichtig, als den Portugiesen, da die beiden dort herrschenden Monarchen, König Fernando von Aragon und Königin Isabel von Kastilien, noch immer in einen blutigen Krieg mit den die Südprovinz der pyrenäischen Halbinsel zähe festhaltenden Mauren verwickelt waren. Gerade das aber paßte dem Frömmigkeit und weltlichen Wagemuth in seltenem Maße in sich vereinigenden Ankömmlinge: die religiöse Seite war es, welche er von nun an vorwiegend anschlug, und indem er den Machthabern vorstellte, welches Verdienst sie sich einerseits durch die Bekehrung

Digitized by Google

fremder Völker erwerben und wie sie andererseits durch die bei diesen zu findenden Reichthümer sich in den Stand versetzen würden, den Krieg gegen die Ungläubigen in einem ganz anderen Umfange aufzunehmen, hatte er auch die empfindende Seite der hochgestellten spanischen Kreise berührt. Denn während in Portugal der nüchterne geographisch-merkantile Gesichtspunkt die Situation beherrschte, wog in Spanien noch die romantische Anschauungsweise des mittelalterlichen Ritterthums vor, und es leuchtet ein, daß dieser Denkart Columbus selbst ungleich näher als jener stand.[15] Und so machte er denn auch bei den Spaniern sein Glück, während ihm dies bei deren stammverwandten Nachbaren im Westen versagt geblieben war.

Fürs erste freilich waren seine Erfolge auch hier noch nichts weniger als ermuthigend, und ein Mann von minder zähem Wesen hätte auch hier keinen Sieg errungen. Denn obwohl die kastilische Königin ihm stets eine freundliche Gesinnung bewahrte und ihm eine kleine Pension auszahlen ließ, welche ihm die lange Wartezeit wenigstens einigermaßen erträglich machte, so war der Hof durch die berühmt gewordene „Disputation von Salamanca" doch so kopfscheu gemacht worden, daß man sich zu keiner ernstlichen Unterstützung der scheinbar uferlosen Projekte aufzuraffen vermochte. Um nämlich ein fachmännisches Urtheil über diese zu erhalten, trat in der altberühmten Universitätsstadt ein Ausschuß von Experten zusammen, vor welchem Columbus seine Gedanken entwickeln, dessen Einwendungen er widerlegen sollte. Das war nun freilich eine etwas bunte und ihrer Aufgabe ganz und gar nicht gewachsene Gesellschaft, denn seit den Zeiten des großen astronomischen Königs Alfonso XII. war es in Spanien mit Kapazitäten auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften nicht besonders bestellt, und die Prüfungskommission, welche über Colons Geschick zu entscheiden hatte, zählte keinen nur irgendwie bekannteren Namen

Digitized by Google

unter ihren Mitgliedern. Es mag ja wohl sein, daß las Casas, dessen Schilderungen unsere wichtigste Quelle bilden, absichtlich die Gegner des von ihm hochverehrten Entdeckers in keinem günstigen Lichte erscheinen lassen wollte, allein Argumente wie dasjenige, dessen wir oben (S. 7) schon gedachten, sprechen in der That an sich eine recht deutliche Sprache. Wie dem auch sei, soviel brachten die einflußreichen Krittler doch zuwege, daß die Königin nicht den Muth fand, das erlösende Wort auszusprechen, und nach mehr denn drei Jahren schmerzlichen Hangens und Bangens schien der endgültige Ausgang der Verhandlungen sich ganz ähnlich wie früher in Portugal gestalten zu wollen. Tief mißgestimmt, verließ der so lange Hingehaltene das Hoflager, welches sich damals, des Krieges halber, im äußersten Süden des Königreiches befand, und wanderte in Begleitung seines Sohnes an die Küste, um sich nach Frankreich einzuschiffen und dort einen letzten Versuch zur Realisirung seines Lebensplanes zu machen. Ob ihn vielleicht dazumal bereits eine geheime Hoffnung geleitet hat, daß man, wenn man ihn Ernst machen sehe, ihn zurückrufen und so behandeln werde, wie er behandelt sein wollte, bleibt freilich unentschieden.

Von Sevilla, wo er zuletzt gelebt, wandte er sich dem andalusischen Hafenstädtchen Palos zu, demselben Palos, das in Bälde die Wiege seines Ruhmes werden sollte, um hier Schiffsgelegenheit für die beabsichtigte Reise nach Frankreich zu finden. Auf dem Wege dahin nahm er die Gastfreundschaft des Klosters Rabida [16] in Anspruch, dessen Prior zufällig ein Geistlicher von höherer Bildung und schärferem Blicke war, als sie bei den meisten seiner Amtsgenossen von damals gesucht werden durften. Als die Mittheilung des Pförtners über das Ungewöhnliche in der Erscheinung und im Auftreten des Fremdlings seine Aufmerksamkeit erregt hatte, besprach er sich selbst mit Columbus, der mit seinen Aeußerungen nicht zurückhielt. Um noch sicherer

Digitized by Google

zu gehen, ließ Perez den Arzt Garcia Hernandez aus dem nahen Palos rufen, den er als gebildeten, namentlich in der Kosmographie bewanderten Mann kannte, und Beide verständigten sich dahin, daß man einen solchen Gast nicht Spanien den Rücken kehren lassen dürfe.[17] Der Prior bot ihm seinen Konvent zu längerem Verweilen an und schickte Botschaft über das Geschehene an die Königin, in deren Umgebung man den Verlust des kühnen Mannes wohl um so mehr bedauern mochte, als derselbe im Schatzmeister Luis de Santangel einen treuen Fürsprecher besaß. Zudem war der Augenblick, in welchem die Nachricht aus Rabida eintraf, ein überaus günstiger. Der Fall Granadas, der letzten Maurenfeste, stand vor der Thüre; Herrscher, Heer und Volk befanden sich in der gehobenen Stimmung, aus der heraus leichter Entschlüsse von ungewöhnlicher Tragweite gefaßt werden. Granada mußte sich ergeben; Spaniens Boden war endgültig von mohammedanischer Herrschaft befreit. Nochmals freilich ergaben sich Schwierigkeiten, weil Columbus — wie in Portugal (s. S. 10) — Forderungen stellte, welche man zu bewilligen gerechten Anstand nahm, und fast wäre er wiederum unverrichteter Sache abgereist, allein der einflußreiche Santangel beseitigte auch diese letzten Hindernisse, und am 17. April 1492 wurde der Staatsvertrag abgeschlossen, durch den Columbus' Wünsche in der Hauptsache erfüllt wurden. Er wurde Admiral und Generalgouverneur aller von ihm zu entdeckenden Länder; auch wurde ihm der Zehnte des ganzen Gewinnes zugesprochen, den die Krone aus seinen Unternehmungen zu ziehen hoffte, und auch an dem Handel mit den neuen Ländern sollte er sich in für ihn sehr lukrativer Weise betheiligen dürfen. So gaben die Monarchen von den ihnen zustehenden Hoheitsrechten einen nicht unbeträchtlichen Antheil an Don Colon, wie er von jetzt an heißt, ab, und die Erringung großartiger Schätze war in seine eigene Hand gestellt; das freilich, was der Staat an Geldmitteln für die

Digitized by Google

Expedition direkt hergab, kann die königliche Kasse nicht in dem Maße angegriffen haben, wie man es gemeiniglich dargestellt findet, denn die Gesamtkosten für Ausrüstung und Bemannung der Schiffe machten nicht ganz 30000 Mark unseres Geldes aus,[18] und diese Summe erscheint selbst dann nicht übertrieben, wenn man sich erinnert, daß vor vierhundert Jahren der Geldwerth ein höherer war, als er es heutzutage ist.

Die Flotille, aus der Santa Maria, Pinta und Niña bestehend,[19] hatte im ganzen 120 Mann an Bord; von den Unterbefehlshabern haben sich hauptsächlich die Gebrüder Martin Alonso und Francisco Martin Pinzon einen Namen gemacht, Mitglieder einer Schifferfamilie aus Palos, die sich bereits bei den Vorbereitungen zur Fahrt mit Rath und That betheiligt hatten. Am 3. August genannten Jahres fuhr das Geschwader von Palos aus und lief zunächst die — schon seit geraumer Zeit unter spanischer Herrschaft stehenden — kanarischen Inseln an, wo zu Reparaturzwecken ein längerer, dem Admiral sehr unbequemer Halt gemacht werden mußte. Er benützte die Zeit der unfreiwilligen Muße, um für sich und seine Begleiter neue Belege betreffs der Durchführbarkeit des Unternehmens zu sammeln, Belege, deren er selbst zwar kaum bedurfte, die aber dem schon ein wenig gesunkenen Muthe der Bemannung immerhin etwas aufhelfen mochten. Unten den Argumenten, die Colon schon in Portugal vorgebracht hatte (s. S. 6), standen nämlich neben den Autoritäten der Schriftsteller die indirekten Indizien obenan, welche man in den am meisten gegen den Ozean vorgeschobenen portugiesischen und spanischen Inseln für das Vorhandensein eines Landes im Westen bemerkt haben wollte,[20] und die Bewohner von Gomera und Ferro gaben sogar die tröstliche Versicherung ab, daß unter günstigen Umständen dieses Land im Gesichtskreise ihrer Eilande sich zeige. Das war nun freilich eine liebenswürdige Unwahrheit, welche Columbus gewiß als solche

erkannte, allein er befand sich in einer Lage, in der ihm alle Dinge zum besten dienen mußten, und so wird er wohl, wenn er die verzagte Mannschaft haranguirte, nicht verfehlt haben, mit den angeblichen Wahrnehmungen der spanischen Kolonisten gebührend Staat zu machen.

Erst am 6. September verließ man den schützenden Strand der Kanarien und vertraute sich dem offenen Meere an. Die Fahrt selbst mit allen ihren Begebenheiten ist durch wissenschaftliche und volksthümliche Darstellungen so bekannt geworden, daß diese Skizze sich einer eingehenden Darstellung der Einzelheiten wohl entschlagen darf. Man weiß, daß der Admiral ein doppeltes Tagebuch führte, deren eines die nach seiner Ansicht genauen Distanzmessungen enthielt,[21] während das andere, der Einsicht seiner Begleiter zugängliche, die Entfernungen absichtlich geringer angab, als sie wirklich waren. Man weiß ferner, daß kleine Vorkommnisse — das Erscheinen von Seevögeln, das Auffischen von Landpflanzen u. s. w. — immer wieder Anhaltspunkte boten, Muth und Hoffnung neu zu beleben; es ist auch bekannt, daß zwischen Colon und den Unterführern keine vollkommene Einigkeit bestand über die Richtung, nach welcher gesteuert werden sollte, und daß Ersterer nur ungerne den Vorschlägen Pinzons nachgab, die von der bisher eingehaltenen Richtung ab- und statt auf das amerikanische Festland vielmehr auf die südlich angrenzende Inselwelt hinführten. Die mancherlei neuen Beobachtungen, welche bei dieser ersten Durchfurchung der hohen See[22] angestellt wurden und zur Bereicherung der wissenschaftlichen Erdkunde dienten, sollen nachher im Zusammenhange gewürdigt werden. Endlich am 12. Oktober, einem Freitag, sah man mit Entzücken die flache Küste einer Insel vor sich liegen. Columbus behauptete, dieselbe schon bei Nacht an einem auf ihr brennenden Lichte erkannt zu haben, und ließ sich demzufolge den Ruhm der Entdeckung der neuen Welt im engsten Wortsinne zusprechen.[23]

Digitized by Google

Das neue Eiland gehört zu der ausgedehnten Gruppe der Bahamas-Inseln; die Untersuchungen über die Frage, welche derselben von den Spaniern zuerst gesehen und betreten wurde, sind noch nicht geschlossen; viele Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen für die sogenannte Watlings-Insel.[24] Die Eingeborenen nannten sie Guanahani, der Entdecker legte ihr den Namen San Salvador bei. Unter großen Feierlichkeiten wurde von derselben für die Krone Spanien Besitz genommen. Zum ersten Male machten Europäer Bekanntschaft mit Angehörigen der amerikanischen Rasse, deren Vertreter als harmlose Naturkinder den Eroberern, von denen sie später so unsägliches erdulden sollten, mit Freundlichkeit entgegenkamen, leider aber den Golddurst derselben nicht zu stillen in der Lage waren.

Auch die Nachbarinseln, welche man von Guanahani aus anlief, brachten in diesem Hauptpunkte kein besseres Resultat; die Goldausbeute war gering, und auch von sonst nutzbaren Dingen wurde auf den ebenso thierarmen wie pflanzenreichen Inseln wenig vorgefunden. Das zivilisirte Land Zipangu, welches man suchte, wollte sich nicht zeigen, und als man endlich eine sehr große Insel erreicht hatte, welche Kuba genannt und von Columbus ohne weiteres mit Zipangu identifizirt wurde, war man zwar überrascht von der Fülle der Naturschönheiten, welche das trunkene Auge dort entzückten, aber dem praktischen Zwecke der Reise war man nicht wesentlich näher gekommen, denn die Insulaner lebten in demselben Naturzustande wie die Bewohner der Bahamas, und Edelmetall kam lediglich in der Form kleiner Zierrathen vor. Man konnte sich aber nicht entschließen, die Thatsachen als solche anzuerkennen, sondern es wurde so lange an den armen Wilden herumgefragt, bis man sich aus ihren Antworten ein zu den früheren Anschauungen nothdürftig stimmendes Hypothesengebäude zusammengezimmert hatte. Daß man von dem „Quinsay" des Marco Polo nicht

Digitized by Google

mehr sehr weit entfernt sein könne, das stand für den Admiral, der nun einmal der Karte Toscanellis dogmatische Gültigkeit beilegte, unverrückbar fest, und unrichtige Breitenbeobachtungen trugen das Ihrige dazu bei, Jenen in seinem irrigen Glauben zu bestärken.[25] Er sandte sogar Emissäre aus, um wo möglich bis zum Großchan durchzudringen, allein dieselben kamen nach einer Woche zurück ohne eine andere Errungenschaft, als daß sie die Sitte des Tabakrauchens kennen gelernt und sich angeeignet hatten. Man umsegelte Kuba, ohne sich von dem alten Irrthum loszumachen, gelangte an die Küste von Haiti (Española), dessen Bewohner auf einer etwas höheren Kulturstufe zu stehen schienen, und legte dort, durch den Schiffbruch der „Santa Maria“ zu längerem Verweilen gezwungen, eine verschanzte Ansiedlung an — die erste in der neuen Welt. Der ältere Pinzon war inzwischen, ohne vom Admiral dazu autorisirt zu sein, mit seiner „Pinta“ auf selbständige Inseljagd ausgegangen und hatte dabei meistens dunkle Andeutungen über ein in Westen wohnendes Volk höherer Kultur — vielleicht einen mexikanisch-yukatekischen Stamm — erhalten. Allein der Zustand der kleinen Flotte war ein solcher geworden, daß sich weitere Fahrten von selbst verboten, und man mußte zufrieden sein, wenn es gelang, die Heimath unversehrt wieder zu erreichen. Ein Sturm in der Nacht vom 14. zum 15. Februar 1493 brachte denn auch die „Niña“ [26] in so große Gefahr, daß Columbus, an der Rettung verzweifelnd, einen Reisebericht wohl verwahrt den Wellen übergab, damit wenigstens die Kunde von seinen Thaten auf die Nachwelt gelange. Doch wurde das Aergste abgewendet, und bald kamen die Azoren in Sicht. Sehr angenehm war dies dem spanischen Admirale keineswegs, denn es war ihm in seiner Instruktion ausdrücklich eingeschärft worden, den portugiesischen Besitzungen fern zu bleiben, und nun blieb ihm bei der Havarie, die sein Fahrzeug genommen, doch nur übrig, einen portugie-

sischen Hafen anzulaufen. Der erste Empfang von seiten der dortigen Behörden war denn auch kein allzu freundlicher, allein die großen Thaten, welche der spanische Befehlshaber vollbracht hatte, und welche ein seefahrendes Volk am besten würdigen konnte, bewirkten einen Umschlag der Stimmung, und der König des Landes, aus welchem (s. S. 10) Columbus unter etwas eigenthümlichen Verhältnissen entflohen war, gewährte demselben eine huldreiche Audienz und stellte ihm ein ehrenvolles Geleite zur Landreise nach Kastilien zur Verfügung. Er aber wollte dort wieder spanischen Boden betreten, wo er ihn verlassen hatte, und so lief die „Niña" denn aufs neue aus und langte am 15. März 1493, mit stürmischem Jubel empfangen, auf der Rhede von Palos an. Das Wunderbarste jedoch war es, daß noch am gleichen Tage auch die „Pinta" wieder eintraf, deren Führer freilich von Colon bereits als ein zu fürchtender Nebenbuhler angesehen werden mußte. Ein glückliches Ungefähr befreite ihn jedoch bald auch von diesem, denn Martin Alonso Pinzon, dessen Verdienst um die Entdeckung Amerikas wahrlich nicht gering angeschlagen werden darf, hat die Heimkehr nicht lange überlebt.

Im Triumphzuge ging nun Columbus über Sevilla nach Barcelona, wo sich das Königspaar um diese Zeit eben aufhielt, und wohin man den im Strahlenglanze seines Ruhmes erscheinenden Seehelden mittelst eines gnädigen Handschreibens sofort entboten hatte. Sein Einzug, dem die mitgebrachten Rothhäute und eine geschickt ausgewählte Garnitur von Goldschmuck zu höherer Weihe dienten, war wohl der großartigste Augenblick in diesem vielbewegten Leben. Während Colon in der katalonischen Hauptstadt weilte,[27] wurden gleich Veranstaltungen zu einer zweiten Expedition getroffen, und da man wußte, daß Portugal mit begehrlichem Auge die Erwerbungen im Westen betrachtete, so bewog man den Papst Alexander VI. zum Erlaß

Digitized by Google

der berühmten Bulle vom 3. Mai 1493, durch welche der Erdball zwischen Spanien und Portugal getheilt ward. Hundert Leguas westlich von der westlichsten Insel des Grünen Vorgebirges und der Azoren sollte der Grenzmeridian verlaufen, der die Erde in eine spanische Ost- und in eine portugiesische Westhälfte zerlegte. Wie wenig zuverlässig diese Abgrenzung war, erhellt schon daraus, daß man die Kapverden und Azoren als wesentlich von dem gleichen Meridian begrenzt annahm, während die Längendifferenz doch gar keine unbeträchtliche ist. Erst der ein Jahr später zum Abschluß gebrachte Vertrag von Tordesillas regelte die Besitzverhältnisse zwischen den eifersüchtigen Nachbarstaaten in einer für die nächste Zeit ausreichenden Weise.[28]

Die zweite Westfahrt Colons trug ein ungleich großartigeres Gepräge, als die erste; auf 17 Schiffen wurden 1500 Menschen einbarkirt. Man hielt, nachdem am 25. September 1493 der Hafen von Cadiz verlassen worden war, eine etwas südlichere Route ein und gelangte nach nicht ganz sechswöchiger Fahrt in Sicht einer noch unbekannten Inselgruppe. Es war die der Kleinen Antillen. Dominica, Guadalupe und andere Bestandtheile dieses Archipels wurden angelaufen und mit Namen belegt; hierauf fuhr man an Puerto Rico vorüber und landete auf Haiti. Zu seiner großen Betrübniß fand der Admiral die dort angelegte Kolonie in Trümmern, die Ansiedler als Leichen vor, und auch eine Neugründung hatte kein gedeihliches Dasein. Nachdem ein Abgesandter mit Depeschen[29] an die spanischen Herrscher abgefertigt war, ging Columbus auf neue Entdeckungen aus, untersuchte die Küsten von Haiti, Jamaika und Kuba und glaubte sich zu dem Schlusse berechtigt, daß dieses letztere keine Insel, sondern ein Vorsprung des gesuchten asiatischen Festlandes sei. Von Anstrengungen ermattet, kehrte er nach Haiti zurück, wo er seinen ihm nachgesandten Bruder Bartolomeo[30] antraf, dem er — in der Eigenschaft als „Atelantado" — den Ober-

Digitized by Google

befehl über die Kolonie Isabella anvertraute. Er selbst aber kehrte nach Spanien zurück und stellte sich im Juni 1496 seiner gnädigen Königin vor, die eben in Burgos residirte.

Dieselbe bewies ihm zwar das alte Vertrauen, allein im Volk begann der Ruhm des Entdeckers schon einigermaßen zu erblassen, weil er die allzu großartigen Versprechungen, die er gegeben, eben doch nicht einzulösen vermögend gewesen war. So viel Gold, als man erwartet hatte, trug das neue „Ophir", wie man Haiti mit großer Uebertreibung nannte, in keiner Weise ein, und für die bedeutenden geographischen Entdeckungen hatten nur Wenige Sinn. Gleichwohl vertraute Isabel ihrem Großadmiral aufs neue sechs Schiffe an, mit denen er im Mai 1498 seine dritte Reise antrat. Diesmal ging es von den Kapverden aus direkt nach Südwesten; man kam nach Trinidad und zu Anfang August an das Delta des Orinoko, dessen Wassermassen den Spaniern im höchsten Maße imponirten. Damit war die allerwichtigste Entdeckung gemacht: das amerikanische Festland war dem forschenden Geiste Europas erschlossen. Oder richtiger, es hätte ihm erschlossen sein können, denn Columbus betrat das Land nicht, sondern steuerte nur längs der Küste hin. Bei dieser Gelegenheit sah man auch einige Pfahlbaudörfer der Eingeborenen, die man mit Venedig verglich, und so entstand der noch heute gebräuchliche Name Venezuela für die ganze Landschaft. Viele Zeit hatte der Admiral für diesen Theil der neuen Welt nicht übrig, denn es drängte ihn, sich nach seiner Kolonie auf Haiti umzusehen, und dorthin wurde somit baldmöglichst der Kurs der Schiffe gerichtet.

Mit Sehnsucht mag er die Ankunft dortselbst erwartet haben, aber was er dort vorfand, war noch mehr dazu angethan, sein Herz mit Trauer zu erfüllen, als das vorige Mal. Der Oberrichter Roldan hatte sich gegen Bartolomeo Colon aufgelehnt, und dessen Bruder bewährte, als er nun die eigene Autorität

Digitized by Google

in die Wagschale werfen sollte, nicht die Thatkraft, welche wir bisher als seine stärkste Charakterseite kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Er ließ sich mit dem Empörer in Unterhandlungen ein und trat dem Vorschlage bei, daß ein königlicher Kommissar mit hoher Vollmacht zur Schlichtung der Streitigkeiten entsandt werden sollte. Dies geschah; kaum aber war der Erwartete, ein roher Abenteurer Namens Bobadilla, eingetroffen, als er rücksichtslos auf Roldans Seite trat und durch Versprechungen aller Art die noch treu gebliebene Mannschaft zum Abfall vom Gouverneur zu bewegen wußte. Colon selbst, sein Sohn Diego und sein Bruder Bartolomeo wurden in Fesseln geschlagen und zur Aburtheilung nach Spanien gesandt, wo sie im November des Jahres 1500 ankamen. Die tragische Wendung in dem Leben des großen Mannes war eingetreten.

Freilich billigte man im Mutterlande das Verhalten der beiden Schurken Roldan und Bobadilla in diesem Umfange nicht, sondern man bemühte sich, dem so schändlich Mißhandelten eine wenigstens theilweise Genugthuung zu theil werden zu lassen; allein der hochfliegende Sinn des bis dahin von außerordentlichem Glück begünstigten Mannes ist doch von da an geknickt. Er selbst wurde unverzüglich in Freiheit gesetzt und am Hofe ehrenvoll empfangen; Bobadilla ward in Ungnade abberufen, Roldan gefangen gesetzt.[31] Die Verwaltung der Kolonie aber war und blieb ihrem Begründer entzogen, und wenn man ihm auch aufs neue vier Schiffe überließ, mit denen er am 9. Mai 1502 zu seiner vierten Entdeckungsreise auszog, so mag er in diesem Vertrauensakte doch schwerlich eine vollgültige Entschädigung für alle bisherigen Erlebnisse erblickt und anerkannt haben.

Diese letzte Fahrt des Columbus ging über Martinique und Haiti nach der Küste von Zentralamerika, welche die kleine Flotte im Juli 1502 erreichte.[32] Nun überzeugte man sich,

Digitized by Google

daß eine schon weit früher (s. S. 17) gehörte Nachricht von der Existenz höher entwickelter Völker in diesem Theile der Erde auf Wahrheit beruht habe, denn die Maya-Leute, welche auf Barken an das spanische Geschwader herankamen, erwiesen sich als ganz zivilisirte Menschen. Und wäre nicht wiederum der unselige Goldhunger dem Entdecker in die Quere gekommen, so mußte er jetzt den Staat der Azteken, dessen Grenzen er so nahe war, auffinden, allein diese Leidenschaft, verknüpft mit der abenteuerlichen Vorstellung, daß man am goldenen Chersonnes der Alten[33] angekommen sei, ließ ihn einen südlichen Kurs einschlagen, und so entdeckte man zwar das Ostkap von Honduras (Gracias a Dios), sowie Veragua und den Golf von Darien, aber das ersehnte Dorado wollte nicht erscheinen, und nur mit äußerster Anstrengung erreichten die von Wind und Wellen arg heimgesuchten Fahrzeuge die Küste von Jamaika, aber nur, um an dieser zu versinken. Ein von Haiti gesandtes Rettungsschiff nahm nach vielen Fährlichkeiten die Schiffbrüchigen auf, und als Columbus im November 1502 — zum letzten Male — in Spanien landete, kam er allein, auf einem fremden Schiffe.

Es wird nicht zu leugnen sein, daß die vierte Reise, sobald wir den rein geographischen Maßstab anlegen, unter allen die bedeutsamste war, denn durch sie wurde das Karaibische Meer in seiner Begrenzung ziemlich vollständig erforscht. Allein für solche geistige Errungenschaften hatten die Machthaber wenig Sinn, und da zudem bald nach Colons Rückkehr seine treue Beschützerin Isabel starb, so war sein ferneres Schicksal entschieden. Reichthümer, wie sie erhofft waren, hatten die kostspieligen Expeditionen nicht gebracht, und so wurde der unbequeme Dränger unter König Fernando kaltgestellt. Man versagte ihm die gebührenden äußeren Ehren nicht, und noch weniger hat die Sage Recht, wenn sie ihn in Armuth sterben läßt, denn er hatte sich ein ganz stattliches Vermögen erworben, aber der

Digitized by Google

Gram, zu unthätigem Leben verdammt zu sein und seine geliebte transozeanische Kolonie nicht selber verwalten zu können, nagte an seinem Herzen. Am 21. Mai 1506 ist Christoph Columbus zu Valladolid in Einsamkeit aus diesem Leben geschieden. Seine Leiche wurde zuerst in dieser Stadt, hierauf in Sevilla beigesetzt und fand 1796 ihre letzte Ruhestätte in der Kathedrale von Habaña, wohin sie mit großem Gepränge überführt worden war.

Ein hochbedeutender Mensch war mit ihm dahingegangen, das muß auch der unumwunden zugestehen, der im übrigen gegen die Schwächen, die Colons Charakter und Geist aufweisen, nicht blind sein will. Schon sein Aeußeres muß geeignet gewesen sein, seinen Zeitgenossen Respekt einzuflößen; frühzeitig ergraut, sah er viel älter aus, als er wirklich war. Sein Benehmen scheint Würde und eine gewisse Anmuth vereinigt zu haben, und jedenfalls hat sich der Italiener die kastilische Grandezza gut angeeignet und überhaupt sich ganz in einen Spanier verwandelt. Nach der innerlichen Seite betrachtet, ist bei Columbus zuerst seine stark ausgeprägte Religiosität zu betonen. Wir haben keinen Grund, zu glauben, daß dieselbe irgendwie nicht aufrichtig, daß seine Ueberzeugung, er sei das von Gott zum Entdecken neuer Welten und zur Ausbreitung des Christenthums ersehene Werkzeug, gemacht gewesen sei. Wer Menschen und Handlungen jener Sturm- uud Drangperiode verstehen, wer das Werden, die Nothwendigkeit des Reformationszeitalters begreifen will, der muß darauf verzichten, den Maßstab anzulegen, mit welchem man heutzutage an religiöse Vorstellungen heranzutreten gewohnt ist. Nur wenn man Columbus als das Kind seiner Zeit, als einen nach unseren Begriffen bigotten Menschen mit starkem Hange zum Mystizismus, ja zum Aberglauben gelten läßt, wird man ihm gerecht werden können. Von Unterwürfigkeit gegen die Diener der Kirche kann doch nur insofern die Rede sein, als solche bis zu einem gewissen Grade von jedem

Digitized by Google

Katholiken gefordert werden kann, aber daß dieselbe nicht zu weit ging, erhellt doch schon aus dem einen Umstande, daß alle Einwendungen der Theilnehmer am Gespräche von Salamanca (s. S. 11), die doch großentheils den Vätern der Kirche zuzuzählen waren, gar keinen Eindruck auf den Mann machten, der von dem Bewußtsein seiner hohen göttlichen Mission erfüllt und diese allen Schwierigkeiten zum Trotze durchzuführen entschlossen war.

Die Frömmigkeit hinderte freilich nicht, daß manches, was Columbus that, vor dem Richterstuhle der christlichen und der allgemein-menschlichen Moral nicht zu bestehen vermag. Ungemessener Ehrgeiz und Streben nach den höchsten, einem Unterthan überhaupt erreichbaren Dingen mögen leichter entschuldigt werden, weil es ja nur natürlich erschien, daß der, der dem Reiche Gottes auf dieser Erde einen so großen und erfolgreichen Dienst zu leisten beabsichtigte, dafür auch mit weltlichen Ehren geschmückt werde. Schlimmer ist die nicht wegzuleugnende Geldgier, die zu manch unschönem Zuge (s. S. 44) verleitet hat, und auch von Grausamkeit ist Colon in seinem späteren Leben nicht freizusprechen; wir erinnern nur an seine Idee, einen großartigen Kuli-Transport nach Europa zu insceniren. Doch dürfen wir zugestehen, daß solche Härte gegen Mitmenschen wenigstens immer einen Zweck hatte und mehr einer klug sein wollenden Politik, als menschenhasserischen Neigungen entsprach, denn als der Gouverneur von den nutzlos grausamen Handlungen vernommen hatte, welche von seinen Stellvertretern in der Kolonie gegen die Eingeborenen begangen worden waren, zeigte er sich auf das äußerste erbittert und suchte auch gegen die Schuldigen einzuschreiten.

Von dem Menschen Columbus, dessen Ausdauer und Heldenhaftigkeit in schweren Nöthen uns unter allen Umständen die höchste Achtung abzwingen müssen, wenden wir uns dem See-

Digitized by Google

manne und dem Förderer geographischen Wissens zu. Beide Eigenschaften sind kaum voneinander zu trennen, denn von dem nautischen Wissen und Können des Mannes mußte es abhängen, inwieweit von seinen weiten Fahrten die wissenschaftliche, nicht bloß auf die Verzeichnung neuer Landentdeckungen angewiesene Erdkunde Nutzen ziehen konnte. Man pflegt über die Beobachtungen, durch welche der Admiral die von ihm entdeckten Oertlichkeiten zu sichern beabsichtigte, meist recht ungünstig zu urtheilen, und in der That lassen seine Polhöhen viel zu wünschen übrig, aber daß so schlimme Fehler, wie man sie bei ihm vermuthete, ihm doch nicht untergelaufen sein können, darauf ist schon früher (s. S. 17) von uns hingewiesen worden. Man muß nur auch bedenken, daß der Quadrant, auf den sich Colon angewiesen sah, ein überaus unvollkommenes Instrument war, mit dem sich auf dem Schiffe selbst gar nichts anfangen ließ, und daß Martin Behaim, der aller Wahrscheinlichkeit nach den für nautische Zwecke unvergleichlich brauchbareren Gradstock mit hatte,[34] auch starke Fehler in der Messung der Sonnenhöhen begangen haben muß, aus denen er seine Breiten berechnete. Wir glauben deshalb nicht, daß eine These von Ruge[35] — „nach dieser Richtung hält Columbus den Vergleich mit den großen, in ihrem Fache ausgezeichneten Entdeckern zur See nicht aus" — ganz berechtigt ist. Völlig im Gegensatze zu dem deutschen Spezialhistoriker spricht sich der italienische sehr günstig, vielleicht wiederum allzu günstig, über die astronomischen Beobachtungen des Entdeckers aus.[36] „Die von Columbus gemachten Breitenbestimmungen, für die er sich theils der Mittagshöhen der Sonne, theils der Messung von Tages- und Nachtdauer bediente, erreichten einen Grad der Genauigkeit, der von den anderen Seefahrern seiner Zeit nicht übertroffen wurde." Auch sonst fällt Hugues über die seemännische Geschicklichkeit seines Landsmannes ein recht günstiges Urtheil. Indem sich derselbe

Digitized by Google

1494 durch die „Scoglien" hindurchwand, welche die Südküste Kubas umsäumen, habe er sich im Manövriren kaum weniger geschickt bewiesen als Cook, da derselbe das klippenreiche Meer im Osten Australiens durchfurchte.

Als Geograph hat Colon allerdings an einem fundamentalen Irrthume, unter dessen Herrschaft er überhaupt von Anbeginn stand, dauernd festgehalten, und es ist so gut wie sicher, daß er diese, wie wir jetzt wissen, grundfalsche Anschauung mit ins Grab genommen hat. Ihm stand es fest, daß er den Ostrand Asiens thatsächlich erreicht gehabt habe, und daß er von seinem Idealziele, von Zipangu, auf seiner vierten Reise nicht mehr allzuweit entfernt gewesen sei. Haben wir jedoch ein Recht, ihn dieses Irrthums wegen zu tadeln? Schwerlich. Nur zwei leitende Gedanken konnten ihm den Muth zu seinem kühnen Unternehmen verleihen: die Ueberzeugung, daß Toscanellis Karte nur unumstößliche Wahrheit enthalte, und daß der Erdumfang verhältnißmäßig klein sei — viel kleiner, als er wirklich ist. Mit dieser letzteren Annahme stimmte nicht nur das ganze 15., sondern auch noch das 16. und 17. Jahrhundert überein, erst Picards Erdmessung brachte ein richtigeres Ergebniß, wie ja auch Newton auf Grund dieses letzeren sein Gravitationsgesetz bestätigt fand, während er vorher, so lange er nur mit der Columbus bekannt gewesenen Zahl zu rechnen in der Lage war, stets eine Diskrepanz zwischen der Hypothese und deren rechnerischer Kontrolle bemerkt hatte.[37] Vor Vasco Nuñez de Balboa, der als erster Europäer jene ungeheure Wasserfläche mit Augen sah, die am Westrande Amerikas sich ausdehnt,[38] war Colons geographische Auffassung entschuldbar, wo nicht die einzig mögliche.[39]

Die thatsächlichen Entdeckungen, mit welchen Columbus die Erdkunde bereicherte, sind ebenso zahlreich als wichtig, und wir müssen Hugues[40] darin beipflichten, daß Diejenigen, welche eine noch gründlichere Verfolgung einzelner der gemachten Ent-

Digitized by Google

deckungen urgiren, doch wohl zu viel von einem Manne verlangen, für den das Auffinden einer unbekannten Erdstelle nur einen sekundären Zweck hatte, der aber vor Begierde brannte, sein den Majestäten verpfändetes Wort einlösen und Schätze nach Spanien senden zu können. Immerhin ist, was er allein dem Besitzstande der Geographie neu hinzufügte, wahrlich nicht geringfügig: eine Anzahl Bahamas, die vier Großen Antillen[41] und die wichtigsten unter den Kleinen Antillen, der Nordrand Südamerikas von der Orinoko-Mündung bis nahe an die Bucht von Maracaibo und ein sehr bedeutender Theil der Ostküste von Mittelamerika genauer von Yukatan, Honduras und Nicaragua). Man vergleiche nur auf der von Hautreux[42] mitgetheilten „Mappa mundi" des Juan de la Cosa, die noch vor Colons Auszug zu seiner letzten Expedition, nämlich im Jahre 1500, gezeichnet wurde, die Darstellung des Karaibischen Meeres, und man wird mit Staunen wahrnehmen, wie groß die Annäherung an die Wirklichkeit ist. Nur bei Kuba mußte, aus naheliegender Ursache, diese Annäherung vermißt werden.

Wir rühmten oben (s. S. 7) an Columbus, daß er die aus der Lehre von der Kugelgestalt der Erde entspringenden Folgerungen tapfer und geschickt gegen die absurden Einwürfe der Väter von Salamanca vertreten habe. Später ließ er sich selber einen ungerechtfertigten Zweifel an dieser Grundwahrheit zu schulden kommen, allein der Verfasser kann diese Verirrung heute nicht mehr so ernst nehmen, wie er dies selbst vor Jahren gethan hat.[43] Als nämlich (s. S. 20) sein Admiralschiff vor der Orinoko-Mündung in einen ungeheuren Schwall süßen Wassers gerieth, dessen Wogen mit elementarer Gewalt das Meer verdrängten, und als sich doch kein nahes Gebirge zeigen wollte, von dem abstürzend jenes Wasser ein so bedeutendes Gefälle hätte erhalten können,[44] da tauchte in der erregbaren Seele Colons eine alte Erinnerung aus der Lektüre (s. S. 6)

auf, welcher er sich in den Jahren der Vorbereitung und des Wartens eifrigst hingegeben hatte. Er dachte an die Paradiessage, der zufolge der Garten Eden auf einer Erdanschwellung gelegen und nach jeder der Hauptweltgegenden einen der bekannten vier Ströme entsenden sollte, und stellte die freilich sonderbar klingende Vermuthung auf, an jener Stelle sei die Erde nicht völlig rund, sondern mit einer Erhöhung — der Warze eines weiblichen Busens vergleichbar — versehen. Wer da weiß, daß das ganze Mittelalter hindurch — einige helle Köpfe, wie Dante Alighieri ausgenommen — eine Nichtübereinstimmung der Zentra der Erd- und Wasserkugel als etwas Selbstverständliches angesehen und eben mit der Legende vom Paradies in engste Beziehung gesetzt wurde,[45] der wird mit einer solchen Abirrung vom Pfade der Wahrheit, wie sie Colon unter dem Eindrucke eines übermächtigen Naturereignisses begegnete, nicht allzusehr dessen Schuldkonto zu belasten geneigt sein, denn daß derselbe in seiner ganzen kosmographischen Anschauungsweise nicht über, sondern mitten in seiner Zeit stand, darüber herrscht ja an sich keine Meinungsverschiedenheit.

Völlig unbestritten sind Colons Verdienste um unser Wissen vom Erdmagnetismus. Seit über zweihundert Jahren war der Kompaß, den der Amalfitaner Flavio Gioja zwar gewiß nicht erfunden, aber doch eigentlich recht gebrauchsfähig gemacht hatte,[46] im Gebrauche, allein durchweg war man der Meinung, daß die Spitze der in horizontaler Achse frei schwebenden Magnetnadel genau nach Norden zeige.[47] Columbus fand die magnetische Mißweisung auf, erkannte deren Veränderlichkeit mit dem Orte und stellte eine Linie ohne Mißweisung — wir würden heute sagen, eine Isogone Null — fest. Dies sind gewiß Zeugnisse scharfer und korrekter Beobachtung, welche ihrem Urheber auch in der Geschichte der exakten Wissenschaften einen geachteten Platz sichern. Es war am 3. September 1492, als Columbus

westlich vom Meridiane der Azoren-Insel Flores zum ersten Male ein völliges Zusammenfallen des astronomischen und des magnetischen Meridianes konstatirte, und ein gleiches fand noch zweimal auf seinen Reisen statt, nämlich am 21. Mai 1496 und am 16. August 1498, so daß also für das Ziehen jener Kurve der Nullabweichung drei Punkte gegeben waren.[48] Zu leugnen ist ja nicht, daß der phantastische Mann in dem Bestreben, sich von den nicht erwarteten Wahrnehmungen Rechenschaft zu geben, letztere gleich wieder mit einer Hypothese verquickte, welche für den niedrigen Stand damaliger Erkenntniß bezeichnend ist. Der Punkt, nach welchem die Nadel hinzeigte, mußte doch durch irgend etwas ausgezeichnet, es mußte der Polarstern sein, und da dieser mit dem geometrischen Nordpole nicht zusammenfällt, vielmehr um ihn infolge der Erdumdrehung einen Kreis von etwa $1\frac{1}{2}^0$ sphärischem Radius beschreibt, so blieb auch der Nadel nichts übrig, als diese Bewegung mitzumachen, und aus dieser Bewegung sollte sich die Schwankung in der Größe der magnetischen Deklination erklären. Wir lächeln über solche Verirrungen, allein vielleicht thun wir da im Gefühle, daß wir es so weit gebracht, unseren Altvordern Unrecht. Hat doch auch noch mancher spätere Schriftsteller auf dem Gebiete des Erdmagnetismus sich vor sonderbaren Täuschungen nicht zu schützen vermocht![49]

Wer eine neue Welt oder doch einen vollständig unbekannten Theil der Erde aufsucht, wie dies Columbus unternahm, dessen Gemüth wird an und für sich schon prädisponirt sein, alles Neue und Ungewohnte stärker auf sich wirken zu lassen. So kann es uns denn auch nicht wunder nehmen, daß Colon, je weiter er in das geheimnißvolle Weltmeer eindrang, um so reichere Nahrung für seine stark entwickelte Einbildungskraft vorfand und auch der Grenzlinie, längs deren die magnetische Deklination ihren Sinn änderte, Eigenschaften beilegte, die sie in Wahrheit nicht besitzt. Jenseits derselben schien ihm der

Digitized by Google

ganze Naturcharakter ein anderer geworden zu sein;[50] allein, so sehr er in dieser Annahme irrte, eben so sehr erweist er sich gerade bei dieser Gelegenheit als der scharfe Naturbeobachter, als welchen ihn namentlich Humboldt gefeiert hat.

Denn etwas Wahres war ja sonder Zweifel in dem, was er wahrgenommen hatte, enthalten, und nur der jähe Uebergang bestand bloß in seiner Phantasie. Der Gegensatz zwischen dem scharf markirten Binnenklima der Pyrenäischen Halbinsel und dem reinen Seeklima, wie es für die ungeheure Fläche des Ozeans bezeichnend ist, trat in die Erscheinung, und Columbus ist sicher einer der Ersten gewesen, welche dieser Verschiedenheit, wenn auch noch nicht mit völlig klarem Bewußtsein, inne geworden sind.[51] Gerade um die Zeit aber, als er diese meteorologischen Thatsachen erkannte, wurde man auch auf ein anderes merkwürdiges Phänomen aufmerksam, und wenn man all dies zusammenhält, so wird man den Gedanken des Entdeckers, auf der Westseite der Linie ohne Abweichung sei alles anders beschaffen, als auf der Ostseite, nicht mehr so ungereimt finden können. Wir meinen die Kraut- oder Tangwiesen, welche die spanischen Schiffe (s. den obigen Brief) zu durchschiffen genöthigt waren, und welche auf die Mannschaft zunächst einen sehr beängstigenden Eindruck gemacht zu haben scheinen. Von Columbus, der eine sehr treffende Beschreibung dieser treibenden Pflanzen lieferte, datirt also auch die Kenntniß des Sargasso-Meeres, dessen weiteres Studium Viele beschäftigt hat und auch heute noch nicht als abgeschlossen gelten kann.[52]

Das Vorhandensein von eigentlichen Meeresströmungen war dem Alterthum gänzlich verborgen, und auch das eigentliche Mittelalter kann von dieser fortschreitenden Bewegung des Meerwassers eine Kenntniß nicht gehabt haben. Erst als die Portugiesen in den Golf von Guinea eindrangen, wurden sie mit einer solchen Bewegung bekannt, und ihnen hat man die erste

Digitized by Google

schriftliche Nachricht darüber zu danken. Der zweite Bericht aber rührt von Columbus her. Als er auf seiner dritten Reise von den Kanarien aus in westsüdwestlicher Richtung nach der zentral-amerikanischen Inselwelt steuerte und dabei in jene Strömung gerieth, welche als die dem Golfstrome entsprechende von Afrika gegen die südamerikanische Küste gerichtete Ausgleichsströmung zu betrachten ist, that er den für die Folgezeit wichtig gewordenen Ausspruch:[53] „Ich halte es für ausgemacht, daß die Meereswasser sich von Osten nach Westen bewegen, wie der Himmel.“ Auch über die Wirkung, welche eine solch starke[54] Strömung, verbunden mit der gewöhnlichen Brandungswoge, auf das Festland ausüben müsse, dachte der weitsichtige Mann völlig rationell; in der Antillenkette erblickte er die Trümmer eines weit ausgedehnten, von den Fluthen großentheils verschlungenen Kontinentes, und im besonderen bezeichnete er die große Insel Trinidad als das, wofür wir sie auch zu halten haben, nämlich als ein von Südamerika abgesplittertes Festlandsbruchstück.[55]

Auch die biologische Geographie darf in Columbus einen ihrer Bahnbrecher verehren; nicht nur in ästhetischer Hinsicht zeichnen sich seine Schilderungen nach dem Zeugnisse des großen Kenners der Pflanzenphysiognomik vortheilhaft aus, sondern sie lassen auch richtiges Formenverständniß und scharfe naturhistorische Beobachtung erkennen.[56] Auf der Insel Kuba unterscheidet er sieben bis acht neue Palmenarten; sein diagnostischer Blick ist so eindringend, daß er, botanisch gesprochen, das Geschlecht Podocarpus deutlich von der Familie der Abietineen abtrennt. Und seine Vergleichungen der tropischen Gewächse mit denen, welche in der heimathlichen subtropischen Zone gedeihen, läßt an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig. Mit Thieren Bekanntschaft zu machen, hat Colon geringere Gelegenheit gehabt, doch ist das, was er über sie mittheilt, zutreffend und anschaulich. Endlich mußte von ihm ganz von selbst ein neues Stadium

Digitized by Google

der Völkerkunde seinen Anfang nehmen. Aus seinen Beschreibungen der Wilden, mit denen er freundlich und feindlich verkehrte, ist in sämtliche Werke aller Zeiten für die Bewohner Gesamtamerikas die Bezeichnung der Indianer übergegangen, welche ja allerdings auf der bekannten falschen geographischen Vorstellung (s. S. 26) beruhte, trotzdem aber — gleich wie der an sich ganz ebenso unrichtige Ausdruck Westindien — sich bald das wissenschaftliche Bürgerrecht eroberte.[57]

Nachdem wir somit die Lebensthätigkeit unseres Helden in den Hauptzügen geschildert, läge uns noch die Pflicht ob, gewissermaßen ein Fazit aus dieser Schilderung zu ziehen und in kurzen Worten ein Gesamtbild von dem Wesen des Mannes zu entwerfen. Dies nun ist eine überaus schwierige Aufgabe, deren eigentliche Lösung wir um so weniger in Angriff nehmen können, als die Gefahr, nach der einen oder anderen Seite zu weit zu gehen, eine sehr große ist. Den enthusiastischen Darstellungen, wie sie in populären Schriften, zum Theile aber auch in wissenschaftlichen Werken romanischer Abstammung zu finden sind, wie sie auch Humboldt nicht ungerechtfertigt fand, stehen stark abweisende Urtheile von deutschen Fachmännern — Peschel, Ruge und theilweise auch Gelcich — gegenüber. Wenn wir im Nachstehenden den Versuch machen, eine mittlere Linie einzuhalten, so sind wir uns der Schmalheit des Pfades, auf welchem wir wandeln, wohl bewußt.

Daß gegen den Charakter des Mannes, der doch auch wieder manch' schönere Seite erkennen läßt, Anklagen erhoben werden können, haben wir selbst (s. S. 24) nicht verschwiegen, und es erklärt sich eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Rechte Anderer, eine starke Hinneigung zu dem Grundsatze, daß der Zweck das Mittel heilige, einfach aus den vielen vorhergegangenen Enttäuschungen und aus dem überhaupt sehr bewegten Vorleben, welches der Entfaltung zarterer Gefühle gewiß keinen Vorschub

Digitized by Google

geleistet hat.[58] Daß ferner die Behauptung, Columbus habe nichts oder doch nur wenig geleistet, über ihr Ziel hinausschießt, glauben wir durch Aufdeckung der mancherlei neuen Thatsachen, durch welche er topische und physikalische Geographie bereicherte, dargethan zu haben. Aber die Weltanschauung Colons, so hören wir erwidern, war doch eine zurückgebliebene, einseitige; sie ist der Grund, welche uns berechtigt, ihn auch als Entdecker geringer zu beurtheilen und der Meinung Raum zu geben, nur ein glücklicher Zufall habe ihm in den Schoß geworfen, was er durch strenge Geistesarbeit niemals habe erringen können.

Es war wesentlich Ruge, der in mehreren aufeinander folgenden Schriften dieser Auffassung das Wort redete,[59] und bei der mit Recht hohen Achtung, welche man bei uns den durch deutschen Gelehrtenfleiß und vortreffliche Darstellung ausgezeichneten Arbeiten des Dresdener Geographen entgegenbrachte, fiel auch die erwähnte negative Beurtheilung des Entdeckers stark ins Gewicht. Allerdings sind auch gegentheilige Stimmen laut geworden, theils schon in früherer,[60] theils erst in neuerer[61] Zeit, und der Schreiber dieser Zeilen hat gleichfalls schon, noch bevor diese letzteren Preßstimmen in die Oeffentlichkeit gedrungen waren, seiner abweichenden Ansicht öffentlichen Ausdruck gegeben.[62] So sei denn eine kurze Motivirung dieser letzteren gestattet.

Konnte, so fragen wir, ein nüchtern denkender Mensch jener Tage überhaupt den Gedanken fassen, den Ostrand Asiens direkt von Europa aus erreichen zu wollen? Je klarer er sich die Dinge überlegte, je weniger er geneigt war, auf Autoritäten zu schwören, je zweifelhafter ihm schon die dogmatisch hingestellte Doktrin erscheinen mußte, daß die Längenausdehnung des Meeres zwischen beiden Erdtheilen eine so geringe sein sollte, um so ungeeigneter war ein solcher Normalmensch zum Weltentdecker. Zu diesem bedurfte es einer Individualität, die über so viel wissenschaftliche Neigung und Bildung verfügte, um die griechisch-

Digitized by Google

patristisch-scholastischen Lehren, welche aus den bekannten Büchern zu erwerben waren, in sich aufzunehmen, der aber andererseits Kritik und klare Durchdringung dieses Stoffes abgingen. Nur der felsenfeste, durch moderne Zweifel nicht getrübte Glaube, in den Quellen die reine Wahrheit zu finden, konnte über die Schwierigkeiten hinweghelfen, welche schon der Konzeption eines solchen Gedankens, von den Verwirklichungsversuchen zunächst noch völlig abgesehen, sich entgegenstellten. Und eine starke Dosis mystischer Religiosität war nicht etwa ein Hinderniß für die Ausführung des einmal gefaßten Planes, sondern sie bildete dafür eine fast unerläßliche Vorbedingung. So, wie er war, mußte der Mann beschaffen sein, dessen sich die Vorsehung zur Vollbringung der kühnsten That, die je einem Menschen zu vollbringen beschieden war, bedienen wollte; ohne die überaus merkwürdige Vereinigung der heterogensten Eigenschaften in derselben Person wurde Amerika nicht entdeckt. In richtiger Abwägung der Stellung, welche Columbus zur Wissenschaft seiner Zeit einnahm, glauben wir die folgende These aufstellen und vertheidigen zu können:

Der Entdecker war mit gelehrtem Wissen weit genug erfüllt, um die für die Ausführung seiner Absichten sprechenden litterarischen Momente sammeln und durch deren richtige Betonung seinen Gegnern imponiren zu können; auch war seine mit scharfer Auffassungsgabe gepaarte Bildung ausreichend, um sich für die Erdkunde in mehr denn einer Beziehung sehr verdient zu machen. Ein eigentlicher Gelehrter war er nicht, beanspruchte auch nicht es zu sein, und wäre er ein solcher gewesen, so hätten auch bei höchst gespannter Energie berechtigte Zweifel seinen Wagemuth derart lähmen müssen, daß er alles, nur nicht der Entdecker eines neuen Erdtheiles hätte werden können.

Digitized by Google

Columbus war ein Mann der That,[63] eine unbeugsame Agitationsnatur, die in mehr denn einer Hinsicht an die großen Charaktere erinnert, von welchen eine Umgestaltung des religiösen Lebens eines Volkes ausgegangen ist. Unser verdienter Geschichtsschreiber der Pädagogik, Fr. Paulsen, stellt in einer der Glanzpartien seines Werkes[64] Erasmus und Luther einander gegenüber als zwei Männer, bei denen Intellekt und Wille aufs höchste und einseitig entwickelt waren, so daß der Eine vor an sich erlaubten und keineswegs grundlosen Bedenken sich niemals zu thatkräftigem Handeln aufzuraffen imstande war, während der Andere theoretischen Erwägungen nur einen sehr geringen Einfluß auf sein Thun einräumte. Niemand wird dem Ueberseßer der Bibel, dem Klassiker der deutschen Sprache, Mangel an Intelligenz beilegen, aber die rein geistigen Potenzen stehen bei ihm unter der Oberherrschaft des Willens, und der mildernden Einwirkung des getreuen Melanchthon hatte der Reformator gar vieles zu danken.[65] Mit Luther ist Columbus nun in der That zu vergleichen,[66] sowohl soweit es auf das unbeirrte Wollen und kühne Vollbringen des als richtig Erkannten, als auch soweit es auf das mystisch-supranaturalistische Element, auf das Durchdrungensein von der göttlichen Mission, ankommt. Dem Gottesstreiter stellt sich auf der Wartburg der Teufel zum persönlichen Kampfe, und auch an direkte Inspiration von oben hat Luther geglaubt — dem im Kloster Belem peinvoll auf die Entschließungen der portugiesischen Regierung wartenden Columbus ruft eine höhere Stimme zu, und indem er ihr folgte, erlangte er die Krone des Weltentdeckers.

Es liegt nahe, diesem Letzteren auch den Mann gegenüber zu stellen, der in nicht viel späterer Zeit[67] die große Umgestaltung unserer kosmologischen Anschauungen zu stande gebracht hat. Wir begegnen da einem ähnlichen Gegensatze der Naturen. Dem Domherrn von Frauenburg fehlt jedes Streben,

Digitized by Google

irgend etwas Aeußerliches zu erreichen; es hat wohl kaum je einen Menschen gegeben, dem der Vorwurf der Streberei mit geringerem Rechte gemacht werden könnte, als ihm. Columbus war zweifellos ein Streber, zunächst gewiß im guten und unverfälschten Sinne des Wortes, aber doch auch nicht frei von jenen minder edlen Charaktereigenthümlichkeiten, mit denen das Wort in unserer heutigen Umgangssprache in Verbindung gebracht zu werden pflegt. Er wollte die ihm vorschwebende Entdeckung gemacht wissen, aber er wollte auch, daß es durch ihn geschehe, und dieser alle Hindernisse besiegende Wille kennzeichnet den ganzen Mann. Umgekehrt legt Coppernicus gar kein Gewicht auf seine eigene Mitwirkung bei der großen Reform der Astronomie; er würde am liebsten, treu der horazischen Devise „Odi profanum vulgus et arceo“, seine neuen Ideen in sich verschlossen oder höchstens einem kleinen Kreise von Esoterikern, nicht aber der Allgemeinheit mitgetheilt haben. Ohne das stete Drängen der Schoenberg, Rheticus u. A. wäre auch allem Vermuthen nach das im Manuskripte bereits so gut wie abgeschlossene Werk dem Publikum vorenthalten geblieben.[68] Für seine rein intellektuelle Thätigkeit fand eben Coppernicus die vollste Befriedigung in seiner stillen Studirstube; er befürchtete eine Entweihung seiner Geistesarbeit, wenn sie auf den Markt hinausgetragen werde, und verzichtete gerne auf einen Ruhm, an dessen Erwerbung sich endlose Polemik anzuknüpfen schien.

Auch sonst beobachten wir an den beiden Männern, durch deren Auftreten geographischer und kosmologischer Gesichtskreis eine so radikale Umänderung erfuhren, eine große Verschiedenheit, die um so auffälliger erscheint, wenn wir deren Stand und Beruf uns vergegenwärtigen. Columbus, der rauhe, thatkräftige Seemann, sehr weltlich in manchen Neigungen, erscheint doch im Banne einer ans Mystische und Superstitiöse angrenzenden Betrachtung der höheren Dinge; Coppernicus, von Kindheit an

dem geistlichen Stande gewidmet und in dessen Atmosphäre erzogen, ist, obwohl gläubiger Katholik und strenge in der Uebung seiner Amtspflichten,[69] doch, sobald es sich um Angelegenheiten der sichtbaren Welt handelt, ein völlig rationalistischer Denker. Man mustere sein großes Werk durch und prüfe nach, ob irgendwo eine jener Anwandlungen sich findet, welche für alles, was wir aus Colons Feder überkommen haben, so bezeichnend sind. Im Vorworte stoßen wir auf eine schöne Betrachtung über das Leitmotiv des Autors, daß nur ein einfaches und harmonisch sich aufbauendes Weltsystem den Vorstellungen, die sich der Christ von den Absichten des Weltenbaumeisters zu machen habe, entsprechen könne; sobald aber die sachliche Darstellung beginnt, treten Rechnung und geometrische Konstruktion in ihr Recht, und das Gemüth, dessen Regungen bei Columbus immer wieder die Kopfarbeit beeinflussen, tritt hier vollständig in den Hintergrund. In einer gewissen ursächlichen Verbindung steht hiermit das so gründlich verschiedene Verhalten beider Männer gegen Autoritäten. Welche Rolle dieselben bei Colon spielten, wie sie sein ganzes Denken und Thun, zumal in der Vorbereitungszeit, regelten, das ist durch unsere Erzählung zur Genüge klar geworden — bei Coppernicus giebt es keinen solchen Appell an andere Instanzen. Mehr, um einer geschichtlichen Verpflichtung zu genügen, als weil diese Thatsache für ihn selbst von Erheblichkeit gewesen wäre, erwähnt er kurz einiger antiker Schriftsteller, die damals schon die Bewegung der Erde als möglich hingestellt hätten, und damit ist dieser Gegenstand erledigt. Selbst von den Anregungen, die der Jüngling Coppernicus in Italien durch Celio Calcagnini und Domenico Novara unzweifelhaft erfahren, wird uns so gut wie nichts mitgetheilt: das Werk erscheint als ein geistiger Monolith, ohne jede fremde Zuthat aus dem Innenleben seines Verfassers herausgearbeitet.

Digitized by Google

Wir glauben den Nachweis dafür erbracht zu haben, daß kaum je zwischen zwei hervorragenden Menschen eine größere Gegensätzlichkeit der gesamten Individualität bestand, als zwischen den beiden Männern, mit denen sich Leistungen untrennbar verbunden zeigen, die man sehr häufig in Einem Athem nennt, zwischen denen man ein geistiges Band unschwer schlingen zu können vermeint. Es möchte also scheinen, daß die Entdeckerthätigkeit auf der Erde und am Himmel eine vollkommen verschiedene Veranlagung in moralischer und intellektueller Beziehung zur Vorbedingung hätte. Indessen läßt sich auch eine solche Behauptung durchaus nicht ohne Einschränkung aufstellen, das lehrt uns das Beispiel Keplers, eines Mannes, in dessen Natur wir bei näherer Zergliederung Züge bemerken, die uns unwillkürlich an den Entdecker der neuen Welt gemahnen.[70]

Als systematischer Denker mit Coppernicus auf gleiche Linie zu stellen, an exakt-mathematischer Schulung und Auffassung demselben sogar überlegen, brachte Kepler aus der schwäbischen Heimath noch eine kostbare Mitgift für seine Lebensaufgabe mit, nämlich eine reiche, glühende, oft sogar ins Abenteuerliche abschweifende Phantasie, eine seelische Potenz also, welche dem nüchternen Westpreußen von der Natur gänzlich versagt worden war. Hierin und in dem festen Vertrauen darauf, daß er nicht bloß berufen, sondern auch auserwählt sei für die große Aufgabe, das coppernicanische Weltsystem auszugestalten und mit den Naturbegebenheiten in vollen Einklang zu bringen, ähnelt er dem Romanen, der ja auch ohne das glückliche Erbtheil einer niemals ermüdenden Imagination mit den „im Raume sich hart stoßenden Sachen“ gewiß nicht fertig geworden wäre. Man stellt es vielfach so hin, als ob Keplers Geist neben den reifen Früchten, an denen sich die Menschheit für alle Zeiten erfreuen darf, so nebenbei, gewissermaßen um von der strengen Produktion etwas auszuruhen, auch jene wie

Digitized by Google

Ranken und Schlingpflanzen sich um die edleren Triebe legenden Hypothesen hervorgebracht hätte, denen gegenüber der Leser von heute oft verwundert, ja fast verlegen dasteht. Wer aber diese anscheinend wohlwollende Unterscheidung treffen will, der hat, darin müssen wir Förster unbedingt beipflichten, von dem wundersamen Geiste dieses gottbegnadeten Mannes nicht den richtigen Hauch verspürt. Beides ist untrennbar, beides geht innig Hand in Hand, und die Aehnlichkeit zwischen den Entdeckern neuer Erdtheile und neuer Himmelsgesetze erweist sich von neuem als eine schlagende. Ohne eigenartige, für die große Mehrzahl der gleichzeitig und nachher lebenden Menschen unverständliche Spekulation ließ sich der Gedanke, den Erdball zu umsegeln, nicht ausdenken; ohne ein Versenken in theilweise sonderbare, ja bizarre Spekulationen über die Anordnung des Universums nach Maß und Zahl blieb das dritte Keplersche Gesetz unentdeckt. Ein bloß denkender, nicht auch instinktiv fühlender Astronom konnte es nicht entdecken, weil er gar keine Ahnung davon hatte, daß überhaupt eine Gesetzmäßigkeit in Mitte liege, und ebenso wenig hätte, dies suchten wir weiter oben festzustellen (s. S. 34), ein kühl und vorurtheilslos urtheilender Gelehrter jemals eine Neue Welt im Sinne des Columbus gesucht, geschweige denn gefunden.

Wir schließen damit unsere Skizze, deren Zweck es war, die so schwer zu erfassende Persönlichkeit des großen Seefahrers möglichst nach der Wirklichkeit zu beschreiben und zugleich von dem, was dieser Mann für die Hinausrückung unseres geographischen Horizonts geleistet hat, unseren Lesern eine übersichtliche Vorstellung zu vermitteln. Der Welttheil Amerika, wie ihn das wackere deutsche Schulmeisterlein Waltzemüller in unrichtiger Abwägung der Verdienste des Columbus und des Amerigo Vespucci genannt hat, feiert in diesem Jahre das vierhundertjährige Jubiläum seines Eintretens in die Geschichte der Mensch-

Digitized by Google

heit; wir hoffen gezeigt zu haben, daß gleichzeitig und gleichwerthig mit dieser Thatsache auch der Name des Mannes gefeiert zu werden verdient, der dieselbe geschaffen, der Name des Christoph Columbus.

Anmerkungen.

[1] Daß dieser Kreuzstab zum Messen von sphärischen Distanzen eine der wenigen sicheren mittelalterlichen Erfindungen ist, und daß dem Regiomontan deshalb nicht die erste Verwendung desselben in der praktischen Astronomie, wennschon eine Vervollkommnung und Erweiterung des Beobachtungsverfahrens zuzuschreiben wäre, dies glaubt der Verf. in einer früheren Veröffentlichung über diesen Gegenstand (Bibliotheca Mathematica, herausgeg. von Eneström, 1890, S. 73 ff.) nachgewiesen zu haben.

[2] Es erscheint nach neueren Aufschlüssen über die Beziehungen des Italieners Toscanelli, von dem im Texte noch mehr die Rede sein wird, zum portugiesischen Hofe nicht undenkbar, daß aus der nämlichen Quelle, welche, wie sich zeigen wird, die geographischen Anschauungen des Columbus nachhaltig befruchtete, auch schon Behaim geschöpft haben könne. Die Vorlagen, welche Letzterer benutzte, sind, wie Wieser mit Recht hervorhob, bis jetzt noch nicht so genau bekannt, wie es zu wünschen wäre. Vgl. des Verf. Schrift „Martin Behaim", Bamberg 1890.

[3] Die Columbus-Litteratur ist in unseren Tagen zu einem fast unübersehbaren Umfange angeschwollen. Einzelne Autoren, wie der treffliche Harrisse und unser deutscher Historiker der Erdkunde, Sophus Ruge, haben eine größere Anzahl von Abhandlungen und Schriften diesem stets interessanten Gegenstande gewidmet; für eine etwas zurückliegende Epoche sind Navarretes „Viajes y descubrimientos" zu nennen, deren fünf Bände übrigens noch jetzt eine schätzbare Fundgrube darstellen. Die gesichertsten Ergebnisse bietet zweifelsohne Ruges „Christoph Columbus", Dresden 1892, welches Buch für die gegenwärtige Skizze in erster Linie zur Richtschnur genommen werden mußte; für einzelne wichtige geschichtliche Fragen müssen E. Gelcichs „Columbus-Studien" (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 22. Band, S. 345 ff., S. 437 ff.) zu Rathe gezogen werden. Endlich hat sich in allerjüngster Zeit der beste Kenner der Entdeckungsgeschichte unter den jetzt lebenden Italienern, L. Hugues, die Mühe gegeben, Columbus' Bedeutung für die Entwickelung der wissenschaftlichen Geographie

eingehend zu beleuchten (L'opera scientifica di Cristoforo Colombo, Turin 1892). Mustergültig, aber in manchem natürlich überholt, bleibt A. v. Humboldts „Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'astronomie nautique dans les 15ᵉ et 16ᵉ siècles" (Paris 1835—38; deutsche Bearbeitung von Ideler, Berlin 1852); die Frage des Geburtsjahres hat eine ausgezeichnete Bearbeitung erfahren durch D'Avezac (Année véritable de la naissance de Christophe Colomb, Bulletin de la société de géographie VI. série, vol. IV, 1872).

[4] Vor kurzem ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß die Bewohner Savonas von Madrid aus benachrichtigt worden seien, neue in einem dortigen Archive aufgefundene Schriftstücke hätten den endgültigen Nachweis für die Abkunft des Helden aus Savona erbracht. In dieser Stadt habe man daraufhin Freudenfeste gefeiert, wogegen die Genuesen sehr unangenehm berührt gewesen seien. Man wird gut thun, sich durch solch unkontrollirbare Mittheilungen nicht gegen die obige Darstellung, welche ja den beiden in Betracht kommenden Städten gleichmäßig ihr Recht zu theil werden läßt, einnehmen zu lassen. Nur anhangsweise sei bemerkt, daß auch der Flecken Cogoleto, ziemlich in der Mitte zwischen Genua und Savona gelegen, ein Recht geltend macht; das angebliche Geburtshaus dortselbst ist mit einer älteren und einer neueren Gedenktafel geschmückt.

[5] Eine — bei Ausgabe dieser Schrift eben bethätigte — Publikation Gelcichs im „Ausland" (1892, S. 469 ff.) macht uns mit der Thatsache bekannt, daß der junge Columbus auch mit Venedig Verbindungen angeknüpft hatte, ehe er sich nach Westen wandte.

[6] Die Fahrt, welche Columbus nicht bloß nach der Insel Thule (Island), sondern sogar bis tief in das nördliche Eismeer hinein unternommen haben sollte, ist völlig apokryph, wie von Thorroddsen mittelst Aufzeigung der in der Erzählung enthaltenen Widersprüche dargethan worden ist (Ruge, a. a. O., S. 36 ff.).

[7] Es handelt sich hier um eine angeblich echte Schrift des jüngeren Sohnes, deren Original jedoch nicht bekannt ist; vielmehr nur eine von Ulloa unter dem Titel „Historie del S. D. Fernando Colombo nelle quali s'ha particolare ed vera relazione della vita e de'fatti dell'Ammiraglio D. Christoforo Colombo, suo padre" besorgte Uebersetzung, die 1571 zu Venedig herausgekommen ist. In diesem Werke geht Authentisches und Unzuverlässiges durcheinander, und namentlich Harrisse hat die Glaubwürdigkeit der früher als klassisch anerkannten Zeugnisse desselben stark erschüttert, während ein anderer Geschichtsschreiber, D'Avezac, zu Gunsten derselben aufgetreten ist. Gelcich giebt in der vorhin erwähnten Abhandlung eine eingehende Analyse der ganzen Streitfrage. Jedenfalls ist nicht alles nachher erst zurecht gemacht, und gerade die zitirte Angabe Fernando Colons über die väterlichen

Digitized by Google

Beweggründe wird nach Ruge (S. 44) durch die „Historia de las Indias“ des las Casas (Madrid, neue Auflage 1875) bestätigt.

[8] „Columbus liebt es, . . . sein Unternehmen in direkte Beziehung zur Sache Christi zu setzen, es als durch die messianischen Verheißungen der heiligen Schrift geweissagt darzustellen, den neu entdeckten Inseln vor allem die Namen des Erlösers, des heiligen Geistes, der Trinität oder christlicher Heiligen beizulegen und sich als einen neuen Christophorus zu betrachten, der das Evangelium über den Ozean tragen müsse.“ Zoeckler, Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft, mit besonderer Rücksicht auf Schöpfungsgeschichte, 1. Abtheilung, Gütersloh 1877, S. 554. Vergl. ebenda S. 569 und S. 552.

[9] Es fand sich später, daß Colon eine korrumpirte Lesart vor Augen gehabt hatte, indessen würde an dem Sinne, welchen er der Stelle unterlegte, auch durch die richtige Fassung nichts geändert worden sein.

[10] Ueber die älteren Ansichten von der relativen Größe der Meere besitzen wir eine sehr tüchtige Spezialschrift von Wisotzki (Die Klassifikation der Meeresräume, ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde, Stettin 1883). Schon im ersten Buche Strabons findet sich eine im erwähnten Sinne zu bedeutende Bemerkung; späterhin that Albertus Magnus, der bedeutendste Polyhistor des Mittelalters, den Ausspruch (Peschel, Geschichte der Erdkunde, München 1877, S. 247): „Inter horizontem habitantium in climate illo juxta Gades Herculis et Orientem habitantium in India non est in medio, ut dicunt, nisi quoddam mare parvum.“ So falsch diese Angabe ist, so ermuthigend mußte sie auf Columbus wirken. Noch 1558 brachte Alexander Piccolomini in seiner zu Venedig erschienenen Monographie „De aquae ac terrae magnitudine“ die Präponderanz des Festlandes in eine dogmatische Form, und die widerstrebende zutreffendere Ansicht vereinzelter Fachmänner, unter denen Hugues (a. a. O.) besonders den Wittenberger Professor Milichius namhaft macht, vermochte nicht durchzudringen.

[11] „D'Ailly erklärt sich“, so heißt es bei Zoeckler (a. a. O., S. 461), „wider die Behauptung des Ptolemäus, wonach bloß ein Sechstel der Erdoberfläche von Menschen bewohnt, fünf Sechstel aber mit Wasser bedeckt seien; dieser Annahme widerspreche schnurstracks, was das 4. Buch Esra lehre, ein mit Recht von der Kirche heilig gehaltenes Buch, welches vielmehr das Land weit überwiegen und bloß ein Siebentel der Erde vom Meer bedeckt sein lasse.“ Die Vulgata kennt in der That vier Bücher Esra, von denen jedoch Luther nur ein einziges als ächt anerkannt und in seine Bibelübersetzung aufgenommen hat.

[12] Ruge, a. a. O., S. 52.

[13] Eine deutsche Uebersetzung der wichtigen von Toscanelli ausge-

Digitized by Google

gangenen Schriftstücke kann bei Ruge (a. a. O., S. 55 ff.) nachgesehen werden.

[14] Welche Angelegenheit es war, die den Columbus in Konflikt mit der Polizei brachte, wissen wir nicht. Eine sonderbare Analogie aber waltet ob zwischen seinem Schicksale und dem des jungen Martin Behaim, des Sohnes des Kosmographen, denn als Letzterer die Heimathsstätte seines Geschlechtes aufsuchen sollte, mußte er auch wegen eines Vergehens in den Kerker wandern und wurde aus diesem erst durch die Intervention Roms und des Nürnberger Magistrates befreit. (Günther, a. a. O., S. 82.)

[15] Wie er es verstand, seine theologischen Batterien spielen zu lassen, um den Sinn des ebenso glaubenseifrigen als in weltlichen Dingen genauen Königs zu erweichen, bekundet am deutlichsten eines seiner Schreiben an diesen, aus dem wir eine Stelle nach Ruges Verdeutschung (a. a. O., S. 71) hier wiedergeben. „Ich kam als Abgesandter der heiligen Dreieinigkeit zu Ew. Majestät, als dem mächtigsten Fürsten der Christenheit, um den heiligen Glauben der Christenheit verbreiten zu helfen; denn es spricht in der That Gott so klar von diesen Gegenden durch den Mund des Propheten Jesaias an mehreren Stellen der heiligen Schrift, wenn er versichert, daß von Spanien aus sein heiliger Name soll verbreitet werden.“ Die Interpretation war etwas kühn, doch eben nicht ungeographisch, denn der Prophet spricht nur von den „Enden der Welt“, an denen eben die Säulen des Herkules für die Zeit vor Christus unbestreitbar sich befanden.

[16] Insofern dieses Kloster räumlich den Wendepunkt in dem Lebensgange des Columbus bezeichnet, haben es die „Amerikanisten“ zum Tagungsorte für ihren im Herbst 1892 abzuhaltenden Kongreß ausersehen.

[17] Hinsichtlich der Beziehungen zu Rabida sind zwei Auffassungen vorhanden, deren einer wir im Texte gefolgt sind, während nach der anderen Columbus von Anfang an mit den dortigen Vätern bekannt gewesen wäre; letztere ist die in den „Historien“ enthaltene. Columbus habe seinen aus Portugal mitgebrachten Sohn der Obhut der Mönche anvertraut und habe denselben, als er unverrichteter Dinge von Cordoba und Sevilla zurückkehrte, vor seiner Abreise wieder abholen wollen. Harrisse und Gelcich machten gegen diese Lesart den begründeten Einwand, wie denn dann der Prior dem Gaste mit den Worten „Wer bist du, von wannen kommst du?“ habe entgegentreten können, wenn Letzterer bereits ein alter Bekannter gewesen sei (a. a. O. S. 371). Für die Sache selbst ist dieser mehr formale Punkt ohne sonderliche Bedeutung. Da Hernandez seine Aussagen erst dreißig Jahre später, als die Begebenheit sich zutrug, gemacht hat, so ist diesen Angaben ein hoher geschichtlicher Werth wohl nicht beizulegen.

[18] In Verbindung mit dem Dresdener Münzkundigen Erbstein hat

Digitized by Google

Ruge (a. a. O., S. 77) die 1 140 000 Maravedis, auf welche der Staatskasse urkundlich die erste Reise Colons zu stehen kam, in die uns geläufige Währung umgesetzt.

[19] Die Schiffe des Columbus werden als „Karawelen" bezeichnet. Originalabbildungen derselben sind nicht auf uns gekommen, doch sind unlängst in den von der österreichischen Marine herausgegebenen, zu Pola erscheinenden „Mittheilungen aus dem Seewesen" Zeichnungen dieser Schiffe, wie solche auf Grund der besten Nachrichten wahrscheinlich ausgesehen haben, enthalten gewesen.

[20] Ueber die auf menschliche Thätigkeit hinweisenden Driftfunde, die den Bewohnern der Azoren gelegentlich zu machen vergönnt war, verbreitet sich ausführlich Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Stuttgart 1858, S. 134 ff.

[21] Irgend genaue Messung der vom Schiffe zurückgelegten Wege war zu des Columbus Zeiten noch nicht möglich, vielmehr blieb damals der Schiffsführer auf eine rohe Schätzung angewiesen, und so mochte natürlich auch das „ehrliche" Tagebuch von der Wahrheit weit genug entfernt bleiben. Die Ersetzung der reinen „Gissung" durch ein messendes Verfahren, durch die Log-Rechnung, erfolgte erst später, nach Breusing um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Allerdings bediente man sich schon früher, wie Pigafetta berichtet, einer vom Schiffe nachgeschleppten Leine, allein diese hatte nach den Aufschlüssen des genannten Historikers der Nautik (Zeitschr. der Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin, 4. Band, S. 106 ff.) nicht den Zweck, die gesegelte Distanz, sondern den, den Kurs zu bestimmen, d. h. ermitteln zu lassen, welchen Winkel die augenblickliche Direktion des Schiffes mit der Nordsüdrichtung bildete.

[22] Strenge genommen, kann auch die Fahrt, welche Diogo Cão und Martin Behaim (s. Günther, a. a. O., S. 27) im Jahre 1484 unternahmen, und welche zuletzt zur Entdeckung des Kongoflusses führte, als eine Hochseefahrt angesprochen werden, denn als man die Biafra-Bai mit ihren kleinen Inseln gekreuzt hatte, muß den Seefahrern das Land eine Zeitlang ganz aus dem Gesichtskreise entschwunden gewesen sein.

[23] Auf die Denkart des Entdeckers wirft es kein günstiges Streiflicht, daß er sich mit dem armen Matrosen, der die neue Welt zuerst erblickt haben wollte und sich nun um den von der Königin ausgesetzten Preis meldete, in einen förmlichen Prioritätsstreit einließ. Sollte wirklich, wie Zeitungen behaupteten, die Selig- (nicht Heilig-) Sprechung des Columbus angeregt sein, so würde der sogenannte Advocatus Diaboli sein Plaidoyer auf diesen einen Vorfall mit bester Aussicht auf Erfolg stützen können. Freilich hat man auch noch aus späterer Zeit Beispiele dafür, daß große Männer sehr egoistisch sein können.

Digitized by Google

[34] Wohl die gründlichste Prüfung der verschiedenen Momente hat Pietschmann (Beiträge zur Guanahani-Frage, Zeitschr. f. wissensch. Geographie, 1. Jahrgang, S. 6 ff.) vorgenommen. Ihm scheint für die Identität Guanahani=Watlings-Island vornehmlich die Thatsache zu sprechen, daß Ponce de Leon auf seiner Fahrt von Puerto Rico nach Florida die Insel berührt haben will, und daß Watling da liegt wo Ponces Kurs mit demjenigen des Columbus sich kreuzt. Neussel in Madrid kam zu demselben Resultate.

[35] Wir halten es hier für nöthig, auf eine bei Ruge (a. a. O., S. 112 ff.) erörterte Frage auch unsererseits einzugehen. Columbus giebt an, auf Kuba eine Polhöhe von 42° mit seinem Quadranten genommen zu haben, während die Polhöhe des betreffenden Ortes nur 21° beträgt. Um seinen Helden von dem Vorwurfe, ein sehr schlechter Beobachter gewesen zu sein, rein zu waschen, meinte Navarrete, der benutzte Quadrant habe wohl eine solche Eintheilung besessen, daß 42 am Limbus abgelesene Theile einem Peripheriewinkel von nur 21 solchen Theilen entsprochen hätten, und der Admiral habe sich nur ungenau ausgedrückt. Dem tritt Ruge sehr entschieden entgegen mit den Worten: „Es gab weder solche Instrumente, noch hätte Columbus schreiben dürfen, er befinde sich unter 42° nördlicher Breite." Letzteres trifft ganz gewiß zu, ersteres hingegen nicht nothwendig. Denn die ältere Nautik hatte in der Thal im „Seering" oder „Sonnenring" ein Instrument, welches auf die Ablesung der Peripheriewinkel — und nicht, wie sonst immer der Zentriwinkel — eingerichtet war, und bei dessen Anwendung ein momentanes Versehen in der angegebenen Richtung immerhin möglich erscheint. Näheres über das Verfahren, mit diesem Instrumente zu operiren, giebt Breusing an (Die nautischen Instrumente bis zur Erfindung des Spiegelsextanten, Bremen 1890, S. 34 ff.), der auch die Meinung ausspricht, daß dasselbe wohl schon im 15. Jahrhundert bekannt gewesen sein möchte. Ganz so unmöglich, wie sie Ruge erscheint, ist deshalb eine Ehrenrettung Colons wohl nicht, denn daß derselbe bei der Ablesung sich um ganze 21° geirrt haben soll, wird, wer nur je einmal einen Quadranten primitivster Konstruktion zur Hand genommen, für undenkbar halten müssen. Zudem ist auch nicht festgestellt, ob nicht am Ende Colon überhaupt gar keine direkte Beobachtung angestellt, sondern sich mit dem — in Note 36 berührten — indirekten Verfahren der Dauer des wahren Sonnentages begnügt hat, wobei ihm dann möglicherweise seine schlechte Uhr einen Streich gespielt haben könnte. Gelcichs wahrlich ohne Vorurtheil geschriebener, in der Charakterzeichnung sogar recht ungünstig ausgefallener Essay „Columbus als Nautiker und als Seemann", (Zeitschr. d. Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin, 20. Band, S. 280 ff.) ist bis jetzt zu wenig beachtet worden. Wie der Verf. sich erst später überzeugte, hat auch Gelcich, ein erfahrener

Digitized by Google

Fachmann, die Möglichkeit wenigstens angedeutet, daß in dem konkreten Falle (auf Kuba) der Seering zur Anwendung gekommen sei.

[26] Die „Santa Maria“ war an der Küste von Haiti gescheitert, die „Pinta“ hatte sich wiederum eigenmächtig entfernt, und so blieb nur die „Niña“, eine Nußschale, übrig, um den Admiral selbst und einen großen Theil seiner Untergebenen nach Spanien zurückzubringen.

[27] Hier in Barcelona soll sich auch die bekannte Geschichte mit dem „Ei des Columbus“ ereignet haben, die wohl nur als „fable convenue“ angesehen werden darf. Mit Voltaire weist Ruge (a. a. O., S. 132) die Sage als historisch zurück und erinnert daran, daß vielleicht eine Verwechselung des Columbus mit dem berühmten florentinischen Baumeister Brunelleschi vorliege. Dieser soll die Zweifler, welche sein Projekt einer ellipsoidischen Kirchenkuppel bekrittelten, widerlegt haben, indem er ein Ei eindrückte und so das Modell der den Dom zu Florenz schmückenden Kuppel herstellte.

[28] Auf der berühmten Erdkarte des Mercator, welche vor kurzem in Breslau der Vergessenheit entzogen wurde, ist die Scheidelinie eingezeichnet, und es ist derselben auch eine kurze Erklärung beigegeben. Vgl. E. Fischer, Drei Karten von Gerhard Mercator, Ausland, 1892, S. 279.

[29] In seinen Bericht an die Monarchen hatte Columbus, was ihm nicht zur Ehre gereicht, auch den Vorschlag eingeflochten, die ihm lästig werdenden Eigeborenen als Sklaven nach Europa zu verschiffen. Allein die Zeit war noch nicht „reif“ zum Sklavenhandel; man ging in Madrid auf den unwürdigen Antrag nicht ein.

[30] Der Bruder Bartolomeo hatte sich lange in England aufgehalten und war seinem Bruder, als er von dessen Großthaten gehört hatte, nach Spanien gefolgt, wo man ihn mit offenen Armen empfing und ihm den Adel verlieh. Von klarem Verstande und strenger Rechtlichkeit, tüchtig als Seemann und Beamter, ist er, rein menschlich betrachtet, eine sympathischere Figur als der berühmte Bruder, dem er übrigens mit unwandelbarer Treue zugethan war. Bartolomeo starb am 12 August 1514 auf Haiti. Ueber ihn und andere Familienmitglieder giebt die beste Auskunft Harrisse: Les Colombo de France et d'Italie, fameux marins du XV. siècle, Paris 1874.

[31] Beide Widersacher Colons sahen ihr Vaterland nicht mehr, da das Schiff, welches sie nach Spanien zurückbringen sollte, in einem der furchtbaren westindischen Wirbelstürme unterging (Ruge, a. a. O., S. 148).

[32] Es ist strittig, ob Columbus selbst den Fuß auf festländisch-amerikanischen Boden gesetzt hat; vgl. C. v. Gagerns Abhandlung (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, 7. Jahrgang, S. 385 ff.) über diesen Gegenstand. Er ist selbst weit davon entfernt, seinen Gründen voll

Digitized by Google

Beweiskraft zuzuschreiben, hält es aber für wahrscheinlich, daß der Admiral, ein anderer Moses, dieses gelobte Land seiner Hoffnungen nur vom Schiffsverdecke aus betrachtet, nicht jedoch betreten habe.

[33] Diesen Namen führt bei den geographischen Schriftstellern der späteren Zeit die Halbinsel von Malakka, und noch lange Zeit danach kommt die Bezeichnung Hinterindiens als eines goldenen Landes bei dem arabischen Reiseschriftsteller Albirûnî vor.

[34] Vgl. Breusing, Regiomontanus, Martin Behaim und der Jakobsstab, Zeitschr. d. Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin, 4. Band, S. 97 ff. Wenn die Portugiesen um 1482 durch Behaim mit der Handhabung des Gradstockes vertraut gemacht wurden, so ist es freilich schwer begreiflich, warum die spanischen, ein paar Meilen östlich wohnenden Seeleute zehn Jahre später ein so werthvolles Beobachtungswerkzeug nicht gekannt haben. Zu lösen vermögen wir diese Frage nicht, und nur eine Muthmaßung ist es, wenn wir annehmen, daß die in nautischen Dingen bis aufs Höchste gesteigerten nationalen Eifersüchteleien der beiden südwestlichen Königreiche eine Rolle gespielt haben. Wohl ist es denkbar, daß Portugal aus der neuen Methode ein Staatsgeheimniß gemacht und die Anwendung derselben nur auf Regierungsschiffen zugelassen hat.

[35] Ruge, a. a. O., S. 157.

[36] Hugues, a. a. O., S. 117. Ebendort (S. 137) wird auch dargethan, daß die Beobachtungen Colons unter Umständen wirklich nicht so schlecht waren. Am 13. Dezember 1492 maß Jener mittelst einer Sanduhr die Länge des Tages — der Zwischenzeit zwischen Auf- und Untergang der Sonne — und fand dafür 10^h, während er, wenn sein Zeitmesser ein besserer gewesen wäre, $10^h\ 48^m$ für jenen Küstenpunkt von Haiti hätte finden müssen. Nach der bekannten Formel $\cos s = \text{tang}\ 23^\circ\ \text{tang}\ \varphi$, wo φ die (unbekannte) Polhöhe, s den der Zeit $5^h\ 24^m$ resp. 5^h entsprechenden Stundenwinkel bedeutet, ergiebt sich aus der falschen und aus der richtigen Zeitmessung resp.

$$\varphi = 31^\circ\ 22' \text{ und } \varphi = 20^\circ.$$

Die Differenz, über 11°, ist freilich auch wieder eine große, allein es ist nicht recht einzusehen, wie ein die Sternkunde seiner Zeit vollkommen beherrschender Fachmann mit seinen ärmlichen Hülfsmitteln mehr sollte haben leisten können.

[37] Vgl. R. Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 446 ff., S. 613.

[38] Ueber die bekanntlich mitunter verwechselten Leistungen Balboas und eines späteren englischen Entdeckers verbreitet sich E. Hahn (Sir Francis Drake auf dem Isthmus von Panamá, Ausland, 1892, S. 228 ff.).

[39] Eine neuerdings veröffentlichte Abhandlung von Hautreux (Les connaissances géographiques sur l'Atlantique au temps de Christophe

Digitized by Google

Colomb, Société de géographie commerciale de Bordeaux, 15. année, 2. série, S. 328 ff.) stellt sich zur Aufgabe, das geographische Wissen, welches sich Columbus aus vorhandenen Werken und Karten aneignen konnte, übersichtlich zu skizziren. Diese Absicht ist dem Autor auch gut gelungen, wiewohl gleich auf der ersten Seite eine Stelle sich findet, welche geeignet wäre, ein ungünstiges Vorurtheil zu erwecken. „On sait," so heißt es dort, „que pendant son séjour à Lisbonne, Colomb eut des relations avec Martin Behaim et avec Toscanelli." Nun ist aber durch die sorgfältigsten Untersuchungen auch nicht die Spur eines Wahrscheinlichkeitsgrundes dafür gefunden worden, daß Behaim und Colon sich persönlich gekannt oder etwa miteinander korrespondirt hätten.

40 Hugues, a. a. O., S. 121 ff.

41 Lediglich für Kuba trifft dies nur bedingt zu, da Colon dessen Inselcharakter nicht nur nicht anerkannte, sondern sogar protokollarisch das Gegentheil feststellen ließ.

42 Hautreux, a. a. O., S. 353.

43 Günther, Die Lehre von der Erdrundung und Erdbewegung im Mittelalter bei den Abendländern, Halle 1877.

44 Ruge, a. a. O., S. 142.

45 Wegen des ganzen hierher gehörigen Hypothesenzyklus wäre zu vergleichen: Günther, Aeltere und neuere Hypothesen über die chronische Verlegung des Erdschwerpunktes durch Wassermassen, Halle 1878. Die aus der patristischen Periode stammenden Deutungen der örtlichen Lage des Paradieses hat der gelehrte Letronne zum Gegenstande eines Sendschreibens an A. v. Humboldt gemacht, welche Letzterer in seinen „Kritischen Untersuchungen (2. Band, S. 82 ff.) zum Abdrucke brachte. Auch der inhaltreiche, ob auch nicht durchweg als objektive Geschichtsquelle zu verwerthende „Essai sur la cosmographie et la cartographie pendant le moyen âge" (Paris 1849—52) des Portugiesen Santarem behandelt zu verschiedenen Malen die hier obschwebende Frage. Ebenso vertritt Kretschmer (Die physische Erdkunde im christlichen Mittelalter, Wien-Olmütz 1889. S. 71) unabhängig eine mit der oben ausgesprochenen übereinstimmende Ansicht; Columbus habe geglaubt, jenen „Wasserbuckel" aufgefunden zu haben, von dem allerdings schon Dante in der Streitschrift „De aqua et terra" gezeigt hatte, daß er gar nicht existire.

46 Siehe hierüber die überzeugende Darlegung Breusings in den „Verhandlungen des dritten deutschen Geographentages", Berlin 1883. S. 174.

47 Die früher gehegte und auch bei Hugues (a. a. O., S. 24) reproduzirte Ansicht, daß schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts Pierre de Maricourt (nicht Mirecourt), fälschlich in vielen Büchern unter dem Namen

Digitized by Google

Petrus Adsigerius figurirend, die Abweichung der Kompaßnadel von der Mittagslinie erkannt habe, will uns nach der gründlichen Prüfung aller einschlägigen Dokumente durch Pater Bertelli (Bolletino di bibliografia e di storia delle scienze matematiche e fisiche, Tomo VII., S. 1. ff.) nicht mehr als zulässig erscheinen. Wir erachten diesen Konkurrenten Colons für keinen gefährlichen.

[48] A. v. Humboldt, Kosmos, 1. Band, Stuttgarter Neue Ausgabe. S. 129.

[49] Noch zu einer viel späteren Zeit finden wir ähnliche Vorstellungen bei dem Niederländer Huygens van Linschooten (s. Günther, Johannes Kepler und der tellurisch-kosmische Magnetismus, Wien-Olmütz 1888).

[50] Humboldt hat (Kosmos, 2. Band, S. 218 ff.) die sehr merkwürdigen Ausführungen Colons über die geophysikalische Bedeutung der Null-Isogone ins Deutsche übertragen. „Jedesmal," so schreibt letzterer in einem im Oktober 1498 von Haiti datirten Briefe, wenn ich von Spanien nach Indien segle, finde ich, sobald ich hundert Seemeilen nach Westen von den Azoren gelange, eine außerordentliche Veränderung in der Bewegung der himmlischen Körper, in der Temperatur der Luft und in der Beschaffenheit des Meeres. Ich habe diese Veränderungen mit besonderer Sorgfalt beobachtet und erkannt, daß die Seekompasse, deren Deklination bisher im Nordosten war, sich nun nach Nordwesten hinüberbewegten, und wenn ich diesen Strich, wie den Rücken eines Hügels, überschritten hatte, fand ich die See mit einer solchen Masse von Tang, gleich kleinen Tannenzweigen, die Pistazienfrüchte tragen, bedeckt, daß wir glauben mußten, die Schiffe würden aus Mangel an Wasser auf eine Untiefe auflaufen. Vor dem eben bezeichneten Striche aber war keine Spur von solchem Seekraute zu sehen." Nicht minder seien das Aussehen des Meeres und die klimatischen Verhältnisse diesseits der magnetischen Grenzlinie andere, als jenseits; auch die alte Irrlehre von der Auftreibung der Erdkugel (s. S. 48) spielt wieder mit herein. Da weiter nach Westen die Erde angeschwollen ist, so „gelangen die Schiffe allmählich in größere Nähe des Himmels, wenn sie an den Meeresstrich kommen, wo die Magnetnadel nach dem wahren Norden weist; eine solche Erhöhung ist die Ursache der kühleren Temperatur." — Wenn Humboldt (a. a. O.) bemerkt, daß schon auf einer Seekarte des Andrea Bianco vom Jahre 1436 die Mißweisung vermerkt sei, so kann dies doch natürlich Colons Verdienst um die Feststellung und Verfolgung dieses Elementes nicht beeinträchtigen.

[51] Gelegentliche Andeutungen über klimatische Verschiedenheiten reichen allerdings schon in frühere Zeiten zurück; vgl. Günther, Notiz zur Geschichte der Klimatologie (Bibliotheca Mathematica, herausgeg. von Eneström, 1887, S. 65 ff.).

Digitized by Google

[52] Das Wort Tangwiesen („Praderias de yerva") ist nach Humboldt (Kosmos, 1. Band, S. 224) eine Erfindung des Oviedo; die Bezeichnung ist insofern eine zu drastische, als man nun jahrhundertelang die Oberfläche der See viele hunderte Kilometer weit mit Sargassopflanzen so dicht bedeckt wähnte, daß darunter das Wasser vollständig verschwinde. Hiergegen wandte sich ein vielgereister deutscher Naturforscher, Kuntze (Botanische Jahrbücher für Systematik, Pflanzengeschichte und Pflanzengeographie. 1. Band, S. 191 ff.), allein er verfiel nun etwas in das entgegengesetzte Extrem und leugnete das Pflanzenmeer so gut wie gänzlich. Das richtige Gleichgewicht dürfte erst neuerlich hergestellt worden sein durch Krümmel (Petermanns Geograph. Mittheilungen, 1891, S. 129 ff.); dieser Gelehrte lernte anläßlich der wissenschaftlichen Expedition des deutschen Dampfers „National" die Meerestheile kennen, in denen sich die Fukusmassen ansammeln, und konstatirte, daß die eigenthümliche Pflanze, welche das Hauptkontingent zu diesen Bänken stellt und bereits von Columbus als Sargazo angeführt wird, eine Landpflanze ist, von der alljährlich am Gestade Südamerikas große Mengen losgelöst und durch Winde und Meeresbewegung in den strömungslosen Gegenden des Atlantischen Ozeans zu theilweise recht kompakten Ablagerungen zusammengetrieben werden.

[53] Humboldt, Kosmos, 1. Band, S. 224.

[54] Ebenda (S. 329) wird, nach Rennell, hervorgehoben, daß dort, wo die Strömung sich den Antillen nähert — und in deren Nähe geriethen eben die Schiffe des Columbus in den ozeanischen Strom — die Geschwindigkeit dieses letzteren eine überaus große ist.

[55] Hugues, a. a. O., S. 117.

[56] Humboldt, Kosmos, 2. Band, S. 41.

[57] Ruge, a. a. O., S. 159. „Den Namen „Indios" gab Columbus den Eingeborenen der Neuen Welt schon vom 15. Oktober ab, also bereits nach drei Tagen; er wollte damit sagen, daß er Indien erreicht habe, die Bewohner also Indier seien."

[58] Ob man, wie Gelcich andeutet, den jungen Columbus für einen wirklichen Seeräuber zu halten hat, muß freilich unentschieden bleiben. Wir halten eine so weit gehende Hypothese nicht für erforderlich. Er war ein Genuese, Abkömmling einer Stadt, der man im Mittelalter nicht viel Gutes in sittlicher Beziehung nachsagte („uomini senza fede, donne senza vergogna"), und wenn er auch gerade kein Pirat war, durfte doch auch das gewöhnliche Schifferleben, wie er es durchgekostet hat, nicht gerade für eine Schule der Moral gelten. — Daß es aber einen Seeräuber Columbus wirklich gab, stellte Berchet urkundlich fest.

[59] Außer der neuen Monographie, welche in diesem Schriftchen so häufig zitirt wurde, kommen aus älterer Zeit in Betracht: Die Welt-

Digitized by Google

anschauung des Columbus, Dresden 1876; Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Berlin 1881.

[60] Die gegen Ruge gerichteten Angriffe von Wappäus (Gött. Gel. Anzeigen, 1877, I., S. 562 ff.) und Zöckler (a. a. O., S. 752) gehen uns viel zu weit. Man kann rein geschichtlich den Vorwurf erheben, daß Ruge den Columbus zu sehr unter dem Gesichtspunkte des modernen Gelehrten betrachtete, aber wir können nicht einsehen, wieso dieser Umstand, der doch nichts Seltenes ist und nichts Unbegreifliches darbietet, eine derartig fulminante Philippika, wie diejenige von Wappäus, auslösen konnte.

[61] Wir haben hier die beiden sehr anerkennenden und nur in dem einen erwähnten Punkte gegen den Autor sich wendenden Besprechungen im Auge, welche Ruges „Christoph Columbus“ in der „Nation“ (9. Jahrgang, Nr. 26) und in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ (19. Band, Nr. 4) erfahren hat. Diese letztere, ziemlich ausführliche Rezension entstammt der Feder Gelcichs.

[62] Ausland, 1892, Nr. 16.

[63] Gelcich, Columbus als Nautiker und als Seemann, S. 287: „Aber die That, die That doch, muß dem Columbus gelassen werden.“

[64] Paulsen, Geschichte des Gelehrten Unterrichtes, Leipzig 1885, S. 131 ff.: „Es giebt Menschen, die eine ganze andere Konstitution haben, Männer, die ganz Wille sind . . . Zu ihnen gehören fast alle Diejenigen, deren sich die Geschichte bedient, um große und plötzliche Wendungen herbeizuführen. Luther gehört zu ihnen . . . War Luther ganz Wille, so war Erasmus ganz Intellekt, wie es die Natur mit großer, man möchte fast sagen, erschreckender Deutlichkeit auf die beiden Physiognomien geschrieben hat.“

[65] Nach den in Duros Werk „Colón y Pinzón“ (Madrid 1883) enthaltenen Eröffnungen mußte man annehmen, der seemännisch allerdings sehr geschickte ältere Pinzon wäre solch' ein guter Geist und Berather für Colon gewesen, allein das Urtheil über Jenen ist sicher ein zu wohlwollendes: auch Pinzon war ein strammer Egoist, der gerne auf eigene Hand sich einen Theil von Colons Ruhm angeeignet hätte.

[66] Mit Vergnügen fand Schreiber dieser Zeilen die Parallele zwischen Columbus und Luther angedeutet in dem zitirten Artikel der „Nation“, nachdem er selbst schon vorher — in einem 1887 zu Augsburg gehaltenen, jedoch nicht gedruckten Vortrage, — den erwähnten Vergleich weiter ausgeführt und als auch in vielen Einzelheiten stimmend nachgewiesen hatte.

[67] Erschienen ist ja das bahnbrechende Werk des Coppernicus „Revolutiones orbium coelestium“ erst 1543, im Todesjahre des Autors, aber wir werden in der Annahme nicht fehlgehen, daß die vierzigjährige Arbeit, welche an diese geniale Leistung gesetzt wurde, nur der Begründung und Einzelausführung des Systemes galt, während schon dem Dreißigjährigen zu einer Zeit, da

Digitized by Google

Columbus noch am Leben war, die Grundzüge der neuen Weltordnung in den Hauptpunkten feststanden. Die zeitliche Differenz zwischen den drei eine neue Zeit anbahnenden Großthaten der Menschheit — Entdeckung der Neuen Welt, Kirchenreformation, Verdrängung der Erde aus ihrer zentralen Weltstellung — ist demnach gar keine sehr große. So spricht sich auch Humboldt aus (Kosmos, 2. Band, S. 236): „Es ist bereits erwähnt worden, wie das Zeitalter von Columbus, Gama und Magelhaens, das der nautischen Unternehmungen, verhängnißvoll mit großen Ereignissen, mit dem Erwachen religiöser Denkfreiheit, mit der Entwickelung eines edleren Kunstsinnes und der Verbreitung des coppernicanischen Weltsystemes zusammentraf."

[68] Vgl. Prowe, Nikolaus Coppernicus, 1. Band, 2. Theil, Berlin 1883, S. 273 ff., S. 282. In seinem „Encomium Borussiae" berichtet Rheticus, der seine Wittenberger Professur eigens aufgegeben hatte, um sich von Coppernicus selbst in das Wesen der neuen Lehre einweihen zu lassen, der Meister habe von der Veröffentlichung seiner Ideen absehen wollen, „um keinen Streit unter den Gelehrten zu erregen". Wer erkennt nicht sofort die Uebereinstimmung mit dem gleichgesinnten Erasmus, der gegen Luther schreibt, „selbst die Wahrheit sei ihm zuwider, wenn sie zu tumultuarischen Auftritten Veranlassung gebe" („ut veritas etiam displiceat seditiosa").

[69] Die hie und da verlautbarte Meinung, Coppernicus habe sich in seinen späteren Jahren der lutherischen Lehre geneigt gezeigt, eine Meinung, die darin ihre Stütze fand, daß Jener bei den überaus rigoros denkenden Prälaten Dantiscus und Hosius nicht recht gut angeschrieben war, ist von Prowe (a. a. O., S. 167 ff.) einer eingehenden Untersuchung unterzogen worden. Es geht daraus hervor, daß der große Astronom, unter dem Einflusse seines Freundes Tiedemann Giese, sich lebhaft für die damals viel besprochenen Versuche einer Reinigung der alten Kirche und eines darauf begründeten allgemeinen Kirchenausgleiches interessirte, zu keiner Zeit aber an ein Ausscheiden aus dem Verbande dachte, mit dem er durch Tradition und Lebensgewohnheit sich auf das Innigste verknüpft fühlen mußte.

[70] Von den fast zahllosen Biographien, die wir von Kepler besitzen, kommt unserer Ueberzeugung nach keine dem Ziele, diesen tiefen und vielgestaltigen Charakter richtig zu kennzeichnen, so nahe, wie das anspruchslose Gelegenheitsschriftchen von W. Förster „Johann Kepler und die Harmonie der Sphären" (Berlin 1862). In wesentlich gleicher Richtung verfuhr Schreiber dieser Zeilen, als er für die „Allgemeine Deutsche Biographie" das Lebensbild des — vielleicht nicht größten, sicher jedoch — feinsinnigsten deutschen Astronomen zu zeichnen hatte.

Digitized by Google

Insektenschaden im Walde.

Von

Dr. Karl Eckstein,
Privatdozent an der Forst-Akademie in Eberswalde.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
1892.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Seit dem Jahre 1890 ist die Nonne, Liparis monacha, ein, ich möchte sagen, populär gewordener Schmetterling. Durch sein massenhaftes Erscheinen in Oesterreich und Süddeutschland konnte er nicht nur die ihn mit einer gewissen Sorglosigkeit nicht beachtende forstliche Welt überraschen und ausgedehnte Waldungen in heftigem Angriff schwer heimsuchen, sondern er gab auch Veranlassung zu eifrigem Studium seiner eigenthümlichen Lebensweise.

Zur Schmetterlingsfamilie der Spinner oder Bombyciden gehörend, theilt er mit den übrigen Gliedern derselben gewisse biologische Eigenschaften, wodurch sie das Interesse des Forstmannes in besonderem Maße fesseln. Nicht als ob die Spinner allein es wären, die dem Walde verderblich werden könnten! Giebt es doch eine ganze Anzahl anderer Falter, welche in ihrem Raupenleben oft recht erheblichen Schaden anrichten, wie Tortrix zebeana, deren Raupe in Gallenanschwellungen junger Lärchen lebt, oder der Lärchenwickler, der in der Schweiz und Tirol demselben Nadelholz verderblich wird, ganz abgesehen von Forleule, Kiefernspanner, Eichenwickler und zahlreichen anderen. Von diesen allen unterscheidet sich die Spinnerfamilie dadurch, daß erstlich eine bedeutende Zahl ihrer in Deutschland vorkommenden Arten, nämlich 20% derselben, forstlich schädlich ist, während z. B. unter den Noktuiden oder Eulen auf hundert Arten nur eine

kommt, die forstwirthschaftlich von Bedeutung werden kann. Ferner stehen sie im Gegensatz zu diesen anderen Forstschädlingen dadurch, daß sie als große Falter leicht in die Augen fallen und deshalb zeitiger bemerkt werden, ebenso wie ihre großen Raupen dem Forstschutzpersonal nicht gar zu leicht entgehen, und endlich dadurch, daß wir in der Lage sind, oft von durchschlagendem Erfolge begleitete Vertilgungsmaßregeln gegen sie anzuwenden.

Die Schädlichkeit der Spinner beruht auf der eigenthümlichen Art iher Vermehrung, denn es entstehen in verhältnißmäßig kurzer Zeit oft recht große Mengen derselben auf kleinen engbegrenzten Flächen.

Große, plumpe Schmetterlinge sind es, deren Weibchen sich ganz besonders durch ihre außerordentliche Trägheit auszeichnen. Denn während die Männchen lebhafter sind, wohl bei der Annäherung des Menschen schon auffliegen, sitzen die Weibchen so schlaftrunken da, daß sie selbst herabgestoßen von dem Stamme, an dem sie ruhten, ruhig weiter schlafend zu Boden fallen. Ja für das Gesetz, daß wenig oder gar nicht gebrauchte Organe des thierischen Körpers schwächer werden und nicht in Funktion tretend im Laufe von Jahrtausenden bei einer gewissen Thierspezies verkümmern oder ganz schwinden können, finden wir auch hier ein Beispiel darin, daß die trägsten aller trägen Spinnerweibchen, Orgyia antiqua, nur mit rudimentären, äußerst kleinen, gänzlich funktionslosen Flügelläppchen versehen sind. Deshalb bleiben sie auch auf dem Cocon sitzen, in dem sie als Puppe geruht, und kleben bald nach der hier erfolgten Begattung auf demselben ihre zahlreichen Eier an.

Alle anderen forstlich beachtenswerthen Spinner legen ihre Eier niemals in großer Entfernung von der Stelle, wo sie als Raupe gelebt und sich verpuppt hatten, und die Weibchen, die aus diesen Eiern entstehen, fliegen ebenfalls nicht weit weg. Sie alle legen wiederum wie ihre Mütter viele, oft sehr zahl-

Digitized by Google

reiche Eier, nicht einzeln oder nur wenige zusammen, sondern immer in größeren oder kleineren Haufen ab.

Bei dieser Uebereinstimmung aller hier in Betracht kommenden Bombyciden herrscht doch eine wunderbare Mannigfaltigkeit bezüglich der bei der Eiablage obwaltenden näheren Umstände.

Während Rothschwanz- und Kiefernspinnerweibchen ihre Eier haufenweise an Zweige und Rinde ankleben, schiebt sie die Nonne mit langer Legeröhre unter Rindenschuppen; Bombyx neustria heftet sie mit starkem Kittstoff in Ringen fest um die Zweige von Eiche, Hainbuche und Obstbäumen, andere wieder, wie Liparis dispar, Porthesia chrysorrhoea, Gastropacha lanestris bedecken sie mit der wolligen, sich loslösenden Behaarung ihres Hinterleibes, während Liparis salicis die seinigen mit einem bald erhärtenden Schleime überzieht. Die diesen Eiern entschlüpfenden Raupen leben gesellig. In ihrer ersten Jugend in größeren oder kleineren Gesellschaften dicht zusammensitzend, stärken sich manche durch Verzehren der Eischalen zur Reise nach den futterspendenden, Laub oder Nadeln tragenden Zweigen. Auch hier bleiben sie zusammen, ja einige Arten kehren immer wieder in ein aus Gespinnstfäden gebildetes, oft recht großes Nest zurück, um sich wie Cnethocampa processionea schließlich darin zu verpuppen; andere, wie Gastropacha lanestris verlassen das Nest für immer erst im späteren Alter, d. h. nach der letzten Häutung.

So kommt es, daß, wo einmal diese Schmetterlinge auftreten, die Thätigkeit ihrer Raupen, die ja ausschließlich in der Vernichtung von Blatt und Nadeln besteht, für die Lebensfunktionen des Baumes nicht ohne Einfluß bleiben kann, während vereinzelt lebende Raupen ihrer Futterpflanze nur ganz unmerklich oder gar nicht schaden. Wenn also eine Spinnerart auf engbegrenzter Waldstelle auftretend sich, wie oben angedeutet, ungestört massenhaft vermehren kann — wenn also viele nimmer-

Digitized by Google

satte Fresser auf demselben Platze ihren Hunger stillen — dann wird der Bestand empfindlich geschädigt, breitet sich das Insekt von einem oder mehreren Fraßherden immer weiter aus, dann entsteht eine große Kalamität, ein verheerender Fraß von gewaltigen Dimensionen.

Viermal ist auf solche Weise die Nonne im Verlaufe der letzten fünfzig Jahre in Württemberg verwüstend aufgetreten: 1839/40 im Staatswalde des Revieres Weingarten, 1856/57 in den Privatwaldungen daselbst, in denselben Jahren, sowie 1889/90 in standesherrlichen Waldungen bei Königseggwald-Hoßkirch und endlich das vierte Mal in demselben Theil des Weingartner Revieres wie 1839. Hier also ist ebenso wie in Bayern und Oesterreich die Kalamität durch allmähliche stärkere Vermehrung der an begünstigten Oertlichkeiten vorhandenen Falter entstanden, genau so, wie in den fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtischen Waldungen, welche bereits in den Jahren 1828 und 1829 von der Nonne heimgesucht worden waren, sich die ersten Andeutungen von ihrem abermaligen Vorhandensein Mitte August 1835 zeigten und zwar im Paulinzeller Forste durch das Vorkommen einiger weniger Exemplare des Falters. Im Jahre 1836 schwärmten dieselben wohl in vermehrter Zahl, jedoch immer noch nicht in solcher Menge, daß Einsammlungen sich hätten veranstalten lassen, ohne unverhältnißmäßige Unkosten zu verursachen. Auch im Jahre 1837 war die Verbreitung eine noch nicht bedenkliche, erst im Jahre 1838 trat das Uebel entschiedener auf und gab sich schon durch den augenfälligen Fraß der Raupen zu erkennen, um sich endlich 1839 verheerend über den Paulinzeller Wald, sowie die Reviere Berka, Blankenhain, Tannenrode, Kranichfeld und den Heideforst zu verbreiten.

Hier wie dort ist eine große Insektenverheerung dadurch entstanden, daß die autochthonen Falter sich im Laufe mehrerer Jahre zu ungeheuren Massen vermehren konnten. Der zweite

Digitized by Google

mögliche Fall ihrer Entstehung ist der durch Einwanderung.

Auch durch diese sind nicht nur Borkenkäfer, sondern auch wieder die Nonne in vorher ganz unbesetzt gewesenen Beständen erschienen und ruinös geworden. Bis zum Jahre 1853 waren die ostpreußischen Waldungen von dem bereits seit 1845 in Polen und Lithauen wüthenden Nonnenfraß verschont. Erst in der Nacht vom 29. zum 30. Juli 1853 traten ganz plötzlich gewaltige Schwärme von Nonnenfaltern aus den östlich gelegenen russischen Provinzen in den Regierungsbezirk Gumbinnen über und verbreiteten sich sofort über einen Flächenraum von 60 Quadratmeilen. Sodann wurden in der Nacht vom 23. zum 24. Juli 1854 die Waldungen der Forstinspektion Gumbinnen von ungeheuren, aus dem Königsberger Bezirk kommenden Schwärmen von Nonnenfaltern beflogen. Durch die Tagespresse allgemein bekannt geworden sind die Nonnenschwärme, die in den letzten Jahren in Bayern stattfanden und in manchen Städten, wie Freising, Augsburg und München Schneegestöber gleichend einfielen. Ebenso rasch wie sie kommen, pflegen solche Schwärme unter Umständen wieder weiter zu ziehen.

So war ein Gemeindewald in der Nähe des Ebersberger Parkes von zwei Falterflügen befallen worden; die Nonnen aber waren nach zwei Tagen sämtlich wieder verschwunden, freilich erst, nachdem sie einen großen Theil ihrer Eier abgelegt hatten. In der lauen windstillen Nacht vom 28. auf 29. Juli 1890 fielen in der Gegend von Siegenburg in Niederbayern in Wald und Feld, auf Wiesen, Aeckern und Hopfengärten wie in Ortschaften die Falter in Massen ein, saßen am Tage ruhig an ihren Plätzen und verschwanden in der nächsten Nacht wieder, unbekannt woher und wohin. Ihre wolkenähnlichen Züge oder dichten wie in Ballen sich zeigenden Schwärme wurden in hellen Nächten beobachtet, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der

Digitized by Google

Trieb des Falters, zusammenzuhalten und enge bei einander zu bleiben, die in die Lüfte erhobenen Schmetterlingsscharen geschlossen hält, so daß diese dann als einheitliches Ganzes von leichtem Luftzuge weggeführt werden, wenn sie nicht, durch heftige Winde von ihren Ruheplätzen aufgejagt, von neuem erfaßt und mitgeführt werden, wie es bei dem großen Weststurm in der Nacht vom 1. auf 2. August 1890 in dem Inn- und Salzachthale geschah.

Gegen solchen Feind sich zu wehren, ihn niederzuwerfen, hat man außerordentliche Anstrengungen gemacht, an manchen Orten scheinen sie Erfolge gehabt zu haben, an anderen war der Mensch der unendlichen Menge seiner Feinde gegenüber machtlos. Saßen doch in der Flugzeit die Falter dicht gedrängt an den Stämmen, und waren doch nach derselben bis 400000 Eier an einem einzigen Stamme zu zählen.

Ungeheuer war natürlich die Zahl der im nächsten Jahre fressenden Raupen, die mit Vorliebe Kiefer und Fichte, sowie die Buche befallen und in verschwenderischem Fraße deren Nadeln und Laub vernichten, von dem sie nur wenig verzehren und das Meiste unbenutzt zu Boden fallen lassen. Nur einzelne Holzarten, wie Erlen, werden von ihnen verschont, während selbst Heidelbeeren kahl gefressen werden. Da die ihrer grünen Athungsorgane beraubten Bäume theils kränkeln, theils wie die Fichte absterben, ist der von der Nonnenraupe angerichtete Schaden ganz außerordentlich.

Wohl noch wichtiger wie die Nonne für den süddeutschen Fichtenwald ist der Kiefernspinner, Gastropacha pini, für die ausgedehnten Kiefernforsten des norddeutschen Sandbodens, dem allein durch die Kultur dieser Konifere ein so hohes Erträgniß abgerungen werden kann, wie es jetzt thatsächlich der Fall ist. Nur deshalb nimmt man nicht in dem Maße allgemeine Kenntniß von ihrem Auftreten, weil es mit mehr oder minder großen

Schwankungen bald hier, bald dort heftiger ist, oder fast ganz verschwindet. Niemals aber läßt der vorsichtige Hüter des Waldes diesen Feind aus dem Auge, denn in jedem Winter wird allerwärts seine Stärke durch sorgfältiges Probesammeln der unter der Bodendecke überwinternden Raupen erkundet, um sofort mit „Leimen" gegen ihn vorzugehen, falls er bis zu einer drohenden Menge sich vermehrt hat. Dann ist aber auch der Erfolg ein unfehlbar sicherer. Während noch die Raupen im Boden ruhen, vollzieht sich die Arbeit des Leimens, und wenn sie erwachen aus der Starre des Winters, sind sie abgeschnitten von den futterspendenden Zweigen; keine kann hinüber, dafür bürgen die Eigenschaften des aufgetragenen Klebstoffes.

Es ist selbstverständlich daß der Mensch kein Mittel unversucht läßt, sich der Feinde seines Waldes zu erwehren, sie zu vernichten, ihre Brut zu zerstören, ihre Verstecke aufzufinden und zu verderben. Abgesehen von gewissen hier nicht zu erörternden waldbaulichen Maßregeln giebt es eine ganze Reihe von Vertilgungs- und Bekämpfungsmitteln, in welchen man jenen Feinden bald in diesem, bald in jenem Entwickelungsstadium zu Leibe geht. Dabei wird es vortheilhaft sein zu erproben, in welchem Lebensalter der Schädling am leichtesten und am wirksamsten anzugreifen ist. Meist läßt man kein Mittel unversucht. Man hat z. B. die Nonnenfalter mit Leuchtfeuern anzulocken versucht, man hat ihre Eier sammeln wollen, beides mit wenig Erfolg; ebenso resultatlos war das Abfangen und Zerdrücken der winzig kleinen Räupchen, die, bald nachdem sie dem Ei entschlüpft, in kleinern Familien, den sogenannten Spiegeln, zusammensitzen. Nur eine Vertilgungsmaßregel ist bis jetzt von Erfolge begleitet gewesen. Es ist dies das „Leimen", d. h. das Anlegen von Ringen aus Raupenleim. Dieser ist eine fettreiche Komposition, die von zahlreichen Fabriken in verschiedener chemischer Zusammensetzung dargestellt und in den

Digitized by Google

Handel gebracht wird. Sie muß, wenn sie brauchbar sein soll, vor allen anderen auch die Eigenschaft haben, daß sie für lange Zeit, etwa drei Monate hindurch, allen Witterungseinflüssen Trotz bietet und die nöthige Klebrigkeit behält, um „fängisch" zu bleiben. Der Raupenleim wird nämlich in einem etwa 4 cm breiten und 4 mm dicken Streifen als Ring um den zu schützenden Stamm aufgetragen und hält dann alle bereits unterhalb befindlichen oder von oben herabgewehten, laufenden Insekten, wie Raupen, flügellose Rüsselkäfer, Frostspannerweibchen, ab, den Baum zu erklimmen.

Ursprünglich wandte man, abgesehen von den als Brumataleim bekannten Klebstoffen, zu diesem Zwecke gewöhnlichen Theer an, doch ließen die ihm anhaftenden Mängel — große Zähigkeit und damit verbundene Schwierigkeit des Auftragens besonders bei kaltem Wetter — bald den Wunsch nach anderen Klebstoffen laut werden, denen solch' störende Eigenschaften nicht anhaften. Inzwischen sind 25 Jahre vergangen, und man kann sagen, daß die jetzt gelieferten Raupenleime allen Anforderungen entsprechen.

Nachdem an dickborkigen Stämmen in Brusthöhe des Arbeiters die gröbsten Rindenstücke entfernt — die Stämme „geröthet" — wurden, wird der Leim aufgetragen. Zum Röthen wie zum Leimen dienen die verschiedensten Instrumente. Dort das Schnitzmesser des Stellmachers, die Sensenklinge oder besonders geformte und geschärfte Eisen, vielleicht der Seitzsche Borkehobel — hier sind an Stelle des früher verwandten Pinsels, für dessen Gebrauch der heutige Leim zu konsistent ist, Holzspatel oder komplizirte Maschinen getreten, mit denen der Leim aus einem Gefäß aufgetragen und geglättet oder aus dem Behälter der Maschine herausgepreßt und durch ein vorgesetztes Mundstück in Form eines Streifens von der verlangten Breite und Dicke aufgetragen wird.

Seither wandte man den Raupenleim nicht gegen die

Digitized by Google

Nonne an, versuchte den Kampf aber auch mit diesem Mittel, als man konstatirt hatte, daß die Nonnenraupe gerne „verweht“, d. h. sich an einem Faden zum Boden herabspinnt, so daß sie, um wieder zur Baumkrone zu kommen, den Baumstamm erklimmen muß, wenn ihr nicht der Leimring als unüberschreitbare Schranke Halt gebietet. Zuerst war es der als Raupe unter Moos und Bodenstreu überwinternde Kiefernspinner, gegen den dieses Mittel mit durchschlagendem Erfolge in Anwendung kam. Es werden natürlich die immerhin bedeutenden Kosten für das Leimen, bei dem es sich noch dazu meist um größere Waldkomplexe von vielen Hektaren handelt, erst dann aufgewandt, wenn sich die Raupen in bedrohlicher Menge im Winterlager unter der Bodendecke finden. Je nach den Bestandesverhältnissen ist die ein Einschreiten nöthig machende Raupenzahl verschieden; zum Leimen eines bereits im Vorjahre befressenen Bestandes, dessen Kronen schon stark gelichtet sind, wird man sich wohl bei einer Raupenmenge entschließen müssen, die in einem bis dahin intakten Bestande keine Besorgniß erregen dürfte. Das Winterversteck der Kiefernspinnerraupe liegt unter der obersten Moos- und Nadelschicht, sie geht nicht in den Rohboden hinein, sondern ruht zu einem Ringe zusammengerollt im Schirmbereich der Kiefer zugleich mit überwinternden Laufkäfern oder den Puppen der Forleule, des Kiefernschwärmers und Kiefernspanners. Im Frühjahr, wenn die von der Sonne gespendete Wärme genügt, den Boden auf etwa 8—9° R zu erwärmen, erwacht auch die große Kiefernraupe aus ihrer Winterruhe, arbeitet sich hervor und beginnt die Stämme ihrer Nährpflanze zu erklettern. Erkannten wir in der Nonnenraupe keinen Kostverächter, da sie wie die Schwammspinnerraupe fast allen Pflanzen Geschmack abgewinnt, so finden wir in der Kiefernraupe ein äußerst monophages Insekt, das außer der gemeinen Kiefer höchstens noch die ihr nahverwandte Schwarz-

Digitized by Google

und Weymouthskiefer annimmt. In der Baumkrone vertheilen sich die Raupen auf alle Aeste und Zweige, so daß die Folgen ihres Fraßes an allen Theilen der Krone gleichzeitig und gleichmäßig zu bemerken sind, während die Nonnenraupe, gleich an den untersten Zweigen der Kiefer Halt machend, hier ihren Angriff beginnt, so daß man einen von ihr befressenen Kiefernbestand sofort daran erkennt, daß seine Stämme unten entnadelt und gebräunt dastehen, während die äußersten Triebe und die oberen Wipfelpartien noch grün und ganz unversehrt sind. Anders ist ihr Fraß an der Fichte, deren jüngsten Triebe zuerst befallen werden, so daß an dieser Holzart die Entnadelung zentripetal fortschreitet.

In seinem Kampfe gegen die im Walde schädlichen Insekten wird der Mensch durch mancherlei Faktoren unterstützt, deren intensivere Nutzbarmachung leider nicht in der Macht des Forstmannes steht. Witterungseinflüsse, thierische, sowie pflanzliche Parasiten können einer verbreiteten Kalamität ganz plötzlich energisch Halt gebieten und allem schädlichen Ungeziefer im Laufe einer kurzen Zeit, oft binnen wenigen Tagen ein jähes Ende bereiten. Daß anhaltend nasses Wetter gesundheitsschädlich auf Insektenlarven einwirkt, ist bekannt, denken wir nur daran, daß nasses Futter genügt, bei der Seidenraupe Durchfall zu erzeugen, der ihren Tod unfehlbar mit sich bringt. Plötzliche Gewitterstürme sind den Insekten nicht nur in der Schwärmperiode höchst verderblich, auch die durch jene von den Bäumen herabgeschleuderten Raupen sind oft ihrem Untergange nahe. Durch Früh-, besonders aber Spätfröste sterben oft ganze Generationen, wenn auch die Widerstandsfähigkeit vieler Kerfe gegen den Frost eine sehr bedeutende ist.

Unter den thierischen Parasiten stehen die Schlupfwespen oder Ichneumonen obenan. In unendlicher Mannigfaltigkeit der Formen und unermeßlichem Reichthum an Individuen befallen diese nützlichen Forstinsekten andere Kerbthiere, die sie

Digitized by Google

„anstechen", d. h. mit Eiern belegen. Die Larven aber, welche sich im Innern ihres Wirthes entwickeln, leben als echte Schmarotzer von dessen Säften. Selbst im kleinen Schmetterlingsei finden die Larven von Teleas phalaenarum hinreichend Nahrung. Kleinere Pteromalinen belegen eine Raupe mit vielen Eiern, so daß zahlreiche Parasiten in einem Wirthe leben, größere Schlupfwespen bewohnen einzeln ihren Wirth, wie Anomalon circumflexum die Kiefernraupe. Sie bestehen in derselben ihre Verwandlung bis zu Ende, so daß sie erst als Imago aus dem inzwischen in das Puppenstadium übergetretenen Wirth hervorkommen, andere dagegen, wie die Mikrogaster-Arten, bohren sich mit Hülfe ihrer spitzigen Mundwerkzeuge am Ende ihres Larvenlebens durch die Körperwand ihres Wirthes hindurch und spinnen alsbald einen weißen, bei manchen Arten gelben Cocon, in dem sie sich verpuppen.

Wieder andere Schmarotzer verlassen ebenfalls ihren Wirth, verpuppen sich aber nicht sofort, sondern gehen zur Verpuppung unter die Bodendecke. So machen es z. B. zahlreiche parasitische Fliegen, deren Tonnenpuppen sich durch deutliche Segmentirung von den aus Gespinnst bestehenden Tönnchen gewisser Blattwespen (Lophyrus) unterscheiden.

Von wirthschaftlicher Bedeutung ist nun die Frage, wann wird der von diesen Insekten gestiftete Nutzen fühlbar?

Ratzeburg war der Ansicht, das nur kränkelnde Raupen „angestochen" würden; später überzeugte man sich davon, daß dies nicht richtig sei, daß vielmehr gerade die gesunden Raupen von den Parasiten befallen werden, und warf die Frage auf, kann ich mir die oft mit sehr großen Kosten verbundenen Bekämpfungsmaßregeln ersparen, wenn ein gewisser Prozentsatz der Schädlinge todbringende Schmarotzer in sich trägt? Unter den vielen sich dabei ergebenden Nebenfragen interessirt uns hier nur die eine: Wann sterben die angestochenen Raupen, wann läßt also die Heftigkeit der Kalamität voraussichtlich nach?

Digitized by Google

Da der Wirth nicht nur sich, sondern auch seinen Parasiten ernähren muß, und zwar so lange, bis dieser sich zur Verpuppung anschickt, so geht daraus hervor, daß angestochene Raupen nicht alsbald absterben, sondern meist bis kurz vor ihrer Metamorphose in unverringertem Maße weiterfressen, sich und ihre Bewohner ernährend. Es ist daher einleuchtend, daß der von Schmarotzerinsekten gestiftete Nutzen der befallenen Pflanze im laufenden Jahre in ganz geringem Maße zu theil wird und für sie erst indirekt wirkt, d. h. dadurch, daß eine geringere Zahl eierlegender Imagines entsteht, deren Nachkommen nicht in dem hohen Maße schädigend wirken — d. h. fressen — können, als die Brut einer gleich starken parasitenfreien Insektengeneration.

Auch unter den Wirbelthieren kennen wir eine große Zahl, welche dem Insektenschaden im Walde oft energisch entgegenwirken. Der Kuckuck verzehrt mit Vorliebe die gifthaarigen Raupen des Prozessionsspinners, die Stare kommen in großen Scharen gezogen, um in den von Nonnen heimgesuchten Waldtheilen ungezählte Puppen aufzuhacken, sowie Raupen und Falter zu vernichten. Unter den Säugern sind es Igel und andere Insektenfresser, welche neben Fuchs und Dachs die im Boden ruhenden Puppen aufnehmen. Auch das Schwein findet im Boden brechend eine große Menge derselben. Es war seither das Bestreben des Forstmannes, seinen Wald nach Möglichkeit zu befreien von der Weidegerechtigkeit der berechtigten Grundbesitzer oder Gemeinden, deren Viehheerden durch Verbeißen manchen Schaden anrichteten. Mit oft großen Kosten und nach langen Verhandlungen hatte man auch den Schweineeintrieb abgelöst — und jetzt, da man erkannt, daß diese omnivoren Rüsselthiere Engerlinge und andere Larven in Menge aufnehmen, sucht man, besonders in vielen stark heimgesuchten Kiefernbeständen Norddeutschlands, den Schweineeintrieb wieder einzuführen — aber jetzt wollen gar oft die Bauern nichts

Digitized by Google

ı wissen und behaupten, die Waldweide sei der Gesundheit
Schweine nachtheilig.
Wirken alle nützlichen Thiere langsam und stetig mit in
Kampfe gegen die schädlichen Forstinsekten, so ist deren
:gang infolge gewisser Pilzkrankheiten oft ein ganz plötz-
, derart, daß von der schier unermeßlichen Zahl der Raupen
wenige in das Puppenstadium übertreten, kaum eine aber
geflügelten Falter wird. Derartiges Verschwinden ist
ıtirt für die Forleule, für einzelne Blattwespen; es wurde
ahre 1889 beobachtet in Brandenburg gelegentlich einer
:n Massenvermehrung des Rothschwanzes, Orgyia pudibunda,
almatien im Jahre 1890 bei einer weit ausgedehnten
ıammspinnerplage und nicht nur beobachtet, sondern auch
hend studirt, gelegentlich des jetzigen Auftretens der Nonne
üddeutschland. Unter mehreren Bazillenformen, welche sich
n kranken, an den Wipfeltrieben der Fichte in faustdicken
ıpen sich ansammelnden und dort sterbenden — „wipfelnden"
Nonnenraupen finden, sind durch Reinkulturen gewisse
ıen zu Impfzwecken gezüchtet worden, wobei sich heraus-
:, daß ein in Kochscher Gelatine zahlreiche, kleinste, runde,
iche, später buchtig und lappich umrandete Kolonien
ıder Bazillus der Erreger dieser schon nach 3—4 Tagen
ich ausgehenden Krankheit ist. Wahrscheinlich ist er identisch
enem Pilz, den die Seidenzüchter schon längst als Flacherie-
fürchten, da er die sehr bezeichnend „Schlaffsucht" genannte
ıkheit der Raupen verursacht. —
Nonne und Kiefernspinner, an deren biologisches Verhalten,
unsere seitherigen Betrachtungen anknüpften, gehören zu
„sehr schädlichen" Forstinsekten. Zu diesen müssen wir
die Werre, den Maikäfer und viele Bostrichiden rechnen.
:re Insekten werden als „merklich schädlich" bezeichnet, und
iesen würden wir die bereits angeführte Rothschwanzraupe,

die in Kieferntrieben sich entwickelnden Kleinschmetterlings u. a. zu rechnen haben, während als „unmerklich schädlich“ diejenigen gelten, die wie die Holzwespen (Sirex) entweder in bereits kranken Stämmen leben, oder der Seltenheit und Eigenthümlichkeit ihrer Beschädigung wegen wirthschaftlich nicht von Bedeutung werden können, oder selbst bei massenhaftem Vorkommen nicht einmal ein Kränkeln des befallenen Baumes hervorrufen, wie dies bei Orchestes fagi, dem Buchenspringrüsselkäfer der Fall ist.

Als scheinbare Schädlinge sind bekannt, Tenthredo linearis und Lithosia quadra. Ratzeburg nannte sie „täuschende“ Insekten deshalb, weil das oft sehr zahlreiche Vorkommen dieser in forstlicher Beziehung ganz unschuldigen Thiere zu mancherlei Befürchtungen Anlaß gegeben hat. So konnte man sich lange nicht von dem Gedanken frei machen, daß die Mengen grün-bunter Raupen, die man an den Stämmen der Linde so häufig findet, die gleichzeitig mit der Nonne in den süddeutschen Fichtenbeständen massenhaft aufgetreten sind, nicht schaden sollten, bis endlich nachgewiesen war, daß sie einzig und allein von Baumflechten leben. Tenthredo linearis dagegen lebte als häßlich grau-grüne Afteraupe am Adlerfarrn, bohrte sich aber gesellschaftsweise mit hand- und baumförmig verzweigten Gängen in die dicke Kiefernborke ein, um daselbst die Verwandlung zu bestehen.

Andere Hymenopteren gehören zur Kategorie der sehr schädlichen Insekten, und zwar sind es gewisse Arten aus den Gattungen der Buschhorn- und Gespinnstblattwespen, deren Larven Nadelholzbestände bis zum Absterben der stärksten Stämme schädigen können. Die Gespinnstblattwespen aus der Gattung Lyda treten z. B. in einigen bayerischen Fichtenbeständen verderblich auf, so bei Wunsiedel und Bamberg, und sind seit über zehn Jahren zur ständigen Plage geworden in vielen Theilen der brandenburgischen Kiefernwälder. Sie unterscheiden sich von

Digitized by Google

allen anderen Wespen dadurch, daß ihre Larven $1\frac{1}{2}$ Jahre unverpuppt im Boden ruhen, wodurch das Wiederkehren der Kalamität im dritten Jahre bedingt ist.

Unter den Borkenkäfern kennen wir neben gewissen forstwirthschaftlich bedeutungslosen Arten auch manche, die schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Schrecken des Forstmannes waren. Die Borkenkäfer sind mit wenigen Ausnahmen kleine, oft sehr kleine Käfer, welche dadurch sich vor anderen auszeichnen, daß sie zur Ablage ihrer Eier charakteristische Gänge in das Holz nagen oder in und unter der Rinde anlegen. Man nennt den mit dem kreisrunden Bohrloch beginnenden Gang den Muttergang, welcher, senkrecht oder horizontal verlaufend, einfach bleibt oder, falls mehrere Weibchen dasselbe Bohrloch benutzten, mehrere gleichwerthige Arme besitzt, welche von einem Platze, der Rammelkammer, ausgehen, so genannt, weil hier die Begattung stattfindet. In seitlichen kleinen, scharf eingeschnittenen Ausbuchtungen, den Eiergruben, legen die Weibchen ihre Eier ab, nagen wohl von ihrem Muttergang einige oder viele Luftlöcher durch die Rinde und sterben dann ab.

Die aus den Eiern entstandenen Larven ernähren sich von der Rinden- oder Holzsubstanz, in welche sie charakteristisch gestaltete Larvengänge fressen. Dieselben sind mit Nagemehl dicht gefüllt und endigen mit einer Puppenwiege, in welcher die Verwandlung der Larve vor sich geht. Der neu entstandene Käfer nagt sich ein Flugloch nach außen oder benutzt, falls die Metamorphose tief im Holze stattfand, den Larven- und Muttergang, um ins Freie zu gelangen. Alle diese Gänge sind von typischer Beschaffenheit für die einzelnen Arten, oft so charakteristisch, daß man zuerst auf Grund der Verschiedenheit der Mutter- und Larvengänge jetzt zwei allbekannte Borkenkäfer den Hylesinus minor und Hylesinus piniperda voneinander zu halten gezwungen war, während erst später feine Unterschiede

Digitized by Google

in der Deckenskulptur nicht vom Forscher, sondern vom Kupferstecher entdeckt wurden. Man weiß wohl, daß dieselben auch biologisch große Unterschiede zeigen. Hylesinus minor nagt in den oberen dünnrindigen Stammtheilen der Kiefer doppelarmige Wagegänge. Von ihnen gehen bis 1$^{1}/_{2}$ cm lange Larvengänge nach oben und unten, welche mit einer im Holze gelegenen Puppenwiege endigen. Hylesinus piniperda dagegen nagt unter dicker Kiefernborke senkrechte, mit einem Haken beginnende sogenannte Krückengänge, von denen lange Larvengänge nach beiden Seiten ausgehen und oft wirr durcheinander laufen, bis sie mit einer in der Rinde gelegenen Puppenwiege endigen. Der in dieser entstandene Käfer fliegt im Sommer, bald nachdem er sich herausgearbeitet, an junge Kieferntriebe, in die er sich einfrißt und der Markröhre folgend aushölt. Solche Zweige brechen, besonders bei Herbststürmen, leicht ab und bedecken in großer Menge den Boden. Die eigenthümlich aussehende Baumkrone aber, die oft wie vom Gärtner mit der Schere beschnitten erscheint, gab Ratzeburg Veranlassung, diesen Käfer den „Waldgärtner" zu nennen. Bedeutender und bei weitem drohender als das Thun und Treiben dieser beiden Hylesinen ist die Borkenkäfergefahr, welche dem deutschen Nadelwalde durch den achtzähnigen Fichtenborkenkäfer, Bostrychus typographus und dessen stammverwandte Begleiter zugefügt wird. „Die Berichte" — so lesen wir bei Nitsche — „über das Vorkommen der Wurmtrockniß, auch Wurmfraß, Fichtenkrebs, Sohrung, Darre, Dürrwerden genannt, in Deutschland reichen ziemlich weit hinauf. In Krebels tabellarischer Uebersicht der Waldverheerungsgeschichte von 1449—1799 ist die erste Wurmtrockniß im Harze 1649 angeführt, und es folgen dann gleich die Jahre 1665 und 1677. 1681—1691 wird im Harze das Uebel durch chleuniges Niederhauen und Verkohlen der befallenen Stämme gedämpft, die Verheerungen wiederholen sich aber schnell und nehmen

Digitized by Google

von 1703 an bedenklich zu, um das ganze Jahrhundert hindurch in den mitteldeutschen Gebirgswäldern nicht mehr aufzuhören, trotzdem man 1707 mit rationeller Abwehr beginnt, nicht wie früher die bereits ganz dürren Stämme, sondern die „frische Trockniß", d. h. die noch mit Larven besetzten Bäume, zuerst haut und die Borke verbrennt.

Die Anschauungen über die Natur des Uebels waren dadamals noch sehr primitiver Natur; allerdings darf man es dem Pastor Christian Lehmann zu Scheibenberg im Erzgebirge, einem übrigens recht gescheiten Manne, der 1699 seinen „Historischen Schauplatz derer natürlichen Merkwürdigkeiten in dem Meißnischen Ober-Ertzgebirge" herausgab, nicht allzuhoch anrechnen, wenn er sagt: „Ich vermeine, man müsse diesem sonderlichen Siechthum unterschiedliche Ursachen beimessen, theils der Sideration und giftigem Thau, der auf die Wälder fällt und eine große Fäulniß verursacht, daß allerhand schädliches Ungezieser und Gewürme zwischen der Rinde und Holtz wächset, sich tieff in den Kern einfrisset und den balsamischen Saft vergiftet und verzehret. Wie dann viel Gewürm innerhalb der Rinde und des Holtzes gefunden wird, und man observiret, daß die schwartzen Roßkäfer sich an das Gehöltze fest anhangen, mit dem Schwanz durch die Rinde bohren, und ihren Unrath hineinschmeißen. Daher große Maden mit schwarzen Köpfen wachsen, die sich tieff ins Holtz hineinfressen."

Von diesen ersten Berichten bis zu der Abhandlung Gmelins, der 1787 eine Schilderung der Wurmtrockniß der mitteldeutschen Gebirgswaldungen, besonders des Harzes schrieb, sind große Fortschritte in der Kenntniß und Auffassung der Natur des „fliegenden schwarzen Wurmes" zu verzeichnen. Nach seinen Mittheilungen stellte sich im Westerhofer Forst des damaligen Fürstenthums Göttingen die Krankheit im Jahre 1704 ein und dauerte, bald stärker, bald gelinder auftretend, bis 1757. Im

Digitized by Google

Harz findet sich schon 1473 eine Spur dieses Uebels. Im 16. Jahrhundert nahm es immer mehr zu, war besonders heftig anno 1649 und in den siebenziger Jahren; 1687 hatten 14 verschiedene Orte des Klausthaler Reviers darunter zu leiden, und im Elbingröder Revier wurde es von 1692 an immer größer, so daß von 1701—1703 der größte und beste Theil des Reviers trocken wurde. Daß man zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Trockniß am Harz nicht nur zu den bekannten, sondern auch zu den furchtbaren Uebeln zählte, zeigt ein im Jahre 1705 zu Goslar herausgekommenes Gebetbuch, worin zu Ende ein besonderes Gebet steht, „daß Gott die Forsten, Wälder und Holzungen für Sturmwinden, schädlichen Würmern u. s. w. bewahren wolle". Die Kalamität dauerte fast ununterbrochen fort: 1781 betrug die Zahl der im Harzburger Reviere trocken gewordenen Stämme 23059, im Lautenthaler 24198 und im Zellerfelder Revier 135194 Stämme; in diesen drei Revieren stieg ihre Zahl im folgenden Jahr von 182451 auf 259106, und im Jahre 1784 nahm sie noch mehr zu, um 1785 und 86 etwas zu fallen.

Von der Forstverwaltung wurden die verschiedensten Auswege ersonnen, das eingegangene Holz zu verwerthen. In Zellerfeld reichte der Revisor Kast am 18. August 1783 „eine Ohngefähre Berechnung ein, welche vortheilhafter sei, wenn wegen der jetzigen starken Wurmtrockniß und zur Consumirung mehrerer Kohlen und Rösteholz, von den Rammelsbergischen Erzen noch zwei Bleyofen angelegt würden".

Ein am 1. November 1783 in Zellerfeld ausgefertigter Bericht enthält die Angaben, „durch wie viel Leute die Ab- und Aufhauung geschehe". Es waren ständig etwa 300 Arbeiter beschäftigt, und betrugen die Kosten für Abschälen und Verbrennen der Borke 3273 Thaler 12 Groschen 9 Pfennige, wozu an „Kohlholzhauer- und Beibringerlohn mit 5215 Thaler

Digitized by Google

19 Groschen 5¼ hinzukommt. Das Aufhauen der Trockniß und Verkohlen des anders nicht verwerthbaren Holzes kostete 32251 Thaler.

Ein derartiger Borkenkäferschaden gehört nicht nur einer längst vergangenen Zeit an, sondern solche Erscheinungen wiederholen sich wie die Jahre 1854—62 und 1871—75 lehren.

In Ostpreußen folgte jenem verheerenden Nonnenfraße, von dem wir bereits oben gesprochen, ein Borkenkäferfraß, der von 1854 bis 1862 anhielt. Von 1135173 Morgen war eine Fläche von 283244 Morgen verwüstet und daselbst nicht weniger als 3253202 Klafter Holz abgestorben

Infolge eines Schneesturmes am 9. November 1868 entstand in Böhmen eine Wurmtrockniß, die anfangs unbeachtet geblieben war, durch die aber 1000000 Klafter Holz vernichtet wurden. Hierzu kommen noch 135000 Klafter, die einem zweiten Sturme am 7. Dezember zum Opfer fielen. Ein dritter Orkan im Oktober 1870 warf oder brach mehr als 5000000 Klafter Holz. Es fehlte natürlich an Arbeitskräften, diese Massen zu bewältigen. Das um militärische Hülfe angegangene Kriegsministerium lehnte diese ab, weil man die Größe der Gefahr nicht erkannte. Erst 1873 und 1874 bewilligte der Staat die Mittel zu Aufräumungsarbeiten, welche von den aus Tyrol, Krain und Kärnthen kommenden Arbeitern ausgeführt wurden. Besonders infolge der ungenügenden Arbeiten in den Jahren 1871 und 1872 hatten sich die Borkenkäfer noch stärker, als es bis dahin geschehen, vermehren können. Sie griffen nun auch gesunde Stämme und Bestände an. Die Gefahr war erst 1875 überwunden, nachdem 104100 ha Waldfläche von den Käfern befallen waren, von welchen 6300 ha kahl abgetrieben werden mußten. Im ganzen wurden 2700000 fm Holz aufgearbeitet mit einem Lohnaufwande von 1300000 Fl.

Aus diesen Zahlen dürfte hervorgehen, daß der Buchdrucker

Digitized by Google

mit Recht zu den sehr schädlichen Forstinsekten gehört. Er ist ein Bestandsverderber, da er ebenso wie Kiefernspinner, -Spanner, und -Eule, Nonne, Schwammspinner und Harz-Rüsselkäfer das Absterben oder Kränkeln älterer Bäume oder ganzer Bestände verursacht. Eine andere Gruppe forstschädlicher Insekten wird als Kulturverderber bezeichnet, da sie durch Befallen der jungen oder jüngsten Pflanzen die Gründung eines Bestandes erschweren, oft geradezu unmöglich machen. Unter ihnen ist besonders der Maikäfer und der große braune Rüsselkäfer, Hylobius abietis, zu nennen. Beide in gleichem Maße verderblich, schaden doch in ganz verschiedener Weise, denn jener greift als Larve und Käfer, dieser nur im Imagostadium die forstlichen Kulturpflanzen in verderbenbringender Weise an.

Es giebt überhaupt kein Lebensalter der Pflanze, in dem sie nicht der Gefahr, durch gewisse Insekten verletzt, zerstört oder vernichtet zu werden, ausgesetzt wäre, denn es kann wohl kein Theil der Pflanze ausfindig gemacht werden, der nicht diesem oder jenem Gliederthier als Nahrung oder Wohnung diente. Oft auch helfen dabei noch Säuger und Vögel. Die Blüthen der Eiche verzehrt das Eichhörnchen; einerlei ob sie männlich oder weiblich sind, sie werden von gewissen Gallwespen angestochen, beginnen bald zu deformiren und werden zu Gallen. Die Eicheln verzehrt der Heher, der Buntspecht hackt sie auf, die Larve des Samenrüsselkäfers, der sie mit je einem Ei belegte, frißt sie aus; sind sie zur Erde gefallen, dann nimmt sie das Wild gerne auf, und den Mäusen sind sie ein Leckerbissen. Hat der Forstmann sie gesammelt, in mäusesicheren Schuppen überwintert und im Frühjahr dem Boden anvertraut, dann kommen die Tauben, die nicht ganz bedeckten aufzulesen oder die ersten grünen Spitzen abzupicken, das Eichhörnchen scharrt sie aus, Schwarzwild und Dachs wissen sie zu finden, Tausendfüße und Elaterenlarven fressen sie an. Den

Digitized by Google

jungen Pflanzen schadet besonders die Mollmaus und der Engerling. Kommt die Eiche glücklich in das Loden- und Heisteralter, dann hat sie die meisten Insektenangriffe auszuhalten. Außer den an Wurzeln und Rinde nagenden Mäusen ist es ein ganzes Heer von Insekten, das vom ersten Frühjahr bis in den Winter hinein mitwirkt, die Gesundheit der kräftigen Eiche zu untergraben. Die eben treibenden Knospen frißt ein grauer Rüsselkäfer aus, die jungen Triebe werden von Elateren- und Telephorusarten angefressen, so daß sie schwarz werden und verdorren, Borkenkäfer bohren sich bis in das Holz der Zweige und Aeste ein, dort ihre Gänge anlegend, in denen sich ihre Brut entwickelt, Prachtkäferlarven stören durch lange geschlängelte Gänge die Zirkulation des Saftes, um schließlich in tief eingreifenden ringsum gezogenen Gängen den Lebensfaden des Heisters abzuschneiden. Spinner-, Eulen-, Spanner-, Zünsler-, Wickler- und Mottenraupen verzehren einzeln oder gesellig lebend oder in großen Nestern vereinigt das grüne kräftige Laub der Eiche. Diese Feinde und noch manche andere sind es, welche unseren herrlichsten Waldbaum bis in sein hohes Alter begleiten und verfolgen. Glücklicherweise vermag die Eiche diesen Angriffen Trotz zu bieten und treibt, auch wenn sie gänzlich kahl gefressen wurde, im kommenden Frühjahr doch wieder üppig aus.

Ohne Einfluß ist natürlich die Einwirkung der Insekten nicht. Das von kleiner Minirraupe theilweise ausgefressene Buchenblatt oder das von der spanischen Fliege bis auf die Hauptrippen zerstörte Eschenlaub vermag nicht für genügenden Gasaustausch zu sorgen, und durch Ausbleiben eines reichen Samenertrags, oder durch kümmerliche Triebe wird sich später ihre Zerstörung fühlbar machen. Der Stich einer Wespe oder Laus, die Anwesenheit einer Milbe übt unter gewissen Verhältnissen einen derartigen Reiz auf die befallenen Knospen,

Digitized by Google

Blätter oder Zweige aus, daß sie Neubildungen eingehen, wuchern und zu eigenthümlichen, als Gallen bekannten Gebilden werden, die natürlich nicht die Funktionen der gesunden, unversehrten Organe erfüllen können.

Die Insekten sind, insofern ihre Angriffe eine Reizwirkung einschließen, die zu Störungen in der Ausbildung normaler Pflanzenformen oder zu Neubildungen führt, und insofern sie ein Kränkeln und endliches Eingehen der Pflanze verursachen, physiologisch schädlich. Andere aber, wie z. B. gewisse Bockkäfer, oder die tief im Innern des Holzes brütenden Borkenkäfer, Bostrychus monographus und dryographus, machen gleichzeitig das Holz für die technische Verwendung unbrauchbar. Unter den Cerambyciden giebt es eine Art, die sich nicht nur in absterbendem Holze draußen im Walde entwickelt, sondern auch in bereits verarbeitetem Balkenwerk oft in Massen auftritt: Callidium bajulum hat als Larve das zum Dachstuhlbau eines Hauses verwandte Kiefernholz derart durchnagt, daß der Einsturz drohte und rasches Abtragen des Daches geboten war. Trifft im Grunde genommen den Zimmermeister, der solches von Larven besetztes Holz verwandte, die Schuld, so ist er doch dadurch zu entschuldigen, daß die Gänge der Larven so schwer zu sehen sind, denn dicht und fest stopft sie die Larve hinter sich mit einem feinen, fest und hart werdenden Bohrenmehl so zu, daß dieselben oft nur bei sorgfältigem Zusehen erkannt werden können. In anderen Fällen ist gerade der Austritt von Koth, Bohrmehl oder Harz ein augenfälliges Erkennungszeichen für die Anwesenheit eines Feindes. So weist Harzaustritt in Form enger bis 1 cm langer Röhrchen an Kiefern auf die Anwesenheit des Waldgärtners hin, der sich an dieser Stelle in die Rinde des Stammes oder in den jungen Trieb eingenag hat. Oft auch lenkt der auf dem Boden liegende Raupenkoth den aufmerksamen Forstschutzbeamten hin auf die in der Baum-

krone seinen Blicken entzogen hausenden Feinde. Bei Massenvermehrungen freilich, sei es nun eine der Nonne, des Kiefernspinners oder des Maikäfers, ist der Boden oft centimeterhoch mit Exkrementen bedeckt, und eigenthümlich klingt das Rauschen des unausgesetzt zur Erde herabrieselnden Kothes. Solches Massenaufreten findet glücklicherweise nicht alljährlich statt, denn es ist bedingt durch gewisse Umstände, welche zusammenwirken müssen, wie wir oben gesehen bei Betrachtung der durch Nonne oder Buchdrucker verursachten Kalamitäten. Sehr leicht aber kann es stattfinden bei solchen Insekten, die periodisch nach einer gewissen Reihe von Jahren in großen Mengen erscheinen. Unter diesen ist zu nennen der allbekannte Maikäfer, der jedoch nicht einer einzigen Spezies angehört, sondern in zwei Arten zerfällt. Wir unterscheiden den größeren, kräftigeren, gemeinen Maikäfer, Melolontha vulgaris, mit braunen Beinen, braunem Flügelrand und großem flachen, überall gleich breiten Aftergriffel vom Roßkastanien-Maikäfer, Melolontha hippocastani, mit schwarzen Beinen, ebensolchem Rand der Flügeldecken und kurzem, sich rasch verjüngendem, am Ende kugelig verdicktem Aftergriffel. Beide Käfer befressen die jungen Schosse und Nadeln der Lärche und Fichte, sowie die männlichen Blüthenkätzchen der Kiefer, in einzelnen Fällen auch Maitriebe der Tanne, ziehen diesen allen aber die Laubbäume vor, unter denen sie ganz besonders Eiche, Hainbuche und Buche bevorzugen.

Sie fliegen Ende April, im ganzen Mai und zu Anfang Juni; das Imagoleben eines Individiums dauert 20 Tage. Oft findet man Nachzügler bis in den Juli hinein, ja selbst im August noch vereinzelte Exemplare. Mitte Mai, bald nach der Begattung, stirbt das Männchen. Das Weibchen begiebt sich in den Boden, um in einer Tiefe von 10—20 cm nach und nach seine Eier, 60—70 an der Zahl, immer 10—30 zusammen, abzulegen. Nach 6 Wochen fallen die kleinen gelblich-

Digitized by Google

weißen, etwas abgeflachten, kugeligen Eier aus; Anfang Juli leben die 10 mm langen Larven von Humustheilchen, bald aber greifen sie zarte Pflanzenwurzeln an. Zur Ueberwinterung wandern sie je nach der herrschenden Temperatur früher oder später bis 50 cm tief in den Boden. Vom April bis Ende Oktober des zweiten Jahres währt die zweite Periode des Fraßes, zu welchem sie wieder nach der Oberfläche gewandert sind. Es folgt die zweite Ueberwinterung. Die dritte Fraßperiode dauert nur von April bis Ende Juni, dann begeben sich die Engerlinge meist tiefer in den Boden als in den früheren Jahren, um sich je nach der Temperatur früher oder später, meist im August oder September zu verpuppen. Unter Umständen liegen die Puppen auch in geringerer Tiefe ziemlich flach unter der Bodendecke. Der junge Käfer ist schon anfangs März entstanden, blaßgelb von Farbe, dunkelt nun mehr und mehr, und erhält sein festes Chitinskelet. Er steigt langsam nach oben, um, wenn es die Temperatur erlaubt, schon Ende April aus fingerstarken kreisrunden Fluchlöchern den Boden zu verlassen.

In Gegenden, wo statt der gewöhnlichen vierjährigen Entwickelungsdauer, die Verwandlung schon in drei oder erst in fünf Jahren vollendet ist, verschieben sich die Perioden des Fraßes natürlich ganz bedeutend. So müssen die Käfer, welche in Süddeutschland und im Elsaß in alle drei Jahre wiederkehrenden Flugjahren schwärmen, eine raschere, die in Ostpreußen in fünfjährigem Turnus erscheinenden eine langsamere Entwickelung haben, als die Käfer, welche wie im übrigen Deutschland in vier Jahren ihre Verwandlung bestehen. Die Maikäferflugjahre bei 4-jähriger Periode sind z. B.:

in Franken	die Jahre:	1805,	1809,	1813,	1817	u. s. w.
„ Pommern	„ „	1859,	1863,	1867,	1871	„
im Münsterland	„ „	1858,	1862,	1866,	1870	„
in Sachsen und Thüringen	„ „	1860,	1864,	1868,	1872	„

Digitized by Google

Dreijährige Perioden sind:

in Württemberg:	1857, 1860, 1863 u.s.w.
das Urner Flugjahr:	1832, 1835, 1838 „
„ Berner „	1831, 1834, 1837 „
in der Wesergegend:	1838, 1841, 1844 „

Neben diesen beispielsweise genannten Hauptflugjahren kommen in entsprechenden Zyklen die Maikäfer in jedem Jahre vor. Meist in geringerer Zahl vorhanden, können sie sich aber an gewissen Stellen durch die Gunst der Verhältnisse so vermehren, daß zwei Hauptflugjahre einander folgen, oder gar, daß unter Rückgang des seitherigen ein neuer vierjähriger Zyklus auftritt. In diesem Zustande stehen z. B. gewisse Gegenden der Altmark, wo 1890 und 1891 Flugjahre waren. Die Maikäfer erschienen jedesmal auf relativ kleine Orte beschränkt, und nahe bei denselben erwartet man 1893 ein weiteres starkes Schwärmen. Wie sehr der Wechsel der Generationen von der geographischen Lage und natürlichen Beschaffenheit einer Oertlichkeit abhängt, ersieht man sehr klar am Buchdrucker, Bostrychus typographus. Derselbe kommt in den ihm günstigen Lagen in dreifacher Generation alljährlich vor, anderwärts ist dieselbe doppelt, während in den höchstgelegenen Gebirgswäldern des Harzes und Thüringerwaldes z. B. nur eine Generation alljährlich auftritt.

Bezüglich mancher, und merkwürdigerweise einiger sehr schädlicher Käfer gehen die Ansichten der Forscher bezüglich der Generationsdauer weit auseinander. So soll Pissodes piniphilus ein- und zweijährige, Hylobius abietis sogar doppelte resp. ein- und zweijährige Generation besitzen. Die Untersuchungen und Beobachtungen werden gerade bei letzterem durch zwei Umstände sehr erschwert. Denn erstlich hängt die Entwickelung des als Larve in Wurzeln mit stockenden Säften lebenden Rüsselkäfers unzweifelhaft ab von der Bewirthschaftung des Waldes und zweitens steht sie mit der Thatsache in

Digitized by Google

ursächlichem Zusammenhang, daß dieser große braune Rüsselkäfer nicht wie andere Insekten seine Eier auf einmal oder in kurzen Intervallen ablegt, sondern während des ganzen Sommers fortpflanzungsfähig ist.

Manche Insekten bedürfen bald kürzerer, bald längerer Zeit zu ihrer Verwandlung. So wissen wir, daß unter den ein Jahr im Boden unverändert liegenden Larven der Gespinnstblattwespen mit normal dreijähriger Generation manche sich schon im zweiten Jahre verwandeln, oder daß die Buschhornblattwespen sich in einjähriger oder doppelter Generation entwickeln, ja daß einzelne Individuen derselben zwei und drei Jahre im Puppenzustande beharren, „überliegen", können. Die Holzwespen dagegen, deren Larven in absterbenden Stämmen heranwachsen, hängen insofern von dem Saftgehalte ihrer Nahrung ab, als sich ihre Größe nach diesem richtet, da man in trockenem Material nur kleine, in etwas saftreicherem nur große Individuen findet, unter Umständen sogar dort durchgehend Männchen, hier aber die größeren Weibchen.

Es ist keine geringe Aufgabe, die der Forstmann zu erfüllen hat, wenn er den Insektenschaden im Walde rechtzeitig erkennen und sachgemäß abwenden und bekämpfen will. Wachsamkeit gehört vor allen Dingen dazu. Der Feind muß erkannt werden, nach ehe er sich zu Millionen Individuen vermehren und ausbreiten kann; fortgesetztes Studium seiner Lebensweise, die der Schädling gar oft der durch wirthschaftliche Maßregeln hervorgerufenen veränderten Umgebung anpassen kann, führt ihn dazu, außer den Mitteln der Vertilgung auch Vorbeugungsmaßregeln zu entdecken und auszuführen, die unseren Wald, mit dem wir Deutsche seit uralter Zeit so enge verwachsen sind, schützt vor verderbenbringendem Insektenschaden.

Antike Gesundheitspflege.

Oeffentlicher Vortrag,

gehalten im Kursaal zu Interlaken.

Von

Dr. Hermann Hagen,

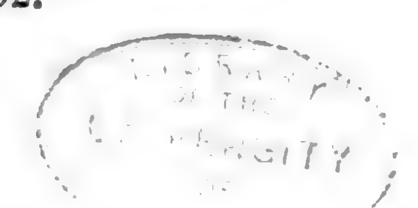
ord. Professor der klassischen Philologie an der Universität Bern.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Königliche Hofverlagshandlung.

1892.



Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Wer unter Ihnen sich einmal die hochwichtigen Trümmer des alten Aventikum, das jetzt durch die Bahn im Nu zu erreichen ist, angesehen hat, erinnert sich sicherlich jener schönen, in allen Theilen wohlerhaltenen römischen Inschrift, welche in die Außenmauer der dortigen Kirche nach der Straße zu eingefügt ist und also lautet:

> Dies Denkmal hat auf eigene Kosten gesetzt Postumius Hyginus und Postumius Hermes, der Freigelassene, zu Ehren der göttlichen Hoheit des kaiserlichen Hauses und des Genius der Helvetischen Kolonie und des Apollo und der Aerzte und der Professoren.

Medicis et professoribus! Eine barocke Zusammenstellung auf den ersten Blick, die sich jedoch bei näherer Betrachtung als durchaus normal und logisch erweist. Denn es sind da lauter Kräfte und Einflüsse genannt, welche zum allseitigen Heile der Stadt, sei es zum leiblichen, sei es zum geistigen Wohle derselben beitragen. In erster Linie ist es das kaiserliche Haus in Rom, welches überall hin seine Gnade spendet und dem in der Person des Vespasian ja Aventikum seine Verschönerung und Erweiterung zu verdanken hatte. Dann der Schutzgeist der Helvetischen Kolonie, so zu sagen die Stadtgottheit, deren Walten sonst noch schärfer in der Figur der Dea Aventia uns entgegentritt. Hierauf Apollo, in dessen Person alles vereinigt ist, was zum menschlichen Wohle dienen kann,

Digitized by Google

der einerseits als Vater des Asklepios diesem die Kunst, körperliche Gebrechen zu heilen, die er in der Ilias noch selbst ausübt, übertragen hat und dann als Anführer der Musen und Vater der Lyra alles beschützt und fördert, was das Leben vergeistigt, die Seele erhebt, den Verstand schärft, das Gemüth erfreut. Zum Schluß endlich die Schar seiner Diener, nach den zwei Seiten des menschlichen Seins naturgemäß in zwei Klassen sich scheidend, doch hier brüderlich vereint, wo es gilt, dem Walten ihres gemeinsamen Meisters Apollo in gemeinnütziger Arbeit einen würdigen Ausdruck zu verleihen, die Aerzte und die Lehrer, welche ihrerseits nicht ohne nahe Beziehung zu den Beinamen der beiden Postumins stehen: denn Hyginus weist offenbar auf die Heilkunde und Hermes auf die hermeneutische Kunst des Sprachforschers hin. Wie erhebend ist dieses Zusammenwirken der Wissenschaften, wie wir es nicht bloß in der Avencher-Inschrift angedeutet finden, sondern überall im Alterthum antreffen, wo von wissenschaftlicher Thätigkeit die Rede ist! Und so soll es auch sein! Möge ein Jeder zu seinem Theile daran mitarbeiten, wacker ein Stück um das andere von jener Mauer niederzureißen, welche, obwohl die Pflanzschule unserer heutigen Wissenschaft den Namen einer Universitas Litterarum im Schilde führt, doch noch neidisch genug manchen Wissenszweig vom anderen abschließt und dadurch in seinem kräftigen Wachsthum und fröhlichen Gedeihen hemmt. Gerade weil die Eigenthümlichkeit der heutigen Forschung darin besteht, daß man immer gründlicher das Einzelne zum Gegenstand der Betrachtung macht, liegt die Gefahr gar nahe, daß man über dem Spezialisiren das Gesamte, das alles Verbindende, das Gemeinsame alles Wissens aus dem Auge verliert und sich dadurch leicht dem Irrthume aussetzt, das Einzelne nicht unbefangen genug zu beurtheilen, da es eben der richtigen Beleuchtung von seiten der Zentralsonne entbehrt.

Digitized by Google

So möchte ich denn auch hier, soweit dies meinen bescheidenen Kräften möglich ist, mein Theil dazu beitragen, die gähnende Kluft, die sich heutzutage zwischen den Vertretern der sogenannten exakten, an das Konkrete anschließenden Forschung und der das geistige Leben der Menschheit durchspähenden, mehr philosophisch abstrakten Wissenschaft immer drohender zu öffnen beginnt, vorläufig mit einem Nothbrückchen zu überspannen, möchte von meinem Gärtlein aus speziell den Jüngern der Medizin einfach freundschaftlich die Hand zum akademischen Gruße hinüberreichen. Und so möge denn die Anwesenheit der Mediziner in diesem Saale, die ja nach dem bekannten Sprüchlein eine Art Versicherung gegen jeden Schaden in sich birgt — praesente medico nil nocet — auch diesen wenigen, ganz anspruchslosen Ausführungen nicht schädlich werden!

Der Vortragende will zunächst zur klaren allseitigen Verständigung von vorneherein die Erklärung abgeben, daß es ihm nicht um eine Lobpreisung der Errungenschaften der Alten auf dem Gebiete der Medizin als solcher zu thun sein kann. Er wird vielmehr so gut wie Jedermann, der die Sache kennt und vorurtheilslos ins Auge faßt, gerne bei aller Hochachtung vor dem Alterthum sofort das Zugeständniß machen, daß in dem Bereiche der Diagnose rücksichtlich der Zuverlässigkeit der gemachten Beobachtungen und der Reichhaltigkeit der täglichen, am menschlichen Körper direkt gesammelten Erfahrungen die antike Medizin der modernen schlechterdings nicht nahe kommt. Freilich müssen auch hier nicht selten die Kenner der Geschichte der medizinischen Wissenschaft, je tiefer sie in die früheren Zeiten eindringen, den Satz des Predigers Salomo und des Ben Akiba bestätigt finden, daß es nichts absolut neues unter der Sonne giebt, nichts, dem nicht irgend etwas mehr oder weniger Verwandtes vorangegangen wäre. Dies ist namentlich bei der Materia medica, der Heilmittel-Lehre, der Fall; einer der

berühmtesten Kenner der Pharmakognosie, Professor Dr. Flückiger in Straßburg, unser Landsmann und ehemaliger Lehrer an unserer Bernischen Hochschule, hat aus dem Studium alter, namentlich Sanktgallischer Handschriften die Ueberzeugung gewonnen, daß im großen und ganzen die Alten zur Heilung von Krankheiten die nämlichen Heilkräfte der Naturprodukte, speziell des Pflanzenreiches zur Anwendung gebracht haben, die noch heutzutage überall im Gebrauch sind.

Aber auch eine bloße historische Darlegung und Würdigung der medizinischen Errungenschaften der alten Welt dürfen Sie von mir als einem Laien auf dem ärztlichen Gebiete nicht beanspruchen. Eine Schätzung, wenn sie nicht parteiisch ausfallen will, bedarf vor allem der Vergleichung, und diese kann nur der Fachmann selbst anstellen. Hier sind vielmehr die kompetenten Forscher auf diesem Gebiete zu hören: Männer wie Sprengel, Baas, Häser in Breslau, vor allem aber, was Ihnen am angenehmsten fallen wird, unser großer Mitbürger, der ebenso nahe der deutschen Wissenschaft angehört, Albrecht von Haller, welcher, universal wie er sich überall zeigt, auch das gesamte Gebiet der Geschichte der Medizin in den Bereich seiner Forschungen gezogen hat, da er ja wohl wußte, wie keine Wissenschaft ohne die Kenntniß ihrer Entwickelung, d. h. eben ihrer Geschichte ausreichend verstanden, geschweige denn wesentlich gefördert werden könne. Gerade über die Historia medicinae hat Albrecht von Haller ein gewaltiges, zum Theil von Häser untersuchtes, aber noch lange nicht ausgenutztes Manuskript hinterlassen, 733 Folioseiten stark, das auf der Berner Stadtbibliothek unter dem Zeichen A 96 [1] aufbewahrt wird und auf seinem Vorderblatt folgende Eintragung enthält, welche über die Provenienz dieser Handschrift Aufschluß giebt:

„A Monsieur Emanuel Haller.“ — Es ist ein Sohn des großen Haller, der namhafte Verfasser der großen Bibliographie

Digitized by Google

der Schweizergeschichte. — „Je vous prie, mon très cher et respectable Oncle, d'agréer l'hommage de cet Autographon de Votre immortel Père, comme un souvenir de ma reconnoissance. C'est une pièce de bibliotheque, dont le prix augmentera à mesure que les siècles s'ecouleront. Vous avez une collection choisie de Livres; ce Manuscrit y appartient et vous le regarderez comme son plus bel ornement. Paris ce 8 Germinal an X. Baggesen", also vom 28. März des Jahres 1802 aus datirt. Später kam das wichtige Buch wieder in den Besitz der Familie Baggesen und ward dann unter dem 28. April 1842 der Berner Stadtbibliothek zum Geschenk gemacht.

Indem ich mich also darauf beschränke, Sie rücksichtlich der Geschichte der Medizin bei den Alten auf dieses reichhaltige Werk und ähnliche Fachschriften zu verweisen, werde ich Ihnen heute nur einige gelegentliche Beobachtungen über die antike Gesundheitspflege mittheilen, soweit sich solche weniger aus eigentlichen medizinischen Werken der Alten, als vielmehr aus anderen Zweigen der antiken Litteratur entnehmen ließen, bei denen man solche Spezialitäten weniger vermuthen dürfte.

Wir wollen nun diese Beobachtungen in zwei Kategorien zu bringen suchen und daher behandeln:

1. Allgemeines über die Stellung der Arzneiwissenschaft im Alterthum überhaupt, und
2. die prophylaktischen Maßnahmen der Alten gegen das Einbrechen von Krankheiten, und Hygieinisches im engeren Sinne.

I.

Wie hoch die Alten die Gesundheit schätzten, sehen Sie aus folgendem griechischen Skolion oder Trinklied, in welchem Einer seinen Genossen beim Becher die Güter der Erde aufzählt:

Digitized by Google

„Gesund zu sein, ist's Beste für den Menschen,
Das Zweite, schön zu sein und wohlgestaltet,
Das Dritte, Geld zu haben in allen Ehren,
Das Viert', im Kreis der Freunde jung zu bleiben."

Der gleichen Ueberzeugung, daß es kein höheres Gut gebe, als die Gesundheit, ist die schöne Sitte der Griechen und Römer entsprungen, einander beim Abschied, sei es mündlich oder brieflich, den stehenden Wunsch zuzurufen: „Lebe gesund", „mache daß du gesund bleibst", oder wenn sie ihre Briefe mit den Worten anfangen: „Wenn du gesund bist, so ist's gut: ich bin gesund." Was ist antiker, als der auch von uns viel gebrauchte Satz, dergleichen schon Horaz empfiehlt: „mens sana in corpore sano", mit welchem wir das Vollglück des menschlichen Lebens bezeichnen wollen? Und so darf man sich nicht wundern, wenn die Alten bei dieser ihrer hohen Vorstellung von der Allmacht der Gesundheit auch für das geistige Wohlbefinden und dessen Gegentheil die nämlichen Ausdrücke angewandt haben, wie für die leiblichen Verhältnisse. Hat Einer in den Platonischen Dialogen bei einer Disputation einen voreiligen Schluß gezogen oder sonst einen unüberlegten Satz aufgestellt, gleich antwortet ihm Sokrates: „Da hast du nichts Gesundes gesagt," und das Wort, mit welchem die Römer die Verirrung der Seele von ihrer richtigen Bahn, den Wahnsinn oder die Raserei bezeichnen, heißt insania, genau übersetzt: „Ungesundheit".

Die Kunst, die verlorene Gesundheit wieder herzustellen, erscheint bereits an der Schwelle der griechischen Litteratur in hohem Ansehen, nämlich in den Gesängen des Homeros. Zunächst im Krieg, wo es von doppeltem Werthe war, die eingebüßte Kraft rasch wieder zu ersetzen, in der kriegerischen Ilias, wo es in Gesang XI. V. 514 heißt:

„Wahrlich, der Arzt ist ein Mann, der viele der Anderen aufwiegt."

Digitized by Google

Dann aber auch im Frieden, wenn wir im 17. Lied der Odyssee, V. 382 u. f. lesen:

„Wer doch wird, zu berufen die Fremdlinge, selber hinausziehn,
Andere, als sie allein, die förderlich sind dem Gemeinwohl,
Als den Seher, den Arzt in der Noth und den Meister des Baues
Oder den göttlichen Sänger, der uns durch Lieder erfreuet?"

Hier also sehen wir unter den Demiurgen,[2] den fürs Gemeinwohl wirkenden Arbeitern, zur Seite des Priesters, des Baumeisters und des Dichters auch den Arzt der höchsten Ehre gewürdigt.

Diese Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit des ärztlichen Berufes brachte es mit sich, daß die Aerzte frühzeitig in den Dienst des Staates genommen wurden. So heißt es von dem Arzt Demokedes bei Herodot III. 31, er habe zuerst auf der Insel Aegina praktizirt und daselbst bald durch seine Kunstfertigkeit die ersten Aerzte überflügelt. Darauf hätten ihm im zweiten Jahre die Aegineten ein Wartegeld von einem Talent (6000 Drachmen oder Franken) von Staatswegen gegeben — mehr, als unsere Berg- und Landärzte von den Gemeinden bekommen! Dann, im dritten Jahre seines Wirkens hätten, ihn die Athener durch ein Honorar von 100 Minen (10 000 Fr.) für sich gewonnen, im vierten endlich habe ihn der Fürst von Samos, Polykrates, um einen Sold von zwei Talenten (12 000 Fr.) an seinen Hof zu ziehen gewußt. Demokedes lebte im 6. Jahrhundert v. Chr., zu einer Zeit, wo das Geld mindestens den zehnfachen Werth gegenüber dem heutigen gehabt hat.

Natürlich mußten die Staaten für diese ihre finanziellen Leistungen eine entsprechende Garantie für die wissenschaftliche Ausbildung der von ihnen anzustellenden Aerzte beanspruchen. Daß dies in der That der Fall war, ersieht man aus einer Stelle von Xenophons Memorabilien des Sokrates, wo dieser

Digitized by Google

(Buch IV., Kap. 2, § 5) in seiner bekannten ironischen Redeweise folgendes sagt: „Das wäre ein famoser Anfang, wenn Einer von der Stadt die Ausübung des ärztlichen Berufes verlangen und seine Rede also beginnen wollte: ‚Ich habe noch nie, ihr Männer von Athen, von irgend Jemandem die ärztliche Kunst erlernt, habe auch nie gesucht, daß Einer der Aerzte mich belehren sollte: denn ich habe mir die allergrößte Mühe gegeben, nicht nur nichts von Aerzten zu lernen, sondern nicht einmal den Schein zu erwecken, als hätte ich diese Kunst überhaupt erlernt. Trotzdem verstattet mir, o Männer von Athen, die Ausübung des ärztlichen Berufs: denn ich habe ernstlich vor, an euch, als einem willkommenen Material, meine Kenntnisse zu probiren‘." Die ganze Gesellschaft, berichtet Xenophon, lachte aus vollem Halse über dieses vielversprechende Programm.

Daß sich schon im Alterthum die Aerzte zu Vereinen zusammenfanden, daß sie eigene Kollegien bildeten, ist durch mehrere direkte Zeugnisse belegt; so ist ein „ordo medicorum" aus den Pompejaner Inschriften bekannt und eine ähnliche Innung aus der eingangs angeführten Avencher Inschrift.

Als ein solches Kollegium von Aerzten kann auch die Schule, resp. das Geschlecht des berühmten Arztes Hippokrates von Kos angesehen werden, dessen Andenken außer anderem noch in dem berüchtigten Ausdrucke vom „hippokratischen Gesicht" auch bei uns noch fortlebt. Die Angehörigen dieser Innung hatten, bevor sie zur Ausübung ihrer Kunst schritten, den viel genannten, auch heute noch sehr beherzigenswerthen Eid des Hippokrates abzulegen, der uns in seinen Werken aufbewahrt ist und im Auszuge also lautet: „Nicht werde ich, selbst auf Bitten hin nicht, Jemandem ein tödtliches Mittel geben und auch nie zu einer solchen Machenschaft die Hand bieten. . . . Rein werde ich und heilig mein Leben verbringen und meine Kunst ausüben. . . . Wenn ich in ein Haus

Digitized by Google

trete, da werde ich eingehen zum Nutzen der Kranken, ohne alles freiwillige Unrecht und sonder Verdorbenheit. . . . Was ich bei der Pflege und ärztlichen Behandlung sehe oder höre, sogar auch solches, was mir ohne Pflege im menschlichen Leben anvertraut wird, ohne daß es unter das Volk zu kommen braucht, das werde ich verschweigen, indem ich dergleichen als heilig achte und hoch halte."

Nach diesem Schwur ist es wohl begreiflich, daß, wenn ein Patient unter den Händen des Arztes starb, dieser über den Verdacht eines Verbrechens erhaben war, sobald er den genannten Eid einst abgelegt hatte.

Und eine derartige Sicherstellung war schon damals nöthig. Denn auch im Alterthum gab es Schwindler auf diesem Gebiete. Dio Chrysostomus (Rede XXXIII. 6) vergleicht einen Schein- oder Prunkredner, dem schöngesetzte Worte über wahren Inhalt gehen, mit dem Thun und Treiben solcher angeblichen Aerzte, die sich mit einem großen Skelett markschreierisch auf die Straße setzten und über die Zusammensetzung der einzelnen Knochen vor jedem Vorübergehenden, mochte dieser hören wollen oder nicht, lange Vorträge hielten. Man meint ganz auf einer modernen Messe zu stehen! Solche After-Aerzte meinte auch Aristophanes, wenn er in seinen „Wolken" an jener Stelle, wo er die Verehrer des Schwindels auf Erden in langer Reihe aufzählt, auch eine gewisse Sorte von Aerzten nicht vergißt, die er „Heilkünstler", Jatrotechnen, benennt.

Hier mag zur Ergänzung gleich beigefügt werden, daß auch das Alterthum solchen Werken, die unserem Bock, Klencke, Reclam, dem Selbstarzt u. s. w. aufs Haar ähnlich sehen, nicht abhold gewesen ist. Sagt doch selbst der umsichtige Aristoteles in dem dritten Buche der Politik, Kap. 11, § 5, daß man sich, falls kein rechter Arzt in der Nähe sei, getrost aus solchen Büchern Raths erholen solle.

Digitized by Google

Von Homöopathie dagegen kennt man in der alten Zeit nur einen, freilich mythischen Fall. Als bei dem ersten Zug der Griechen gen Troja dieselben aus Unkenntniß der Oertlichkeit zu weit südlich, in Mysien oder, wie es damals hieß, Mäonien einfielen, wurde der König des Landes, Telephos, von Achilleus mit der Lanze verwundet. Die Wunde wollte nach dem Abzug der Achäer nicht heilen. Da erhielt Telephos das mystisch klingende Orakel, es werde ihn Derjenige heilen, der ihn verwundet habe. Darauf macht er sich nach Griechenland auf, begiebt sich zum Völkerhirten Agamemnon und bittet diesen um seine Verwendung. Gegen den Preis, daß er den Griechen den rechten Weg nach dem verhaßten Troja zeigen wolle, wird ihm diese gewährt, und schließlich heilt ihn Achilleus dadurch, daß er den Rost von seiner Lanze, welche die Wunde geschlagen hat, abschabt und auf die Wunde streut, die sich darauf sofort schließt. Der Satz des Orakels: *ὁ τρώσας ἰάσεται*, „der, welcher verwundet hat, wird heilen" hat dann späterhin geradezu eine sprichwörtliche Anwendung gefunden, vorzugsweise in den spätgriechischen Romanen, wo die unglücklich Liebenden, welche der böse Eros verwundet hat, mit dieser hier in der That untrüglichen Heilmethode getröstet werden.

Da die Aerzte, wie bei uns heute auf dem Lande oder in kleineren Städten, damals die Arzneien nicht nur verordneten, sondern auch selbst anfertigten, so erscheinen die eigentlichen Arzneiverkäufer, die Pharmakopolen, ganz von jenen getrennt und zwar jeweilen mit der Nebenbedeutung von Wunderdoktoren und Geheimmittelkrämern.

Diese Geheimmittel beschränkten sich jedoch nicht nur auf wirklich heilkräftige Arzneien und Essenzen, sondern hatten eine viel weiter gehende Ausdehnung. Da gab es Zaubersprüche, epodai genannt, deren schon bei Homer in der Odyssee, Gesang 19,

Digitized by Google

V. 457, gedacht wird, wo es heißt, daß die klaffende Wunde, welche dem jungen Odysseus bei seinem Großvater auf einer Eberjagd geschlagen wurde, durch einen solchen Spruch geheilt worden sei. Namentlich zur Sistirung des Blutes bediente man sich derartiger Heilsprüche noch lange Zeit hindurch bis in das späte Mittelalter hinein. Um nicht an die bekannten Altdeutschen Unika, die sogenannten Merseburger Heilsprüche zu erinnern, erwähne ich hier nur einen in einer Berner Handschrift des 10. Jahrhunderts (Nr. 334, Bl. 352a) befindlichen Blutsegen, welcher, äußerst fremdartig klingend, die Formel bietet: Croh. nheri. nihater. nuflin. nihater. subnil. nihater. ramuuenait. nihater. arta. daf. (claf?) hagal. artat netri. artat netri. artat netri pomabo suptunamor. ifiamor. lofiens. fonui. pater vulens commendo. arcus. fargus. seclens (sedens?) corna. nedens. lux detofinet (übergeschrieben) si na bit. —, wo die Schlußworte „Vater, ich befehle dir die Wunde" die Bedeutung des Ganzen klarlegen. Das Andere ist natürlich ein mystisches Abrakadabra.

Dahin gehören auch die Amulete, Periapta genannt, d. h. Umhängsel, deren Name die Anwendung erklärt, aus allen möglichen Figuren bestehend, dergleichen auch in Pompeji gefunden worden sind und im Museo Borbonico aufbewahrt werden, ein Theil davon freilich aus guten Gründen im Musée secret. Von solchen, den Leib gegen Krankheiten aller Art sicherstellenden Amuleten haben auch die Juden bis in die neueste Zeit Gebrauch gemacht. Im Besitz meines Freundes, des Herrn Pfarrers Guido Dick in Zweisimmen, befindet sich ein mit hebräischen Buchstaben beschriebenes, genau quadratisches Pergamentstück, 9 Centimeter hoch und ebensoviel breit, welches die Stellen aus dem 5. Buch Mosis, Kap. 6, V. 4—9 und Kap. 11, V. 13—21 enthält; dort liest man, daß der rechtgläubige Jude das Gesetz binden solle zum Zeichen an seine Hand, und an der anden Stelle: „So fasset nun diese Worte

zu Herzen und bindet sie zum Zeichen auf eure Hand, daß sie ein Denkmal vor euern Augen seien."

Verwandt damit ist ferner der allen Schaden fernhaltende, apotreptische Gebrauch der Gorgonenköpfe, welche überall da, wo man Schaden und Sünde verbannen wollte, angebracht wurden, so an Tempelthüren, auf Münzen, an Brunnen u. s. w. Die Stelle von Gorgoneien vertraten auch Thier-, besonders Löwenköpfe, die man daher schon bei den Alten mit Vorliebe an Tempeln und sonstigen Gebäuden als Verzierung der Abflußrinnen, dann als Röhrenfassung der Brunnen antrifft; das Mittelalter hat daraus allerhand ungeschlachte Thierfiguren, wie sie in der Apokalypse vorkommen, gemacht und solche an der Außenseite der Dome angebracht. Aber die ursprüngliche Bedeutung dieser Drachengestalten hat sich auch in dieser späten Zeit nicht verwischt: trifft man doch selbst noch an dem erst im 12. Jahrhundert erbauten Dom zu Goslar an der echt christlichen Kirchenthür ein leibhaftiges antikes Gorgonenhaupt an!

Endlich, um dieses Kapitel des Aberglaubens rasch abzuschließen, bediente man sich zur Fernhaltung böser Einflüsse, besonders des bösen Blicks, der heutzutage noch als „mal occhio" in Italien eine so große Rolle spielt, eines weiteren, meist von den Ammen bei den ihnen anvertrauten Kindern angewandten Mittels, nämlich des Anspuckens. Schon bei Theokrit spuckt Einer in seinen Busen, um nicht durch den Anblick einer Hexe seine Schönheit zu verlieren. Und um sich beim Kauf und Verkauf gegen falsches Geld zu sichern, spuckte man zuerst darauf, ehe man es behändigte.

Eine Verbindung der wissenschaftlichen und der zuletzt berührten volksmäßigen Heilmethode finden wir in den vielverbreiteten Traumorakeln, welche meist in Heiligthümern der Gottheiten der Heilkunde, des Asklepios und der Hygieia, den Hülfsbedürftigen erlassen wurden. An diesen, Asklepieien

Digitized by Google

genannten Orten wurden die Kranken durch die Priester über die Mittel zu ihrer Heilung eingehend belehrt und zwar nach vorangegangener Inkubation, d. h. nachdem sie vorher eine Nacht im Tempel zugebracht und daselbst eine Traumerscheinung gehabt hatten, deren Bedeutung dann am folgenden Tage der Priester zum Ausgangspunkte seiner Konsultation zu nehmen pflegte. Bis eine solche Inkubation möglich war, was bei der Menge der Tempelbesucher seine Schwierigkeiten hatte, hielten sich die Kranken in den unmittelbar an den Tempel anstoßenden Räumlichkeiten, dem sogenannten Peribolos, außerhalb des eigentlichen Tempelbaues auf. Besonders berühmt war das Asklepieion in der Stadt Epidauros im Lande Argolis: viele Gedenksäulen, Votivtafeln und ähnliche Weihgeschenke seitens der Genesenen redeten Zeugniß von der Heilkraft des Ortes. Auch auf der Insel Kos, der Geburtsstätte des Hippokrates, befand sich ein solcher Heiltempel: die daselbst verwendeten Rezepte sind von ihm selbst in einer eigenen Schrift niedergelegt worden. Andere Asklepieien waren durch ganz Griechenland verstreut, mehr freilich im Peloponnes, wie es scheint, als im eigentlichen Hellas. Doch hatte auch Athen seinen Asklepiostempel, in welchem Aristophanes den Plutos, den Gott des Reichthums, von seiner Blindheit heilen läßt. Aristophanes schildert diese in ihrer Art einzig dastehende Heilung in seiner originellen Manier folgendermaßen. Zuerst empfiehlt der Priester den Begleitern des Plutos, welche denselben wieder sehend machen wollen, damit künftig der Reichthum nur bei Bedürftigen und Gerechten Einzug halte, sie sollten, nachdem sie ihm im Tempel eine Streu zurecht gemacht hätten, nicht muksen, wenn sie ein Geräusch hörten. Darauf werden sämtliche Lampen ausgeblasen. Zunächst zeigt sich nichts als eine schwarze Finsterniß, und es herrscht Todesstille. Den Sklaven Karion jedoch läßt ein Topf voll Habermus, den er in seiner

Nähe erblickt hat, nicht einschlafen, und da er sieht, daß ein Priester heimlich die dem Gotte geopferten Kuchen und Früchte in einen großen Sack schiebt, so denkt er, das Stehlen sei etwas Heiliges und Gottgefälliges, und will es nun auch bei dem Habermus ähnlich machen. Da kommt plötzlich Asklepios daher mit seinen beiden Begleiterinnen Jaso und Panakeia (Heilung und Allheilung); er macht die Runde bei den Kranken, untersucht Jeden, dann läßt er sich Mörser und Stößer samt allerhand Heilkräutern bringen und macht einem Jeden seine Arznei zurecht. Beim Plutos angelangt, betastet er zuerst dessen Kopf, dann wischt er denselben mit einem reinen Linnen ab und Panakeia bedeckt ihm das Antlitz mit einem purpurnen Tuch; darauf pfeift der Gott, und sofort stürzen zwei Schlangen hervor, kriechen unter das Tuch und belecken die kranken Augenlider, und noch schneller, als die stets durstige Frau Meisterin — so meint der Sklave, der es ihr erzählt — zehn Becher Weins austrinken könne, sei Plutos gesund und sehend geworden.

Nach einem Zeugniß des Plutarch in seinen Römischen Untersuchungen, Kap. 94, ward die Lage dieser Asklepieien bedingt durch gesunde Luft und heilkräftige Quellen in der Nähe. Man sieht, der Klerus verstand es vortrefflich, die Kräfte der Natur der Religion dienstbar zu machen. Ohne Zweifel besaßen die Priester dieser Asklepiostempel eigentliche medizinische Kenntnisse; sie verordneten die zu beobachtende Diät und die zu gebrauchenden Mittel nicht in Bausch und Bogen, sondern je nach der Beschaffenheit der Träume, d. h. der Krankheitssymptome der einzelnen Inkubanten.

Die Kenntnisse der griechischen Aerzte, die wir hier vorzugsweise im Auge haben, wenn wir von der antiken Medizin sprechen, erstrecken sich, in bescheidener Weise natürlich, über sämtliche Gebiete der menschlichen Krankheiten. Herodot führt in dem berühmten zweiten Buche seines Geschichtswerkes, wo

Digitized by Google

er von Aegypten handelt, unter den abweichenden Sitten und Einrichtungen der Aegypter auch die Thatsache an, daß im Gegensatz zu den griechischen Aerzten die Aegypter Spezialisten seien. Dort würden die einzelnen Krankheiten sämtlich von besonderen Aerzten behandelt. Aehnlich scheint es sich auch in Rom verhalten zu haben; die berühmten Augenärzte der Kaiserzeit sind nicht griechischer, sondern römischer Herkunft. Ebenso Antonius Musa, der Leibarzt des Kaisers Augustus, der sich auf die Kaltwasserkur geworfen hatte und dadurch, daß er mittelst derselben einmal den Augustus von einer schweren Krankheit errettete, sich eines gewaltigen Ansehens erfreute, darunter bei dem kleinen dicken Horatius, dem das kalte Wasser etwas von seiner Fettleibigkeit entziehen sollte. Natürlich führt eine derartige Theilung der Arbeit sorgfältige Detailbeobachtungen im Gefolge: wie weit es die Aegypter schon in Zeiten, wo die klassischen Völker noch schlummerten, in der Arzneiwissenschaft gebracht haben, hat neuerdings der im Winter 1872/73 aus einem Grabe der Nekropolis von Theben hervorgezogene sogenannte Papyrus Ebers gelehrt, welcher sich nicht nur durch sein hohes Alter — er ist anderthalbtausend Jahre vor Christus geschrieben —, sondern auch durch seine Ausdehnung und treffliche Erhaltung, vor allem aber durch seinen höchst wichtigen Inhalt auszeichnet. Es enthält derselbe nämlich lauter Rezepte und sonstige Heilvorschriften, und zwar in der Weise, daß diese Mittel jeweilen als von den Göttern selbst probat befundene bezeichnet werden. Namentlich hatte der Gott Ra, der Gott der Zeit, oft Migräne: eine Menge hier aufgezählter Arzneien mußten ihm dagegen verabfolgt werden.

Fassen wir die Thätigkeit der antiken Heilkunde im allgemeinen ins Auge, so drängt sich uns die Beobachtung auf, daß die Alten weit virtuoser die akuten, als die chronischen Leiden behandelt haben: diätetische Pflege langwieriger Krank-

heiten, ersichtlich der Triumph der ärztlichen Wissenschaft unserer Tage, wurde damals geradezu als ein langer Tod bezeichnet. Ihre Methode war somit eher chirurgischer als therapeutischer Natur: *Καίειν καὶ τέμνειν*, „ausbrennen und ausschneiden", das war die Hauptsache. Man drang eben auf rasche Heilung und schreckte, um eine solche zu forciren, selbst vor der Anwendung sogenannter Heroica nicht zurück. Hierin also hat die Neuzeit das Alterthum ganz entschieden überflügelt.

II.

Nach diesem allgemeinen Ueberblick über die Stellung und Bedeutung der Medizin im Alterthum wenden wir uns zum zweiten Theil, nämlich zu der Frage, welche prophylaktischen Mittel die Alten anwandten, wie sie sich vor Erkrankungen zu schützen wußten.

Zu den Schutzmitteln des Alterthums vor Krankheiten gehört in erster Linie der Aufenthalt im Freien. Die ganze Einrichtung des antiken Lebens ist auf diesem Grunde aufgebaut. Die Alten brachten den größten Theil ihres Lebens auf der Straße, unter freiem Himmel zu. Jedem Besucher von Pompeji und Herkulaneum fällt die ungemeine Kleinheit der dortigen Wohnungen auf; man erhält sofort den Eindruck, daß diese nicht als ständige Zufluchtsstätten, sondern nur als vorübergehende, rasch benutzte und auch wieder rasch verlassene Absteigequartiere dienten. Es hängt dieses Leben im Freien theils mit dem in der klassischen Zeit jede Rücksicht auf die Familie und das Haus ausschließenden Interesse des Bürgers an den öffentlichen Angelegenheiten, theils mit der ungeheuchelten Freude der Alten an der Natur, mit der man sich Eins wußte, und an dem bunten Treiben der Außenwelt zusammen. Dies mußte kräftige, gebräunte, biegsame, gegen jeden Wechsel der Temperatur abgehärtete Gestalten hervorbringen, die mit den engbrüstigen,

Digitized by Google

hektischen, hysterischen Erzeugnissen unserer Zimmer- oder Wirthshausluft wenig gemein hatten.

In der That beruht die Gesundheit vornehmlich auf Luft und Licht. Mit Vorliebe werden diese beiden Faktoren bei den Alten auch da genannt, wo es sich um geistige Gesundheit, um die Wiederherstellung des moralischen Gleichgewichts, um die Rückkehr zum normalen Stand der Seele handelt. Denn jener Zug ist eben durchaus antik, daß Seele und Leib in vollendetster Harmonie, in innigster Wechselwirkung gedacht werden. In der griechischen Tragödie ist es geradezu Stil, daß, wenn eine Person von schwerem unerträglichem Leid bedrückt ist, sie ins Freie eilt und ihren Schmerz dem Lichte klagt, doch in der Hoffnung, von dorther den verlorenen Seelenfrieden wieder zu erlangen. Die ersten Worte, mit welchen Elektra in Sophokles' gleichnamigem Drama die Bühne betritt, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen, sind gerichtet an Licht und Luft und lauten: „O heilig Licht und du um die Erde gleich verbreitete Luft, wie viele Klagelieder vernahmst du schon aus meinem Munde!" Der an den Felsen geschmiedete, von der brutalen Willkür des jungen Götterherrschers Zeus vergewaltigte Titane Prometheus bei Aeschylos ruft den göttlichen Aether zum Zeugen der ihm angethanen Schmach an; bei Euripides klagt Medeens Amme dem Himmel die Leiden ihrer Herrin, und die Taurische Iphigenie glaubt nur dann Beruhigung über einen ihr erschienenen schrecklichen Traum zu finden, wenn sie denselben der Himmelsluft erzählt. Von dem segenspendenden Einfluß einer klaren, reinen Luft singt endlich das berühmte, zu Ehren Attikas angehobene herrliche Chorlied in Euripides' Medea, wo es von den Erechtheussöhnen, den Athenern, heißt: „Stets schreiten sie leicht und weich dahin durch den glänzendsten Aether, da, wo man kündet, daß einst die blondlockige Harmonia die neun Pierischen Musen geboren, und wo sie singen, daß Kypris selbst von dem

schönfließenden Kephisos die Fluthen emporschöpfe und als gemäßigte Hauche der Lüftchen über das Land ausgieße." Ist es ein Zufall, daß man den sprichwörtlich gewordenen Stumpfsinn der Böotier, ihre ἀβελτερία, d. h. den Mangel an Befähigung zum Guten, gerade der dicken, dumpfen Luft zugeschrieben hat, welche, vom sumpfigen See Kopais aufsteigend, über ihrem Lande laste?

Dazu kam noch ein zweiter, nicht minder wichtiger Faktor, die Kräftigung des Leibes durch die unausgesetzte Pflege von körperlichen Uebungen. Die edle Turnkunst, die Gymnastik, bildete einen integrirenden Bestandtheil der Erziehung nicht nur der Knaben, sondern auch der Jünglinge. Selbst Erwachsene nahmen an diesen Uebungen thätigen Antheil, und die zahlreich versammelte Korona der zuschauenden Greise erging sich beim Anblick der jugendlichen Kämpfer in den frohen Erinnerungen eigener rühmlicher Thaten. Wer erinnert sich da nicht an jenen kräftigen Spruch des Alkman, den er seinen spartanischen Helden-Greisen in den Mund legt:

> Einst waren wir auch Jünglinge, voller Kraft und Muth,

worauf der Chor der Männer einfiel:

> Und wir, wir sind es: glaubst es nicht? versuch's doch nur;

und der Kreis der Knaben froh antwortete:

> Und wir, wir werden einstens noch viel besser sein!

So bedeutungsvoll war die Gymnastik für die Jugenderziehung, daß man den Jugendlehrer geradezu a potiori Paidotribes nannte, d. h. Knabentummler, oder Gymnastes, d. h. Einüber körperlicher Kraftäußerungen. Palästren und Gymnasien, jenes Ringschulen, in welchen gegen Bezahlung eigentlicher Unterricht in den Finten und Künsten des Ringens und des Faustkampfes ertheilt wurde, dieses freie Vereinigungsplätze der heranwachsenden Jugend, auf denen man sich nur um der

Digitized by Google

Leibesübung willen tummelte, fanden sich in großer Menge in jeder Stadt. Die Gymnasien namentlich, deren wir in der römischen Zeit auch bei uns welche hatten, wie in Moudon, dem alten Minnodunum, waren stets von vielen Zuschauern besucht, die sich in den um die Arena herumlaufenden Säulenhallen bewegten und gleich Sokrates und den Sophisten sich über allerhand ernste Gegenstände unterhielten. Aus diesen ursprünglich improvisirten Unterredungen erwuchsen später förmliche Lehrvorträge der Philosophen, wie im Gymnasium des Heros Akademos nördlich von Athen oder im Lykeion südöstlich von der Akropolis: dort hatte Platon die akademische, hier Aristoteles die peripatetische Schule gestiftet.

Diese Leibesübungen waren mit dem Volksleben der Alten so innig verwachsen, daß man sich ohne deren Mitwirkung kein bedeutendes Fest denken konnte: ich erinnere an die Olympischen, die Pythischen, die Isthmischen, die Nemeischen, endlich an die Panathenäischen Spiele. Die Folge dieser Popularität war, daß eine Masse von gymnastischen Kunstausdrücken in bildlicher Anwendung in Umlauf gesetzt wurden: hatte doch z. B. der Sophist Protagoras seiner Schrift, in welcher er die Existenz der Götter leugnete, den Titel *Καταβάλλοντες*, d. h. die Niederboxer, gegeben, und unsere Zeit endlich hat von jener Sitte sich den Namen ihrer edelsten Jugenderziehungsanstalten entlehnt.

Solche Uebungen mußten der Gesundheit ganz besonders förderlich sein: dies wird noch ausdrücklich als Zweck derselben von Platon in seinen Gesetzen Buch VII. pag. 796 ed. Steph. angegeben, wo er neben der kriegerischen Tüchtigkeit und der Stärke, welche dadurch erzielt werde, nicht vergißt, auch die Förderung der Gesundheit zu betonen: *ὑγιείας ἕνεκα*.

Doch damit ist die prophylaktische Seite der Gesundheitspflege noch nicht erschöpft. Es bleibt noch ein Gebiet übrig, dessen Anbau einer, wie man gewöhnlich glaubt, ganz jungen Wissenschaft

anvertraut ist, das der Hygieine, d. h. derjenigen Wissenschaft, welche die Sicherstellung des Menschen gegen die bösen Einflüsse seiner unmittelbaren Umgebung, der Luft, des Wassers, des Klimas, der Wohnung, der Lebensmittel zum Gegenstand ihrer Forschungen macht und dabei weniger den Einzelnen, als vielmehr den Menschen im Verkehr mit Anderen, das Zusammenleben der Menschen in gemeinsamen Ansiedlungen ins Auge faßt. Aber auch schon hier haben die Alten die wichtigsten Beobachtungen gemacht und leitende Grundsätze aufgestellt, denen wir nur nachzugehen haben. Der Hauptgewährsmann hierfür ist der Römer Vitruvius, der zwar vielfach aus griechischen Quellen geschöpft hat, jedoch vorzugsweise seine eigene, d. h. die augusteische Zeit und sein Volk berücksichtigt. Daß aber auch die Griechen solchen Vorschriften nicht fremd waren, ersieht man aus Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, Buch III., Kap. 8, § 8, wo es heißt, die Häuser müßten schön und zugleich nützlich, d. h. gesund sein, also im Sommer kühl und im Winter warm. Solches seien diejenigen Wohnungen, welche gegen Mittag gelegen seien. Im Winter scheine dann die Sonne in die Vorhallen hinein, im Sommer aber gehe sie über die Dächer hinweg und verschaffe so den gewünschten Schatten. Dann solle man die Häuser gegen Mittag höher bauen, als gegen Norden, weil so die Wintersonne nicht ausgeschlossen werde: gegen Norden niedriger, damit die kalten Winde nicht so leicht eindringen könnten.

M. Vitruvius Pollio lebte zur Zeit des Kaisers Augustus, dem er auch sein großes, zehn Bücher haltendes Werk „de architectura“ gewidmet und für welchen er auch Kriegsmaschinen konstruirt hat, von denen das letzte Buch handelt. Das Werk, zwischen den Jahren 16 und 13 v. Chr. verfaßt, ist in der Weise eingerichtet, daß einem jeden Buche eine allgemein gehaltene Vorrede vorausgeschickt ist, in welcher seine

Digitized by Google

Beobachtungen philosophischer und historischer Natur aufs Geschmackvollste zu den jeweiligen Spezialuntersuchungen überleiten. Daraus, daß jene allgemeinen Sätze direkt an Augustus gerichtet sind und zwar ganz unbefangen, als ob es sich von selbst verstünde, daß dafür der Kaiser das zureichende Verständniß besitze, lassen sich interessante Rückschlüsse auf die Bildungshöhe des Augustus selbst ziehen. Bei dem Werke waren ursprünglich noch Pläne und Abbildungen; so heißt es in Buch VIII., Kap. 6 zum Schluß von einer Art von Wasserwage, ein Modell davon werde sich am Ende des Bandes abgezeichnet finden. Diese veranschaulichenden Beilagen sind leider verloren, aber Vitruv beschreibt alles so klar und verständlich, daß eine Rekonstruktion der von ihm geschilderten Gegenstände, Maschinen, Bauten u. s. w. auch ohne diese Zeichnungen kein Ding der Unmöglichkeit ist.

Ueber die Architektur der Alten besitzen wir sonst kein weiteres Werk der klassischen Zeit: da aber Vitruvius für sein Buch eine Masse einschlägiger Spezialschriften der Griechen, von denen keine mehr erhalten ist, durchgelesen und dieselben stets mit sorgfältiger Quellenangabe benutzt hat, so ist auch für die Geschichte der griechischen Baukunst seine Schrift von der größten Wichtigkeit. Erfreulich ist dabei namentlich die ideale Auffassung, mit welcher der Verfasser seinem Gegenstand die interessantesten Seiten abzugewinnen versteht. Ueberhaupt war Vitruvius eine höchst universale Natur, wie sich aus den hochgespannten Anforderungen, die er am Eingang des Werkes an einen guten Baumeister stellt, deutlich ergiebt. Wenn er sich das Ideal eines Baumeisters als Inbegriff sämtlichen Wissens, freilich nur, so weit sich Berührungspunkte mit der Architektur irgendwie entdecken lassen, hinstellt, so ist dies eine Forderung, die wir ohne Bedenken auf jede andere Kunst oder Wissenschaft ebenfalls und mit dem gleichen Rechte anwenden

Digitized by Google

werden. Die Sprache des Buches ist für die Spezialität des Stoffes, der soviel termini technici aufweist, verhältnißmäßig elegant, wenngleich immerhin mit einer gewissen Hinneigung zum sogenannten Vulgärlatein, dessen Anwendung für alle Fachschriften der Römer charakteristisch ist.

In diesem Buche nun, welches dem Titel nach über die Architektur handelt, finden sich eine Menge der interessantesten Winke spezifisch hygieinischer Natur, die man bisher, wie es scheint, zu wenig beachtet hat.

Gleich im vierten Kapitel des ersten Buches trifft man über den rationellen Bau von Städten folgende bemerkenswerthe Stelle: „Bei der Anlage der Mauern einer Stadt muß man folgende Prinzipien ins Auge fassen: Erstlich muß ein durchaus gesundes Terrain ausgewählt werden. Es wird ein solches hochgelegen, nicht vom Nebel heimgesucht, nicht zu sehr dem Reif und Frost ausgesetzt sein müssen. Auch soll dasselbe nach derjenigen Himmelsrichtung liegen, welche weder zu heiß, noch zu kalt, sondern vielmehr gemäßigt ist. Denn wenn die Morgenlüfte, die dem Aufgang der Sonne voraneilen, an die Stadt herangelangen und sich mit ihren aufsteigenden Nebelwolken verbinden und sie dann den vergifteten Pesthauch der Sumpfthiere samt der erstickenden Nebelluft den Leibern der Bewohner entgegensenden, dann wird die Gegend eben mit Miasmen aller Art erfüllt. Ebenso, wenn sich die Mauern ganz nahe am Meere befinden und gegen Mittag gerichtet sind, so wird dies nicht gesund sein, weil während des Sommers der mittägliche Himmel beim Aufgang der Sonne sofort in Hitze geräth und am Mittag förmlich glüht: andererseits, liegen die Mauern gegen Sonnenuntergang, so wird der Ort nach Sonnenaufgang lau, gegen Mittag warm, am Abend heiß. Es werden somit durch den jähen Wechsel von Hitze und Abkühlung die lebenden Wesen, die sich dort aufhalten, in krankhafte Zustände versetzt."

Digitized by Google

Diese Ansicht verficht Vitruv nun auch bei leblosen Gegenständen, denen durch raschen Temperaturwechsel ebenfalls geschadet werde. So würden in den Weinvorrathskammern die Fenster nicht gegen Mittag oder gegen Abend angebracht, sondern gegen Norden, weil diese Gegend zu keiner Zeit Temperaturschwankungen unterworfen sei. So sei es auch mit den Speichern und Fruchtbehältern der Fall: die gegen den Lauf der Sonne gerichteten machten der Güte der Frucht bald ein Ende, und Fleisch, Aepfel und dergl., was nicht gegen Norden aufbewahrt werde, halte sich nicht lange.

Die Frage, woran denn die gesunde oder ungesunde Beschaffenheit einer Gegend zu erkennen sei, sucht Vitruv zunächst dadurch zu lösen, daß er den Lesern eine alte Sitte ins Gedächtniß zurückruft, welche die Gründer von Städten ehedem beobachtet hätten. Sie hätten nämlich an denjenigen Orten, wo sie eine Stadt anzulegen gedachten, Thiere, die dort zu weiden gewohnt waren, geschlachtet, deren Leber beschaut, und, wenn sie dieselbe bläulich und angesteckt fanden, zuerst noch andere Stücke geopfert, da sie zuerst noch Zweifel hegen durften, ob dies eine gelegentliche Krankheitserscheinung sei oder vielmehr von verdorbenem Futter herrühre: erst, wenn sie nach mehrmaliger Probe die Leber überall gesund gefunden, hätten sie aus der Qualität des Wassers und des Futters den Schluß auf Gesundheit der Gegend selbst gezogen. Kann man rationeller verfahren?

Bekanntlich wurden die Eingeweide der geschlachteten Thiere auch bei tausend anderen Gelegenheiten untersucht, und hatten die Alten die Summe der hier gemachten Beobachtungen in ein regelrechtes System einer besonderen Kunst der Opferschau oder „Haruspicin" gebracht. Aber es leuchtet ein, daß die angehobene Untersuchung ursprünglich eine rein medizinische war und einfach feststellen sollte, ob das dargebrachte Opfer und

Digitized by Google

damit Derjenige, welcher es darbrachte, vollkommen und daher den Göttern wohlgefällig sei oder nicht.

Vitruv, dessen Stärke unter anderem darin besteht, daß er keinen Satz ex tripode dogmaartig hinstellt, sondern für alles praktische Belege beibringt, führt als Beweis folgende hübsche Expertise an. Auf Kreta neben dem Flusse Pothereos, der zwischen den Städten Gnossos und Gortyn fließt, seien alle Thiere, welche in der Richtung nach Gnossos zu weideten, milzsüchtig, diejenigen jedoch, welche auf der gegen Gortyn gekehrten Seite ihre Nahrung suchten, zeigten keinerlei ähnliche Symptome. Die Aerzte hätten daraufhin nachgeforscht und in der letztgenannten Gegend eine nur hier vorkommende Pflanze entdeckt, deren Genuß die dem Orte sonst eigenthümliche Milzsucht vermindert haben müsse. Sie hätten daher das betreffende Kraut probeweise zur Kurirung von Milzsüchtigen angewendet und ihm, als sich der Erfolg günstig erwies, den Namen „Asplenon", d. h. Milzlos gegeben.

Hierauf spricht Vitruv von Sumpfgegenden. Wenn die Sümpfe neben dem Meere lägen und höher gelegen seien, als dieses, so könnten sie durch Abzugsgräben, d. h. eine Gewässerkorrektion, leicht trocken gelegt werden, und dann sei die Gegend als gesund zu betrachten. Wenn sich jedoch die Sümpfe in der Niederung befänden, wie z. B. die Pomptinischen (die heutigen Maremmen, zwischen Rom und dem Toskanischen), da werde das Wasser durch Stagniren faul und übelriechend, und schwere Dünste würden aus diesen Gegenden ausgehaucht. So seien auch die Bewohner von Salpia in Apulien, die sich ursprünglich in einer solchen sumpfigen Gegend angebaut, regelmäßig alle Jahre krank geworden; endlich sei der Römer M. Hostilius, wohl ihr Patron, an den sie sich um Abhülfe gewandt, der Sache auf die Spur gekommen, habe sie zu einem Wechsel ihres Wohnortes, weiter landeinwärts, veranlaßt und dadurch

Digitized by Google

bewirkt, daß sie sich von da weg der besten Gesundheit erfreut hätten.

Das Nächste bei der Gründung einer Stadt ist die Anlage der Straßen. Deren Richtung, meint Vitruv, müsse so beschaffen sein, daß die Winde ausgeschlossen blieben; sind sie kalt, so giebt es leicht Erkältungen, sind sie heiß, so schädigen sie durch die übermäßige Temperaturhöhe, sind sie feucht, so wirken sie sonst verderblich. So sei es in der sonst so prächtig gebauten Stadt Mitylene auf Lesbos, jener Stadt, die den Römern sonst als besonders lieblich galt (vergl. Horaz, Od. I., 7): wenn dort der Südwind wehe, so würden die Menschen schlaff und matt; wenn der Nordwestwind, so bekämen sie Husten; wenn der Nordwind, so würden sie zwar wieder gesund, aber sie könnten sich wegen der heftigen Kälte weder in den Gäßchen, noch auf den Straßen aufhalten. Ueberhaupt würden in Städten, welche rationell gebaute Straßen besäßen, alle Krankheiten viel rascher geheilt. Umgekehrt sei die Heilung gewisser krankhafter Zustände (wie des Hustens, der Pleuritis, der Schwindsucht, des Blutauswurfs) an Orten entgegengesetzter Bauart fast nicht möglich. Der Grund davon sei der, weil erstlich diese Krankheiten von Erkältung herrührten, dann, weil bei der zunehmenden Verminderung der Kräfte, welche damit zusammenhänge, solche Temperatur nur schwächend auf den Körper einwirken könne. Andererseits habe milde Luft, in welcher keine starke Bewegung vorkomme, die Eigenschaft, die Körper zu ernähren und zu stärken.

Hierauf wird die Errichtung und Anlage von Bädern besprochen. Die große Ausdehnung, welche im Leben der Alten das Warmbad gefunden hat, dessen sie sich täglich zu bedienen pflegten, hat wohl Vitruv veranlaßt, diesem Gegenstand eine hervorragende Stelle und eingehende Behandlung einzuräumen. Die sanitarische Bedeutung dieser Bäder, sobald sie nicht über-

Digitized by Google

mäßig benutzt werden, ist vom Standpunkt der dadurch erzielten Reinlichkeit und Geschmeidigkeit kaum abzuleugnen. Hierüber nun ertheilt uns der gelehrte Baumeister folgende Vorschriften: der Platz, an welchem solche Bäder angelegt werden sollten, müsse möglichst warm sein, also dem Norden und Nordwind abgekehrt. Die Kaldarien und Tepidarien, d. h. diejenigen Räumlichkeiten, in welchen heiße und laue Bäder genommen werden, sollten ihr Licht vom Abend der Wintersonne erhalten, gehe es nicht anders, wenigstens vom Mittag, weil man meistens von mittags bis abends ins Bad gehe. Bei der Einrichtung der drei Gemächer Kaldarium, Tepidarium und Frigidarium müsse dafür gesorgt werden, daß die nämliche Qualität Wassers welche aus dem Tepidarium ins Kaldarium laufe, andererseits aus dem Frigidarium dem Tepidarium wieder zugeführt werde. Darauf folgen Vorschriften für den Bau der unterhöhlten, durch heiße Luft zu erhitzenden Bäder, wonach die derartigen Bauten den Namen Hypokausten erhalten haben.

Die Errichtung der Privathäuser, fährt er fort, richte sich vor allem nach den Himmelsstrichen: anders wohne man in Aegypten, anders in Spanien, nicht gleich am Pontus, wieder anders in Rom, und zwar werde die jeweilige Bauart durch die Verschiedenheit des Standes der Sonne bedingt. Und da nun einmal auch die Stellung der Erde zu den Planeten und zur Sonne genau geordnet und fest geregelt sei, so habe auch der Mensch das vollste Recht und die Pflicht, seine Privatbehausung ebenfalls dem Stande der Sonne anzupassen. Im Norden müßten die Gebäute schildkrötenförmig, gewölbt, möglichst geschlossen, ohne Fenster gemacht werden (wir erinnern uns dabei unwillkürlich an die Hütten der Eskimos, der Kirgisen, der Kamtschadalen), in der mittäglichen Zone dagegen solle die Wohnung, soweit es angehe, offen gehalten sein, luftig, gegen Norden gerichtet (wer denkt da nicht an die offenen Veranden

Digitized by Google

von Indien und Hazienden von Südamerika?). In beiden Fällen habe eben die Kunst der Menschen der Natur nachzuhelfen, d. h. den Schaden, den die Natur über das Maß hinaus zufüge, nach Kräften zu mildern.

Dies führt den Verfasser zu einer Reihe allgemeiner Beobachtungen über den Einfluß des Klimas auf Körper und Geist der Menschen, ein Exkurs, der zwar nicht spezifisch hygieinischer Natur ist, aber des völkerpsychologisch und ethnographisch Interessanten so viel in sich schließt, daß wir wenigstens einiges daraus mittheilen möchten; ist es auch für uns nichts neues, so dürfte immerhin das neu sein, daß schon die Alten derartige Beobachtungen angestellt haben.

Daß zunächst das Klima auf die Körperbildung einwirken müsse, erkläre sich leicht: in der heißen Zone brenne die Sonne die Feuchtigkeit des Körpers aus, in der gemäßigten werde eine richtige Mischung bewahrt, in der kalten hinwiederum entziehe die Sonne dem Körper die Feuchtigkeit durchaus nicht, sondern im Gegentheil werde dieselbe durch die feuchte Luft vermehrt: daher hätten die nordischen Völker ungeheure Leiber, weißen Teint, gerade herabfallende und röthliche Haare, blaue Augen, viel Blut. Die der mittäglichen Zone dagegen seien von kurzer Statur, brünett, hätten krauses Haar, schwarze Augen, schmächtige Beine, wenig Blut. Dagegen seien sie auch feiger im Kampf, aber Hitze und Fieber könnten sie besser aushalten, weil eben ihr Körper mit der Hitze so zu sagen aufgewachsen sei. Umgekehrt unterlägen die nordischen Völker viel rascher den Fieberanfällen. So sei auch die Stimme durch das Klima beeinflußt: die Südvölker hätten eine quiekſige, schrille, hohe Diskantstimme, die nordischen einen rauhen sonoren Baß; die in der Mitte die richtige schöne Mischung. Um zu beweisen, daß die Qualität der Stimme von der größeren oder geringeren Wärme abhängig sei, führt Vitruv folgendes Experiment an: man nehme zwei

in ein und demselben Ofen geschmiedete Becher von gleichem Gewicht und gleichem Klang, tauche den einen in kaltes Wasser und nehme ihn dann rasch wieder heraus: beim Anschlagen gebe derselbe dann einen tieferen Klang von sich, als der andere nicht in das kalte Wasser getauchte. Das Experiment ist primitiv, paßt wohl auch nicht recht zu dem, was bewiesen werden soll, ist aber immerhin interessant, weil es zeigt, daß auch auf solche Erscheinungen die Alten ihr Augenmerk gerichtet haben.

Die Verschiedenheit der Körperbildung hat aber eine ähnliche Verschiedenheit des Charakters zur Folge: daher komme es, fährt Vitruv fort, daß die mittäglichen Völker viel rascher, beweglicher, phantasiereicher seien, die Nordvölker dagegen langsamer, plumper, schwerfälliger von Begriff, oder, wie er sagt, stupentes habent mentes, wegen der Dicke der sie umgebenden Luft. Man merkt den stolzen Südländer! Der gleiche verzeihliche Nationalstolz zeigt sich dann auch in der in Buch VI., Kap. 1 aufgestellten Behauptung, daß das römische Volk durch die Güte der Götter gerade schön in die Mitte der Welt gesetzt sei: „Denn nach beiden Seiten hin, sowohl hinsichtlich der körperlichen Kraft, als der Stärke des Geistes besitzen die Stämme in Italien die glücklichste Mischung."

Nach dieser allgemeinen Digression geht nun Vitruv zu der Anlage der einzelnen Räumlichkeiten des Hauses über. Die Winterspeisesäle und die Badezimmer müssen nach dem Untergang der Wintersonne gerichtet sein, deshalb, weil man das allabendliche Licht da nöthig hat und außerdem noch, weil die untergehende Sonne mit ihrem Scheine Wärme ausströmt und so zur Abendzeit diese Gegend wärmer gestaltet. Schon früher hatte Vitruv betont, daß man Bäder in der Zeit zwischen Mittag und Abend zu nehmen pflege, und desgleichen fänden die Hauptmahlzeiten gegen Abend statt. Die Schlafzimmer und die Bibliotheken (Studirzimmer) müssen nach Sonnenaufgang

Digitized by Google

gerichtet werden, denn der Gebrauch derselben verlangt das Morgenlicht, auch werden so in den Bibliotheken die Bücher nicht so leicht schimmlig: „Denn in allen Bibliotheken, welche gegen Mittag und Sonnenuntergang gerichtet sind, leiden die Bücher durch Würmer und Feuchtigkeit." Frühlings- und Herbstspeisesäle müssen gegen Sonnenaufgang liegen. Bildergallerien (Pinakotheken) und Malerateliers müssen nach Norden zu angelegt werden, damit die Farben unverändert an Qualität bleiben: dies wird durch die Unveränderlichkeit des Lichtes hervorgerufen. Das wissen die Maler auch noch heute zu schätzen und verlangen daher stets nach Nordlicht.

Auch für das liebe Vieh sorgt Vitruv. In Buch VII., Kap. 6 heißt es: „In einem Viehhof muß die Küche am wärmsten Ort errichtet werden und daneben die Kuhställe, deren Krippen nach dem Herd und Sonnenaufgang gerichtet werden müssen, deshalb, weil die Rinder, wenn sie nach dem Licht und dem Feuer hinschauen, nicht struppig werden. Ebenso sind Bauern, welche sich auf die Himmelsrichtungen verstehen, der Meinung, es sollten die Rinder nur nach Sonnenaufgang schauen".

Der Weinkeller, resp. die Weinvorrathskammer, soll sein Fensterlicht im Norden haben: gehen die Fenster nach einer anderen Richtung, so wird der Wein in der besagten Kammer durch die Wärme jeder Kraft beraubt. Die Oelkammern dagegen müssen so gebaut werden, daß das Fensterlicht vom Mittag und von den warmen Himmelsrichtungen hereinfällt; denn das Oel darf, wenn es seine Kraft behalten soll, nicht gefrieren, sondern muß durch die Wärme ausgedehnt werden. Die Kornspeicher endlich müssen gegen Norden oder den Nordwind gesetzt werden; denn so kann das Korn nicht rasch warm werden, sondern durch den kalten Wind abgekühlt, hält es sich um so länger. Die übrigen Himmelsrichtungen dagegen erzeugen den

Digitized by Google

Kornwurm und die sonstigen Ungeziefer, welche dem Korn zu schaden pflegen.

In einem weiteren Kapitel wird von den Maßnahmen gesprochen, welche gegen die Feuchtigkeit der Wände zu treffen seien: „Wenn eine Wand fortwährende Feuchtigkeit zeigt, so muß man ein wenig davon entfernt eine zweite dünne Wand errichten und zwischen den beiden Wänden muß dann unten ein Kanal angebracht und oben müssen Luftlöcher gelassen werden. So wird die Feuchtigkeit nach oben und nach unten einen Abzug haben.“ Daß man es in Rom überhaupt mit der Errichtung der Wände sehr streng nahm, sieht man aus einem scharfen, in Puteoli gefundenen, jetzt in Neapel aufbewahrten Baugesetz, welches feste Angaben und Vorschriften für sämtliche dabei anzuwendenden Maße, Richtung u. s. w. enthält.

Es war natürlich, daß ein so scharfer Beobachter wie Vitruv, auch einer Frage seine Aufmerksamkeit schenkte, welche ganz besonders tief in das menschliche Leben eingreift, nämlich der Frage nach gesundem Trinkwasser. Die Bedeutung des Trinkwassers für den Menschen und dessen Gesundheit, meint er, sei eine unabsehbare; von allen Dingen sei nichts so nöthig, als eben das Wasser. Gehe irgend ein Nahrungsmittel aus, so könne man sich mit einem anderen behelfen, des Wassers aber könne man nicht einmal zur Erzeugung von Lebensmitteln entbehren.

Da spricht er zuerst von den Fundstätten des Wassers. Auf kreidigem Boden komme es nicht reichlich vor, auch der Geschmack sei nicht sonderlich, ebenso auf losem Sand; da sei es gewöhnlich schlammig und schmecke unangenehm. In schwarzer Erde finde man es in geringer Menge, bestehend aus aller Feuchtigkeit, die sich zur Winterzeit da ansammle und hübsch unten auf festem Grund niederlasse. Dieses nun besitze einen ausgezeichneten Wohlgeschmack, nicht minder das auf Sand- und

Kohlenschichten befindliche, das noch dazu den Vorzug der Reichhaltigkeit besitze. Kieslager zeigten wenig Wasseradern, jedoch vortreffliche; auf Rothstein finde es sich reichlich und gut, ebenso am Fuß der Berge und kiesartigen Gesteine. Quellen auf dem Felde seien meist salzig, schwer verdaulich, warm und auch sonst nicht wohlschmeckend, es sei denn, daß sie eigentlich von den Bergen kämen und nach unterirdischem Lauf plötzlich aus dem ebenen Boden hervortuachten.

Auf Bergen und in nördlichen Gegenden findet sich besseres Wasser, auch heilkräftiger und reichlicher, weil die Strahlen der Sonne hier nicht direkt auf den Boden fallen, ferner weil der Wald die Sonnenhitze abhält, und endlich, weil die Bergthäler die Eigenschaft besitzen, den Regen anzuziehen. In der Ebene dagegen werden die zarten und leichteren Wasserbestandtheile gleich von der glühenden Sonne aufgesogen, und es bleiben nur die schwereren und ungesunden zurück. Daher ist auch das Regenwasser gesunder, als jedes andere, weil es aus den feinsten, durch Hitze verdampfenden Bestandtheilen der Quellen gebildet wird.

Wie findet man aber das Wasser? Auch hierfür hat der beobachtende Vitruv ein Mittel zur Hand: „Wenn eine Lampe an dem betreffenden Orte, wo man Wasser vermuthet, angezündet und gut bedeckt wird und dieselbe am anderen Tage nicht ausgebrannt ist, sondern noch Reste von Oel in sich birgt, samt Docht, und selber sich feucht anfühlt, so ist dies ein Zeichen, daß an jenem Orte Wasser zu finden ist, aus dem einfachen Grunde, weil jede Wärme die Feuchtigkeit an sich zieht." Solle dann an dem als wasserhaltig erfundenen Orte ein Brunnen angelegt werden, so müsse man, da die Qualität des Bodens sehr verschieden sei, sehr sorgfältig zu Werke gehen. Besonders seien die tief im Innern hausenden Dünste (die sogenannten bösen Wetter) den Brunnengräbern gefährlich, weil sie

leicht Erstickungstod herbeiführten. Wo solche zu vermuthen seien, solle man eine angezündete Lampe hinablassen; erlösche dieselbe nicht, so könne man ohne Sorge hinuntersteigen; geschehe dies jedoch, so müßten links und rechts Zuglöcher, (sogenannte Wettergänge) angebracht werden, um diesen bösen Dünsten einen freien Abzug zu verschaffen.

Vitruv hat jedoch bei allen diesen Fragen noch einen ihm besonders naheliegenden, einen architektonischen Grund. Es ist bekannt, daß die Alten zur Herbeischaffung guten Trinkwassers kein Opfer, selbst das der Herstellung kostspieliger Wasserleitungen nicht, gescheut haben. Unter den erhaltenen architektonischen Resten des Alterthums nehmen die Aquädukte an Zahl und Ausdehnung den größten Raum ein.

Bei der Wahl einer Quelle für eine Wasserleitung, meint er, sehe man sich zuerst die dort herum lebenden Geschöpfe an; wenn sie stark und kräftig sind, frische Gesichtsfarbe haben, stramme Beine, keine Triefaugen, dann ist das Wasser bewährt. Handelt es sich um eine neue, noch nicht gekannte Quelle, deren Einfluß auf lebende Wesen wir nicht weiter verfolgen können, so würden wir dieselbe heute vor dem Gebrauch erst chemisch untersuchen; die Alten bedienten sich dazu nach Vitruv folgenden ähnlichen Mittels: „Man nehme ein Gefäß aus korinthischem oder sonstigem guten Erz; hinterläßt das eingeschüttete Wasser keine Flecken, dann ist's gut; ebenso, wenn in demselben Gemüse rasch gar wird." Letzteres klingt ganz wie eine Bauernregel.

Indem nun unser Gewährsmann zur Konstruktion der Wasserleitungen selbst übergeht, stellt er drei Arten von Leitungen auf, erstens eigentliche Kanäle, Bäche, welche jedoch überwölbt sein müssen, damit die Sonne nicht dazu kommen kann, zweitens Fassung in Bleiröhren und drittens Fassung in Thonzylinder. Die Bleiröhren seien jedoch nicht so gesund wie die von Thon. Dies beweise der Umstand, daß Bleiarbeiter gewöhnlich eine

blasse, kränkliche Gesichtsfarbe hätten; auch sei anerkanntermaßen der dem geschmolzenen Blei entsteigende Dampf schädlich. In der That scheint man dieselben weit eher für Bäder als für Brunnen verwendet zu haben, so auch z. B. in Aventikum und in Badenweiler. Am gesundesten seien die Röhren aus Thon; für die Gesundheit dieses Stoffes spreche auch die Thatsache, daß selbst die reichen Leute, wenn sie auch noch so viel Silbergeräthe besäßen, doch für den täglichen Gebrauch irdene Gefäße vorzögen.

Von allen drei Arten sind Wasserleitungen noch vorhanden, so auch in unserem Avenches. Dazu kamen noch an anderen Orten Holzröhren, Deicheln, der Dauerhaftigkeit halber meist von Eichenholz, wie bei den heißen, schon in altrömischer Zeit gebrauchten Quellen von Wiesbaden. Die Entdeckung solcher oft mehrere Stunden weit fortgeführter Leitungen hat bei dem heutigen Volke oft zu den absonderlichsten Vorstellungen Anlaß gegeben; so glaubte die Bevölkerung von Avenches früher, eine südlich von dem Städtchen gefundene, große, sorgfältig mit Zement gefütterte Leitung habe dazu gedient, um den Römern den Waadtländer Wein direkt zuzuführen, eine Ansicht, welche auch über den riesigen Kölner Aquädukt, der von der Eifel herkommt und eine Länge von 61 römischen Meilen (etwa 20 Stunden) besitzt, in Umlauf gewesen ist. Nur sollte hier der fragliche Inhalt mit entsprechender Variante aus Moselwein bestanden haben.

Der Vollständigkeit halber berührt endlich Vitruv auch diejenigen Wasserarten, welche zwar nicht eigentliches Trinkwasser bieten, aber sonst zur Wiederherstellung der Gesundheit dienlich sind. So sei vor allem jedes heiße Wasser heilkräftig. Schwefelhaltige Quellen stärken die Nerven dadurch, daß sie durch ihre Wärme die schädliche Feuchtigkeit aus dem Körper heraustreiben. Alaunreiche brauche man zur Stärkung nach schwerer Krankheit; mit Erdpech versetzte pflegen dadurch, daß

man sie durch Trinken dem Körper zuführt, innere Krankheiten zu heilen. Dann gebe es noch eine natronhaltige Art von kaltem Wasser, wie in Pinna Vestina und in Cutiliä; getrunken, sei es gut gegen die Struma, d. h. Skrofeln, Drüsen und derartiges. Die Sauerbrunnen ferner beim Velinersee, in Teanum und in Campanien seien gut gegen den Stein, weil die ihnen innewohnende Säure die Kraft besitze, aufzulösen.

Dabei erwähnt er aber auch solche Quellen, deren Genuß der Gesundheit nachtheilig sei; so fand er in Aequiculä im Latinischen und in den Alpen bei einem Volke Namens Meduller — diese lebten einer Aufzeichnung der von Augustus unterworfenen Alpenvölker bei Plinius hist.-nat. III. 20 zufolge etwa im heutigen Wallis — Wasserarten, deren Genuß Kröpfe hervorbrachte; und in der That kommt der Kropf im Wallis häufig vor. Auf der Insel Keos existirte nach seiner Angabe eine Quelle, welche den daraus Trinkenden verrückt machte, in Arkadien dagegen, beim Berge Kleitor, eine andere, welche gegen Trunksucht gebraucht wurde. Ueberhaupt seien Quellen, welche in der Nähe von Gold-, Silber-, Eisen-, Erz- und Bleiadern vorkämen, zwar sehr stark, jedoch meist gesundheitswidrig, weil sie den Leib aufblähten und das Podagra beförderten. Unter solchen schädlichen Gewässern hebt er namentlich eine Art von Wasser hervor, deren Oberfläche mit einer Schicht bedeckt sei, welche purpurnem Glas ähnlich sehe; solches Wasser finde man in Athen in der Altstadt und beim Piräus; es werde aber, trotzdem es in Röhren gefaßt sei, doch nicht getrunken, sondern nur zum Waschen angewendet. Das Trinkwasser bezogen nämlich die Athener aus einer anderen, südlich von der Akropolis sprudelnden Quelle, der sogenannten Kallirrhoe oder Enneakrunos, deren Fassung in neun Röhren auf Peisistratos zurückgeführt wird. Die Trözenier im Peloponnes waren schlimmer dran; außer der oben genannten gab es bei ihnen keine andere

Digitized by Google

Wasserart, woher es kam, daß in jener Stadt entweder Alle oder doch die Meisten vom Podagra heimgesucht wurden. Von todbringenden Quellen führt endlich Vitruv noch das bei Nonakris in Arkadien von schwarzen Felsen herabströmende Wasser der Styx an, dessen Kälte so eisig war, daß selbst silberne oder eiserne Gefäße bei der Berührung damit zersprangen. Noch mag als Kuriosum angeführt werden, daß Vitruv eine bei der Stadt Magnesia auf der kleinasiatischen Westküste fließende Quelle nennt, deren Genuß eine herrliche Gesangsstimme hervorgebracht haben soll. Eine ähnliche Erscheinung war ihm von einem numidischen Gastfreund, Namens Gaius Julius, Sohn des Massinissa, aus der Nähe von Zama berichtet worden, als sie sich in Vitruvs Hause zu Rom über die Kräfte des Wassers selbander aussprachen.

Daß jedoch die Alten bei aller ihrer Werthschätzung eines guten Trinkwassers doch dasselbe nicht unbedingt über alle sonstigen Getränke stellten, dies bezeugen die zahllosen Lobpreisungen der Gaben des Bacchus, dem kein Dichter seine Huldigung versagt hat. Schon der alte Epicharmos hatte gesungen:

'S giebt keinen Dithyrambus, wenn du Wasser trinkst,

und Kratinos, der geniale Komödiendichter, hatte, wie Horaz bezeugt, den Satz aufgestellt, daß die Gedichte von Wassertrinkern weder gefallen, noch sich lange am Leben erhalten können, was Horaz ernsthaft unterschreibt, freilich nicht ohne starke Seitenhiebe gegen solche Dichterlinge, die da vermeinten, mit dem bloßen Weintrinken sei es schon gethan. Das berühmte Pindarische Wort:

Das Beste ist das Wasser,

mit welchem er seine Siegesgesänge einführt, erfährt, wenn man den Satz ordentlich zu Ende liest, eine bedeutende Modifizirung, da es nur als Vergleichung, nicht als dogmaartiger Lehrsatz für sich gebraucht ist.

Digitized by Google

Noch bliebe eine andere Art von Prophylaxis zu erwähnen, welche aber nicht gegen eine wirkliche, sondern eine nur vermeintliche Krankheit angewandt wird, nämlich gegen das Alter, gegen die eingefallenen Wangen, die Runzeln, die grauen Haare. Doch begnüge ich mich damit, hier nur anzudeuten, daß auch auf diesem Gebiete die Alten ihre Erfahrungen gesammelt haben. Besonders die Komiker und Satirendichter wissen viel von Schminktöpfchen und Salbfläschlein zu erzählen. Ein ganzes Boudoir voll solcher verjüngender und verschönernder Mittelchen aus dem Handwerkszeug einer vornehmen römischen Dame findet sich in einer Schrift des Frauenkenners Ovidius, den sogenannten Medicamina faciei in staunenswerther Vollständigkeit beisammen.

Doch wenden wir uns von diesen verzeihlichen Verirrungen menschlicher Schwäche und Eitelkeit zu unserem heute durchforschten Material zurück, so finden wir, wie wir gesehen, auch auf diesem ernsteren Gebiete Berührungen genug mit unserer eigenen Zeit. Die Neuzeit schreitet ruhig, manchmal auch hastig vorwärts auf dem Wege des Fortschritts wie überall, so auch hier; daß aber auch die Alten auf dem gleichen Wege mitschreiten würden, wenn sie noch lebten, ist Ihnen, wie ich wohl hoffen darf, heute klar geworden.

Anmerkungen.

[1] Vergl. meinen Catalogus codicum Bernensium p. 147.

[2] Wir wollen bei diesem Anlaß auch noch darauf aufmerksam machen, daß auf den Münzen der römischen Kaiser unter den zu Gottheiten erhobenen, das Wohl des Volkes fördernden Idealgestalten, welche den Avers zu schmücken pflegen, wie Pax, Concordia, Aequitas, Libertas, Liberalitas, Salus, Spes, Lätitia, Securitas u. s. w., auch die Figur der Hygiea anzutreffen ist, wie sie eine vor einem Altar aufspringende Schlange aus einer Schale nährt. Die Schlange ist bekanntlich dem Asklepius heilig. Man vergl. z. B. die Münzen des Trebonianus Gallus, Vibius Volusianus, Licinius Gallienus. Auch das Bild des Asklepius erscheint auf Münzen, z. B. auf einer des Cassianus Latinius Postumus.

Digitized by Google

Die Biologie
als eine selbständige Wissenschaft.

Von

Robert Franceschini
in Wien.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofverlagshandlung.
1892.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Die Sprache eilt der Logik voraus. Ehe ein Begriff feststeht, geht der mündliche und schriftliche Ausdruck desselben von Individuum zu Individuum. Die Menge bemächtigt sich des Wortes und behandelt es wie eine gewohnte Sache, ohne darüber klar zu werden, welcher bestimmte Denkinhalt demselben entspricht. Da es nur weniger Menschen Bedürfniß ist, sich von allem, was in ihrem Bewußtsein vorgeht, deutliche Vorstellungen zu machen, so kann bloße Gewohnheit den Gebrauch eines Wortes bald sanktioniren und dadurch oft Ursache werden, daß das logische Korrelat, der Begriff selbst, lange Zeit hindurch in seiner Unklarheit fortbesteht.

Findet sich dann der Eine oder der Andere, welcher sich und der Menge darüber Rechenschaft geben will, was man unter irgend einem landläufigen Ausdrucke zu verstehen habe, so erregt er das Erstaunen der Uebrigen, welche ihm den Vorwurf machen, daß er Thüren einrennen wolle, die, wie sie glauben, längst schon offen stehen.

Naturforscher und Freunde der Naturforschung führen die Ausdrücke „Biologie“ und „biologisch“ so häufig im Munde, daß man meinen sollte, es sei bezüglich des Begriffes jener Wörter bereits die größte Einstimmigkeit und Deutlichkeit erreicht.

Eine Prüfung der Litteratur belehrt uns sehr bald eines anderen. Die Meisten verwenden die beiden Namen nur phraseo-

Digitized by Google

logisch, indem sie damit eine durchaus nebelhafte Vorstellung verbinden. Die Gelehrten selbst weichen so sehr voneinander ab, daß Niemand im stande ist, aus der vergleichenden Betrachtung ihrer Anschauungen sich darüber zu informiren, ob und was für eine Wissenschaft die Biologie eigentlich ist. Bedeutet sie für Einige nichts weiter als eine höchste Kategorie, welche alle sich mit der Erforschung der lebenden Natur in irgend einer Weise befassenden Wissensfächer einfach formal umschließt, so dient das Wort Biologie Anderen wiederum bloß als ein gemeinsamer Name für die beiden Wissenschaften der Zoologie und Botanik.

Ein Theil der Naturforscher findet keinen Unterschied zwischen Physiologie und Biologie. So giebt es in Paris wohl eine sogenannte Gesellschaft für Biologie, aber deren Arbeiten bewegen sich hauptsächlich auf rein physiologischem und auch anatomischem Gebiete. Ueberdies gilt der Name in Frankreich auch als gleichbedeutend mit der Wissenschaft vom Menschen, der Anthropologie. Ferner giebt es auch Solche — und sie sind nicht die Minorität —, welche die Biologie als ein leer stehendes Quartier betrachten, in welchem das zoologisch und botanisch bisher nicht weiter klassifizirbare Reich der Protisten Unterkunft finden soll. Fügen wir noch die große Zahl Derjenigen hinzu, welche darunter lediglich den „Darwinismus“ verstehen, so geht wohl aus dem Gesagten hervor, daß der Begriff der Biologie gegenwärtig einen Anspruch auf besondere Bestimmtheit nicht erheben kann.

Allerdings mag man mit dem Worte „Biologie“ die Lehre „vom Leben überhaupt“ bezeichnen und die Wissenschaften, deren Objekt das letztere ist, ganz allgemein „biologische“ nennen. Aber damit ist nur dem etymologischen Bedürfnisse und dem Schematisirungsdrange Genüge geleistet, wie ich etwa die Psychiatrie, Augenheilkunde, Ohrenheilkunde u. s. w. als ver-

Digitized by Google

schiedene Disziplinen kenne und sie mit dem einen Worte „Heilkunde“ zusammenfasse, ohne daß ich aber dadürch gesagt hätte, daß die letztere auch für sich eine selbständige, neben den genannten bestehende Disziplin wäre. Das Zusammenfassen mehrerer Gebiete durch ein bloß sprachliches Band ist eben nichts weiter, als eine mechanische Summirung von Einzelheiten, und es braucht dem zusammenfassenden Worte durchaus keine besondere Einzelheit, d. h. keine besondere Wissenschaft begrifflich zu entsprechen.

Es entsteht nun die Frage: Giebt es einen Komplex von Erkenntnissen, welchen wir sowohl etymologisch als sachlich richtig einen biologischen nennen und als eine besondere Wissenschaft der Biologie bezeichnen können? Und wenn dies der Fall, was ist dann im weitesten und daher stets gültigen Umrisse die Aufgabe der Biologie, ihr klargemachter Begriff, ihre Definition?

Zunächst springt uns ohne weitere Untersuchung als die flüchtige Ueberschau über die zahlreichen Seiten, durch welche sich das organische Leben präsentirt, die Thatsache in die Augen, daß zwischen den lebendigen Thieren und Pflanzen mannigfaltige Beziehungen statthaben, deren Klassifizirung nach einseitig zoologischem oder botanischem Gesichtspunkte uns in nicht geringe Verlegenheit brächte. Welcher Wissenschaft sollen wir z. B. die merkwürdigen Erscheinungen der thierisch-pflanzlichen Symbiose oder des Parasitismus zwischen Thier und Pflanze zur Erforschung zuweisen? Um solche Verhältnisse aufzuklären, reichen die Methoden der bisherigen organischen Wissenschaften nicht aus, da es sich um Wechselbeziehungen zwischen zwei Naturreichen handelt, deren Erforschung wir von dem einseitig, d. h. eben für seine Zwecke geübten Zoologen oder Botaniker nicht erwarten können. Vielmehr mußte sich von hier aus, als die Menge der entdeckten Thatsachen mehr und mehr anwuchs,

Digitized by Google

nothwendigerweise eine neue Disziplin mit neuen Untersuchungsmethoden entwickeln.

Ferner müssen wir bedenken, daß Zoologie und Botanik zwar ihren, wenigstens bis zu einer gewissen niederen Stufe wohlunterschiedenen Kreis von Objekten besitzen, aber keineswegs die Physiognomie beibehalten haben, welche sie ehedem zeigten. Damit ich mich auf die eine dieser beiden Wissenschaften beschränke, — so ist allerdings Zoologie im idealen Sinne: das System aller auf die Thierwelt bezüglichen Erkenntnisse. Aber so wie sie früher als sogenannte „Naturgeschichte" nur einen Theil dieser Erkenntnisse, soweit er ohne Mikroskope und mittelst roher, oberflächlicher Zergliederung zugänglich war, umfaßte, so beschränkt sie sich, wenn auch in anderer Weise, auch jetzt wiederum nur auf die Untersuchung gewisser Seiten der thierischen Natur. Ihre Richtung ist heute eine überwiegend morphologische; ihr nächstes Ziel die Erforschung der makroskopischen und mikroskopischen Organ-Formen oder der anatomischen und histologischen Verhältnisse; ihr Endzweck: Die phylogenetische Verwerthung ihrer Erkenntnisse.

Das Thier hat aber nicht nur Gestalt, sondern auch Leben. Es muß festgestellt werden, in welcher Weise die Organe funktioniren, ob und wie die als Leben sich äußernden Kräfte des Organismus im letzten Grunde als physikalische und chemische Energien aufzufassen sind. Diese Aufgabe hat die Physiologie zu leisten. Jedes Thier hat ferner eine Entwickelung durchzumachen, von dem Keim an bis zum vollendeten Wachsthum: Wir befinden uns auf dem Gebiete der Entwickelungsgeschichte, und zwar der Ontogenie zum Unterschiede von der Phylogenie, welches die Entwickelungsgeschichte der Spezies ist. Endlich tritt an den Zoologen auch die Aufgabe heran, die Individuen zu Arten, diese zu Gattungen, Familien, Ordnungen, Klassen und endlich zu einem System zu vereinigen — er wird Syste-

Digitized by Google

matiker. Alle diese und noch andere Disziplinen, wie z. B. die Thiergeographie, laufen zusammen, um das System einer Wissenschaft zu bilden, die wir Zoologie nennen.

Alle die genannten Disziplinen haben, insofern es sich dabei stets um lebende Naturformen handelt, dasselbe Objekt, aber jede geht nach einem anderen Ziel mit einer spezifischen Methode und — was für uns das Wichtigste ist — sie erschöpfen lange nicht die Wissenschaft der Zoologie. Denn zwischen ihnen dehnt sich noch ein unübersehbar weites Gebiet aus, auf welchem sie mit ihren Forschungsmethoden nichts auszurichten vermögen. Ein Theil dieses Gebietes ist, wenigstens oberflächlich, längst bekannt. Es ist die zuerst von Häckel so benannte Oekologie der alten Zoologie, welche sich darauf beschränkte, die Thiere ihrem äußeren Aussehen, ihrem individuellen und geselligen Leben, ihrem Nutzen und Schaden nach u. s. w. zu beschreiben und zu gruppiren. Dies allein ist freilich keine Wissenschaft, aber es ist ein Theil einer Wissenschaft, die vor Darwin begann, durch ihn auf ihre festen Fundamente gestellt wurde und heute, ein Dezennium nach seinem Tode, bereits eine so charakteristische Physiognomie trägt, daß wir sie — wie hier eben gezeigt werden soll — als eine durchaus selbständige Wissenschaft betrachten müssen, welche keiner der anderen morphologischen und physiologischen Disziplinen untergeordnet oder übergeordnet ist, sondern zu ihnen allen in dem Verhältnisse gleichwerthiger Koordination steht.

Es ist klar, daß sich aus einigen Thatsachen noch kein Wissenschaftsbegriff ableiten läßt. Soll die Induktion eine halbwegs befriedigende sein, so muß es auch die Anzahl der Erfahrungsdaten sein. Unmerklich entwickeln sich die Anfänge einer neuen Disziplin auf dem Boden einer Mutterwissenschaft. Der eine oder der andere Forscher blickt über die Grenzen seines Fachgebietes hinaus, ohne daran zu denken, daß er sich bereits

Digitized by Google

in fremdem Lande befindet. Viele, denen das eigene Gebiet ebenfalls zu enge ist, folgen ihm willig nach, und endlich wird sich Jeder bewußt werden, daß er an Objekten und mit einer Methode arbeitet, die sich in den Kreis seines sonst von ihm gepflegten Faches nicht einfügen wollen. Ist dann schon eine große Zahl solcher Arbeiten vorhanden, so läßt sich aus ihnen das Gemeinsame, der Ausdruck vor der Klammer, innerhalb welcher der Platz ist für das ganze Reich der bezüglichen Möglichkeit, herausheben. Jenes Gemeinsame giebt dann die Definition der neuen Wissenschaft. Wollen wir also den Begriff der Biologie feststellen, so werden wir genöthigt sein, die bisherigen Arbeiten derjenigen Forscher, welche die biologische Richtung eingeschlagen haben, daraufhin zu prüfen, ob ihre Untersuchungsobjekte und die Methoden, deren sie sich bedienen, spezifische, d. h. sonst keiner der übrigen Wissenschaften der organischen Natur zugehörige sind oder nicht.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß nach der Meinung Vieler Darwinismus und Biologie nur verschiedene Bezeichnungen einer und derselben Sache sind. Diese Meinung ist allgemein nicht richtig, aber sie enthält einen Theil der Wahrheit. Was man Darwinismus nennt, ist zum großen Theil Entwickelungsgeschichte (Abstammungslehre). Andererseits müssen wir in seinem Stifter zugleich den Begründer unserer Wissenschaft erkennen. Ch. Darwin war weder Zoologe noch Botaniker in dem Sinne, in dem heute die betreffenden beiden Wissenschaften aufgefaßt werden; er war noch weniger Physiologe; es fehlte ihm ja vielfach die streng physiologische Denkweise, wo er sie sehr gut hätte brauchen können. Sein Gebiet, auf welchem er sofort als Herr und Meister auftrat, war die Biologie. Er war der erste echte Biologe. Warum also nennen wir ihn einen solchen? Sehen wir vorläufig von den biologischen Untersuchungen im großen Style ab, durch welche er die

Digitized by Google

Abstammung der lebenden Wesen zu begründen versuchte, und betrachten wir einstweilen bloß die klassischen Monographien, in welchen er seine Beobachtungen und Gedanken über einige merkwürdige Erscheinungen aus dem Leben der Organismen niedergelegt hat. Wir begegnen da z. B. der Arbeit über die insektenfressenden Pflanzen. Sollen wir nun diese Arbeit als eine pflanzen-morphologische oder als eine pflanzen-physiologische bezeichnen? Oder trägt die Untersuchung ihrem Wesen nach einen Charakter, der weder der einen noch der anderen der genannten zwei Forschungsrichtungen angehört?

Gewiß verdanken wir dem Botaniker die Kenntniß der eigenthümlichen Blattbewegungen bei Drosera- und Dionäaarten, welche eintreten, sobald diese Pflanzen den Besuch von Insekten erhalten. Und es ist gar kein Zweifel: die Entdeckung, daß die Blattdrüsen ein chemisch zu bestimmendes Sekret absondern, und daß die Blattborsten die eigentlich empfindlichen Reizorgane sind, gehört in das Gebiet der Physiologie, als der Wissenschaft der Organfunktionen. Werfen wir aber jetzt die Frage auf, wozu soll dies alles? Was für einen Zweck haben, welchen Nutzen gewähren diese Einrichtungen? — so erhalten wir weder von dem Pflanzen-Morphologen noch vom Physiologen eine Aufklärung.

Ob sie auch an dem ganzen Problem bis zu einer gewissen Grenze der Untersuchung betheiligt sind, — in Bezug auf die Haupt- und Endfrage reichen ihre auf anderen Gebieten wohlerprobten Methoden und ihre einseitige Uebung im Beobachten nicht mehr aus. Um das Problem als solches zu lösen, durfte weder die Erfassung der histologischen noch die der funktionellen Thatsachen den Abschluß der Untersuchung bilden. Vielmehr begann erst da das Problem mit der Frage: Wie ist diese merkwürdige Erscheinung in dem Leben gewisser Pflanzen zu deuten? Hängt sie mit ihrer Lebensweise nothwendig zusammen oder nicht? Der diese Fragen gelöst hat, war bekanntlich

Digitized by Google

Ch. Darwin. Was Ellis und Roth ein Jahrhundert früher in biologischer Vorausahnung angedeutet, hat er systematisch erforscht: daß gewisse Pflanzen sich durch das Zusammenklappen der Blätter oder Blattorgane eine Art Magen improvisiren, in dessen Hohlraum von ihnen gefangene Insekten aufgenommen und verdaut werden. Hierdurch war der Nutzen der ganzen Einrichtung dargelegt und die Frage der Hauptsache nach abgeschlossen. Weder Gestalt noch Funktion waren Selbstzweck der Untersuchung — ja die letztere entnahm der Morphologie und Physiologie lediglich die Anfangsdaten, mit deren Hülfe sie ihre weiteren Beobachtungen machte und ihre Schlüsse zog. Es handelte sich wesentlich um die Feststellung einer bestimmten Art und Weise, in welcher ein pflanzlicher Organismus unter Umständen seine Nahrung wählt, um eine Beziehung zwischen der Pflanze als eines lebenden aktiven Individuums und der mit ihr in Verkehr tretenden Außenwelt.

Noch harren ähnliche Probleme der Lösung, denen weder der Pflanzenmorphologe noch der Physiologe beikommen konnte wie die mannigfaltigen Bewegungen der Mimosenblätter, welche ebenso interessant sind, als der Zweck unbekannt ist, den sie im Leben der Pflanzen zu erfüllen haben.

Analog, wie in dem früheren Falle, verhält es sich mit der Erscheinung der Blüthenbestäubung durch Insekten. Obwohl das Problem bereits von Conrad Sprengel (1793) aufgeworfen war, dessen Beobachtungen aber übersehen wurden, war doch auch hier wieder Darwin in hervorragender Weise thätig und schöpferisch. Einfach klare Versuche und ein für das biologische Beobachten merkwürdig geschärfter Blick erschlossen ihm das Verhältniß, welches zwischen gewissen Einrichtungen der Orchideenblüthen und den Leibesanhängen und Besuchen gewisser Insekten besteht. Freilich waren den Zoologen die letzteren und den Botanikern die ersteren wohl bekannt. Aber es galt auch, mit

Hülfe einer Relationswissenschaft die Beziehungen zu studiren, in denen das Leben eines Thierorganismus zu dem eines Pflanzenorganismus steht. Welche Wissenschaft hätte eine solche Frage, die sich über zwei Disziplinen spannt, lösen sollen? Ein einfaches biologisches Experiment war im stande, die Angelegenheit in ein klares Licht zu stellen. „Hundert Stöcke Wiesenklee ergaben 2700 Samen, wenn die Blüthen von Hummeln besucht werden konnten; andere 100 Stöcke, die gegen einen solchen Besuch geschützt wurden, lieferten nicht einen Samen." Hierbei zeigte es sich auch, daß gewöhnliche Bienen nicht ausreichen, sondern daß nur Hummeln dem Zwecke der Befruchtung dienen, da nur sie tief genug in die Röhre der Blumenkrone einzudringen vermögen. So ist hier zu einer der verwickeltsten Wechselbeziehungen das biologische Moment des Nutzens und der Anpassung getreten, und jene wird mit einem Male verständlich.

Fügen wir zu dem Vorstehenden noch die Untersuchungen Darwins über die Thätigkeit des Regenwurmes, durch welche er den Einfluß klarlegt, den die Erdwürmer bei ihren unterirdischen Bohrungen auf die Bildung der Ackerkrume nehmen, so tritt uns aus diesen Beispielen vor allem ein negatives Moment entschieden entgegen. Es handelt sich dabei niemals um die Zergliederung eines Organismenleibes oder um das Studium von Organfunktionen als Selbstzweck, also niemals um das Ziel der Erforschung morphologischer oder physiologischer Charaktere. Positiv drückt sich das Wesen der genannten Arbeiten dadurch aus, daß sie die Organismen als ungetheilte lebende Einheiten mit deren vielfachen Beziehungen zu anderen Organismen oder zur todten Natur zu erforschen trachten.

An der Lösung eines Problems sind stets mehrere Wissenschaften betheiligt, und es ist in dem einzelnen Fall nicht schwierig, jeder der letzteren das zuzutheilen, was ihr von Rechts wegen angehört. Vergegenwärtigen wir uns beispielsweise

die Stufen, welche die Frage, wie die festsitzende Lebensweise gewisser Muscheln entstanden ist, bisher passirt hat. Die Thatsache, daß einige Muschelspezies sich frei bewegen, während andere an festen Körpern angewachsen sind, ist den Zoologen längst bekannt. Es könnte nun sein, daß die festsitzende Lebensweise aus der freien hervorging; aber auch das Umgekehrte enthielt von vornherein keinen Widerspruch, und endlich wäre es auch möglich, daß überhaupt beide Lebensweisen ab initio unabhängig nebeneinander bestehen. Da stellt uns jedoch die Entwickelungsgeschichte (Ontogenie) die interessante Erfahrung zur Verfügung, daß auch alle festsitzenden Muscheln, wenigstens einige Zeit ihres Daseins hindurch, nämlich in ihrer frühesten Jugend, sich frei bewegen. Eine andere Disziplin, die vergleichende Anatomie, ergänzt diese Thatsache durch die weitere, ihrerseits gewonnene Erkenntniß, daß überhaupt bei allen Mollusken (dem großen Thierkreise, welchem auch die Muscheln angehören) anatomisch ein aktives Bewegungsorgan, der sogenannte „Fuß“ nachzuweisen ist. Diese Züge deuten darauf hin, daß der freien Bewegung schon prinzipiell ein gewisses Uebergewicht eingeräumt zu sein scheint. Und der spekulirende Geist mag sich wohl schon dadurch zu dem Schlusse gedrängt fühlen, daß die freilebenden Muscheln den festsitzenden zeitlich vorangingen, und daß die Lebensweise der letzteren aus der freien entstanden sein dürfte. Allein zu einem solchen Schlusse, soll er nicht bloß eine vage Vermuthung darstellen, würde uns noch eine ganze Thatsachenreihe fehlen. Wir können ja noch keinen Fall aufweisen, in welchem sich ein solcher Uebergang der freien in die festsitzende Lebensweise vor unseren Augen abspielte. Eine solche Erfahrung dürfen wir seitens der morphologische Wege gehenden Zoologie auch nicht erwarten.

Es ist nicht ihre Sache und ihre Uebung, eine vergleichende Betrachtung der Lebensweise verschiedener näher und ent-

Digitized by Google

fernter verwandter Muschelarten anzustellen, wie es die Lösung der Aufgabe nöthig machte. Die Sinne der Morphologen und Physiologen sind an derlei Beobachtungen, wie sie in unserem Falle erfordert werden, nicht gewöhnt. Sie leben sozusagen unter der normalen Sehgrenze und haben es bei ihren allerdings nicht minder wichtigen Untersuchungen verlernt, ganze lebende Thiere in den Bereich ihres Forschungsgebietes zu ziehen. Nur eine andere, mit eigens geübten Sinnen und Mitteln ausgerüstete Wissenschaft konnte die Entscheidung bringen. In der That hat diese neue wissenschaftliche Richtung den Uebergang der freien Lebensweise in die festsitzende vollkommen verständlich gemacht. Sie zeigte, daß die Individuen einer Muschelspezies ganz frei im Wasser schwimmen, während die einer anderen mit der ersten verwandten Art sich mittelst der aus ihrer Byssusdrüse abgesonderten klebrigen Fäden vorübergehend anheften, indem sie zeitweilig sich loslösen und im Wasser frei flottiren und nach einiger Zeit wieder Anker werfen. Endlich giebt es Individuen einer dritten Art, die mit der zweiten näher verwandt ist, als mit der ersten, welche mit einer Schale während ihres ganzen Lebens festgewachsen bleiben.[1]

Wir brauchen nun die Glieder dieser der Verwandtschaftsreihe parallel laufenden Reihe der Lebensweisen nur nebeneinander zu stellen und erhalten dann ein klares Bild von den Stufen, über welche der Uebergang der freien in die festsitzende Lebensweise stattgefunden haben kann, d. h. das biologische Bild einer entwickelungsgeschichtlichen Möglichkeit. Die Untersuchung, welche uns diese Erkenntniß liefert, galt also der Art und Weise, in welcher die verschiedenen Muschelspezies sich in Beziehung auf ihre Lokomotion je nach dem Verwandtschaftsgrade verhalten, und sie stellt dies Verhalten fest ohne Zuhülfenahme anderer Details, als sie die bloße vergleichende Beobachtung der Lebensweise gewisser Organismen ergab.

Digitized by Google

Was wir soeben „Lebensweise" nannten, gilt aber nur für besondere Fälle. Für die Definition Dessen, was Biologie ist, kommen wir damit nicht aus. Denn jener Ausdruck entspricht einem Begriff mit stark eingeengtem Umfange. Er enthält das Moment willkürlicher oder wenigstens willkürlich scheinender Aktion. Es giebt aber Thatsachen unter den Erscheinungen in dem Thierreiche, welche wohl das Leben, aber nicht eben Das betreffen, was man im besonderen unter Lebensweise versteht. Denken wir z. B. an das numerische Verhältniß, in dem die Thiergeschlechter zu einander stehen. Die Statistik hat uns ja gelehrt, daß die männlichen und die weiblichen Geburten im allgemeinen in einer bestimmten Zahlenrelation zu einander stehen. So werden beim Menschen stets circa 106 Knaben gegen 100 Mädchen geboren. Dies ergiebt sich als Durchschnitt. Um den Durchschnitt herum aber treten stets erhebliche Schwankungen auf, die sich jedoch immer wieder so reguliren, daß das Verhältniß ein konstantes bleibt. Woher kommt dies? Wie geschieht es, daß jedesmal doch die Verhältnißzahl die gleiche bleibt? Dies ist die Frage. Inwiefern nun die Geschlechtsanlagen und Geschlechtsfunktionen an der Angelegenheit ursächlich betheiligt sind, wissen wir heute noch nicht. Histologie und Physiologie theilen sich in die Erforschung dieser besonderen Frage.

Allein es drängt sich außerdem die Vermuthung auf, ob nicht etwa ein besonderer Vortheil und was für einer hinter jenem Zahlenverhältnisse der Geschlechter und den Schwankungen im Einzelfalle verborgen sei. Um der Sache auf den Grund zu kommen, waren weder Messer noch Mikroskop die geeigneten Mittel. Es mußten vielmehr erst die Lebensumstände oder Lebensverhältnisse (Ausdrücke, die mehr sagen, als „Lebensweise"), unter denen bei Organismen eine Mehrproduktion an Individuen des einen Geschlechts stattfindet, nach dieser bestimmten Richtung hin beobachtet, gesammelt und verglichen werden.

Digitized by Google

In der That hat sich nun durch das vergleichende Studium zahlreicher, bisher brachliegender Thatsachen aus dem Geschlechtsleben der Thiere und Pflanzen ergeben,[2] daß bei einem Geschlechte stets dann eine Mehrproduktion an Individuen stattfindet, sobald Mangel an Individuen oder stärkere sexuelle Beanspruchung bei demselben Geschlechte eingetreten ist, so daß also dann z. B. mehr Männchen aus den Keimen entstehen, wenn die Zahl der Männchen innerhalb einer Thierlokalität abgenommen hat. Bei solchem Umstande erscheint also eine stärkere Produktion an Individuen des einen Geschlechts als eine sehr nützliche Eigenschaft, deren sich, eben weil sie vortheilhaft war, die Naturzüchtung bemächtigen und sie zu einer Anlage aller Organismen machen konnte.

Auch bei diesen Untersuchungen handelte es sich weder um die Erforschung äußerer oder innerer Formen, noch von Organthätigkeiten, sondern lediglich um Erscheinungen, welche Thierarten und Thierfamilien in ihren natürlichen Lebensumständen darbieten.

Mit Recht betont Professor Preyer den biologischen Charakter in der Vorrede zu der aufklärenden Arbeit C. Düsings. Man muß sich endlich klar darüber werden, daß die Biologie nicht nur als eine Art Worthaube betrachtet werden darf, die man zum Zwecke schematischer Zusammenfassung über andere Wissenschaften stülpt, sondern als eine durchaus selbständige Wissenschaft, deren Arbeiten mit keinem anderen, als nur wieder mit dem biologischen Maßstabe gemessen werden dürfen.

Sobald wir von Lebensverhältnissen sprechen, gerathen wir aber scheinbar wieder mit der Physiologie in Konkurrenz, die es ja auch mit Umständen, resp. Verhältnissen des Lebens zu thun hat, wie dies z. B. bei dem in den elektrischen Stromkreis eingeschalteten, lebenden Frosche, dessen Verhalten bei diesem Versuch studirt wird, der Fall ist. Betrachten wir die Experimente

J. Loebs,[3] welcher die Bewegungen einzelner Thierarten bei der Einwirkung von Licht zu prüfen unternahm, wobei es sich also um das Studium des Einflusses handelte, welchen eine Naturkraft auf das Verhalten gewisser Organismen ausübt, so scheint allerdings die Analogie mit dem Froschversuche des Physiologen eine sehr große zu sein. Loeb brachte seine Raupen und andere Thiere in einen Glaskasten und beobachtete nun, in welcher Weise sie sich gegen das direkte oder diffuse Sonnenlicht einstellten. Er fand hierbei ganz ähnliche heliotropische Gesetze für die Thierwelt, wie sie einst Sachs für die Pflanzen entdeckt hatte. Warum aber nennen wir nun die Versuche Loebs biologische und jenen Froschversuch einen physiologischen? Die Antwort ist einfach die, daß die Verhältnisse des Biologen natürliche, die des Physiologen künstliche waren. Auch in der freien Natur ist das Thier stets dem Lichteinflusse ausgesetzt und regulirt danach sein Leben. Die Versuche Loebs geschahen also unter genau denselben Lichtumständen, wie sie im Naturzustande vorhanden sind — sie sind keine Kopie der Natur, sondern selbst Natur. Ein in dem Stromkreis befindlicher Frosch hingegen stellt nichts anderes dar, als ein gefesseltes Individuum, welches dem Einflusse einer Kraft ausgesetzt wird, die zwar so, wie das Licht eine Naturkraft ist, der das Thier aber im natürlichen Zustande niemals in der Weise ausgesetzt sein wird, wie dies bei dem Laboratiums-Versuche der Fall ist. Der Physiologe entfaltet eben eine von der des Biologen durchaus verschiedene Thätigkeit, und nicht Jeder, der im stande ist, die Leitungsgeschwindigkeit eines motorischen Nerven oder den Blutdruck eines Thierherzens zu bestimmen, besitzt auch schon Fähigkeit und Uebung, die Lebensgewohnheiten und Lebensschicksale freier Individuen mit wissenschaftlichem Blicke zu erfassen.

Jede Forschungsrichtung erfordert eine besondere Anpassung

der Sinne und des Denkens, vielleicht auch eine besondere Anlage. Gerade die soeben erwähnten Versuche Loebs sind ein sehr lehrreiches Muster einer kraftvoll-naiven Methode, welche die einfache Art und Weise zeigt, wie der echte Biologe, ohne großen Apparat, aber mit offenem und geübtem Auge Probleme zu lösen im stande ist, die bisher allen Anstürmen anderer Disziplinen siegreichen Widerstand geleistet hatten. Selbst mit so vieler Mystik ausgestattete Erscheinungen, wie der Todesflug der Motten, fanden von einem aller anthropomorphistischen Deutung fremden, biologischen Standpunkte aus ihre ungezwungene Erklärung. Dieser Todesflug gewisser Insekten, zu welchem sie durch ein nahes Licht wie durch eine unsichtbare anziehende Kraft getrieben werden, stellt sich nach den Beobachtungen Loebs lediglich dar als ein besonderer Fall des Strebens der Thiere, sich mit der Längsachse des Leibes in die Richtung des Lichtstrahles zu legen und sich dem letzeren entgegenzubewegen, d. h. des positiven Heliotropismus, der ganz allgemein die Thierwelt beherrscht.

Außer den Wechselbeziehungen zwischen Thieren und Pflanzen, deren wir früher erwähnten, giebt es noch eine merkwürdige Reihe analoger Erscheinungen, die uns überhaupt erst durch die biologischen Forschungen der jüngsten Zeit bekannt geworden sind: das Genossenschaftsleben von Thieren und Pflanzen. Dasselbe äußert sich bald als Parasitismus, in welchem Falle, wie z. B. Bakterien in Thieren, schmarotzende Individuen nur auf Kosten eines Wirthes, in oder auf welchem sie leben, zu gedeihen vermögen; bald als sogenannte Symbiose (Mutualismus), wobei sich beide Lebensgenossen gegenseitig fördern — eine Art wechselseitiger Versicherung auf Lebensdauer. Ein derartiges Verhältniß wurde z. B. entdeckt in dem Zusammenleben zwischen in das Thierreich gehörigen Cölenteraten und gewissen in das Pflanzenreich gehörigen Algen. Zwei lebende Arten, ein Thier

Digitized by Google

und eine Pflanze bilden einen Scheinorganismus, und ihre gegenseitige Förderung besteht darin, daß sie sich wechselweise die Athmung ermöglichen. Denn die von dem darmlosen Cölenteraten ausgeschiedene Kohlensäure bildet für die Algenzellen den Respirationsstoff, und umgekehrt versorgen die letzteren ihren thierischen Genossen mit dem von ihnen ausgeathmeten Sauerstoff. Erst beide Symbionten zusammen machen, wie wir jetzt wissen, jenes Wesen aus, das wir unter den farbenprächtigen Blumenthieren der Aquarien bewundern — die See-Anemone. Die Biologie hat den Nutzen erforscht, der beiden Wesen aus dem Zusammenleben erwächst, und damit das ganze merkwürdige Phänomen aufgeklärt. Gewiß sind Schmarotzer und Symbionten ebenso gut Objekte des Zoologen und Botanikers, aber von anderen Seiten her. Theilt z. B. der Pflanzenphysiologe (Wiesner) die echten Schmarotzerpflanzen in chlorophyllose und chlorophyllhaltige, so betrachtet sie der Biologe ohne Rücksicht auf Einzelheiten der Organisation als ganze Individuen mit bestimmten Lebensgewohnheiten und Tendenzen und theilt sie seinerseits z. B. ein in Nahrung entziehende und Krankheiten erzeugende Parasiten. So klar wie in diesen Fällen scheint aber die Sache nicht immer zu sein: Wissenschaften durchdringen einander, oder besser — sie schneiden sich wie Kreise mit gemeinsamer Sphäre, oder die Objekte der Untersuchung sind selbst noch so mangelhaft bestimmt, daß sie in kein Wissensgebiet mit Sicherheit einzuordnen wären. Die durch Häckel unter dem Namen Protisten populär gewordenen Organismen liefern ein solches Beispiel. Ihr naturgeschichtlicher Charakter ist bisher so wenig bekannt, daß wir nicht im stande sind, zu sagen, ob sie in das Gebiet des Zoologen oder in das des Botanikers gehören. Diese Verlegenheit mag der Grund sein, weshalb sich einige Naturforscher daran gewöhnt haben, alle auf Protisten bezügliche Untersuchungen als biologische Untersuchungen zu bezeichnen.

Die Biologie erscheint dann als ein Asyl für Obdachlose. Die Verlegenheit ist indessen nur eine eingebildete, der Unbestimmtheit des Begriffes „Biologie" entspringende. Mag es immerhin eine Frage sein, ob ein Protist ein Thier oder eine Pflanze oder keines von beiden ist, eines ist er sicher: ein lebendes Wesen. Und weiter wissen wir genau, daß alle Kenntnisse, die wir von seiner äußeren Gestalt und seinem inneren Bau besitzen, sich durchaus und ebensosehr von unseren Kenntnissen der Leibesfunktionen desselben unterscheiden, als beide verschieden sind von dem, was wir z. B. Lebensgewohnheiten, Nahrungserwerb, Lebensdauer u. s. w. nennen. Die erste Art der Kenntnisse ist die morphologische, die zweite die physiologische, die dritte die biologische.

Es sind drei Richtungen der Forschungen mit gemeinsamem Ausgangspunkt (dem Organismus) und mit verschiedenen Zielen. Es giebt eine morphologische Zoologie, wie es eine physiologische und eine biologische Zoologie giebt. Dasselbe gilt von der Phytologie oder Botanik. Insofern sie den Zwecken der genannten zwei Wissenschaften dienen, sind sie subordinirte Disziplinen — insofern sie aber ihre eigenen Objekte und Methoden haben, sind sie Selbstzweck und jenen beiden koordinirte Wissenschaften. Die Protisten-Untersuchungen können gar nicht zoologischer oder botanischer Natur sein, da der Protist naturgeschichtlich bisher nicht klassifizirbar war. Hier kann nur morphologische, physiologische oder biologische Forschung zum Ziele führen.

Indem nun auf dieses Verhältniß keine Rücksicht genommen wird, entsteht die Konfundirung der Begriffe. Da fanden wir beispielsweise in einer sonst ausgezeichneten Fachzeitschrift Bütschlis Arbeiten „Ueber den Bau der Bakterien" unter dem Kollektivtitel „Biologie" angeführt. Nun gehen aber diese Arbeiten darauf hinaus, den Leser über das Verhältniß von Plasma

Digitized by Google

und Zellhaut, respektive von Zelle und Zellkern bei den Bakterien zu orientieren. Es sind, wie es ja schon der Titel der Arbeiten sagt, Untersuchungen über den Bau der Bakterien, über ihre äußere und innere Gestalt, also Untersuchungen von durchaus morphologischer, in ihren Schlußfolgerungen bezüglich der Frage, ob das kernlose Plasma von plasmafreien Kernen abstammt oder die letzteren von ersterem — allenfalls auch entwickelungsgeschichtlicher Natur. Von Biologie kann also dabei keine Rede sein, denn Morphologie ist so wenig Biologie, als Mineralogie.

Auch B. Hofer hat sich sehr eingehend mit Protoplasmastudien[4] beschäftigt. Sie betreffen die Bedeutung des Kerns und die Beeinflussung der Zellfunktionen durch den letzteren. Seine Untersuchungsobjekte sind Amöben, deren verschiedene Organfunktionen, wie Verdauung, Bewegung, Vacuolenthätigkeit, in ihrem Abhängigkeitsverhältnisse vom Karyoplasma geprüft werden. Es ist also hier ebensowenig ein Grund, wie bei Bütschlis Arbeiten, von Biologie zu sprechen. Sind die letzteren morphologische, so tragen die Arbeiten Hofers eine klare physiologische Physiognomie. Daß die bezüglichen Vorgänge sich unter der normalen Sehgrenze abspielen, kann doch kein Grund sein, sie dieses Charakters zu entkleiden und ihnen einen biologischen aufzuzwingen, wie es andererseits ebensowenig rationell ist, die biologische Natur von Untersuchungen davon abhängig zu machen, daß sich die lebendigen Gegenstände derselben in der Sphäre des unbewaffneten Auges bewegen.

Auch ein im Gesichtsfelde des Mikroskops auftauchendes Infusorium oder die Spore einer Vaucherie kann ebensowohl ein Objekt der Biologie sein, als ein Vogel oder eine fleischfressende Dionäa. Hieraus folgt aber wiederum nicht, daß Diejenigen recht haben, welche Max Verworns merkwürdige Untersuchungen über die Wirkungen des elektrischen Stromes auf Infusorien[5] als „biologische“ Studien bezeichnen. Sie sind

Digitized by Google

aus demselben Grunde nicht biologischer, sondern physiologischer Natur, welcher für die Klassifizirung des früher erwähnten Froschversuches maßgebend war.

Fragen wir uns nun, worin die biologischen Charaktere, deren wir als klarer Typen Erwähnung gethan, übereinstimmen, so finden wir, daß allerdings in all' den Fällen stets das Leben von Organismen das Objekt der Untersuchungen bildete, aber — und dies ist das Kennzeichen — nicht das Leben im allgemeinen, sondern eine ganz bestimmte Seite dessen, was wir als Leben bezeichnen. Es handelt sich, worauf wir immer hingedeutet, überall um Lebensverhältnisse, und zwar um natürliche, in denen sich Organismen, und zwar als ganze, nach keiner anderen Richtung als nach der jener Verhältnisse determinirte Individuen befinden.

II.

Damit ist zwar noch nicht die Definition einer besonderen Wissenschaft der Biologie gegeben, aber das wichtigste Merkmal des Begriffes, dessen Klarstellung mit diesen Zeilen gegeben werden soll. Schon die bisher erwähnten Lebensverhältnisse der Thiere und Pflanzen zeigen eine große Mannigfaltigkeit: Thatsachen des Nahrungserwerbes, der Lokomotion, der Beziehungen thierischer und pflanzlicher Individuen, der Geschlechter einer Art zu einander, gewisser Arten zum Lichte, die Genossenschaftsverhältnisse der Symbiose und des Parasitismus u. a. Fügen wir noch hinzu die Beziehungen zu den Medien, in denen die Organismen leben: Luft, Erde, Wasser, zu dem Klima, rücksichtlich der ozeanischen Wesen zu der Temperatur, dem Wasserdruck des Meeres in verschiedenen Tiefen, die Wanderungen der Thiere, ihr Familienleben, ihr Benehmen gegeneinander und gegen den Menschen — alles Relationen, welche die Organismen als ganze, im natürlichen Zustande lebende Individuen betreffen,

so sehen wir schon hieraus, daß der Stoff unserer Wissenschaft das wissenschaftliche Charakteristikum der Unerschöpflichkeit enthält. Alles Naturwissen durchläuft aber zunächst ein zweifaches Stadium: das der Beschreibung und das der näheren Erklärung. Nach der Entdeckung einer Thatsache handelt es sich darum, sie ihren Eigenschaften nach, durch welche sie sich von anderen Thatsachen unterscheidet, zu bestimmen. Dies leistet eben der deskriptive Theil der Wissenschaft. Damit hat aber unser Denken erst den rohen Stoff gewonnen. Wie kommt es, daß diese Eigenschaften vorhanden sind? Warum trägt das Blatt der Venusfliegenfalle reizbare Borsten? Dies ist die weitere Frage. Können wir darauf antworten: weil sie ihr nützlich sind — so haben wir durch Auffindung des Vortheils nach den Prinzipien der natürlichen Zuchtwahl diesen Einzelfall erklärt. Dennoch beruhigt sich unser Denken hierbei noch nicht. Solcher Einzelfälle giebt es zahllose, die alle durch dasselbe Moment des Nutzens ihre Erklärung finden. Der Verstand fragt weiter: Warum kann sich nur das Nützliche erhalten? Gelingt es uns, auch diese Frage zu beantworten, so ist innerhalb der betreffenden Wissenschaft die Kette geschlossen. Denn die Frage ging nach einer allgemeinen Ursache und die Auffindung der letzten Ursachen ist auch der Abschluß jeder Gedankenkette. In unserem Falle besitzen wir denn auch einen solchen Abschluß. Das weiteste ursächliche Moment, unter welchem alle jene Einzelthatsachen stehen, ist der Kampf ums Dasein. Laut diesem allwaltenden Prinzip muß alles den Verhältnissen nicht Angepaßte zu Grunde gehen; folglich erhält sich und kann sich nur erhalten das Nützliche, oder besser gesagt, diejenige Spezies, welche eben vermöge der vortheilhafteren Organisation bei der Konkurrenz die Oberhand behält.

Ohne dieses dritte Stadium des Wissens, das allgemein Kausale, kann kein Wissensgebiet den Anspruch auf die Bedeutung

Digitized by Google

einer Wissenschaft machen. Denn nur in diesem Stadium ist es möglich, die umfassenden Theorien zu formuliren, deren unser Erkenntnißtrieb bedürftig ist.

Diese höchste Stufe zu erklimmen, ist Sache des allgemeinen Theiles einer Wissenschaft. Einen solchen allgemeinen Theil müssen wir auch auf dem Gebiete der Biologie auffinden — anders verdiente sie kaum mehr den Namen einer Wissenschaft, als etwa die Heraldik oder irgend eine der menschlichen Bestrebungen, welche sich damit begnügt, Thatsachen zu sammeln und sie, wie es die Jungen mit den Käfern und Schmetterlingen machen, in säuberlicher Ordnung aufzubewahren. In seinen, die Entwickelungsgeschichte in ganz neue Bahnen lenkenden „Biologischen Studien"[6] spricht Ernst Häckel von der alten sogenannten „Naturgeschichte" und bezeichnet als Ökologie die Lehre von dem Haushalte der thierischen Organismen. „Diese hat die gesamten Beziehungen des Thieres sowohl zu seiner anorganischen, als zu seiner organischen Umgebung zu untersuchen, vor allem die freundlichen und feindlichen Beziehungen zu denjenigen Thieren und Pflanzen, mit denen es in direkte oder indirekte Berührung kommt; oder mit einem Worte alle diejenigen verwickelten Wechselbeziehungen, welche Darwin als die Bedingungen des Kampfes ums Dasein bezeichnet. Diese Ökologie (oft auch unpassend als Biologie im engsten Sinne bezeichnet) bildete bisher den Hauptbestandtheil der sogenannten Naturgeschichte in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes u. s. w."

Was der Autor hier als „unpassend" bezeichnet, ist aber gerade das Passende. Was er Ökologie nennt, ist in der That Biologie und zwar der spezielle Theil der Biologie. Was soll denn sonst Biologie sein? Ein bloßer Name, dem keine besondere Wissenschaft entspricht, sondern nur ein durch Juxtaposition verschiedener Wissenschaften entstandenes Ganzes? Ent-

weder giebt es eine Biologie als besondere Wissenschaft oder nicht. Besteht sie nur im sogenannten weiteren Sinn als zusammenfassendes Wort der übrigen Lebenswissenschaften Zoologie, Physiologie u. s. w., so ist sie überhaupt keine von diesen unterschiedene Wissenschaft, denn bloßes Addiren von Disziplinen macht keine neue Wissenschaft. Giebt es aber eine spezifische Wissenschaft der Biologie, dann kann sie nur eine sein, und diese eine kann, wie das Vorausgehende beweist, in der That nur diejenige sein, welche als ihren speziellen Theil die Häckelsche Oekologie enthält.

Da Häckel seine glänzenden Monographien „biologische Studien" nannte, welche einen überwiegend morphologischen Charakter haben, so geht daraus hervor, daß er das Wort „biologisch" eben nur formal-etymologisch faßte und weit davon entfernt war, an eine echte, für sich bestehende Wissenschaft der Biologie zu denken, trotzdem damals (1870) die allgemeinsten Probleme der Vererbung, Variabilität, Anpassung, Nützlichkeit u. s. w. und damit die Grundzüge der allgemeinen Biologie durch Ch. Darwin bereits gegeben worden waren. Es ist erstaunlich, wie weit der Blick Darwins reichte. Erst jetzt, da es möglich ist, die Ereignisse nach dem Jahre 1859 ruhig zu übersehen, bemerkt man die Unerschöpflichkeit dieses Kopfes. Seine Nachfolger stehen zu ihm in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die heutigen Philosophen zu Kant. Sie arbeiten auf einem Felde von unendlicher Fruchtbarkeit. Zu allen Fragen sind schon wenigstens die Keime der Antwort vorhanden, und es handelt sich im wesentlichen nur um die weitere Frage der Keimlinge und Schößlinge, um einen neuen, blüthen- und fruchtreichen Garten zu schaffen. Aber ob sich die Forscher auch stetig mit der Kritik und dem Ausbau des Darwinismus beschäftigen, es sind doch die wenigsten darunter Biologen. Denn der allgemeine Theil dessen, was man Darwinismus nennt,

Digitized by Google

ist, wie schon gesagt, nur zum Theil Biologie. Und gerade der nicht-biologische Theil, die sogenannte Abstammungslehre ist der populäre. Diese Lehre, als solche weit älter als der Darwinismus, ist nicht Biologie, sondern Entwickelungsgeschichte, Embryologie der Arten. Das Biologische daran bezieht sich lediglich auf die Erklärung, mit welcher Darwin die alte Theorie von der Abstammung der Organismen zu stützen versuchte: auf den Kampf ums Dasein als das allgemein gültige Naturprinzip und auf den hypothetischen Faktor der nach Analogie der Domestikationszüchtung vor sich gehenden natürlichen Auslese. Diese letztere Theorie verhält sich zu der Abstammungslehre äußerlich ähnlich, wie die physikalische Gravitationstheorie zu den beobachteten und erschlossenen Bewegungsbeziehungen der Himmelskörper, welche als solche nicht in das Gebiet der Physik, sondern in das der Astronomie fallen.

Die allgemeine Biologie giebt also wohl einen Theil ihres Rüstzeuges dazu her, die Descendenzlehre zu begründen; aber damit sind ihre Aufgaben lange nicht erschöpft; was sie hauptsächlich zu leisten hat, das ist eben die Generalisirung dessen, was der spezielle Theil der Biologie an Einzelthatsachen zu Tage fördert. Die Lebensverhältnisse der Organismen wollen, falls sie verständlich zu werden beanspruchen, unter höhere Begriffe gebracht sein. Sie verlangen nach einer gruppirenden Distinktion, mit welcher ihre Entstehungsart und die Ursachen der letzteren gegeben werden. So führen die Thatsachen des Nahrungserwerbes auf Konkurrenzbeziehungen, das symbiotische Leben auf die Nützlichkeitsfrage, das Geschlechtsleben auf die Frage der Sterilität und Fruchtbarkeit der Spezies, die Einwirkung der Medien und die verschiedene Lebensdauer auf das Problem der Anpassung und alle zusammen auf die Vererbung und Variabilität.

Alle die genannten umfassenden Fragen sind von Ch. Darwin

Digitized by Google

schon aufgeworfen worden. Aber seit der Zeit haben sie auch schon ihre Entwickelung gefunden. Sie wurden schärfer und schärfer gefaßt, zum Theil beantwortet, zum Theil sind sie der Beantwortung nahe, und, im ganzen und großen betrachtet, haben sie als Grundstock des allgemeinen Theils der Biologie kaum weniger Festigkeit, als dies bei dem allgemeinen Theile anderer organischer Wissenschaften der Fall ist. Man darf von ihr sowenig als von ihren Schwesterdisziplinen verlangen, daß ihre Gesetze die Sicherheit und Stabilität der Gesetze der Mathematik und Physik besitzen sollen. In allen induktiven Wissenschaften steht an Stelle des unerschütterlichen Gesetzes die mehr oder minder größere Sicherheit der Regel. Dem mathematischen Denken genügt ein Fall für alle anderen, für das naturgeschichtliche Denken machen auch tausende von Fällen keine absolut vollständige Induktion. Für Regeln giebt es Ausnahmen, für Gesetze nicht. Wohl aber können die ersteren einen so hohen Grad der Wahrscheinlichkeit erlangen, daß sie Gesetzen fast gleichwerthig werden. So ist die schon von Darwin entdeckte Regel, daß neu entstandene Eigenschaften einer stärkeren Variabilität unterliegen als ältere, ein wohlgesicherter Besitz der Biologie und hat die Kraft eines Naturgesetzes. Ebenso verhält es sich mit dem sogenannten Gesetz der korrelativen Variation, welches sagt, daß, wenn irgend eine Eigenschaft variirt, eine andere ihr homologe Eigenschaft in derselben Weise variirt, wie beispielsweise Veränderungen der Farbe der Haare in Korrelation stehen mit Veränderungen der Farbe der Haut.

In neuerer Zeit ist zu diesen beiden beispielshalber erwähnten biologischen Gesetzen der Variabilität ein drittes getreten, welches Brooks entdeckt hat und welches die wichtige Erkenntniß enthält, daß das Variiren der Thiere nicht immer gleich stark und gleich häufig auftritt, sondern daß es unter verschiedenen Verhältnissen verschieden groß ist.

Digitized by Google

Mag man immerhin derartigen allgemeinen Formeln das streng Gesetzmäßige absprechen, da wir allerdings nicht strikte beweisen können, daß nicht einmal eine Erfahrungsinstanz gegen sie auftreten wird — die Biologie betrachtet sie doch als wohlgesicherte, aus der Erfahrung abgeleitete Schlüsse. Auch der Satz: „Alle Menschen müssen sterben" ist kein Gesetz, sondern eine bloße Regel, da Niemand mit Strenge den Beweis zu führen vermag, daß ein organisches Wesen überhaupt nothwendig sterben muß. Das praktische Leben operirt mit lauter solchen Regeln durchaus sicher, und die organische Wissenschaft nicht minder; nur muß sich die letztere stets dessen bewußt sein, daß es Stufen der Wahrscheinlichkeit giebt und Regeln von mehr oder minder allgemeiner Bedeutung.

Es ist eine biologische Regel z. B., daß gekreuzte Individuen entfernter Arten unfruchtbar sind, während die verschiedenen Rassen einer und derselben Art fruchtbare Nachkommen (Blendlinge) erzeugen. So verhält es sich meistens. Indessen giebt es Ausnahmen von beiden Behauptungen. Nicht nur kommt es vor, daß durch Kreuzung verschiedener Arten Nachkommen (Bastarde) entstehen, sondern es giebt sogar Fälle, in denen die Bastarde selbst wieder fruchtbar sind. So konnten Halbblut-Bastarde von Kaninchen und Hasen gezüchtet werden, die sich durch Generationen hindurch fruchtbar fortgepflanzt haben. Analog fallen manchmal bei Rassen derselben Art nicht nur die fruchtbaren Blendlinge aus, sondern es gelingt überhaupt die Kreuzung nicht mehr, wie es der Fall ist mit dem Porto-Santo-Kaninchen, welches im 15. Jahrhundert von Europa aus auf Porto-Santo bei Madeira übertragen wurde und sich in dem Grade verändert hat, daß dessen Kreuzung mit den europäischen Kaninchenrassen nicht mehr möglich ist.[7]

Hier haben wir allerdings kein Gesetz, sondern eine Regel, von der wir bereits Ausnahmen kennen. Solange sie als

biologisches Gesetz betrachtet wurde, war sie die Hauptstütze für die Definition des Artbegriffes. Indem wir sie als Regel fassen, geben uns aber gerade ihre Ausnahmen wieder umgekehrt eine kräftige Stütze für die Unmöglichkeit, das, was man Art nennen soll, begrifflich festzustellen und damit auch für die Abweisung des alten Axioms von der Konstanz der Arten.

Die Sterilität der Arten bildet aber nicht nur eine biologische Regel, sondern sie ist selbst ein Problem und verlangt Aufklärung. Wie kommt es, daß während die meisten künstlichen Varietäten miteinander fruchtbar sind, die meisten natürlichen Spezies miteinander nur wenig oder gar nicht fruchtbar sind?

Darwin hat auch diese Frage zu beantworten versucht, ohne aber das Wesentliche derselben: die Ursachen, auf welchen die Sterilität der natürlichen Arten im Gegensatze zur Fruchtbarkeit der künstlichen beruht, zu treffen. Eine umfassende Antwort giebt erst die Theorie der physiologischen Selektion, welche der Naturforscher Romanes aufgestellt hat. Sie möge hier in der knappen Fassung Carl Düsings[8] ihren Platz finden als bedeutendes Beispiel dafür, daß auch der allgemeine Theil der Biologie sich durch Theorien fortbildet und somit das Kennzeichen echter Wissenschaftlichkeit in sich trägt. Diese Theorie geht von der Voraussetzung aus, daß beim Auftreten einer Variation sich zugleich Sterilität, resp. verminderte Fruchtbarkeit der neu variirten Thiere mit den nicht-variirten einstellt. Hierdurch bleibt die Variation auf einen mehr oder weniger großen Theil der Thiere beschränkt, dehnt sich nicht auf z. B. etwa weiter nördlich lebende Thiere aus, bildet sich aber, da sie nur wenig Verwischung durch Kreuzung erleidet, um so rascher aus. Zwischen beiden Theilen ist zwar keine geographische, aber eine physiologische Barrière entstanden, die ebenso wirksam ist wie tausend Meilen Ozean. Obgleich nun eine Verminderung

der Fruchtbarkeit unter gewöhnlichen Umständen entschieden schädlich ist, da sie die Fortpflanzung beeinträchtigt, so ist doch die mit einer nützlichen Variation verbundene Sterilität gegen die Stammform zweifellos eine äußerst nützliche Eigenschaft, da nur mit ihrer Hülfe das Zerfallen einer Spezies in zwei neue und damit eine Anpassung an die speziellen Lebensverhältnisse dieser beiden Theile stattfinden kann. Und Darwin sagt selbst, daß es nützlich für eine entstehende Art sein würde, wenn sie in gewissem Grade steril gegen ihre Stammform wäre. Daß eine solche Sterilität sehr leicht entstehen kann, unterliegt keinem Zweifel, da gerade das Geschlechtssystem am leichtesten Variationen ausgesetzt ist.

Ganz anders verhält sich dies bei domestizirten Arten. Hier verhindert der Mensch jede Kreuzung neuer Varietäten mit ihren Stammformen. Eine Sterilität gegen letztere würde somit nicht den geringsten Nutzen haben. Im Gegentheil wünscht der Mensch gerade die gegenseitige Fruchtbarkeit der Varietäten, um durch Kreuzungen die Rasse zu verbessern oder neue Varietäten zu erhalten. Diese von Romanes aufgestellte Theorie erklärt also sowohl, wie die Verzweigung der Arten vor sich gegangen, als auch, auf welche biologischen Ursachen der Unterschied in der gegenseitigen Fruchtbarkeit domestizirter und natürlicher Arten zurückzuführen ist.

Es ist sehr bezeichnend, daß Romanes selbst seine Theorie „physiologische Selektion“ nennt und also zwischen Physiologie und Biologie keinen Unterschied macht. Was soll denn an seiner Theorie physiologisch sein? Die physiologischen Charaktere der Unfruchtbarkeit zu finden, ist ja eine andere Seite der Frage. Allerdings beruht individuell die Sterilität auf gewissen funktionellen Bedingungen gewisser Organe. Aber in unserem Falle handelt es sich nicht darum, sondern um die Ursachen der Sterilität, resp. Fruchtbarkeit, soweit sie aus den Lebens-

Digitized by Google

beziehungen der Arten mit Hülfe der Instanzen des Nutzens und der Anpassung abzuleiten sind. Damit hat die Physiologie gewiß nichts zu thun — die Theorie ist eine reine biologische, selbst gegen den Willen ihres Autors.

Solcher Theorien kennt die allgemeine Biologie bereits eine größere Zahl, als man es dem jungen Alter dieser Wissenschaft gemäß erwarten sollte. Ja, man kann sagen, daß einige derselben das ganze übrige wissenschaftliche Leben aufgeregt und befruchtet haben. Denken wir nur an die beiden Grundprobleme der Biologie, an die Probleme der Vererbung und Variabilität. Im Vereine mit der weitvorgeschrittenen Morphologie und Physiologie der Sexualorgane hat die biologische Forschung jene Fragen in einer Schärfe zu fassen gewußt, die wir beinahe eine „mathematische" nennen dürfen. Seit Darwin seine Pangenesishypothese und Häckel seine Wellentheorie aufgestellt, ist das Vererbungsproblem biologische Tagesfrage unter den Naturforschern und Aerzten geworden. Die Thatsache, daß Charaktere der Eltern auf die Kinder übergehen, fordert überhaupt eine Erklärung. Was wird übertragen, auf welche Weise geschieht die Vererbung, welche Organe sind die Träger der Vererbung? Dies sind Fragen, in die sich das Gesamtproblem spaltet und an deren Lösung der Morphologe, Physiologe und Biologe gleichermaßen theilnimmt. Aber dies ist nicht alles. Charaktere sind angeboren oder erworben. Vererben sich nun beide Arten von Eigenschaften, oder nur die angeborenen, im Keime schon vorhandenen, nicht aber die erworbenen? Was heißt das überhaupt: erworbene Eigenschaft? Wir haben einen Tummelplatz biologischer Dialektik vor uns. Es ist allgemein bekannt, daß A. Weismann hier das Feld seines Scharfsinnes fand, und daß seine Theorie der Kontinuität des Keimplasmas,[9] mag man ihr zustimmen oder nicht, jedenfalls vermöge der neuen Auffassung der ganzen Frage und der Details der Theorie

einen neuen kräftigen Baustein dem Gebäude der allgemeinen Biologie eingefügt hat.

Mittlerweile erfuhr auch das zweite biologische Grundproblem — die Variabilität der Organismen — eine theoretische Entwickelung. Auch hier erkannte schon Ch. Darwin die Schwierigkeiten sehr gut. Allein, da seine Arbeiten zunächst nach anderen Richtungen gingen und ihre Vollendung verlangten, so konnte er sich in die allgemeinsten Fragen nicht so sehr vertiefen, als es seiner Natur angemessen war, und als wir es gewünscht hätten. Er begnügte sich also mit einer vorläufigen vagen Annahme eines zufälligen, d. h. weder der Richtung noch dem Ziel nach bestimmten Variirens der Thiere und Pflanzen.

Ist einmal irgendwo eine Variation an einem Thiere aufgetreten, so bemächtigt sich derselben der Kampf ums Dasein, und entsprechend ihrer Nützlichkeit wird sie durch natürliche Auslese erhalten werden. An dieser Stelle hat Th. Eimer eingesetzt. Er zeigte, daß Nützlichkeit nicht unbedingt das Vehikel der Entwickelung sein muß, sondern daß auch in der jeweiligen chemisch-physikalischen Zusammensetzung des Organismus, seiner Konstruktion, die Ursachen der Entwickelung liegen können. Abänderungen gehen nicht ziel- und richtungslos vor sich. Sie erfolgen vielmehr nach ganz bestimmten, nachweisbaren Richtungen. So z. B. tritt eine Variation beim Männchen stets früher ein als beim Weibchen, welches sich den alten Eigenschaften gegenüber konservativer verhält, als das Männchen. (Gesetz der männlichen Präponderanz.) Ferner entstehen Variationen z. B. in der Fellzeichnung nicht gleichzeitig auf der ganzen Körperfläche, sondern die Variation schreitet fort in der Längsachse des Körpers von hinten nach vorn; während die vorderen Fellzeichnungen schwinden, treten hinten bereits neue auf. (Da dieses Fortschreiten nach dem Bilde einer Welle vor sich geht, nennt es Eimer das Undulationsgesetz.) Endlich sehen wir das Individuum während

seines Lebens eine Reihe von Variationen durchmachen, deren jede einer bestimmten Entwickelungsstufe der Arten entspricht. So z. B. finden wir bei jungen Wildkatzen zuerst Längsstreifung des Felles, in späteren Jahren eine Auflösung der Längsstreifung in Flecken, dann ein Zusammenfließen der letzteren in Querstreifen, bis beim alten Thiere die Zeichnung fast ganz verschwunden ist. Einer ganz ähnlichen Reihefolge der Veränderung begegnen wir bei einer Reihe verschiedener Arten von den längsgestreiften Zibethkatzen zu den gefleckten Katzen, von diesen zu den querstreifigen Hyänen und endlich zu den undeutlicher gezeichneten Hunden.

Die individuelle Entwickelung der Variation wird somit ein Bild der Artentwickelung. Daß sich die Veränderungen in einer bestimmten Richtung entwickeln, ist nach Eimer in der Konstitution der Thiere selbst begründet und ist keine Folge bloßer Naturauslese, welche stets nur nützliche Eigenschaften konservirt, während die neue Theorie die Utilitätslehre selbst einschränkt und selbst die Entstehung und Erhaltung allerdings nur relativ schädlicher Eigenschaften annimmt. Diese Einschränkung ist um so werthvoller, als es thatsächlich Eigenschaften giebt, bei denen die Entstehung auf dem Wege der Auslese ausgeschlossen ist, da von einem Nutzen, welche sie dem Individuum brächten, keine Rede sein kann.[10]

Die Theorie Eimers ist entstanden durch Beobachtungen an lebenden Thierindividuen, durch vergleichende Betrachtung der Lebensweise, der Veränderungen, die an den verschiedenen Eigenschaften auftreten. Sie dient als Erklärung einer großen Zahl von biologischen Einzelthatsachen und ist also ein echtes Inventarstück der allgemeinen Biologie. Daß ihr und ihresgleichen seitens der Naturforscher so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird, liegt zum Theile daran, daß sich sowohl Zoologen als Botaniker allmählich daran gewöhnt haben, ausschließlich

Digitized by Google

der morphologischen Richtung ihre Dienste anzubieten und zu glauben, damit den wesentlichsten Theil ihrer Wissenschaften erschöpft zu haben. Zum Theil liegt es daran, daß sich die Wenigsten bewußt werden, daß die Biologie im Stillen fortgewachsen ist und daß sie heute schon auf den Rang einer selbständigen Wissenschaft Anspruch machen kann. Wenn wir uns fragen, was denn Wissenschaft eigentlich bedeutet, so können wir dieselbe nach der Schule definiren als das „logisch geordnete Ganze zusammengehöriger Erkenntnisse“, oder was dasselbe ist: als ein System zusammengehöriger Erkenntnisse. Das vollkommene System ist aber stets ein Ideal für die Wissenschaft. Denn sobald es erreicht wäre, würde auch die letztere als solche zu existiren aufhören. Es möchte also Wissenschaft eher zu definiren sein, als das durch bestimmte Prinzipien und Methoden geleitete Bestreben, ein System von in gewissem Sinne zusammengehörigen Erkenntnissen zu errichten. An jeder Wissenschaft nehmen wir wahr, daß sie gewisse Grundsätze formulirt, die Erfahrung nach einem bestimmten Verfahren befragt, die gewonnenen Kenntnisse verallgemeinert in Form von Regeln und Gesetzen und die Neigung des Erkenntnißtriebes für die Erklärung der Vorgänge im einzelnen durch Theorien und Hypothesen zu befriedigen sucht. Alle diese Momente sind nothwendige Momente. Einer echten Wissenschaft darf keines derselben fehlen, da eine solche sonst die Forderungen, welche der Geist an die Vollständigkeit eines wissenschaftlichen Gebäudes stellt, nicht zu erfüllen vermöchte.

Entspricht also die Biologie diesen Forderungen? Das bisher Gesagte gab schon die Antwort.

Wir finden in ihrem Satze vom Kampfe ums Dasein nicht nur ein Prinzip, sondern ein Urtheil, welches beinahe die Kraft der Evidenz besitzt. Denn es geht nothwendig aus dem Begriff des Selbsterhaltungstriebes hervor und wirkt

daher auf den naiven Verstand stets mit der Stärke eines Axioms.

Ferner wissen wir, daß sich unsere Wissenschaft ein spezifisches Naturobjekt als den Gegenstand ihrer Forschung ausgesucht hat: die natürlichen Lebensverhältnisse der Organismen als ganzer, d. h. nach keiner Richtung, als nach der jener Verhältnisse determinirter Individuen. Wir haben aber auch gesehen, daß sich aus den biologischen Einzelerfahrungen Regeln und Gesetze bilden lassen, und daß, um die Thatsachen auf ihre letzten Ursachen zurückzuführen, d. h. sie zu erklären, Hypothesen und Theorien entstanden sind, die denselben Anspruch auf Beachtung machen können, wie die spekulativen Theile anderer Disziplinen. Hiermit ist die Aufgabe der Biologie gegeben, eine Aufgabe, welche eine andere Wissenschaft vermöge der natürlichen Einseitigkeit, die jeder anhaftet, nicht zu erfüllen vermag. Die generelle Methode kann auch bei unserer Wissenschaft, welche nicht aus Vernunftsätzen deduzirt, sondern aus Erfahrungsdaten induzirt, nur eine streng induktorische sein. Im besonderen aber hat sie wie jede Disziplin ihr eigenes Verfahren. Ihr Instrument ist nicht das Mikroskop und nicht das Messer, obschon sie derselben auch gelegentlich bedarf, sondern der für die Beobachtung des freien Naturlebens eigens zu schulende Blick und die vergleichende Thätigkeit eines dafür eigens geschärften Verstandes[11] unter Zuhülfenahme experimenteller Untersuchungen, welche sich aber von den Versuchsmethoden anderer Wissenschaften, deren Aufgabe die Erforschung der lebenden Natur bildet, dadurch unterscheiden, daß die Organismen dabei unverletzt wesentlich unter denselben Bedingungen verharren, unter welchen sie im freien Naturleben stehen. Wir finden demnach die allgemeinen Charaktere des Schemas einer Wissenschaft auch bei der Biologie wieder. Sie ist, wie ihre Schwesterdisziplinen, ein mit Prinzipien anhebender, ein besonderes Gebiet und eine besondere Methode praktizirender,

Digitized by Google

durch Bildung allgemeiner Gesetze, Theorien und Hypothesen sich fortentwickelnder Zweig der menschlichen Gesamterkenntniß.

Und wenn wir nunmehr alles, was vorausgegangen ist, zusammenfassen wollen, so kann es uns keine Schwierigkeit bereiten, die Aufgabe, welche der Biologie als einer besonderen Wissenschaft gestellt ist, bestimmt zu formuliren, da sie als so klar bezeichnet erscheint, als eine Abgrenzung einzelner Wissensfächer überhaupt möglich ist. Wir werden die Biologie definiren können als die Lehre einerseits der gesamten Lebensverhältnisse der Organismen, d. h. ihrer Beziehungen zu einander und zu der anorganischen Natur insofern die Organismen (ohne Rücksicht auf die Einzelheiten des Baues, der Funktion oder der Entwickelung) als ganze, im natürlichen Zustande lebende Individuen betrachtet werden, und andererseits der Bedingungen und Ursachen, durch deren Einfluß jene Verhältnisse entstanden sind und noch entstehen.

Diese Definition ist so allgemein, als es die Eindeutigkeit derselben gestattet. Keine andere Wissenschaft vermag sie zu decken, keine paßt sich ihr genau an, als eben nur die Biologie Was das Wort etymologisch bedeutet, ist in ihr enthalten; was es, soll ihm eine besondere Wissenschaft entsprechen, sachlich nur bedeuten kann, ist durch sie bestimmt.

Das Schema sowohl, als das Material ist vorhanden. Freilich fehlt noch die streng systematische Durcharbeitung des sich tagtäglich häufenden Stoffes. Vieles liegt noch herum wie ein Haufen ungeordneter Steine. Aber auch diese tragen ihren Speziescharakter offen zur Schau und warten nur des ordnenden Geistes, der sie in die ökonomisch-wissenschaftliche Form bringt, welche wir allgemein „System" nennen.

Die Zeit kann nicht mehr fern sein, in welcher die Biologie in Form von Lehrkanzeln und Lehrbüchern auch akademisch ihr

Digitized by Google

Bürgerrecht als eine auf eigenen Füßen stehende Wissenschaft erhalten wird. Es giebt heute weder einen Zoologen, noch einen Botaniker als solchen.

Beider Gebiete haben eine Ausdehnung gewonnen, welche ein einzelner Geist nicht mehr zu übersehen vermag.

Das Prinzip der Arbeitstheilung hat längst gebieterisch sein Haupt erhoben. Beschränkung des Forschungsgebietes ist hier keine Verkleinerung. Denn das Engere besitzt bereits die Ausdehnung dessen, was früher das Weitere war. Ein kleiner Thei der Zoologie ist heute reicher — intensiv und extensiv — als ehedem die ganze Zoologie, und der Zoologe von heute muß sich entscheiden für die eine oder andere der Seiten, die seine Naturobjekte zeigen. Er ist entweder wesentlich Morphologe oder Physiologe oder Embryologe oder Systematiker oder — Biologe. Die Entstehung einer besonderen Wissenschaft der Biologie stellt eben auch nichts anderes dar, als einen Ausdruck des nach Entlastung ringenden Geistes.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] A. Lang: Ueber den Einfluß der festsitzenden Lebensweise auf die Thiere u. s. w. Jena 1888. G. Fischer.

[2] C. Düsing: Die Regulirung des Geschlechtsverhältnisses u. s. w. Jena 1884. G. Fischer.

[3] Der Heliotropismus der Thiere. Würzburg 1890. G. Hertz.

[4] Experimentelle Untersuchung über den Einfluß des Kerns auf das Protoplasma. Jena'sche Zeitschr. f. Naturw. 1889, 25. Bd.

[5] Jena 1889.

[6] I. S. XV. Leipzig 1870.

[7] C. Claus: Lehrbuch der Zoologie, S. 127.

[8] „Weiterentwickelung des Darwinismus." Humboldt, 11. Heft, 6. Jahrg.

[9] Vergl. auch desselben Autors Schrift: „Ueber die Vererbung" 1883, und „Die Bedeutung der sexuellen Fortpflanzung für die „Selektions-Theorie" 1886. Jena, G. Fischer 1885.

[10] Th. Eimer: „Die Entstehung der Arten u. s. w. I. S. 72; Jena, G. Fischer 1888, und „Untersuchungen über das Variiren der Mauereidechse", Berlin 1881.

[11] Als klassisches Beispiel dieser komparativen, mit dem naiven Zweifel beginnenden Thätigkeit möge hier eine Stelle aus der nachgelassenen, durch Professor Romanes publizirten Abhandlung Ch. Darwins: „Der Instinkt" Platz finden. Es handelt sich um das bekannte „Todtstellen" vieler Thiere im Momente der Ueberraschung oder Gefahr. Hierzu bemerkt Darwin: . . . . „Nichtsdestoweniger erschien es mir als ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen, daß die Insekten hiernach dahin gelangt sein sollten, genau die Haltung nachzuahmen, die sie im Tode annehmen. Ich zeichnete mir daher sorgfältig die Stellungen auf, welche 17 verschiedene Insektenarten (einschließlich eines Julus, einer Spinne und einer Assel), Angehörige der verschiedenartigsten Gattungen, sowohl gute als schlechte Künstler in der Verstellung dabei anzunehmen pflegen; dann verschaffte ich

Digitized by Google

mir von einigen dieser Arten eines natürlichen Todes gestorbene Exemplare, andere tödtete ich leicht und langsam mit Kampfer. Das Ergebniß war, daß die Haltung in keinem einzigen Falle übereinstimmte, und daß mehrfach das sich todt stellende Thier soviel als nur möglich von dem wirklich todten abwich." Dieser einfach-geniale Versuch zerstörte mit einem Schlage die Mystik der Sache.

Digitized by Google

Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides.

Von

Dr. phil. Erich Bußler
in Freienwalde a. Oder.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1892.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Einen gewaltigen Einfluß hatte Aeschylus, der große Altmeister der griechischen Tragödie, durch seine Werke auf seine Mitbürger ausgeübt. Ehrfurchtsvoll hatte man sich vor den Gestalten gebeugt, die er auf die Bühne brachte, und welche immer wieder in ernstem und erhabenem Ton dem Volke vor Augen führen sollten, wie streng und unerbittlich das Schicksal über die Menschen herrscht. Mit Begeisterung aber wandte man sich dann dem Sophokles zu, als dieser — zuerst i. J. 468 v. Chr. — durch sehr wesentliche Neuerungen der ferneren Entwickelung des Dramas weitere Bahnen eröffnete. Er hielt nämlich nicht mehr so starr an den Grundsätzen der früheren Periode fest wie Aeschylus, dem die Personen der alten Sage, aus deren Bereich er den Stoff für seine Dichtungen nahm, unantastbar zu sein schienen, sondern er trug nach Belieben Anschauungen in sie hinein, wie sie eben ihm und seiner Zeit eigenthümlich waren. Gerade dadurch aber vermochte er es auch, ihr Wesen in so viel feineren und mannigfaltigeren Zügen darzustellen, als sein Vorgänger, so sehr auch die Tragödie an sich durch diese Aenderungen in den Traditionen der Vorfahren an ihrem eigentlichen — dem religiösen — Charakter einbüßen mußte. Indessen weit mehr noch war dies der Fall, als sein jüngerer Zeitgenosse Euripides mit seinen Werken für die attische Bühne hervortrat.

Digitized by Google

Im Jahre 485 oder nach anderer Ueberlieferung i. J. 480 geboren, erhielt er die beste Erziehung, welche damals einem Jüngling aus vornehmem Geschlecht zutheil werden konnte. Zwar fällt sein Erstlingsdrama bereits in eine sehr frühe Zeit seines Lebens, und unablässig arbeitete er lange Jahre hindurch für das Theatron; aber die vielen Anfeindungen, die er fortwährend als ein Anhänger der neueren Richtung von der andern Partei zu erdulden hatte, brachten es dahin, daß man ihm, obwohl er sich 23 oder 24 mal am tragischen Wettkampf betheiligte, nur 5 mal den ersten Preis zusprach, so daß der Dichter endlich erbittert Athen verließ und nach Pella an den Hof des Königs von Macedonien ging, wo er dann i. J. 405 gestorben ist.

Weit ist nun die Ansicht verbreitet, daß Euripides stets einen großen Haß gegen das weibliche Geschlecht gehegt habe; die mannigfachen Anspielungen der damaligen attischen Komödie, so sagt man sich, und die zahlreichen, oft sehr harten Aeußerungen über die Frauen in den Versen des Dichters selbst lassen diese Meinung ja als unzweifelhaft richtig erscheinen. Indessen, was den ersten Beweisgrund anbetrifft, so möge man doch nicht vergessen, daß die Komiker stets sehr stark übertrieben haben, und wir daher niemals aus ihren Angaben allein ein klares Bild von der wahren Sachlage des Gegenstandes gewinnen können. Wie schwer es aber für den Leser sein muß, zu entscheiden, ob er in jenen Worten des Dichters wirklich Andeutungen selbst erlebter Erfahrungen oder nur Reflexionen der handelnden Person des Dramas vor sich hat, diese Frage bedarf wohl keiner weiteren Erörterung; irgend einen auch nur einigermaßen sicheren Schluß daraus zu ziehen, ist ganz unmöglich. Wie immer aber dem auch sein mag, Euripides besaß jedenfalls eine vorzügliche Kenntniß des weiblichen Herzens, wie wir aus den vielen Scenen sehen, in denen das Wesen und Handeln der

Digitized by Google

betreffenden Frauen mit so ergreifender Wirkung dargestellt ist, daß diese Auftritte auch heute noch ungetheilten Beifall finden. Hier erblicken wir Frauen, welche mit bewunderungswürdigem Edelmuth jedes Opfer zu bringen bereit sind, Frauen, die selbst in den größten Gefahren die ihnen eigene Besonnenheit nicht verlieren und alle Kraft anwenden, um irgend ein hohes, edles Ziel, das sie sich gesteckt, zu erreichen, aber auch Frauen, welche, in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, alle Mittel der List und Gewalt anwenden, um ihr nach Rache dürstendes Herz zu befriedigen.

Möge es mir nun gestattet sein, einige dieser Charaktere näher zu schildern, und zwar solche von Personen, um welche sich die Handlung des betreffenden Dramas gruppirt, und die auch der Tragödie selbst den Namen gegeben haben. Nur kurz will ich über die Alcestis sprechen; denn so sehr auch das Drama „Alcestis" als Ganzes betrachtet dem Kritiker Anlaß zu gerechtem Tadel bieten mag, möchte ich doch um jener Scene willen, in welcher uns der Dichter die Heldin im Gespräch mit ihrem Gemahl und dem Chor vor Augen führt, auch diesen Charakter nicht gänzlich unberücksichtigt lassen. Denselben Edelmuth wie sie zeigt die Iphigenie in Aulis; sie beide mögen als Beispiele jener ersten Art von Frauengestalten in Betracht kommen. Iphigenie in Taurien, ihre Schwester Elektra und die Andromache mögen es sein, welche ich aus der Zahl der zweiten Art herausnehme, während in der Hekuba und Medea der Leser Beispiele der letzten Gruppe finden mag.

1. Alcestis.

Apollo hatte dem Admet, dem König von Pherä in Thessalien, verheißen, daß er noch länger das Licht der Sonne schauen dürfe, wenn Jemand vor ihm das Reich des Hades aufzusuchen sich entschließen wollte. Hierzu hatte Alcestis sich

Digitized by Google

erboten; aber vergebens sucht der Gott des Todes sich ihrer zu bemächtigen, da Apollo ihm offen erklärt, daß Herakles sie ihm im Zweikampf entreißen würde. Unter den Klagen des Chores der Frauen über das Vorhaben ihrer Herrin, das ihnen eine Dienerin berichtet hat, erscheint das königliche Ehepaar, Admet, um seine Gattin von ihrem Entschluß abzubringen, Alcestis, um für immer von ihm Abschied zu nehmen. Schon werden die Vorbereitungen zur Bestattung getroffen, als plötzlich Herakles zum Besuche seines Freundes kommt. Zwar will er aus Rücksicht für Admet sofort das Haus wieder verlassen, läßt sich aber doch endlich zum Bleiben bewegen. Erst später erfährt er die volle Wahrheit, so daß er dem Könige heftige Vorwürfe darüber macht, daß er ihn hintergangen habe. Indessen sein Zorn ist nur scheinbar; vielmehr erfreut er den König auf das Höchste, indem er ihm die Gattin wieder zuführt, welche er inzwischen mit Gewalt dem Tode abgerungen hat.

Freiwillig hat Alcestis sich erboten, für ihren Gemahl zu sterben. Sie ist überzeugt, daß sie dadurch nur den Willen des Schicksals erfüllt, und erklärt in ruhiger Fassung dem Admet:

„Wir Beide hätten leben können lange Zeit.
Du hättest nicht von deiner Gattin fern um sie
Geklagt, den Kindern sie genommen; doch ein Gott
Hat alles dies für uns gewiß nun so gefügt.“

Allerdings ist sie sich der Bedeutung dessen, was sie zu vollbringen im Begriff steht, auch vollkommen bewußt, wie folgende Worte zeigen, die sie an ihren Gemahl richtet:

„Wohlan denn! zeige nun dafür dich dankbar mir.
Den vollen Dank zwar will ich keineswegs begehr'n,
Denn nichts gilt Menschen mehr als ihres Lebens Gut,
Doch soll der Dank gerecht sein . . .“

oder jene, mit denen sie von Admet und den Kindern Abschied nimmt:

Digitized by Google

„Lebt wohl, seid glücklich! Ja, du kannst nun, mein Gemahl,
Dich rühmen, daß das beste Weib dein eigen war,
Und ihr, daß ihr der besten Mutter Kinder seid.“

Aber unendlich schwer ist es ihr auch geworden, den Willen des Schicksals, daß ein Anderer für Admet sterben solle, überhaupt auf sich zu beziehen. Sie macht den Eltern ihres Gatten die bittersten Vorwürfe, daß sie sich nicht dem Todesgotte dargeboten hatten; denn es hätte ihnen doch nur leicht sein müssen, durch dieses Opfer ihren einzigen Sohn zu retten, da sie jetzt doch nicht mehr hoffen könnten, einen anderen zu erhalten.

Jene oben angeführten Verse lassen uns deutlich erkennen, wie sehr sie ihren Gemahl liebt und wie sehr sie sich gewünscht hat, noch ferner an seiner Seite weilen zu dürfen. Ebenso bemüht sie sich auch für ihre Kinder zu sorgen, indem sie Adme flehentlich bittet, ihnen keine Stiefmutter zu geben:

„Denn eine zweite Mutter ist den Kindern stets
Der ersten milder nicht als einer Natter Gift.“

Aehnlich berichtet die Dienerin den Frauen, daß Alcestis herrlich sich geschmückt und an jedem Altar des Hauses die Götter angefleht habe, daß sie ihre Kinder vor einer Stiefmutter bewahren, ihnen später eine glückliche Ehe bereiten und es ihnen vergönnen möchten, im Heimathlande einen glücklichen Lebensabend zu genießen. Auch sonst weiß die Sklavin davon zu melden, wie schwer der Königin der Weg zum Tode wurde. Weinend, sagt sie, warf sie sich vor ihr Ehebette nieder und rief ihm ein Lebewohl zu; es wurde feucht von dem Thränenstrom, der ihren Augen entrann, an vielen Thränen fand sie Labung u. s. w. Ja, der Dichter gefällt sich darin, besonders hier die Ausdrücke des Schmerzes zu häufen, um uns recht anschaulich zu machen, mit wie großer Gewalt die so lange zurückgehaltenen und beherrschten Gefühle nun doch zum Ausbruch kamen.

Digitized by Google

Von einer neuen Seite in dem Charakter der edlen Königin endlich hören wir, als dieselbe Dienerin von dem Augenblicke spricht, in welchem Alcestis von ihr und ihren Genossinen Abschied genommen hat. Bewegten Herzens erzählt sie:

„Ach, alle Hausgenossen weinten da gar laut
Aus Mitleid mit der Herrin; jedem einzelnen
Bot sie die Hand; denn Niemand war ihr zu gering,
Daß sie nicht gerne oft sich hätt' ihm zugewandt."

So schildert uns denn der Dichter in der Alcestis gleichsam das Ideal einer treuen Gattin, einer liebevollen Mutter und einer stets freundlichen und allgemein beliebten Herrin, Eigenschaften, deren Darstellung gewiß nicht unglücklich gewählt war.

2. Iphigenie in Aulis.

Menelaus, so schildert uns der Dichter am Anfange seines Dramas „Iphigenie in Aulis", macht seinem Bruder Agamemnon die heftigsten Vorwürfe darüber, daß er sein früher gegebenes Versprechen, durch das Opfer der Iphigenie die zürnende Artemis zu besänftigen und dadurch günstigen Wind für die Flotte zu erlangen, jetzt nicht halten wolle; er schilt ihn treulos, wankelmüthig, ja verrätherisch gegen ganz Hellas. Jener aber weiß sich gut zu vertheidigen, so daß Menelaus bald vollkommen davon überzeugt ist, daß wohl nie ein Vater seine Tochter zum Tode zu führen vermöge. So scheint der Streit schon beigelegt zu sein, als plötzlich Agamemnon erklärt, er wolle und müsse sein Gelübde erfüllen, und nun sein Bruder ihn auf alle Weise davon abzuhalten sucht. Vergeblich bemühen sich Klytämnestra, Iphigenie, Orest, den Worten des Menelaus mehr Nachdruck zu verleihen, und auch das Versprechen des Achilles, das er der Gattin des Agamemnon giebt, mit Waffengewalt ihr beizustehen, erweist sich als nutzlos, da sich seine Mannen offen gegen ihn empören. Da erklärt denn Iphigenie

Digitized by

selbst, daß sie für Hellas sterben wolle, und läßt sich zum Opfer hinausführen. Während dasselbe aber vollzogen werden sollte — so meldet nachher ein Bote —, da legte die Göttin plötzlich eine Hirschkuh an ihre Stelle.

Sogleich bei ihrem ersten Auftreten nimmt Iphigenie unsere volle Theilnahme in Anspruch. Die kindliche Liebe zu ihrem Vater und die Unschuld, mit der sie sowohl selbst alle ihre Gefühle der Wahrheit gemäß ausspricht als auch alles, was ihr gesagt wird, als untrüglich ansieht, treten sofort als die Grundzüge ihres Herzens zu Tage. Sie begrüßt ihren Vater mit stürmischen Worten, sie weiß sich seine Thränen, die er vergebens zurückzuhalten sucht, nicht zu deuten, und bittet ihn ängstlich um Aufklärung. Zwar entgeht es ihr nicht, daß er ihre Fragen nicht offen und frei beantwortet; indessen daß er ihr den wahren Grund seines Kummers verbergen, daß sie seinen Worten auch noch einen andern Sinn unterlegen könnte, als den, welchen sie ihnen in dem Augenblicke giebt, als sie sie hört, daran denkt sie nicht, das würde ihr unnatürlich erscheinen. Daher fleht sie ihren Vater nur an, nicht länger mehr die Angelegenheiten des Menelaus und den Krieg sich zu Herzen zu nehmen, sondern bei ihr zu bleiben und mit ihr in die Heimath zurückzukehren. Ja, als Jener kaum noch weiß, wie er ihr die Wahrheit verhüllen soll, und traurig zu ihr sagt:

„Bedauern muß ich dich, da du vernünftig sprichst",

antwortet sie ruhig:

„So will ich thöricht sein, wenn dir dies lieber ist."

Seine Andeutung aber darüber, daß er vor seiner Abfahrt noch ein Opfer darbringen müsse, an welchem sie auch theilhaben werde, scheint ihr von neuem ein Grund zur Freude zu sein; denn heiter fragt sie:

„Ich soll im Reigen dann wohl tanzen am Altar?"

Digitized by Google

Ihrem Herzen ist es ferner natürlich, daß es sich ganz jeder Fröhlichkeit hingiebt, zu welcher das Leben ihr Anlaß bietet. Sie liebt das Licht der Sonne, deren Anblick, wie sie sagt, stets für alle Menschen das Schönste sei; denn nur ein Thor würde sich nach dem Tode sehnen, da man selbst ein elendes Leben demselben vorziehen müßte. Wir verstehen daher auch vollkommen die Innigkeit ihrer Bitten, mit denen sie den Vater anfleht, sie zu schonen. Die Stimme eines Orpheus wünscht sie sich, um ihren Worten die gehörige Kraft verleihen zu können, und unter Thränen erinnert sie den Vater daran, wie er selber einst zu ihr gesagt habe, daß er sie glücklich an der Seite eines glücklichen Gatten zu sehen hoffe. Als sie aber erkennt, daß alle ihre Bitten umsonst sind, ruft sie verzweifelt aus:

„Wie elend bin ich! Zum Leide mir,
Zum Leide wurde mir Helena!
Ich muß nun sterben, es tödtet mich
Des gottlosen Vaters gottlose Hand!“

Jedoch die Tochter Agamemnons ist auch stark genug, ihr tiefbetrübtes Herz zu beruhigen; nachdem sie einmal in ihrem Schicksal den Willen der Götter erblickt hat, achtet sie nur auf die Stimme des Verstandes. Hörten wir zuerst, wie sie in lauten Jubel über das Wiedersehen mit ihrem Vater ausbrach, und dann, wie sie in Bitten, Klagen und Anschuldigungen ihrer Verzweiflung Ausdruck gab, so erscheint sie jetzt völlig umgewandelt. Hatte sie vorher ihren Vater gottlos genannt, so erklärt sie jetzt in ernster, ruhiger Sprache, daß er nicht anders handeln dürfe, als er gelobt, und bittet auch die Mutter dringend, deshalb keinen Haß auf ihn zu werfen, eine Bitte, welche dem der Sage kundigen Hörer um so bedeutungsvoller erscheinen muß, als er weiß, daß eben mit diesem Opfer der Tochter Klytämnestra später ihre grausige That, die Ermordung des Gatten, zu rechtfertigen sucht.

Digitized by Google

Iphigenie denkt jetzt nicht mehr an sich allein, als wären für sie die Schicksale des Menelaus und des griechischen Heeres von keiner Bedeutung, sondern sie beharrt auf ihrem Entschluß, für Hellas zu sterben. In diesem Sinne sagt sie daher zu Klytämnestra:

„Höre Mutter, wie ich denke, wenn die Sache ich erwäge!
Nur der Tod scheint mir das Rechte; darum will ich auch den Tod
Ruhmvoll dulden und vermeiden, was mir keine Ehre bringt.
Auf mich schauet ja ganz Hellas jetzt von allen Seiten hin,
Bei mir steht der Flotte Abfahrt, bei mir Trojas Untergang,
Und daß, — wollten je Barbaren Frauen wieder Böses thun —
Man sie hindert, daß der Ehe Glück in Griechenland sie stör'n.
Alles das werd' ich erreichen durch den Opfertod, und mein
Ist alsdann der edle Ruhm, daß Hellas ward durch mich befreit."

Ebenso erkennen wir ihre Begeisterung in den Worten:

„Opfert mich, zerstöret Troja! Dies wird mir ein Denkmal sein
Lange Zeit! Hier finde ich für Ehe, Kinder, Glück Ersatz.
Denn Hellenen, Mutter, müssen Herrscher der Barbaren sein,
Und nicht diese über Hellas. Sie sind Knechte, dies ist frei!

Auch die Abschiedsworte, welche sie jetzt an die Mutter, die sie umgebenden Mädchen, an das Licht der Sonne überhaupt richtet, zeigen einen ganz anderen Charakter als die früheren. Es sind keine Klagen, sondern Worte einer Heldin, welche in dem sicheren Bewußtsein, durch ihren Tod dem Vaterlande ein lang ersehntes Heil bereiten zu können, in ruhigem Tone die Anweisungen zu der Vorbereitung des Opfers giebt und in einfachen Ausdrücken allem, was ihr theuer gewesen ist, nun bei ihrem Scheiden ein herzliches Lebewohl zuruft.

Wir sehen also in der Iphigenie zarte Anmuth mit größter heroischer Kraft vereinigt. Beides erscheint uns durchaus natürlich; denn es ist dem Dichter gelungen, uns ebenso sehr mit dem fröhlichen, ungekünstelten Wesen der Jungfrau zu erfreuen und darum um so tieferes Mitleid mit ihr zu erregen — denn wir wissen, daß sie zum Tode bestimmt ist —, als uns

Digitized by Google

mit Bewunderung zu erfüllen über ihre Bereitwilligkeit zum Opfertode und über ihre Festigkeit, mit welcher sie bei dem einmal gefaßten Entschlusse beharrt. Das Drama aber, das besonders am Ende leider vielfach entstellt ist, gehört jedenfalls zu den besten des Euripides.

3. Iphigenie in Taurien.

Die Tochter Agamemnons war, als sie eben der Artemis in Aulis geopfert werden sollte, durch diese nach Taurien entführt worden, um ihr dort als Priesterin zu dienen. Lange schon hatte sie dieser Pflicht obgelegen, als sie plötzlich — und hiermit beginnt das Drama „Iphigenie in Taurien" — infolge eines Traumes, den sie nicht anders deuten kann, als daß ihr Bruder Orestes gestorben sei, von Angst erfüllt sich bereit macht, im Verein mit den Jungfrauen, die ihr Thoas, der König des Landes, zur Hülfe gegeben hat, diesem die Todesspenden zu weihen.

Alsbald aber führt uns der Dichter Orest und seinen treuen Freund Pylades vor, wie sie sich berathen, auf welche Weise sie wohl am ehesten den Auftrag des Apollo, das Bild seiner Schwester nach Griechenland zu bringen, erfüllen und somit den Orest für alle Zeit von den Furien befreien könnten, welche ihn immer noch zur Strafe für den Muttermord plagen. Beide Jünglinge aber werden gefangen genommen und vor Iphigenie geführt, welcher bereits ein Bote ihre Ankunft in Taurien gemeldet hatte. Sofort läßt ihnen die Priesterin die Fesseln abnehmen und vernimmt mit Freuden, daß der eine von ihnen aus Argos stamme. Zwar erfährt sie nun auch zugleich die traurigen Schicksale ihres Vaterhauses, doch schöpft sie neue Hoffnung, als sie hört, daß ihr Bruder noch am Leben sei. Nur einen von ihnen will sie opfern, den andern aber denkt sie nach Argos zu senden, daß er ihren Lieben dort einen

Digitized by Google

Brief von ihr überbringe. Nach einem edlen Wettstreit, wer sterben, und wer diesen Auftrag erfüllen soll, übernimmt endlich Pylades die Schrift. Iphigenie theilt ihm den Inhalt derselben mit, und nun erfolgt, als sie ihren Namen nennt, die Erkennung der Geschwister. Mit Freuden erklärt sie sich bereit, ihrem Bruder und seinem Freunde bei der Fortschaffung des Bildes behülflich zu sein. Es gelingt ihr, den König zu überlisten, die Statue auf das Schiff zu bringen und mit ihr und den beiden Fremden abzusegeln. Aber durch einen heftigen Sturm werden sie wieder an den Strand zurückgeworfen; der König erfährt von dem Anschlag der Priesterin, und schon will er mit Waffengewalt sich des Fahrzeuges bemächtigen, da erscheint Pallas Athene und beruhigt ihn mit der Erklärung, daß Orest, der Bruder Iphigeniens, auf das Geheiß des Apollo gekommen sei, um das Bild der Artemis nach Griechenland zu bringen.

Priesterin einer Göttin, welcher sie die unglücklichen, hierher verschlagenen Menschen zum Opfertode zu weihen bestimmt ist, lange Jahre von der Heimath entfernt, ohne jede Aussicht, daß einmal ihr dringendster Wunsch, ihre heißeste Sehnsucht, die Ihrigen wiederzusehen, erfüllt werde, tritt uns Iphigenie ernst und schwermüthig entgegen. Es ist ihr nicht gelungen, während der langen Zeit, die sie nun schon in Taurien verlebt hat, heimisch zu werden; ihr trauriges Amt, dem sie hier obliegen muß, dient auch nur dazu, ihr Geschick ihr um so härter erscheinen zu lassen, da sie sich nicht überzeugen kann, daß es wirklich von der Artemis eingesetzt sei. So klagt sie uns:

„Der Göttin Dienst kann ich als listigen Betrug
Nur tadeln. Denn wenn Jemand einen Mord begeht,
Die junge Mutter oder einen Todten nur
Berührt, den hält als unrein sie vom Altar fern;
Ihr selbst sind aber Menschenopfer eine Lust!
Unmöglich ist die Tochter Letos und des Zeus

So unvernünftig. Auch die Sage, glaub' ich, lügt,
Es habe Tantalus den Göttern einst ein Mahl
Bereitet und am Fleisch des Kindes sich erfreut.
Gewiß! Die Taurier schlachten selber Menschen gern
Und schreiben dann der Göttin solche Greuel zu.
Denn daß ein Gott je Böses thut, das glaub' ich nicht."

Dieser letzte Gedanke mag sie bisweilen über ihr schweres Los getröstet haben, aber ausgesöhnt ist sie mit demselben nicht. Gewiß nicht zum ersten Male wird sie der Ueberzeugung Ausdruck gegeben haben, daß von ihrer Geburt an der Fluch eines Gottes sie verfolge, wie sie es in dem ersten Wechselgesange mit dem Chore thut, welchem sie, vom tiefsten Schmerze erfüllt, alle die Güter nennt, die sie entbehren muß, wie Ehe, Kinder, Heimath, Freunde u. a. m. In dem Traumbild der vergangenen Nacht aber sieht sie nicht etwa nur einen Hinweis auf einen künftigen Schmerz, sondern die Darstellung eines bereits vollendeten Faktums, einen Anlaß zu neuen Thränen.

Wenn dagegen ein Strahl der Freude ihr Herz durchdringen soll, dann öffnet sie es ihm nur zögernd. Lange zweifelt sie, ehe sie vertrauensvoll ihr Glück in sich aufnimmt als Orest den ihm bestimmten Brief aus Pylades Händen vor ihren Augen empfängt, sie als seine Schwester anreden und in freudigem Entzücken umarmen will. Sie wehrt den Jungfrauen nicht, welche ihn zurückzuhalten suchen, und hat trotz aller seiner flehentlichen Bitten, sich nicht von ihm abzuwenden, nur Worte der Entrüstung. Erst, nachdem er ihr ganz untrügliche Beweise gegeben, daß er wirklich der Sohn des Agamemnon und der Klytämnestra sei — indem er z. B. von dem Gewebe zu ihr sprach, das sie einst angefertigt hatte und das den Streit des Atreus und Thyest darstellte, oder von der Lanze, mit welcher Pelops einst die Hippodamia in einem Wettkampf zu Pisa sich errungen — erst da giebt sie sich ganz der Wonne hin, ihren geliebten Bruder an ihr Herz drücken zu können.

Digitized by Google

Offenbar erkennen wir in diesen beiden Zügen ihres Charakters, ihrer Geneigtheit, das Schlimmste sogleich zu glauben, dem Frohen aber nur allmählich den Eingang in ihr Herz zu gestatten, deutliche Anzeichen, wie sehr ihr schweres Leid auf sie eingewirkt hat; indessen es hat doch nicht vermocht, sie den Schmerzen Anderer gegenüber unempfindlich zu machen oder ihr gar einen Haß gegen die Menschheit einzuflößen. Die Ausübung ihres Amtes wurde ihr stets nicht nur deshalb so schwer, weil sie, wie oben erwähnt, an der Einsetzung desselben durch die Göttin zweifelte, sondern auch, weil es ihr selber nahe ging, zu sehen, wie sie gezwungen war, sich stets den Bitten ihrer Opfer um Erbarmen zu verschließen. Sie sagt selbst:

„Unglücklich Herz, so oft ein Fremdling hier erschien,
Dann zeigtest du dich ruhig, voll Mitleids mit ihm;
Dem Stammverwandten bargest du die Thräne nicht,
Wenn einen Griechen du in deine Hand bekamst."

Zwar will sie in ihrem Schmerz über den Tod ihres Bruders jetzt sich dazu zwingen, auch den Hellenen gegenüber hart und strenge zu sein, und entschlossen fährt sie fort:

„Jetzt aber nach dem Traum, der mich erbittert hat,
Nach dem ich glauben muß, Orestes lebt nicht mehr,
Jetzt will ich gegen jeden Fremdling grausam sein;"

indessen, sobald die beiden Jünglinge vor sie geführt werden, sie also Gelegenheit erhält, diesen ihren Entschluß durch die That zu bekräftigen, da ist sie nicht im stande, darauf zu beharren, und wir sehen sofort, wie sehr derselbe ihrer eigentlichen Natur widersprach. Voll Theilnahme fragt sie vielmehr die beiden Fremden nach ihren Eltern, nach ihrer Schwester, die nun so edle Brüder verlieren müßte, nach ihrer Heimath, die sie niemals wiedersehen würden, und bricht dabei in so laute Klagen aus, daß Orest selber sie bittet, ihr Unglück nicht zu beweinen, da Thränen dasselbe nicht verhüten könnten, sondern es nur noch schlimmer erscheinen ließen. Sie versteht gar wohl den Schmerz,

den er darüber empfindet, daß er nicht von seiner geliebten Schwester bestattet werden würde, und verspricht ihm, weil er eben aus Argos stamme, alles für ihn zu thun, was sie nur vermöchte. Reichlich will sie sein Grab mit Blumen schmücken, seinen Leib mit Oel salben und Honig in die Flammen gießen, die denselben verzehren sollen; auch nach seinem Tode will sie darnach streben, ihm wie eine Schwester zu sein.

Das sind die Gedanken und Gefühle, welche uns Iphigenie in ihren Worten offenbart; wir fragen nun: Wie zeigt sie sich in ihrem Handeln? Erkennen wir in dem, was sie vollbringt, Besonnenheit und Ueberlegung oder Unbedachtsamkeit und Uebereilung? Die Antwort wird sich nach dem Bisherigen leicht ergeben. Nur langsam und erst, nachdem sie reiflich alle Einzelheiten erwogen und alle Hindernisse, die ihr etwa entgegenstehen könnten, berücksichtigt hat, geht sie an das Werk, das sie sich zu vollbringen vorgenommen hat.

Einen klaren Beleg hierfür giebt uns die Unterredung zwischen ihr, Orest und Pylades, als sie dem Letzteren den Brief übergeben will. Wohl ist sie über die unverhoffte Aussicht, daß das Schreiben die Ihrigen in Argos erreichen werde, hoch erfreut, aber bevor sie es aus der Hand giebt, fordert sie eine ausdrückliche, eidliche Versicherung von ihm, daß er alles thun wolle, was in seinen Kräften steht, um ihren Wunsch zu erfüllen. Einen triftigen Grund weiß sie für dieses Verlangen anzuführen mit den Worten:

„Denn hört! Derselbe Mann denkt anders in der Noth
Und anders, wenn er kühne That ersinnt.
D'rum fürcht' ich, daß, wer diesen Brief nach Argos jetzt
Will bringen, meinen Auftrag bald, wenn er dies Land
Verlassen hat, fortan nur achtet wie ein Nichts."

Sie macht ihn genau mit dem Inhalt des Schreibens bekannt, damit, falls es irgendwie verloren gehen sollte, Pylades mündlich ihre Worte den Freunden übermitteln könnte.

Digitized by Google

„So ist es besser; denn bewahrest Du die Schrift,
Dann meldet sie den Inhalt selbst, ist sie auch stumm.
Wenn aber in dem Meer' sie untergeht, doch Du
Dein Leben rettest, meldest Du, was sie enthält."

Besonders tritt es zu Tage, wie ruhig und verständig sie zu handeln versteht, als sie mit den beiden Jünglingen überlegt, wie man wohl am besten das Bild der Göttin auf das Schiff bringen könne. Die Vorschläge ihres Bruders, es mit List oder Gewalt zu wagen, muß sie zurückweisen, glaubt aber selbst einen Weg zur Erreichung ihres Zieles gefunden zu haben, welchen auch Orest sogleich einzuschlagen sich bereit erklärt, da er überzeugt davon ist, daß die Dienerinnen seiner Schwester sie nicht verrathen werden. Genau so, wie sie in dieser Unterredung angiebt, handelt Iphigenie auch nachher. Sie trägt selbst vor den Augen des Königs das Bild aus dem Tempel und spiegelt ihm vor, die beiden Fremdlinge hätten ihre Mutter ermordet, wären deshalb aus Argos vertrieben, hierher gekommen und hätten nun, noch ehe ihre Schuld von ihnen genommen wäre, mit unreiner Hand das Bild der Göttin berührt. Da hätte dasselbe sich von seinem Platze weggewendet und die Augen geschlossen, sie aber — die Priesterin — müßte es am Meeresstrande reinigen und zugleich auch die Fremden entsühnen, da sie sonst der Artemis nicht geopfert werden könnten. Mit großer Gewandtheit weiß sie alle Fragen des Thoas zu beantworten, so daß dieser auch nicht den geringsten Argwohn hegt, sie möchte ihn aus irgend einem Grunde überlisten.

Davor also schreckt, wie wir sehen, die Iphigenie in Taurien nicht zurück, in der Noth sich auch durch Betrug zu helfen. Es ist dies der einzige Zug in ihrem Charakter, der vielleicht einen Schatten auf sie werfen könnte; indessen ganz abgesehen davon, daß die griechische Ethik eine andere war als die unserige, das Gebot des Apollo, das Bild seiner Schwester nach Athen zu bringen, und die damit verbundene

Digitized by Google

Verheißung, daß Orest dann von den Furien befreit werden sollte, mußte sie dazu veranlassen, ihren Bruder und seinen Freund auf alle ihr nur mögliche Weise zu unterstützen, und mußte ihr leicht über alle Zweifel hinweghelfen, die sie etwa über die Anwendung dieses oder jenes Mittels im Einzelnen hegen mochte. Die Festigkeit und Standhaftigkeit des Charakters tritt uns hierbei natürlich nur in einem um so helleren Lichte entgegen, so daß dieser starre Heroismus fast abschreckend wirken müßte, wenn er eben nicht durch andere Seiten ihres Wesens gemildert würde. Es ist selbstverständlich, daß durch derartige Schwächen die Erhabenheit des Gesamtbildes der Person leidet; aber gerade hierdurch wird andererseits unsere Theilnahme für dieselbe bedeutend erhöht, weil wir nun sehen, daß der Dichter uns nicht eine rein unnatürliche Gestalt vor Augen führen wollte, sondern sich bestrebte, dieselbe auch dem Wesen des Menschen möglichst näher zu bringen.

Von großer Bedeutung ist es nun für uns, wenn wir die Art und Weise des Euripides zu charakterisiren richtig beurtheilen wollen, daß wir in den Darstellungen der Iphigenie in Aulis und derjenigen der Iphigenie in Taurien keine Züge finden, von denen man sagen könnte, daß sie sich einander widersprechen. Der starke Heldenmuth, mit dem die Erstere sich bereit erklärt, sich dem Willen des Schicksals zu beugen und für Hellas zu sterben, kehrt vielmehr auch in der Iphigenie in Taurien wieder, als diese mit der größten Schlagfertigkeit und Thatkraft sich bemüht, sich und die Ihrigen aus den sie bedrängenden Gefahren zu retten; und wie Iphigenie in Aulis wiederholt es ausspricht, daß es ihr keineswegs leicht werde, allen ihren Hoffnungen und Wünschen zu entsagen, so sehen wir auch bei dieser öfter zartere Regungen des Herzens sich geltend machen, wenn sie z. B. klagt, wie sehr sie unter der langen Trennung von der Heimath zu leiden habe, und besonders

Digitized by Google

wenn sie uns sagt, wie schwere Ueberwindung es sie koste, die Fremden der Göttin zu opfern, wie diese es wolle. Macht es uns also der Dichter schon durch Ausschluß jeden Widerspruches in den beiden Charakteren leicht, dieselben zu einem Bilde zu vereinigen, so werden wir durch so maßgebende Gleichheiten in denselben offenbar zu der Annahme gezwungen, daß er uns, so groß auch die Verschiedenheiten im Einzelnen sein mögen, in beiden Personen nur eine Iphigenie habe darstellen wollen, besonders da er beide ja zu Hauptpersonen des betreffenden Dramas gemacht und ihnen als solchen dasselbe Interesse zugewandt hat.

Nahe liegt es, ehe wir von dieser Frauengestalt des Euripides scheiden, auf Goethes „Iphigenie auf Tauris" hinzuweisen. Dieses Drama steht nun, wie man weiß, allerdings unendlich höher als jene griechische Tragödie, und wie alle Charaktere, so ist auch der der Heldin reiner und sittlicher geschildert. Sie vermochte es, — um nur einzelnes hervorzuheben — den Thoas trotz des Murrens seines Volkes dazu zu bewegen, daß die Opfer der Fremden seit ihrer Ankunft in Tauris eingestellt wurden; sie wußte nicht nur sich sein Vertrauen zu erwerben, sondern erregte auch heiße Liebe in seinem Herzen. Nur widerstrebend geht sie darauf ein, das Bild der Göttin zur Sühne an den Strand zu schaffen; ja, als Arkas mit ihr von der Verzögerung des Opfers spricht und von ihr verlangt, daß erst des Königs Erlaubniß eingeholt werde, da will sie geduldig warten, bis sie seinen Willen vernommen hat, obgleich sie einsieht, daß dann alle ihre Hoffnungen zu Grunde gehen müssen. Bald aber macht sie sich auch schon über diese Unwahrheit so bittere Vorwürfe, daß Pylades vergeblich sie zu beruhigen sucht; sie gesteht es dem Thoas offen, wer die beiden Fremdlinge seien, und verhehlt ihm nicht, daß sie gekommen wären, um das Bild der Diana nach Griechenland zu entführen. Durch ihre

Digitized by Google

sanften Worte gelingt es ihr einen Entscheidungskampf zwischen dem König und Orest zu verhindern; und nachdem der letztere dann dem Orakelspruch die Deutung gegeben, daß die heimzuführende Schwester nicht Diana, sondern Iphigenie sei, ist der Friede geschlossen, und gern giebt der König nach. Sie will endlich nicht im Unmuth von ihm scheiden und bittet ihn, ihr zum Pfand der alten Freundschaft die Rechte zu reichen; auch dies wird ihr gewährt, indem der König sie Alle mit einem freundlichen „Lebt wohl," entläßt.

Das ist eine so erhabene Lösung des Konfliktes, wie sie uns Euripides und seine Zeit noch nicht zu bieten vermochte; hier muß ein deus ex machina erscheinen und Thoas über Iphigeniens Betrug beruhigen.

4. Elektra.

Elektra, die Schwester der Iphigenie, war nach der grausamen Ermordung ihres Vaters durch die Mutter von der Letzteren aus dem Elternhause entfernt und wider ihren Willen einem einfachen Landmanne vermählt worden. Diesen läßt der Dichter zunächst im Prolog die früheren Schicksale seiner Heldin darlegen; bald aber tritt diese selber auf, und noch während des Gespräches beider Gatten erscheint plötzlich, von seinem Freunde Pylades begleitet, Orestes, welcher eben jetzt aus der Fremde zurückkehrt, um die Schandthat Klytämnestras blutig zu rächen. Seine Schwester erkennt ihn nicht und vermag es auch später nicht, jenem alten Pfleger, der ihn einst als Kind vor Aegisth gerettet hatte, Glauben zu schenken, als dieser ihr sagt, er habe sichere Zeichen am Grabe Agamemnons gefunden, welche darauf hindeuteten, daß Jener im Lande sei. Da kommt Orestes aus dem Hause, um den Greis zu begrüßen, wird von diesem sogleich an einer Narbe neben der Augenbraue erkannt und nun auch von seiner Schwester mit herzlicher Freude empfangen.

Digitized by Google

Sogleich berathet man gemeinsam, wie man am besten das große Werk der Sühne vollbringen könne, und zwar nehmen die Männer den Tod des Aegisthos auf sich, während Elektra Vorschläge zur Ermordung der Mutter macht. Dem Orest und Pylades gelingt nun die Ausführung ihres Planes vollständig, so daß sie mit Freuden in der Stadt aufgenommen und vor unseren Augen von Elektra mit Siegeskränzen geschmückt werden. Als Jener sich aber nun zum Muttermorde vorbereiten soll, wird er so zaghaft, daß seine Schwester ihm erst neuen Muth zusprechen muß, bis er endlich sich entschließt, das Schreckliche zu wagen und in das Haus zu gehen. Klytämnestra aber, welche inzwischen durch falsche Vorspiegelungen von der Tochter aus der Stadt zu ihr gelockt war, wird jetzt von ihr auch durch List und doppelsinnige Worte bewogen, die Schwelle zu überschreiten, und findet nun sofort den Tod durch die Hand ihrer eigenen Kinder. Die grauenvolle That erregt allgemeines Entsetzen, und auch die Geschwister fühlen bittere Reue, bis sie endlich durch die Dioskuren, welche plötzlich erscheinen, mit der Erklärung beruhigt werden, daß sie Beide nur nach dem Willen des Schicksals gehandelt hätten, und weitere Bestimmungen über ihr ferneres Leben empfangen. Zum Schluß sehen wir sie Beide herzlichen Abschied von einander nehmen, Orestes, um nach Athen zur Sühne seines Verbrechens zu gehen, Elektra, um mit Pylades, dem ihr Bruder sie zum Weibe geben soll, sich dem Lande der Phokier zuzuwenden.

Sogleich bei ihrem ersten Auftreten sehen wir die Sinne der Elektra so sehr von dem Schmerze über das Unglück ihres Hauses und ihrer Familie erfüllt, daß wahrlich kein anderer Gedanke in ihr Raum zu haben scheint. Zunächst ist es der furchtbare Tod des Vaters, den sie nicht verwinden kann; um seinetwillen erhebt sie laute Wehklagen zum Aether und ruft ihn bald auch selbst an, ihrer Gewohnheit gemäß, wie sie sagt,

Tag und Nacht ihrem Schmerze Ausdruck zu verleihen. Wie ein Schwan am Ufer des Flusses sein Klagelied ertönen lasse, um den geliebten Erzeuger zu rufen, der in den Wellen in den Schlingen des Netzes den Tod gefunden, so weine sie jetzt um ihren unglücklichen Vater, dem sein letztes Bad auch nur von seiner Gemahlin bereitet sei, ihm darin das Leben zu nehmen, ihm, der es doch gewiß verdient habe, mit herrlichen Siegeskränzen empfangen zu werden. Nicht minder hat sie ferner zu leiden, wenn sie an ihren Bruder denkt. Sie weiß ja nicht einmal, ob er überhaupt noch am Leben ist, und unter Thränen fragt sie: „Wo, in welcher Stadt, in welchem Hause weilest du, Unglücklicher, der du deine arme Schwester nur in der Heimath zurückgelassen hast, damit sie bei dem Verhängniß des Vaters gegenwärtig sei?“ Zu diesem zwiefachen Elend kommt endlich das ihrer eigenen Person, dasjenige, welches sie selber betroffen. Nicht nur empfindet sie es lebhaft, daß sie wider ihren Willen vermählt, und zwar einem Manne gegeben ist, der ihr nicht etwa an Rang gleichstehe, sondern in des Berges Schluchten durch seiner Hände Arbeit sich ernähren müsse, sondern auch vor allem drückt sie das Gefühl der Machtlosigkeit gegenüber der Klytämnestra und dem Aegisth stets von neuem hernieder. Tritt aber andererseits die Möglichkeit an sie heran, von diesem ihrem Kummer einmal zu lassen und an der Freude der Fröhlichen theilzunehmen, so weist sie sie entschieden zurück. Als die Jungfrauen des Chores sie auffordern, sich mit den übrigen Argiverinnen zu einem Festzuge zu Ehren der Hera zu rüsten, antwortet sie, daß ihr Sinn nicht nach Glanz und goldenem Zierrath stehe oder nach Tanz sich sehne; Thränen und immer nur Thränen ziemten sich für sie, welche ja auch durch äußere Zeichen — das ungepflegte Haar und das vernachlässigte Gewand — Jedem ihr schreckliches Leid andeute. Alle Einwendungen der Bittenden, sowie selbst die Mahnung, zu bedenken, daß man

Digitized by Google

mit Wehklagen den Göttern keine Ehrfurcht erweise und nur durch innige Gebete sich ein besseres Los erbitten könne, vermögen nicht sie umzustimmen.

Indessen, so verzweifelt uns demnach Elektra auch erscheinen muß, sie ist in allem ihrem Elend doch keineswegs hartherzig und ungerecht geworden. Wir hören nie einen Ausdruck des Trotzes gegen die Himmlischen, vielmehr ist sie eifrig bemüht, ihr Unglück würdig zu tragen, indem sie sich bestrebt, sich das Vertrauen auf die Hülfe der Götter zu bewahren, auch für das Gute, das ihr etwa noch zu theil werden möge, empfänglich und dankbar zu bleiben und nach besten Kräften die Pflichten ihres jetzigen Lebens zu erfüllen. So traurig sie sich daher auch das Dasein ihres Bruders ausmalt, welcher heimathlos in einem fremden Lande umherirren oder vielleicht gar als Sklave dienen müsse, so will sie doch weit lieber glauben, Jener weile noch unter den Lebenden, als annehmen, er zähle schon zu den Todten; innig fleht sie Zeus an, Orest möge kommen und sie erlösen. Freudig erkennt sie es ferner an, daß ihr Ehegemahl ein so durchaus rechtschaffener Mann sei. Nicht nur sagt sie zu ihm selber:

„Fürwahr, wie Götter bist du lieb geworden mir,
Denn nie in meinem Elend hast du mich geschmäht;
Ein großer Segen aber ist's, wenn in der Noth
Der Mensch den Helfer findet, so wie ich in dir",

sondern auch dem Orest erzählt sie, noch ehe sie weiß, mit wem sie spricht, daß ihr Gatte zwar arm, aber stets rücksichtsvoll gegen sie sei. Wahre Befriedigung endlich gewährt es ihr, selber thätig zu sein. Schaffend sehen wir sie sogleich bei ihrem ersten Auftreten vor uns, mit dem Wasserkrug auf dem Haupt; und daß sie auch gern arbeitet, erfahren wir, als sie im Anschluß an jene eben citirten Verse mit den Worten fortfährt:

„Es ist mir Pflicht, freiwillig und nach bester Kraft,
Daß sie dir leichter werd', des Lebens Müh' und Last

Mit dir zu theilen und zu tragen; denn dir bringt
Das Feld Arbeit genug, ich muß das Haus bestell'n.
Sieht's bei der Heimkehr doch der Landmann stets so gern,
Wenn in der Wohnung alles gut bereitet ist."

Bereits hierin, in ihrem Streben, sich willig der Macht des Schicksals zu fügen, erkennen wir eine gar wichtige Seite in dem Wesen der Elektra, ihre große Besonnenheit; und gerade diese, welche sie sowohl im Leiden als im Handeln bewährt, hat der Dichter zu einem Hauptzuge ihres Charakters gemacht.

Zwar ist es ihr eine aufrichtige Freude zu hören, daß Orest noch lebe, und herzlich dankt sie dem Ueberbringer einer so süßen Botschaft, aber keineswegs läßt sie sich durch dieselbe zu einem übereilten, unvernünftigen Handeln verleiten. Sie will vorsichtig sein und bleiben und vermag es lange nicht zu glauben, daß ihr Bruder im Lande sei. Die Aufforderung des alten Pflegers, sich durch Augenschein davon zu überzeugen, daß ihr eigenes Haar dieselbe Farbe habe wie die Locke des Fremden, welche er vom Grabe Agamemnons mitgebracht habe — denn sie wisse ja, daß bei den Kindern desselben Vaters sich viele Aehnlichkeiten des Körpers zeigen und man auch aus diesem Umstand weitere Schlüsse ziehen könne —, weist sie mit Entrüstung zurück, indem sie ihm erwidert, er rede wahrlich nicht, wie es sich für einen vernünftigen Mann zieme. Auch was der Greis sonst vorbringt, ihr seine Ansicht wahrscheinlich zu machen, überzeugt sie nur um so mehr von der Richtigkeit der eigenen Meinung, so daß, als Jener mit Hinweis auf Orest zu ihr sagt:

„O Kind, hier siehst du den, der dir am liebsten ist"

sie nur die Antwort für ihn hat;

„Schon lange fürchte ich, du bist nicht bei Verstand."

Erst als sie den Bruder an der Narbe neben der Augenbraue erkennt, fühlt sie sich sicher und giebt sich nun auch der Freude hin.

Digitized by Google

Neben dieser Besonnenheit aber zeigt Elektra auch eine durchaus heroische Willenskraft, die zwar während ihres Leidens weniger hervortrat, nun aber mit dem Augenblicke sich geltend macht, als es sich darum handelt, die ersten Schritte zu dem großen Werke der Rache und der Sühnung zu thun. Ruhig läßt sie die Männer sich über die Ermordung des Aegisth berathen; als Jene aber über den Tod der Klytämnestra sprechen wollen, erklärt sie mit der größten Entschiedenheit:

„Zum Tod der Mutter werde ich mich rüsten jetzt."

Dabei ist sie sich vollkommen der Gefahren bewußt, welche ihr drohen, und keineswegs vergißt sie, auch an das Mißlingen ihrer Pläne zu denken; indessen sie schreckt vor nichts zurück, auch vor dem Aeußersten nicht, dem Tod durch eigene Hand, welcher ihr, wie sie sich klar macht, im Falle, daß ihr Bruder im Kampf mit Aegisth unterliegen sollte, unweigerlich bevorstehen würde.

„Denn solltest du besiegt den Fall des Todes thun,
So sterb' auch ich; glaub' nicht, ich würde leben dann"

sagt sie zu Orest, während sie an den Chor die Worte richtet:

„Doch ihr, ihr Frauen, gebt genaue Nachricht mir
Von diesem Kampfe durch Geschrei; ich aber will
Mich schützen durch ein Schwert, das in der Hand ich trag'.
Denn nie werd' ich — auch überwunden — mich dem Feind
Darbieten, nur zu dienen seinem Uebermuth."

Mit einer gewissen Leidenschaft drängt sie ferner dazu, daß alle ihre Vorschläge und Anweisungen, welche sie dem Greise gegeben, möglichst bald berücksichtigt werden; noch mehr aber tritt ihr Heroismus hervor, als ihre eigene Aufgabe, die sie sich selber gestellt, vollführt werden soll. Orest wird durch den Anblick der Mutter zaghaft, Elektra muß ihm erst wieder Muth zusprechen; die Andeutungen der Klytämnestra darüber, daß ein jedes Kind seiner Mutter nur Liebe entgegenbringen müsse, machen keinen Eindruck auf sie — wir wissen, daß sie

Digitized by Google

mit der größten Standhaftigkeit die einmal geplante, grauenvolle That vollbringt.

Einen ganz anderen Eindruck aber empfangen wir von dem Charakter der Heldin, wie er sich nach jenem Morde darstellt; ihr Sinn ist wie umgewandelt. Von der früheren Ruhe und Besonnenheit, sowie von ihrer Kraft und Willensstärke ist jetzt nichts mehr zu sehen, wir hören nur Ausdrücke des heftigsten Schmerzes und der aufrichtigsten Reue und Selbstanklage aus ihrem Munde. Nirgends, klagt sie, könne sie sich an irgend einer Freude betheiligen und niemals werde sie einen Ehebund schließen. Den Bruder aber, welcher jetzt auch die That bereut, will sie von jeglicher Schuld freisprechen, da sie selbst ihn ja dazu überredet und sie mit ihm zusammen nach dem Schwert gegriffen habe. Selbst die Dioskuren vermögen nicht sie zu beruhigen, und nicht mit stolzem Siegesbewußtsein, wie wir nach allem Vorhergehenden erwarten mußten, sondern nur unter Thränen verläßt sie nachher die Stadt. Ebenso plötzlich, wie dieser Umschlag ihrer Gesinnung ist, ist er auch anhaltend; denn ebensowenig, wie uns etwas von einem Uebergange von der einen zu der anderen mitgetheilt wird, hören wir davon, daß einmal das Bewußtsein der früheren Stärke wieder hervorbreche, geschweige denn, daß wir von einem Wettstreite beider Gefühle etwas vernähmen. Die That war eben zu gewaltig, um nicht den denkbar größten Einfluß auf den Vollbringer auszuüben; und nicht mit Unrecht hat der Dichter diesen Eindruck in der angegebenen Weise in dem Wesen seiner Heldin dargestellt, wenn anders er nicht alle Menschlichkeit demselben nehmen wollte.

Dies sind die Züge, welche uns die Tragödie, wie sie jetzt vor uns liegt, zur Zeichnung des Charakters der Elektra bietet; sie geben uns ein durchaus ansprechendes Bild, aber ob es wirklich demjenigen entspricht, welches der Dichter selbst hat

Digitized by Google

darstellen wollen, ist infolge der traurigen Ueberlieferung des Textes für uns unmöglich geworden mit Sicherheit zu behaupten. Unter den vielen Interpolationen, durch welche das Drama gelitten hat, mag manch ein Vers sein, den wir jetzt als charakteristisch für die Heldin ansehen müssen, sowie andererseits auch manch ein Wort ausgefallen oder verderbt sein wird, welches uns die Sinnesart derselben noch genauer detaillirt hatte. — —

Zwar nicht die Hauptperson, aber immer von bedeutendem Einfluß auf den Gang der Handlung ist Elektra in der Tragödie „Orestes", und so möchte ich denn auch diese zur näheren Darstellung des Charakters heranziehen. Der Inhalt derselben ist — kurz angedeutet — folgender: Mit einer gewissen Freundlichkeit begrüßt Elektra die Helena, deren Bitte, Grabesspenden zum Hügel der Mutter zu bringen, sie zwar abschlägt, welcher sie aber dadurch entgegenkommt, daß sie ihr vorschlägt, die Hermione dorthin zu senden. Während sie darauf sich eifrig der Pflege ihres kranken Bruders hingiebt, welcher stets nur auf kurze Zeit von den Erinnyen verschont wird, erscheint Menelaus und wird sofort von Orest um Hülfe gebeten, welcher von seinem Großvater Tyndareus des Muttermordes angeklagt war. Da der König aber seinen Beistand verweigert, werden beide Geschwister zum Tode verurtheilt. Um sich zu rächen, beschließt Orest, die Helena zu tödten, während Elektra ihn zu überzeugen weiß, daß auch Hermione sterben müsse, falls Menelaus ihm noch einmal ein Leid zufügen wolle. Helena wird jedoch von Apollo gerettet, und auch ihre Tochter bleibt am Leben; letztere wird sogar mit Orest vermählt, während Elektra mit Pylades eine Ehe schließt.

Aehnlich wie in der Elektra sehen wir auch hier die Heldin vom schrecklichsten Leide umfangen. Zunächst empfindet sie die tiefste Reue über den Muttermord, und furchtbare Verzweiflung

Digitized by Google

erfaßt sie bei dem Gedanken an das Leben, welches ihr nach demselben nun bevorstehe. Vergeblich sucht der Chor sie zu trösten, vielmehr klagt sie unablässig, daß sie sich zu den Todten zählen müsse; denn, wenn sie auch die Mutter ermordet habe, so habe diese doch in demselben Augenblick auch ihr selbst gleichsam das Leben genommen, da sie ja nun stets so verlassen sein werde, daß ihr Dasein nicht anders sein könne als der Tod. Inniges Mitleid erweckt ferner das entsetzliche Leiden des Bruders in ihrem Herzen, so daß sie kaum noch den Anblick desselben zu ertragen vermag. Orest selber muß sie bitten, von ihrem fortwährenden Jammern abzulassen und nicht die Pflege zu vergessen, welche sie sich selber zur Erhaltung ihres Lebens schuldig sei. Indessen trotz all' dieses Elends, das sie bedrückt, hat Elektra auch hier keineswegs die Kraft und den Willen, zu arbeiten und thätig zu sein, eingebüßt. Ihre Pflicht für den kranken Bruder zu sorgen erfüllt sie mit der größten Ausdauer, und gerade hiervon giebt uns der Dichter ein recht anschauliches Bild. Aengstlich ist sie bemüht zu verhindern, daß der Leidende im Schlafe gestört werde; als er aber erwacht ist, sucht sie ihm auf alle mögliche Weise das Lager angenehm zu machen, und als er dann wieder in den Wahnsinn zurückfällt, strengt sie alle ihre Kräfte an, um ihn vor dem unseligen Sprunge zu bewahren, den er eben aus dem Bette zu thun sich anschickt.

Auch die Ruhe und Besonnenheit der Elektra, von welcher wir vorher gesprochen haben, sehen wir im Drama Orestes wiederkehren. Sie ist es, von welcher der Vorschlag kommt, Orest möge sich der Hermione bemächtigen und dem Menelaus mit ihrem Tode drohen, wenn er feindlich sich erweisen sollte, und zwar sind alle Einzelheiten zur Ausführung ihres Planes so genau erwogen, daß ihr Bruder, als sie ihm dieselben darlegt, bewundernd zu ihr sagt:

„Ich weiß, daß in dem Herzen dir die Weisheit wohnt."
(558)

Digitized by Google

Einen Gegensatz aber zu ihrem früheren Wesen müssen wir darin erblicken, daß es ihr hier, als Hermione getödtet werden soll, trotz aller von ihr getroffenen Vorsichtsmaßregeln nicht gelingen will, den Muth wiederzugewinnen, mit dem wir sie einst an die Vollführung des Muttermordes gehen sahen. Mehrfach vernehmen wir Aeußerungen der Zaghaftigkeit von ihr, ihre Angst wird sogar soweit gesteigert, daß, als sie am Thor Lärm hört, sie sich vollständig verloren giebt in der Furcht, es möchte ein Argiver kommen und ihr das Leben nehmen, noch ehe es ihrem Bruder gelungen wäre die Helena zu ermorden. Erst als in den Weherufen der Letzteren sich ihr deutliche Anzeichen bieten, daß die That vollbracht sei, kehrt ihr das Vertrauen zurück, und freudig sagt sie zu dem Chor:

„Ihr lieben Frauen, mitten in den Tod geht jetzt
Hermione; kein Laut sei nun von uns zu hör'n.
Sich in dem Netze zu verstricken kommt sie her,
Ein edler Fang, wenn sie zu fangen es gelingt."

Mochte nun auch der Dichter bereits aus dem Grunde dazu bewogen worden sein, den Heroismus der Elektra nicht allzusehr hervorzuheben, um nicht den Muth ihres Bruders, der Hauptperson der Tragödie, irgendwie in Schatten zu stellen, so war doch eine solche Darstellung des Charakters jedenfalls eine sehr glücklich gewählte. Dieses Schwanken ihrer Gesinnungen während der Ausübung der That bildet ferner den einzigen Unterschied beider Elektren, so daß, wenn wir alle Einzelheiten zusammenfassen, wir auch hier leicht erkennen, wie sehr der Dichter sich bestrebte bei dem einmal gegebenen Bilde der Heldin auch in dem späteren Drama zu bleiben.

5. Andromache.

Andromache, die unglückliche Gemahlin Hektors, hatte nach Trojas Zerstörung als Sklavin des Neoptolemus von der eifersüchtigen Hermione, der Tochter des Menelaus, fortwährend

Digitized by Google

Nachstellungen zu erleiden und war deshalb in den Tempel der Thetis geflohen. Schon hatte sie hier ein Asyl gefunden, da meldet ihr die Dienerin eine neue schmerzliche Kunde, gegen welche sie sich nicht zu schützen weiß, den Befehl des Menelaus, ihren und des Neoptolemus Sohn Molossus zu tödten. Auch erscheint alsbald Hermione selbst und spricht ihren festen Entschluß aus, die Andromache zu beseitigen. Beide Frauen gerathen in einen heftigen Streit miteinander, indem jede — die eine auf ihr Recht, die andere auf ihre Macht gestützt — sich eifrig bemüht, ihre Ansprüche zu vertheidigen. Vergeblich aber sucht Hermione ihre Feindin aus dem Tempel zu locken; das gelingt erst dem Menelaus, als er ihr androht, daß Molossus sterben müsse, wenn sie den Altar nicht verlassen wolle. Als sie ihm aber gefolgt ist, verkündet er ihr, daß über das Leben ihres Sohnes seine Tochter entscheiden solle; ihm liege zunächst nur an ihrem Tode. Schon will er seinen Vorsatz ausführen, als plötzlich der alte Peleus auftritt und ihn entrüstet davon zurückhält. Hermione fürchtet infolgedessen zwar schwere Rache von ihrem Gemahl — kaum hatten die Dienerinnen sie vom Selbstmorde zurückhalten können —, aber auch ihr kommt plötzlich Hülfe. Orestes, dem sie alle ihre Anschläge gegen Andromache gesteht, verspricht ihr, mit ihr zu fliehen und dem Neoptolemus sein Unrecht zu vergelten. Bald meldet auch ein Bote dem alten Peleus, welch' ein schreckliches Ende seinem Enkel in Delphi bereitet sei. Erst Thetis vermag die Klagen des von Schmerz ganz erschütterten Greises zu stillen und ihn mit der Verheißung zu beruhigen, daß er in dem Palast des Nereus seinen Sohn wiederfinden und ewige Zeit dort mit ihm leben solle. Andromache aber, so verkündet die Göttin, soll im Molosserlande eine neue Heimath finden und dort die Gemahlin des Sehers Helenos werden.

Als eine unglückliche, durch die Erfahrungen ihres Lebens

Digitized by Google

tief gedemüthigte Frau, welche noch immer vergebens danach strebt, sich mit ruhiger Fassung in ihr Schicksal zu finden, sehen wir die Andromache vor uns, aber auch als eine Frau, deren innere Kraft noch nicht gebrochen ist, welche jede falsche Beschuldigung ihrer Feindin mit Entrüstung zurückweist und es wohl versteht, dieser ihr Unrecht vor Augen zu führen. Von der Höhe ihres einstigen Glückes hinabgestürzt, klagt sie laut über die schweren Verluste, die sie betroffen haben, und besonders über ihr jetziges Unglück, daß sie eben gezwungen ist, als Sklavin der Hermione zu leben. Sie ruft aus:

„Ach, ich elendes Weib! was frommt mir das Licht noch zu schauen,
Die ich Hermione dien', welche so grausam mich quält,
Daß ich das Standbild der Göttin, in innigem Flehen umfassend
Schmelze dahin, wie der Quell, welcher dem Felsen entspringt?"

Namenlos ist ihr Schmerz, als sie erfährt, daß Menelaus ihren kleinen Sohn tödten will, und alle ihre Kraft fühlt sie dahinschwinden, als ihr Kind in ihren Armen Schutz gegen die Mörder zu suchen strebt. Um so mehr sehnt sie sich jetzt nach ihrem in der Schlacht gefallenen Gemahl, dessen Arm sie sicher aller Noth überhoben hätte; da sie aber jeglicher Macht beraubt ist, will sie sogar zu Bitten ihre Zuflucht nehmen, um nichts unversucht zu lassen, wodurch sie dem Knaben vielleicht das Leben erhalten könnte.

Indessen, Andromache ist nicht etwa nur ein verzweifeltes Weib, welches den einzigen Trost für sich in Thränen und Klagen findet, welches mit dem Geschick hadert und nicht sich seinem Willen fügen mag, sondern sie weiß sich auch gut zu vertheidigen, sobald sie angegriffen wird.

Im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit fordert sie ihre Feindin auf ihre Anklagen zu begründen, und hält ihr die Nichtigkeit derselben vor, indem sie die einzelnen Punkte, die Jene vielleicht nennen könnte, vorwegnimmt und widerlegt. Eifrig

Digitized by Google

ist sie dabei bemüht, ihre Ruhe und Besonnenheit zu bewahren, fortwährend sucht sie Hermione zu besänftigen, indem sie ihr anräth, von ihrer Eifersucht zu lassen und den Grund dafür, daß ihr Gemahl so unfreundlich gegen sie sei, in sich selbst und nicht in Anderen zu suchen. Sie giebt ihr zu bedenken:

„Die Schönheit nicht, o Weib,
Die Tugend ist es, die der Männer Herz erfreut",

und ermahnt sie mit den Worten:

„Es muß das Weib auch eines bösen Mannes stets
Zufrieden sein, nicht etwa stolzen Sinn's wie er."

Die Schmähungen der Feindin aber hört sie lange Zeit geduldig an, und selbst, als Jene droht, den Tempel niederzubrennen, wenn sie ihn nicht verlassen wolle, anwortet sie ruhig:

„Nun wohl denn! Doch die Götter sehen deine That!"

und warnt sie vor der Rache der Thetis, deren Altar sie durch ihren Mord mit Blut beflecken würde.

Ebenso tritt sie dem Menelaus gegenüber und sucht ihm zu beweisen, wie thöricht sie handeln würde, wenn sie seiner Tochter zu schaden versuchte; ja, sie erbietet sich zu jeder Sühne bereit, falls er sie irgend einer Schuld überführen könnte. Zwar vermag sie sich hier nicht mehr so zu beherrschen, wie vorher. Sie zeigt ihm offen ihre Verachtung, die sie gegen ihn fühlt, weil er um eines Weiberstreites willen Troja zerstört habe, und wirft ihm besonders den schändlichen Betrug vor, mit dem er sie aus dem Tempel gelockt habe, indem sie ihn elender Verworfenheit und Treulosigkeit beschuldigt, Laster, die ihm allerdings mit allen seinen Mitbürgern gemein seien, von denen jeder Einzelne im Privatleben wie in der Verwaltung des Staates nur die krummen Wege gehe und überall anders rede, als er denke. Jedoch selbst in dieser Scene sehen wir bald wieder die Ruhe und Besonnenheit der aufgeregten Frau zurückkehren; ganz anders erscheinen uns die Worte, mit denen sie

Digitized by Google

sich dem Menelaus zum Tode ausliefert, und die sie ihm warnend zuruft:

„Wenn ich im Elend bin,
Sei du nicht stolz! Auch dir könnt es wie mir ergeh'n." — —

Nicht gerade zu den Meisterwerken des Euripides darf man dieses Drama zählen, das reich ist an Zufälligkeiten, an innerem Zusammenhang aber großen Mangel leidet. Es ist zu bedauern, daß Andromache so wenig auftritt und schon in der Mitte des Stückes ganz von der Bühne verschwindet. Jene Scenen aber, welche uns die Heldinnen vorführen, haben jedenfalls auch ihren eigenthümlichen Reiz, indem sie uns in ihrem Wesen ein wirksames Gegenstück zu dem unsteten und eifersüchtigen Charakter der Hermione bieten.

6. Hekuba.

Priamus hatte einst, als die Gefahr für Troja dringender wurde, seinen jüngsten Sohn Polydorus mit vielen Schätzen zu seinem Gastfreunde Polymestor nach Thrakien gesandt. Dieser aber hatte, nach dem Golde lüstern, den Jüngling schmählich getödtet und ihn nicht einmal eines Grabmals gewürdigt. Infolgedessen erscheint nun sein Schatten — und hiermit beginnt das Drama — im Lager der Griechen, um von seiner gefangenen Mutter Hekuba ein solches sich zu erbitten und uns den Beschluß der hellenischen Heerführer mitzutheilen, daß seine Schwester Polyxena dem Achilles geopfert werden solle. Vergebens fleht alsbald die Greisin den Odysseus an, ihr die Tochter zu lassen; er führt sie unbarmherzig fort, und nicht lange darauf berichtet Talthybius, der Bote Agamemnons, der weinenden Mutter von dem Verlauf des Opfers. Schon will sie ihm folgen und der Todten das Grabmal bereiten, da wird sie auf einen Leichnam hingewiesen, den das Meer soeben an den Strand gespült hat, und in welchem sie schaudernd den Körper des Polydorus erkennt. Sie plant jetzt nur Rache an

Digitized by Google

dem Frevler und bereitet auch sofort die Ausführung derselben vor, da sie von Agamemnon das Versprechen erlangt hat, daß er ihr freie Hand lassen wolle. Bald triumphirt sie denn auch über Polymestor. Sie hat ihn geblendet und alle seine Kinder mit Hülfe der anderen Frauen getödtet. Zwar kann sie es zuerst lange nicht über sich gewinnen, ihr unglückliches Opfer anzuschauen, doch tritt sie sofort hinzu, als jener sich vor Agamemnon rechtfertigen will, und warnt diesen, dem Thraker zu glauben. Daß sie in ihrer Rache zu weit gegangen ist, bekennt sie offen; aber es kümmert sie nicht viel, als ihr Polymestor die Weissagung des Dionysos verkündet, sie werde in eine Hündin verwandelt und ihr Grabmal einst Kynossema* genannt werden.

Von dem Kummer, den ihr der lange Krieg, die Zerstörung Trojas, der Verlust der Freiheit, der Tod fast aller ihrer Söhne gebracht haben, und von der Last des Alters schwer gebeugt, scheint die Hekuba jegliche Willenskraft verloren zu haben. Ja, in dem ganzen ersten Theile des Dramas, dessen Gegenstand das Opfer der Polyxena bildet, greift sie fast garnicht in die Handlung ein; fortwährend hören wir sie über ihr hartes Geschick klagen, wir sehen, wie sie jeden Trost zurückweist und vernehmen von Mitleid ergriffen ihre verzweifelten Worte:

„Schon vor dem Tod hat mir mein Leid den Tod gebracht.“

Nur zweimal weiß sie sich zu beherrschen und ihre Thränen zurückzudrängen, einmal, wie sie den Odysseus anfleht, ihr doch die Tochter zu retten, und dann, wie ihr Talthybius von dem edlen Tode derselben berichtet. In der letzteren Scene erfahren wir, wie eifrig die Alte auch in der Gefangenschaft bestrebt ist, die Gesetze der Ehre und der Wohlanständigkeit erfüllt zu sehen. Die Meldung des Boten, daß Polyxena selbst im Tode durch

* D. i. Grab der Hündin. So hieß eine Landzunge des thrakischen Chersones.

Digitized by Google

ein so edles Betragen sich ausgezeichnet habe, rafft sie völlig aus ihrem Schmerz über den Verlust ihrer Tochter empor und veranlaßt sie, allen Achäern ihre Freude darüber auszusprechen. Auch bittet sie den Talthybius inständigst, daß er die Heerführer veranlassen möchte dafür zu sorgen, daß Niemand den Leichnam der Jungfrau berühre; denn immer meint sie, müsse man bei einem so gewaltigen Heere das zügellose Volk im Lager und die rohen Schiffer fürchten, welche sich vor keinem Herrscher beugten und darum schlimmer seien als des Feuers Macht.

Von besonderer Bedeutung für uns ist sodann die Unterredung der Hekuba mit Odysseus. Gleich als hätte sie seine Mahnung:

„Im Unglück auch muß man vernünftig sein“

jetzt besonders sich zu Herzen genommen, bringt sie ihm durch schlaue Fragen die einzelnen Momente seines ehemaligen Aufenthaltes in Troja wieder in das Gedächtniß, so daß er selber es nun ausspricht, in wie großer Gefahr er geschwebt habe, da Helena ihn erkannt und als Späher an sie verrathen hätte, und er bekennt es offen, daß er ihr allein seine Rettung zu verdanken habe. Hekuba aber erwiedert auf alle diese Geständnisse höhnend:

„Du schämst dich also nicht, mir solches anzuthun? —
Du, dem ich, wie du selbst mir sagst, nur Gutes that,
Lohnst nicht mit Gutem, immer nur mit Bösem mir!
Ach, alle seid ihr undankbar, die Ihr die Gunst
Des Volk's erstrebt; wär't ihr mir alle doch bekannt,
Die ihr dem Freund zu schaden kein Bedenken tragt,
Der Menge aber nur sagt, was sie hören will!“

Sie beweist ihm unwiderleglich, mit wie großem Unrecht die Hellenen gerade ihre Tochter zum Opfer bestimmten, da diese auch nicht die geringste Schuld gegen Achilles gut zu machen hätte; Helena allein könnten sie dazu ausersehen, wenn sie gerecht sein wollten. Erst nachdem sie gesehen, daß sie den

Digitized by Google

Standpunkt ihres Rechtes umsonst sich innezuhalten bemüht, nimmt sie zu Bitten und Flehen ihre Zuflucht und beschwört den erbarmungslosen Mann, ihr nicht die letzte Stütze ihres Alters zu rauben; ja zuletzt versucht sie es noch, ihn durch Schmeicheln für sich zu gewinnen.

Schon in dieser Scene haben wir Gelegenheit kennen zu lernen, wie eifrig sie darnach trachtet, ihre Worte recht künstlich zu stellen, noch mehr aber wird uns dies in einigen Scenen des zweiten Theiles unseres Dramas vor Augen geführt, in jenem Auftritt nämlich, in welchem sie den Agamemnon selbst um Hülfe bei der Ausführung ihres Planes bittet, und dann in dem Gespräch mit dem Mörder ihres Sohnes, als sie ihn bewegen will, ihr in ihr Zelt zu folgen.

Den Agamemnon sucht sie unter Thränen davon zu überzeugen, daß es auch durchaus in seinem Interesse liege, daß eine so große Treulosigkeit, wie die des Polymestor, nicht ungestraft bleibe; würde sie nicht geahndet, dann würde gar bald jede Gleichheit und Gerechtigkeit auf Erden, jede Scheu der Menschen vor den Göttern aufhören. Ihn aber kenne sie als einen edlen Mann, und darum wolle sie ihm auch zu bedenken geben, daß es jedes ehrenhaften Mannes Pflicht sei, überall und stets dem Rechten zu dienen, das Böse aber zu unterdrücken.

Was ferner ihr Gespräch mit dem thrakischen Könige anbetrifft, so müssen wir hier hauptsächlich betonen, wie ganz anders uns die Heldin überhaupt erscheint als bisher. Hatten wir ihr bis dahin aus Mitleid mit ihrem mannigfachen Unglück in der Unterredung mit Odysseus Heil und Erfolg gewünscht, und ihren an Talthybius gerichteten Worten nicht minder zugestimmt, als denjenigen, mit welchen sie Agamemnon um Hülfe bat, weil wir eben von ihrer Aufrichtigkeit und der Gerechtigkeit ihrer Ansprüche völlig überzeugt waren, so hören wir jetzt mit

Digitized by Google

Schaudern, mit welchen schönen, gleißnerischen Wendungen sie ihren Feind in sein Verderben lockt. Unter dem Vorgeben, daß sie von dem Tode ihres Sohnes nichts wisse, bittet sie ihn flehentlich, recht treu für ihn zu sorgen; sie spiegelt ihm vor, daß sie ihm noch reiche Goldmassen zu zeigen hätte, und weiß ihn zu bewegen, auch seine Söhne mit in das Zelt zu bringen, damit auch diese von den Schätzen wüßten, falls der Vater vor ihnen sterben sollte. Sie will eben eine Rache an Polymestor nehmen, wie sie nicht schrecklicher gedacht werden kann; und nur ihrem Jubel giebt sie sich hin, als sie diesen ihren Wunsch erfüllt sieht. Ganz anders tritt sie jetzt dem Agamemnon gegenüber, als vor der That. Sie beklagt, daß die Menschen der Rede so große Gewalt beilegten, daß sie das schlimmste Verbrechen dadurch beschönigten, fügt aber auch siegesfroh hinzu, daß trotzdem noch kein Missethäter seinem Verhängniß entgangen sei, wie man ja an ihrem Feinde sehen könne. Daher ist sie sich auch vollkommen bewußt, nur recht gehandelt zu haben, wenngleich sie zugiebt, daß die That, von einem Weibe ausgeführt, jedem Menschen höchst unnatürlich erscheinen müsse.

Wir wissen, daß ihr maßloses Unglück sie zu dem verzweifelten Entschluß geführt hat, ihren furchtbaren Racheplan zu verwirklichen, und so werden wir, die wir sie im Leiden wie im Handeln kennen gelernt haben, schließlich nicht so sehr von Abscheu gegen sie, als von Mitleid mit ihr ergriffen sie verlassen.

7. Medea.

Von heftiger Liebe zu Jason ergriffen, welcher einst nach Kolchis gekommen war, um das goldene Vließ zu holen, hatte Medea, die Tochter des Königs Pelias, diesem das Leben gerettet, um ihm dann nach Griechenland zu folgen. Hier aber hatte er sie treulos verlassen und sich mit Glauke, der Tochter des Königs Kreon von Korinth, verlobt. Dadurch schwer ver-

Digitized by Google

letzt, klagt Medea der Amme und den Frauen, welche ihr dienen, ihr Unglück und bittet sie inständigst, ihr bei der Ausführung ihres Racheplanes, den sie im Sinne habe, nach Kräften zu helfen. Da hört sie von neuem Unglück: Kreon befiehlt ihr sein Land schleunigst zu verlassen, da er fürchtet, sie möchte seinem Hause durch ihre Zaubermittel gefährlich werden. Indessen durch vieles Bitten erlangt sie noch die Erlaubniß, ihre Abfahrt einen Tag aufzuschieben. Höhnend tritt ihr darauf Jason, entgegen, hält ihr vor, daß sie nur gerecht die Strafe der Verbannung erleide, da sie so oft den Herrscher geschmäht habe, bietet ihr aber zuletzt noch Geld an, um ihr dieselbe zu erleichtern. Jedoch entrüstet weist ihn Medea zurück, indem sie sich ganz der Gunst des Schicksals anvertraut; und wirklich erscheint ihr plötzlich Hülfe. Aegeus, der König von Athen, sagt ihr bereitwillig Schutz in seinem Lande zu, wenn sie Korinth verlassen wolle. Sofort schreitet Medea zur Ausführung ihres entsetzlichen Planes, ihre eigenen Kinder, sowie auch Kreon und Glauke umzubringen. Ahnungslos nimmt die Königstochter das Gewand und den goldenen Kranz, den ihr die Kinder der Kolcherin überreichen, an, als sie plötzlich bleich und am ganzen Körper von hellen Flammen ergriffen wird. Zugleich aber mit ihr findet auch Kreon, welcher dem Körper zu nahe kommt, das Ende seines Lebens. Nach diesem ersten Erfolge zögert Medea nicht, den zweiten Schritt zu thun. Ohne jegliches Erbarmen tödtet sie ihre Kinder, deren Angstrufe wir aus dem Inneren des Hauses vernehmen. Wenig achtet sie dabei auf die Flüche des Jason, vielmehr hält sie ihm seine Treulosigkeit recht vor Augen, verweigert ihm sogar die Herausgabe der Leichname der Kleinen und fährt dann triumphierend auf einem Wagen, einem Geschenk des Helios, durch die Luft von dannen.

Sogleich bei ihrem ersten Auftreten macht Medea durch ihr finsteres Aussehen und ihre unheimlichen Klagen einen so

Digitized by Google

furchtbaren Eindruck auf die Umstehenden, daß die Amme entsetzt die Kinder ihrem Anblick entziehen will, da sie weiß, daß sie in solchen Mienen ihrer Herrin nur eine Ankündigung schrecklicher Thaten sehen darf. Die Kränkung seitens ihres Gatten nimmt alle ihre Sinne gefangen; sie wünscht sich sogar möglichst bald den Tod, da sie ja sonst einsam und verstoßen unendliches Leid tragen müßte und allen Feinden nur zum Hohn dienen würde.

Jedoch eine Medea ist nicht weichherzig; sie will nicht klagen und weinen, sondern handeln und blutige Rache üben. Denn nicht nur hat sie eine hohe Meinung von ihrem Geschlechte überhaupt, sondern sie bekennt auch offen:

„Wenngleich das Weib, sonst stets von Angst erfüllt,
Zur Abwehr, zum Gebrauch des Schwert's nicht tauglich ist. —
Es schreit doch keines Menschen Stimm' so laut nach Blut,
Als die der Frau, die in der Ehe ward gekränkt!"

Sie weiß sehr wohl, wie sehr ihr hier die Künste der Hekate von Nutzen sein können, und findet auch darin nur neue Ermuthigung. Zwar sehen wir sie zuerst zweifeln, welchen Weg sie wählen soll, um möglichst bald ihre Pläne zu verwirklichen, aber niemals giebt sie sich den Anschein, als schrecke sie von der That zurück. Nicht umsonst will sie dem Kreon vor die Füße gefallen sein, dessen Thorheit sie laut verspottet, da er nicht gemerkt habe, daß sie ihn doch nur aus besonderen Gründen so innig gebeten hätte. Nie würde sie sich ohne solche so tief erniedrigt haben, vielmehr ist ihr ein hohes Selbstbewußtsein eigen, wie uns die Worte lehren, mit denen sie sich selbst Muth zuspricht:

„Medea, überleg' es eifrig hin und her,
Nun wag dich an die That, nun zeige deinen Sinn!
Siehst du dein Leid? — Du darfst doch zum Gelächter nicht
Der Hochzeit Jasons mit der Tochter Kreons sein,
Die du von edlem Vater, ja von Helios stammst!"

Von Anfang an hofft sie sicher darauf, daß ihr wankelmüthiger Gatte seine Strafe erdulden werde, und jubelt vor Freuden, als ihr Aegeus in seinem Lande ein Asyl verheißt, da sie in seinem Erscheinen gleichsam einen Hafen für alle die unruhigen Gefühle und Pläne ihres Herzens erblickt. Wieder sieht sie, daß das Geschick ihrem Stolz geschmeichelt hat, und wieder ruft sie laut:

„O glaube Niemand, daß ich feig' und kraftlos sei,
Ein ruhig Herz! Ach nein, im Gegentheil, ich bin
Dem Feind' erbarmungslos, dem Freunde wohl gesinnt."

Dagegen ist es nur Unwahrheit und Heuchelei, wenn sie zu Jason sagt, sie habe sich eines Besseren besonnen, und ihn um Verzeihung bittet; in Wirklichkeit treibt sie hier dasselbe Spiel, wie kurz zuvor. Auch vor Jason erniedrigt sie sich nur, weil sie etwas von ihm durch Bitten erlangen will und ihn deshalb zunächst mit sich versöhnen muß.

Jedoch, fragen wir, hat denn niemals die Liebe der Mutter zu den Kindern das Herz der Medea von ihren schrecklichen Plänen abbringen können? Allerdings, wir müssen bekennen, daß auch diese sich wiederholt im Kampf der Leidenschaften ihres Innern geltend gemacht hat; aber so oft der Chor der Frauen sie warnte und sie ermahnte, ihr Vorhaben doch recht zu bedenken: stets wies sie dieselben zurück und erklärte ihnen, daß ihr die Erfüllung dieses ihres Wunsches über alles ginge. Ja, auf die Frage, ob sie wirklich ihre Kinder tödten wolle, hat sie nur die kurze Antwort:

„So wird am eh'sten mein Gemahl getroffen sein"

und bittet die Frauen um recht strenge Verschwiegenheit, damit ihr nichts mißlinge.

Zwar zögert sie, als sie die Kleinen zum letzten Male sieht, ihrem Entschlusse treu zu bleiben, und die Mutterliebe

Digitized by Google

gewinnt wirklich auf kurze Zeit die Oberhand, wenn sie verzweifelt ausruft:

„O wehe, weh! wie blickt ihr mich denn, Kinder, an?
Wie lacht ihr hier vor meinem Aug' zum letzten Mal?
O weh! Was soll ich thun? — Mein Muth ist all dahin,
Ihr Frauen, seit ich ihre hellen Aeuglein sah!
Ich kann es nicht vollbringen. Was ich einst gewollt,
Jetzt geb' ich's auf und führ' die Kinder aus dem Land.
Soll ich denn, ihrem Vater Böses anzuthun,
Ein doppelt schweres Leid mir selbst zufügen? Nein,
Das will ich nicht! Ich laß von meinen Plänen ab!"

Aber diese sanfteren Gefühle, so natürlich sie uns scheinen mögen, habe nicht lange in ihrem Herzen Raum. Unmittelbar auf diese eben angeführten Worte folgen Aussprüche, welche das gerade Gegentheil verkünden:

„Und doch, wie schwer ist's! Soll den Feinden ich zum Spott
Für immer werden, wenn ich keine Rache üb'?
Es muß gewagt sein; Feigheit ist es schon von mir,
Wenn ich umsonst hier schöne Worte machen will."

Aehnlich hören wir sie auch kurz vor der That sich Muth zusprechen:

„Wohlan, nun wappne dich, mein Herz! Was zögerst du,
Die nöthige, wenn auch grauenvolle That zu thun?
Du arme, schwer getroff'ne Hand, nun greif' zum Schwert,
Nun sei bereit, dem Lebensende dich zu nah'n!
Ach, werd nicht schwach und denke nicht daran, wie lieb
Dir deine Kinder waren. Nur noch diesen Tag
Vergiß es, daß du selber sie geboren hast.
Nachher beklag' sie! — Denn, ermordest du sie auch,
Du hattest sie doch gern! — Ich bin ein elend Weib!"

Sie zwingt sich also durchaus selber dazu, die That auszuführen; und vollständig entspricht es auch ihrem Charakter, wenn sie nach derselben, ohne irgendwie Reue zu empfinden, und nur im stolzesten Siegesbewußtsein dem Jason gegenübertritt und in gewandter Rede jede seiner Anschuldigungen gegen ihn sebst kehrt; sie allein habe die Kinder in Wahrheit geliebt,

Digitized by Google

er niemals. Darum will sie auch allein für ihre Bestattung Sorge tragen.

Wir sehen, die Medea des Euripides hat, da sie einmal in ihren heiligsten Gefühlen verletzt war, nun auch keine Mittel und Wege unversucht gelassen, um zu ihrem Ziele, dem schrecklichen Racheakt, zu gelangen. Durch Lüge, Heuchelei und vortreffliche Ueberredungsgabe weiß sie sich nicht geringe Vortheile zu verschaffen, bis sie selbst schon nicht mehr menschlich uns entgegentritt, und wir nur immer größeren Abscheu vor ihrem Wesen empfinden. Das Drama überhaupt aber ist eines der besten — wenn nicht das beste — von denen, die uns von unserm Dichter erhalten sind. Der Stoff bietet eine reiche Abwechselung, die Darstellung ist äußerst lebhaft, und auch die einzelnen Charaktere erscheinen weit konsequenter durchgeführt, als in vielen anderen Tragödien von ihm.

Nicht so schrecklich schildert Grillparzer in seiner „Medea“ den Charakter der Heldin. Sie tritt uns hier nicht schon mit dem festen Willen entgegen, Kreusa, ihre Nebenbuhlerin, und deren Vater, den falschen König, sowie ihre eigenen Kinder umzubringen, sondern sie scheint zuerst durchaus milde zu sein und nur Gedanken zu hegen, wie sie einem sanften Weibe eigen sind. Sie fühlt Reue über das, was sie in Kolchis begangen; sie will die Künste der Hekate nicht mehr pflegen und vergräbt ihre unheilvollen Schätze, denen zauberische Kraft inne wohnt, in die Erde. Die höhnenden Worte der Amme, der Gora, welche ihren Gemahl als schändlichen Verräther seiner Gattin schmähen, weist sie stolz zurück und fühlt sich seiner Liebe auf alle Zeit hin sicher, wie wir ja auch Jason im Anfange noch fest entschlossen sehen, sich nicht von Medea zu trennen. Erst allmählich weiß ihn die Tochter Kreons so an sich zu fesseln, daß er sich ihren Reizen nicht mehr entziehen kann und sich offen von der Kolcherin lossagt.

Digitized by Google

So verstand es der Dichter, im Herzen des Zuschauers reges Mitgefühl mit dem Unglück der Heldin zu erwecken, deren Vorwürfe gegen den treulosen Gatten durchaus begründet und nur gerecht erscheinen. Allerdings übt sie auch hier dieselbe blutige Rache, welche wir bei Euripides kennen gelernt haben; aber, wie schon Gödeke mit Recht betont, bei allem Gigantischen ihrer aus Wildheit und Weisheit gemischten Natur bleibt sie doch in den Grenzen der Menschheit. Eben deshalb muthet uns Moderne diese Darstellung des modernen Dichters auch weit mehr an, als die rücksichtslose Schilderung des antiken Meisters.

Mögen auch diese Darstellungen dazu dienen, zu zeigen, wie nicht nur klassische Philologen, sondern auch weitere Kreise ihre Freude an der Lektüre der Werke des alten Griechen haben können. Schon im Alterthum hatten dieselben ein weites Lesepublikum gefunden, und sicher ist es kein Zufall, daß wir von Aeschylus und Sophokles nur je sieben, von Euripides aber achtzehn Dramen besitzen. Allerdings muß betont werden, daß, wenn wir die Tragödien des letzteren als Ganzes betrachten, das Urtheil über sie oft wenig günstig ausfallen wird, denn vielfach ist der Zusammenhang nur ein sehr äußerlicher, und auch der bekannte deus ex machina muß oft dem Dichter helfen, wenn er keine Lösung durch Menschenhand mehr sieht; aber an vielen einzelnen Scenen für sich genommen werden wir stets wahren Genuß empfinden.

Digitized by Google

Klimaunterschiede gleicher Breiten.

Von

Dr. Victor Pfannschmidt
in Weißenfels a. d. Saale.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1892.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Wie den Pädagogen und Psychologen nicht so sehr die allgemeinen und mit denen Anderer übereinstimmenden, gleichsam typischen Züge in den Geistesanlagen und dem Charakter des Menschen interessiren und zur Erklärung und Begründung reizen, als vielmehr die von der geraden Linie abweichenden individuellen Besonderheiten und Ausschreitungen, die vielfach sogar ins Pathologische ausarten, fesseln und zur immer erneuten Aufspürung der ihnen zu Grunde liegenden Ursachen, des pragmatischen Zusammenhanges ihrer Entwickelung und der aus ihnen sich ergebenden Folgen anlocken: so richtet der Geograph seine Aufmerksamkeit zwar auch auf die den einzelnen Ländern unter gleicher Breite gemeinsam und gleichmäßig naturnothwendig verliehenen klimatischen Erscheinungen und ihre Einwirkung auf Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt, noch mehr aber auf die Extragaben der Natur im Guten wie im Schlimmen, auf die aus lokalen oder meteorologischen Gründen hervorgehenden Unterschiede, die individuellen Veränderungen und Mischungen des Klimas, welche die von ihnen beherrschten Landstriche aus der Zone des Durchschnitts herausheben und sie in ihrem Range entweder erhöhen oder herabsetzen. Denn gerade das Klima, wie es einerseits in der mannigfachsten Weise die vielseitige Arbeit des Menschengeistes durch Hervorbringung und Erhaltung

Digitized by Google

der ihm eigenthümlichen und nur in ihm gedeihenden Pflanzen und Thiere, im Gewähren und Versagen, hervorruft und fördert, setzt ihm auch andererseits die Schranken, die wohl vielfach durch des unermüdlichen Menschen Erfindsamkeit und Schaffenskraft, besonders in der neueren Zeit, niedergerissen sind und werden, aber wohl niemals ganz und überall vernichtet werden können. So dürfte es sich wohl lohnen, im Geiste einen Rundgang über die Erde anzutreten und vergleichende Blicke über die einzelnen Glieder des ungeheueren Körpers zu werfen, welche in der oben gekennzeichneten Hinsicht durch Verschiedenheit des Klimas trotz der gleichen geographischen Breite Vorzüge erhalten oder Nachtheile aufzuweisen haben, oft beides in einer Erscheinung.

Um zunächst von Europa als dem bekanntesten Erdtheile und gegenwärtigem Mittelpunkte der höchsten Kultur und damit der Weltherrschaft zu sprechen, so ist hier die wichtige Thatsache hervorzuheben, daß sein Klima weit günstiger ist, als das der übrigen Landmassen unter gleicher nördlicher oder südlicher Breite. Diese außerordentlich wichtige und für seine Bewohner so überaus segensreiche Erscheinung ist hauptsächlich auf zwei, außer seiner Natur liegende, im wesentlichen seiner zufälligen Lage zu verdankende Gründe zurückzuführen: Das ist erstens für Südeuropa die Nähe des unten breit vorgelagerten heißen Afrika und zweitens für die reichgegliederten Küstenländer West- und Nordeuropas die durch die Gestaltung der Ostküste Amerikas hervorgerufene nordöstliche Ablenkung der äquatorialen Driftströmung des Atlantischen Oceans mit dem Golfstrome, welche die Gestade dieser Länder bis in die kleinsten und verborgensten Buchten bespült.

Was nun den ersteren vortheilhaften Umstand betrifft, so ist klar, daß durch ihn die Temperatur der Mittelmeerländer wesentlich erhöht wird. Sie beträgt im Durchschnitt 14 bis 18° C., ja in Südspanien noch mehr. Die Landstriche aber in Amerika

Digitized by Google

und Asien, welche die gleiche Temperatur aufweisen, liegen 100 bis 150 Meilen südlicher. Während hier jedoch noch andere, später zu besprechende Erscheinungen zur Erniedrigung der Temperatur unter der gleichen Breite mitwirken, wird der günstige Einfluß von Nordafrika auf Südeuropa ganz klar durch einen Blick auf die Westküsten von Südamerika und Südafrika, bei denen die durchschnittliche Jahreswärme von 18° C. sich erst ungefähr unter dem 20. Breitengrade zeigt, anstatt wie bei Europa unter dem 40. Und das kommt lediglich daher, daß sie, süd- und südwestwärts nach der ungeheuren Wasserwüste des Südpolarmeeres schauend, jenes großartigen Wärmeerzeugers und -behälters entbehren, der Südeuropa unausgesetzt mit der lebenweckenden Kraft der Wärme versieht. Am auffallendsten ist natürlich der Temperaturunterschied zwischen Südeuropa und den gleichliegenden Strichen anderer Erdtheile im Winter, der Afrikas Nähe ganz besonders mild und angenehm erscheinen läßt. So beträgt die durchschnittliche Januartemperatur in Neapel etwa + 8° C., während das mit ihm ungefähr in gleicher Breite liegende New-York nur + 0°, Peking sogar — 8° C. hat.

Indessen wäre die gewiß bedeutend fördernde Nähe Afrikas doch nicht allein vermögend, der Mittelmeerländer Klima so auffallend stark zu erhöhen, wenn nicht für sie noch ein wichtiger Umstand hinzukäme. Das ist der fast durchweg gleichmäßige Wärmegehalt der tieferen Schichten des Mittelmeeres, der nach den verschiedensten Messungen an den verschiedensten Stellen fast immer 12½° C. beträgt, während die oberen Schichten naturgemäß im Winter und Sommer verschieden erwärmt sind, im Sommer über 20°, im Winter nie unter 10° C. Diese auf den ersten Blick seltsame Erscheinung erklärt sich durch die sich quer durch die Straße von Gibraltar hinziehende submarine Felswand, welche das Mittelmeer gegen das

Digitized by Google

Einströmen des unteren kalten Wassers aus dem Atlantischen Ocean schützt. An seiner Oberfläche zeigt der Atlantische Ocean 20°, das Mittelmeer bis 24°, in einer Tiefe von 200 m sind beide ungefähr gleich 12,5° und 12,7°; während nun aber die Temperatur des Mittelmeeres bis in seine größten Tiefen durchweg gleich bleibt, sinkt im Atlantischen Ocean infolge kalter Meeresströmungen von den Polarmeeren her der Wärmegehalt schnell, bei 500 m auf 11°, bei 800 m auf 7,8°, bei 900 m auf 5,6°, bei 1000 m auf 3,3°, bei 1500 m auf 3° und bei 2000 m auf 2° C. Alle diese kälteren Wassermengen können infolge des oben erwähnten Hindernisses nicht ins Mittelmeer fließen. So bespült denn zur Sommerzeit die Gestade des Mittelmeeres eine ebenso warme See, wie die Inseln Zentralamerikas und des indischen Archipels, die doch 300 bis 500 Meilen südlicher liegen, während sie im Winter der von Norden herandringenden Kälte wehrt und um jene glücklichen Landstriche gleichsam ihren schützenden Mantel schlägt.

Die Folge dieser günstigen Verhältnisse ist der Vortheil, daß viele asiatischen und afrikanischen Kulturpflanzen, die sonst nur in südlicheren Breiten gedeihen, in den Mittelmeerländern mit bestem Erfolge fortkommen und dadurch den Wohlstand der Bewohner erheblich vermehren. So der Citronenbaum, der vom nördlichen Indien nach Persien kam und von da durch Araber nach Südeuropa verpflanzt wurde, ebenso die Limone, die Orange, die Pomeranze, die Apfelsine, die Olive,* die Mandel, Feige, Quitte u. a., die alle, aus Süd- und Westasien zu verschiedenen Zeiten gebracht, hier ein weitverbreitetes und segensreiches Gedeihen gefunden haben. Ferner hat man, wenn auch nicht überall mit gesichertem Fortkommen, doch mit nennenswerthem Ertrage, anbauen können die Dattelpalme, die afrikanische Aloe,

* Aus Italien allein wurde 1880 an Olivenöl ausgeführt für 140 Millionen Lire.

Digitized by Google

die Baumwollenstaude, das Zuckerrohr, die Agave und die Batate aus Amerika.

So großen Segen nun auch die Nähe Afrikas und die größere Gleichmäßigkeit der Temperatur über diese südlichen Gegenden Europas bringen, ein Uebelstand ist ihm doch auf der andern Seite durch sie beigemischt. Sie verschärfen nämlich das größte Leiden der subtropischen Zone, in welche Südeuropa noch hineinragt, und machen es für weite Landstriche zu einem unheilvollen, — das ist die Dürre, die infolge der mangelnden Sommerregen in dieser Zone eintritt. Sie mangeln aber, weil der Regen nur dann eintreten kann, wenn die Temperatur bedeutend sinkt und diese Erkältung der von Südwest andringenden Wärmeströmung der tropischen Gegenden den nun frei werdenden Dampf zu Wolken verdichtet. Hieraus folgt, daß Frühling, Sommer und Herbst in Südeuropa regenarm bis regenlos sein müssen, weil bei der in jenen Jahreszeiten aus dem oben erwähnten Grunde fast gleich hoch bleibenden Temperatur ein Freiwerden und Verdichten von Wasserdampf unterbleiben muß. Und in der That ergiebt ein Blick auf die Tabelle der Regenvertheilung auf die einzelnen Monate, daß vom Januar ab die Höhe des Niederschlags abnimmt, bis sie vom Juni bis August fast Null ist, um dann langsam gegen das Ende des Jahres wieder zu steigen. Die dadurch bedingte Dürre, besonders natürlich fern der See fühlbar und gerade dann auftretend, wenn für die Feldfrüchte des Himmels Nahrung nothwendig wäre, erschwert, wo nicht höhere Lage im oder am Gebirge der Hitze und Regenarmuth wehrt, den Ackerbau ganz bedeutend, ja macht ihn an vielen Stellen sogar unmöglich und ist die Veranlassung zur Bildung ausgedehnter Gras-, Sand- und Salzsteppen geworden. Je weiter man allerdings nach Norden geht, wo an den hohen Randgebirgen die Temperatur sich erniedrigt, um so größer wird auch im Sommer die Regen-

Digitized by Google

menge und damit die Fruchtbarkeit, die besonders in der lombardischen Ebene eine staunenswerthe ist.

Auf der anderen Seite freilich hat die an manchen Stellen fast afrikanische Dürre den Südeuropäern ein unendliches Arbeitsfeld gegeben, gerade weil man die große Ertragsfähigkeit des Bodens bei genügender Bewässerung im eigenen Lande kannte. War man schon frühzeitig in Oberitalien, wo durch die nie versiegenden Alpenzuflüsse eine große Wassermenge in natürlichen Betten über die weite Ebene geführt wird, auf den Gedanken gekommen, durch Anlegung von künstlichen Rinnsalen auch den nicht am Ufer von Flüssen oder Bächen gelegenen Strichen, die infolgedessen geringere Fruchtbarkeit zeigten, diesen Segen zu theil werden zu lassen, so war es natürlich, daß man im Laufe der Zeit auch in Mittel- und Süditalien versuchte, den Quellenreichthum der Apenninen für die Berieselung der nach dem Meere sich allmählich absenkenden Landstriche zu verwerthen und so in langsamer und mühseliger, aber segenbringender Thätigkeit die Fruchtbarkeit des Landes zu erhöhen, an vielen Stellen sogar erst hervorzurufen. Und das ist in hohem Maße gelungen, des sind die herrlichen Frucht- und Gartengefilde westlich von den Apenninen bis auf den heutigen Tag jeden Beschauer entzückende Zeugen.

Noch mehr aber, als in Italien, springt diese großartige Kulturthätigkeit in Spanien in die Augen. In diesem Lande, das bei seiner größeren Breite, weniger geschützt durch den Einfluß des Meeres, bei der herrschenden Regenlosigkeit naturgemäß auch eine größere und weiter verbreitete Dürre aufweist, haben sich die klugen und betriebsamen Araber das große Verdienst erworben, aus fast afrikanischen Wüsteneien Paradiese geschaffen zu haben. Berühmt sind in dieser Hinsicht die Vegas und Huertas besonders von Granada, Murcia, Alicante und Valencia, um so mehr, als dicht neben ihnen in grellstem

Digitized by Google

Gegensatze auf weite Strecken das unbewässerte Land, fahl, baumlos, verdorrt, aufgerissen, staubig, distelreich, das traurig-öde Bild einer Wüste darbietet. Und ähnlich würden auch diese nun so bevorzugten Gegenden aussehen, wenn nicht die Araber nach der im 8. Jahrhundert erfolgten Eroberung des Landes das System künstlicher Bewässerung, das sie in der Heimath, in Mesopotamien und Aegypten, kennen gelernt und ausgebildet hatten, auch hier bei dem ähnlichen subtropischen Klima angewendet hätten. Hunderte von gemauerten oder eingedämmten Kanälen, oft mehrfach übereinander laufend, in Aufstau und Gefäll so gut berechnet, daß sie noch heute nach tausend Jahren vorzüglich sich bewähren, legten sie in mühsamer Arbeit an und leiteten aus ihnen jene Unzahl kleiner Rinnsale durch die größeren Abschnitte, die, von eigenen Beamten beaufsichtigt, für jede Fruchtart mit bestimmten Wassermengen zu bestimmten Zeiten nach altbestehenden, bewährten Vorschriften gespeist, der Landschaft ein ewig frisches, paradiesisches Aussehen verleihen und eine vier- bis fünfmalige Ernte ermöglichen. Was einst Homer von den Gärten des Alkinoos bei den Phäaken als Wunder aus dem Märchenlande den Griechen so lieblich schilderte, hier ist es Wirklichkeit geworden: hier ist unausgesetzt nebeneinander Säen und Reifen, Blühen und Ernten, Frühling und Herbst.

Die weitere Fortführung dieser segensreichen Einrichtung wurde aber durch die unaufhörlichen Kämpfe der Westgothen gegen die Mauren vielfach gehemmt und schließlich durch deren gänzliche Vertreibung und Unterdrückung zum Nachtheil des Landes so gut wie ganz unterbrochen. Die siegreichen Spanier, zudem durch das aus dem neuentdeckten Amerika herüberströmende Gold geblendet, verachteten den Ackerbau und benutzten nur das von den Mauren Geschaffene, ohne es kaum auszubessern, geschweige denn erheblich zu erweitern und zu vervollkommnen. So ist denn heute die ursprünglich musterhafte Anlage an

Digitized by Google

manchen Stellen vernachlässigt und verfallen, so daß die einst so hochberühmte Vega von Granada hie und da schon dürr und verbrannt erscheint, während die Huerta von Valencia längst nicht mehr den Ertrag der früheren Zeiten liefert. Und doch versorgt sie allein auch heute noch ganz Spanien mit Reis, dem Hauptnahrungsmittel des Volkes!

Und noch ein zweites, freilich geringeres und nicht so lange andauerndes Uebel zeitigt die Nähe Afrikas, das sind die heftigen Nord- und Südstürme. Die ersteren, Tramontana und Borá (vom griechischen Boreas) genannt, — von denen besonders die zweite oft eisig, heftig weht, Menschen und Wagen umwirft und auf dem adriatischen Meere, wo sie freien Spielraum hat, arg wüthet, hauptsächlich im Sommer wehend, — sind eine Folge der hohen Sommerhitze der Sahara. Indem dort die stark erwärmte Luft, leichter geworden, sich in den Aether erhebt, um nach dem kälteren Nordpol abzufließen, strömt von Mitteleuropa her über Italien und Spanien die kältere Luft zum Ersatz und zum Ausgleich des oft starken Temperaturunterschiedes. Natürlich nehmen diese Strömungen nach Süden dringend an Heftigkeit ab, wenn dieser Ausgleich sich allmählich vollzieht, d. h. die kältere Strömung im Süden stärker erwärmt wird. Umgekehrt wehen dann die warmen Winde im Winter und Frühling und treffen besonders heftig Sicilien, den Süden und die Westküste Italiens, deren Furcht vor dem Scirocco wohl erklärlich ist. Wirkt doch sein Gluthhauch, mit feinen, braun-rothen Staubtheilchen vermischt, die Luft trübend, ertödtend auf die Pflanzen, Menschen und Vieh unsäglich ermattend, so daß er alles, was nicht durch Armuth oder Beruf in den von ihm beherrschten Strichen festgehalten wird, in der Häuser schützende Kühle und in die frischeren Gebirge scheucht. Aehnlich heiß und lähmend wirkt mit seinem feinen Staube an Spaniens Süd- und Südostküste der ebenfalls von Afrika kommende Lebecho, d. h. der Libysche.

Digitized by Google

Hat nun Südeuropa durch die eben dargelegten Verhältnisse, freilich neben einzelnen nicht unbedeutenden Nachtheilen, großartige Vorzüge gegenüber anderen Ländern unter gleicher Breite erhalten, so geschieht dasselbe in noch höherem Maße für West- und Nordeuropa durch den zweiten, nur ihnen zu gute kommenden Umstand, durch den gewaltigen Einfluß der äquatorialen, nordöstlich abgelenkten Triftströmung des Atlantischen Oceans, die den sogenannten Golfstrom in sich aufgenommen hat. Der Grund für diese Strömung, die allerdings auch durch Passatwinde mit hervorgerufen, sicher aber durch sie verstärkt wird, ist in der Umdrehung der Erde um sich selber zu suchen. Diese, von West nach Ost erfolgend, so daß uns bei scheinbarem Stillstand die Sonne und die übrigen Fixsterne von Ost nach West zu wandern scheinen, reißt in gewaltigem Schwunge, am stärksten natürlich am Aequator, wie das feste Land, so auch die ungeheuren Massen des Meereswassers mit sich herum. Da diese aber wegen ihres weniger festen Zusammenhanges und ihrer größeren Beweglichkeit mit den Landmassen nicht gleichen Schritt zu halten vermögen, so bleiben sie in Wirklichkeit zurück, scheinen aber uns, den vermeintlich Stillstehenden, allein sich zu bewegen und zwar naturgemäß in der umgekehrten Richtung, von Ost nach West. Je größer nun die Wassermengen und Wasserflächen der einzelnen Oceane, um so breiter und stärker erscheint diese Strömung. Im Atlantischen Ocean nimmt sie ihren Anfang von dem Guineabusen in Afrika und wälzt sich, etwas nach Nordwesten sich emporbiegend, nach den zentralamerikanischen Inseln, wo sie, abgelenkt nach Norden, durch die sogenannte Bahamastraße fließend, an der Südspitze von Florida mit dem aus dem Mexikanischen Golfe schmal, aber mächtig hervorbrechenden, warmen, blaufarbigen Golfstrome zusammentrifft. Von nun an vereint, fließen sie zuerst an der nordamerikanischen Küste hin, dann

Digitized by Google

mehr und mehr durch eine von Norden kommende kalte Strömung nach Nordosten abgedrängt; darauf aber, ungefähr in der Mitte des Atlantischen Oceans, theilen sie sich, ein Strom zieht nach Nordafrika, der schließlich wieder kreisförmig in die äquatoriale Driftströmung einmündet, ein anderer nach der Meerenge von Gibraltar, ein dritter in den Biskayischen Busen, während der Hauptstrom, immer mehr sich verbreiternd und an Schnelligkeit einbüßend, Nordosteuropas Küsten bespült und über Island und Norwegen hinausfließt, bis seine Wirkungen endlich hinter Spitzbergen fast ganz aufhören.

Ist diese gewaltige Meeresströmung nun schon unterwegs im Ocean selber von großer Bedeutung für die Wissenschaft, für den Verkehr zwischen Europa und Amerika, indem sie Hin und Rückfahrt zu bestimmten Zeiten in bestimmter Weise regelt, so läßt sie doch da, wo sie Europas Gestade berührt, alles an Bedeutung hinter sich durch ihre unermeßliche Wirkung auf das Klima der von ihr bespülten Länder. Sie bringt nämlich aus dem Mexikanischen Golfe eine ziemlich bedeutende, nur langsam nach Nordosten zu sich verlierende Wärme mit sich: die Temperatur des Golfstroms beträgt bei Florida, wo er seine riesigen Wassermassen, 90000 Millionen Tonnen, 3000 mal mehr als Mississippi und Amazonenstrom, in den Atlantischen Ocean ergießt, etwa 30° C., fast 5° mehr als die durchschnittliche Wärme des umgebenden Wassers, ein Unterschied, der sich im Winter um 12 bis 19° C. steigert; weiterhin gegenüber von New-Foundland beträgt sie noch 20°, während einige 100 km weiter nordwärts das Meereswasser in nicht allzugroßer Tiefe — 3° C. zeigt.

Durch diese Wärmeansammlung und Erhaltung erhöht die Strömung die Temperatur jener Breiten ganz außerordentlich und schlägt namentlich im Winter ihren warmen Mantel um die dem Ocean zugekehrte Seite. Sie läßt nicht zu, daß sich

um die Nordgestade, die in Amerika und Asien unter gleicher Breite in fast ewigem Eis und Schnee vergraben liegen, eine immerwährende Eisdecke lagert, sondern bewirkt vielmehr, daß das Meer um Island und Norwegen bis hinauf zu den letzten menschlichen Wohnungen stets eisfrei bleibt. Nur durch ihr Vorhandensein erklärt es sich, daß selbst die Binnengewässer auf den Faröern nicht zufrieren, daß selbst bis nach Spitzbergen die dem Strome zugekehrte Seite im Sommer ihrer Eisdecke ledig wird, während die Nord- und Ostseite von gewaltigen Eisbergen umlagert bleibt. Selbst noch ostwärts von der Nordspitze Norwegens äußert sie ihre Wirkung: die Bai von Kola ist besser daran, als das südlich gelegene Weiße Meer, ja als der Nordtheil der Ostsee, die sich im Winter mit starkem Eise bedecken. Der Grund hierfür liegt in der eigenthümlichen Fähigkeit des Meerwassers, die in südlichen Gegenden langsam, fast zäh und zögernd aufgenommene Wärmemenge bei seinem weiteren Vorrücken in die luftkälteren nordöstlichen Gegenden ebenso langsam, zäh und zögernd, fast wirthschaftlich sparsam, aber mit einem staunenswerthen Erfolge wieder abzugeben. Man hat berechnet, daß ein einziger Kubikmeter Meerwasser mehr als 3000 cbm Luft um einen Grad in seiner Temperatur erhöht, ohne doch dadurch selber mehr als einen Grad einzubüßen.

Durch diese wunderbare Gnade der Natur, die außerdem noch den Salzgehalt der nördlichen Meere immer aufs neue ersetzt und erhöht, wird das Klima von Britannien, Island und Skandinavien so bedeutend verbessert, daß namentlich in letzterem Lande, allerdings nur in den Küstenstrichen, bis zum 70. Grad nördlicher Breite Getreide gebaut werden kann, während in Rußland beispielsweise der Getreidebau erst 60 bis 70 Meilen südlicher beginnt (lohnend wird er erst vom 60. Grad ab) und alles Land nördlich vom Polarkreise von fast ewigem Eis und Schnee bedeckt ist. Und wie es mit dem Getreidebau steht, so

Digitized by Google

steht es in absteigender Linie je nach dem Wärmebedarf mit allen anderen Nutzpflanzen. Um einiges anzuführen, so geht die Obstkultur in Norwegen bis Trondhjem, die Kirsche sogar bis zum 66. Grad hinauf, in Rußland nur bis Moskau und Kasan, die auf dem 56. Grad liegen, — das giebt eine Differenz von 100 bis fast 150 Meilen. Ja, an der Westküste Irlands und der Südwestküste Englands gedeihen noch, da das Meer und die Luft über der See im Winter eine höhere Temperatur haben, als die Luft über dem Lande, die im Innern stark abgekühlt ist, noch einige Pflanzen der Mittelmeerzone, Orangen, Agaven, Myrten, Feigen, edle Kastanien, Rhododendren, und auf den Scilly-Inseln im äußersten Westen wachsen, allerdings nur an besonders geschützten Stellen, sogar noch Palmen im Freien.

An diesem Segen nehmen nun nicht nur die direkt von der Strömung getroffenen Länder theil, sondern überall, wohin das Meer dringt, — und Europa hat gerade darin seine klimatische Ueberlegenheit über die anderen Erdtheile, daß das Meer sich tausendfach in das Land hineinzieht, vom Finnischen Meerbusen bis hinein in die letzten Winkel des Schwarzen Meeres —, überall zeigt sich, wenn auch je weiter von dem großen Wärmereservoir, in desto schwächerem Grade, diese vortheilhafte Wirkung der See. Daher verlaufen die Linien gleicher Jahrestemperatur, die sogenannten Jahresisothermen, weit weniger nach der kompakten Landmasse zu abfallend, als es der Fall sein würde, wenn Europa nicht eine so großartig ausgedehnte Küstenentwickelung (32 000 km) hätte, die im Verhältniß der Landmassen zweieinhalbmal größer ist als die Asiens. So verläuft die Jahresisotherme von 10° C. über Dublin, Liverpool, London, Frankfurt, Wien, Odessa, Peking, die von 5° C. über Drontheim, Stockholm, Riga, Saratow in Südrußland. Die von 0° C. läuft nördlich von Island über den Ocean weit nach Nordosten, geht ostwärts um das Nordkap herum und zurück an die nor-

Digitized by Google

wegisch-russische Grenze, senkt sich auf dem Kamme des norwegischen Gebirges weiter bis unter den Polarkreis und wendet sich dann über Haparanda, Archangelsk abwärts bis nach Tobolsk, ja in Sibirien noch tiefer bis unter Irkutsk, — das giebt eine Differenz von mehr als 300 Meilen. Noch auffälliger, noch jäher von Nordwesten nach Südosten abstürzend erscheinen durch diese wärmespendende Einwirkung des Meeres naturgemäß die Linien, welche die gleiche Januartemperatur darstellen, die sogenannten Isochimenen. So zieht sich die Linie der durchschnittlichen Januartemperatur von 4° C. von den Faröern an der Westküste Großbritanniens entlang durch Südfrankreich, mitten über das Schwarze Meer, durch das Südende des kaspischen Meeres bis zuletzt über Schanghai in China nach Tokio, der Hauptstadt Japans, und die Linie 0° C. von den Lofoten an Norwegens Nordküste mitten durch Deutschland über den Balkan, mitten durchs kaspische Meer bis zur Mündung des Hoangho in China, — eine Differenz von mindestens 450 Meilen darstellend.

Aus einer so beträchtlichen und nicht nur auf vereinzelte Gebiete vertheilten Erhöhung der Temperatur folgen naturgemäß die gewaltigsten Vortheile für den Norden und Nordwesten Europas, welche seine Bewohner auf das emsigste ausgebeutet haben und ausbeuten, Vortheile und Grundbedingungen höherer Kultur und Kulturfähigkeit, die zu klar vor Augen liegen, als daß sie hier des weiteren aufgezählt und erörtert werden dürften.

Von dieser Nähe des Meeres mit seinen warmen Strömungen, deren Wirkung noch durch die südwestlichen Gegenpassate erheblich verstärkt wird, zieht auch ein mitteleuropäischer Landstrich bedeutenden Nutzen, der sonst, von hohen Gebirgen erfüllt, weit weniger bewohnbar und zugänglich sein würde, das Alpengebiet, im besonderen die Schweiz. Der Höhe der Gebirge nach und

Digitized by Google

in Anbetracht ihrer über das ganze Land vertheilten Masse müßte hier ein weit kälteres Klima herrschen und die Grenze des ewigen Schnees weit tiefer sich senken. Aber hier kommt als Förderer eines besseren und einträglicheren, als Wecker neuen Lebens der vom Atlantischen Ocean herwehende feuchtwarme Föhn aus Südwesten. Dieser freilich auch oft Verderben in mannigfacher Gestalt in die Thäler tragende Wind, dessen Name aus dem Lateinischen für Südwind, Favonius, zusammengezogen ist, bringt mit seinem warmen Athem in alle Höhen und Tiefen, lockert die gewaltig aufgehäuften Schnee- und Eismassen und schmelzt sie und schafft da, wo alles auf immer in unfruchtbarer Oede und Starrheit begraben schien, Platz und Zeit für nutzbringendes Wachsthum. So ist er es vornehmlich, der, die untere Grenze des ewigen Schnees mächtig hinaufschiebend, die Alpenthäler und Halden bewohnbar und die für den Völkerverkehr gerade in diesem Gebirge so wichtigen zahlreichen Päſſe gangbar macht. Aber seine Riesenarbeit kommt auch noch Anderen zu gute: durch das Schmelzen des Schnees erzeugt er unendliche Wassermassen, welche die zahlreich hier entspringenden, nach allen Richtungen abfließenden Bäche und Ströme Westeuropas speisen und aus allen Runsen, Schluchten, Thälern hervordringend tausendfältigen Segen in die das Alpengebiet umlagernden Ebenen tragen.

Indessen bringt die Nähe des Meeres mit seiner stetig von Südwesten andringenden Strömung doch auch mancherlei Nachtheile mit sich. Es sollen hier nicht weiter die durch die Strömung zu ganz übermäßiger Höhe emporgehobenen, gleichsam aufgestauten Fluthwellen besprochen werden, die beispielsweise im Bristolkanal sich bis 16 und 18 m aufthürmen und die mit ihren stetigen, wüthenden Angriffen den Westküsten Großbritanniens und Skandinaviens alles niedere Vorland entrissen haben, die Felsen in unaufhörlicher Bohr- und Nagearbeit zerklüften

Digitized by Google

und zertrümmern, Halbinseln, Inseln und Sandbänke bilden und so die Schiffahrt aufs schwerste gefährden und schädigen. Wichtiger ist, daß die Fluth ungeheure Wolkenheere erzeugt und mit sich führt, die sich meist an den westlichen Küsten und in ostwärts absteigend schwächerem Grade über dem Hinterland entladen und bisweilen das Land mit einer zweiten Sintfluth bedrohen. In Westirland z. B. hat das Jahr ungefähr dreiviertel Regentage und die Luft ist immerwährend mit Feuchtigkeit getränkt; kaum zwei Tage im Jahre giebt es, die ganz heiter sind. Die jährliche Regenmenge beträgt an den Westküsten in Portugal, Spanien, Frankreich, Irland und Schottland 1½ bis 2 m, in Bergen bis 2½ m (in Stockholm dagegen unter fast gleicher Breite nur noch ungefähr ½ m), eine Menge, wie sie sonst in Europa nirgends vorkommt. Dieser übermäßige Regenfall macht zwar die Wiesen und das Laub der Bäume ausgezeichnet grün und fett, so daß seit alten Zeiten hier die Viehzucht vortrefflich gedeiht, ist aber der Ergiebigkeit des Ackerbaues im allgemeinen nicht besonders förderlich. Daher kommt es, daß England, freilich auch durch seine übertriebene und scheinbar nicht zu beseitigende Latifundienwirthschaft gezwungen, ungefähr die Hälfte seines Bedarfes an Korn (24 Millionen Quarter) im Werthe von 600 Millionen Mark hauptsächlich aus Nordamerika einführen muß.

Wenn England nun so auf reichlichere Getreideerträge verzichten muß, erfreut es sich freilich auf der andern Seite infolge der starken Niederschläge eines großen Wasserreichthums seiner nicht eben langen Flüsse, den es bei seinen verhältnißmäßig niedrigen Gebirgen zum Schaden seines Binnenhandels entbehren würde, erfreut es sich ferner der dadurch bedingten Möglichkeit, viele Kanäle ohne Mühe unterhalten zu können. Und diesen Vortheil haben die Engländer tüchtig ausgenutzt. Ihr Kanalsystem, aus fast 100 Kanälen mit einer Gesamtlänge von 3700 km

Digitized by Google

bestehend, in 21 Kanälen die natürliche Wasserscheide zwischen dem Osten und Westen durchfurchend, steht an Großartigkeit der Anlage dem berühmten holländischen kaum nach und übertrifft es an Bedeutung für den Verkehr.

Und noch ein anderes, Vortheil und Schaden zugleich Bringendes folgte aus dieser Eigenthümlichkeit des Klimas für England. Sind die Wälder eines Landes an sich schon wichtig für die Entwickelung des Klimas, indem sie durch Verbrauch von Wärme die Sommerhitze herabdrücken und wieder durch Abgabe der gesammelten Wärme die Winterkälte weniger empfindlich machen, so haben sie doch noch einen größeren Einfluß auf die Fruchtbarkeit eines Landes dadurch, daß sie die Quellen und Wasserrinnen, die das Land durchziehen, durch die in ihnen aufgesammelte Feuchtigkeit erhalten und ernähren. Daraus folgt, daß Länder, die nach und nach ihre Wälder eingebüßt oder durch unverständige Forstwirthschaft zu Grunde gerichtet haben, durch die nun entstehende Dürre eine schwere Schädigung ihrer Fruchtbarkeit und Kulturfähigkeit erdulden müssen. Sie kann sogar bis zur völligen Verödung vorschreiten. Traurige Beispiele bieten uns dafür die ehemals durch ihre fast unerschöpfliche Ertragfähigkeit berühmten und heute ganz oder vielfach verkommenen Landstriche in Palästina und Griechenland, in Spanien und Italien, hier besonders Sicilien, ehedem die Nähramme des römischen Reiches. England dagegen konnte und kann bei seiner immerwährend feuchten Luft die Wälder entbehren und hat sie bis auf unbedeutende Reste zu seinem Nutzen verbrauchen können, ohne doch die oben erwähnten Nachtheile befürchten zu müssen. Freilich fehlt es ihm dafür nun an dem nöthigen Bauholz, das es erst für schweres Geld (etwa 350 Mill. Mark) vom Auslande, von Skandinavien, Rußland, Deutschland, wieder beziehen muß.

Noch schwerer wiegend ist es, daß sich infolge der feucht-

Digitized by Google

warmen Seeluft, wenn sie sich mit der kälteren Landluft, oder umgekehrt mischt, dichte Nebel über das Land legen, von denen wir nur selten bei uns eine schwache Vorstellung bekommen. Tage-, ja wochenlang hüllen sie alle Gegenstände ein, rufen bei der früher geschilderten Beschaffenheit der britischen Küsten die größten Unglücksfälle für die Schiffahrt hervor (im Jahre 1883 gingen hier 726 Schiffe vollständig verloren) und erschweren in den volkreichen Städten, besonders in London den Verkehr ganz außerordentlich. Geradezu gesundheitsschädlich wirken sie in den großen Fabrikstädten und Industriebezirken, wenn sie den massenhaften Kohlenrauch und Ruß niederdrücken, daß er schwarzen Wolken gleich über dem Lande lagert und das Athmen in unangenehmster, fast unerträglicher Weise belästigt.

Der wichtigste Nachtheil aber für die Länder Nord- und Nordwesteuropas, der sie von ihrer sonst so bevorzugten Stellung wieder einigermaßen herabdrängt, ist die allgemeine Herabminderung der durchschnittlichen Sommertemperatur eben durch die Nähe des Meeres und der in ihm herandringenden Strömung. Das Meer, das die einmal angenommene Wärme so zäh festhält und so sparsam, weise und segensvoll an die kältere Luft abgiebt, hat auch auf der anderen Seite die Eigenschaft, nur langsam und gleichsam widerstrebend die größere Wärme der Luft, wie sie der höhere Stand der Sonne mit seiner steileren Einstrahlung hervorruft, anzunehmen, und erzeugt infolgedessen, da so viel Luft verbraucht wird, um einen Kubikmeter Wasser um 1° in der Temperatur zu erhöhen, eine verhältnißmäßig bedeutende Kühle im Sommer. Diese hemmt natürlich das schnelle Wachsthum und Reifen der Pflanzen und läßt eine ganze Menge derselben, die eine höhere Wärmemenge zur Entwickelung der Frucht bedürfen, nicht zur Reife gelangen. Denn nach A. de Candolle bedarf jede Pflanzenart zum Keimen, Wachsen und Fruchttragen eine bestimmte Menge von Wärme. Die Gerste

Digitized by Google

z. B., die unter allen Getreidearten die nördlichste Verbreitung hat, beginnt, wie die Erfahrung lehrt, zu keimen, wenn das Thermometer mehr als 5° C. anzeigt. Beobachtet man nun ferner und sucht man von dem Zeitpunkt des Keimens bis zur völligen Reife das tägliche Mittel aller derjenigen Wärmegrade im Schatten, welche die Temperatur des Keimpunktes übersteigen, festzustellen, und zählt man dann diese mittleren Temperaturen zusammen, so erhält man die Summe der Wärme, welche die Gerste zum Fruchttragen nöthig hat, d. h. etwa 1500° C. So hat man ferner ermittelt, daß der Weizen, der bei 6 bis 7° keimt, eine Wärmemenge von 2000°, der Weinstock bei 10° etwa 3000°, die Dattelpalme etwa 5000°, die tropischen Gewächse natürlich noch mehr erfordern. Aus dieser Darlegung folgt, daß die Pflanzen in den nordwestlichen Ländern Europas mit ihrem kühleren Sommer eine längere Entwickelungszeit gebrauchen und daß viele, z. B. Pflaumen und Wein, in England gar nicht zur Reife gelangen, während der Weizen bei Upsala, obwohl es mehr als 100 Meilen nördlicher liegt, nicht später reif wird, als im südöstlichen England.

In dieser Hinsicht haben also die im Winter so schwer betroffenen kontinentalen Landstriche, in denen bei der leichteren Erwärmbarkeit der Luft mit jedem Tage die Wärme sich in bestimmter Progression steigert, einen bedeutenden Vortheil vor den oceanischen. So verlaufen denn gerade umgekehrt, wie bei der durchschnittlichen Januartemperatur, die Linien der Juliisotherme nach Osten zu aufsteigend, wenn auch nicht so schroff, wie bei jenen fallend, so doch immerhin recht beträchtlich. Die Juliisotherme von durchschnittlich 20° C. steigt von der Nordküste Spaniens mitten durch Frankreich und Deutschland, in Rußland über Moskau gehend, in Asien in einer Differenz von 300 Meilen sogar bis Irkutsk, welches doch bei einer mittleren Jahrestemperatur von — 11° C. eine Januartemperatur von

Digitized by Google

— 40° C. hat. Durch diese schnelle Annahme und Steigerung der Wärme in den kontinentalen Landmassen wird die unwirthliche Polarregion, welche selbst keinen Baum- und Pflanzenwuchs mehr gestattet, weit nach Norden zurückgeschoben, so daß in Sibirien trotz der großen Kälte, die im Norden freilich, das Athmen erschwerend, den Schnee dampfen machend, bis — 68° C. steigt, in den mittleren und südlichen Strichen weit über Erwarten einträglich Ackerbau und Viehwirthschaft getrieben werden kann. Dadurch wird der kontinentale sommerwarme Osten dem winterwarmen Westen wieder erheblich näher gebracht und eine Ausgleichung des sonst übermäßig excessiven Klimas herbeigeführt. Wesentlich ist es außerdem noch, um die bedeutenden Gegensätze zwischen dem Norden und Süden einerseits, dem Osten und Westen andererseits auszugleichen, daß die Gebirge des Nordens im allgemeinen niedriger sind als die des Südens, dessen Klima durch die mächtigen Gebirgsmassen wieder etwas kühler wird, und daß zweitens im kontinentalen Osten im Gegensatz zu dem gebirgigen Westen sich fast gar keine größeren Erhebungen finden, welche die Kälte im Winter steigern, die Wärme im Sommer mindern könnten.

Leider bietet sich in dem engen Rahmen eines Vortrags keine Gelegenheit, des näheren und im einzelnen darauf einzugehen, wie in den verschiedenen Ländern mancherlei lokale Gestaltung, wie Gebirge, Meeresarme, breite Landzungen, größere Seen, ausgedehnte Wälder, Gefälle des Bodens nach der Sonnenseite, Längsthäler, geologische Beschaffenheit des Grundes, das Klima beeinflussen und von dem ganz nahe dabei liegenden Striche unter gleicher Breite verschieden erscheinen lassen. So ist, um nur einige hervorstechende Beispiele anzuführen, die oberrheinische Tiefebene von Basel bis Bingen klimatisch besonders geschützt und begnadet, so haben Bozen und Meran eine höhere durchschnittliche Temperatur, als die meisten in gleicher Höhe liegenden

Digitized by Google

Alpensiedlungen. So hat das Hospiz auf dem großen St. Bernhard eine mittlere Temperatur von —1° C., fast wie das Südende Spitzbergens. So hat die Ostküste Italiens, da die Apenninen eine Klimascheide bilden, ein auffallend kühleres, trockneres Wetter, als die unter dem Einflusse der See stehende fruchtbarere Westseite, die freilich dafür in der heißen Jahreszeit an der Malaria leidet, besonders in den Maremmen, der römischen Campagna und den pomptinischen Sümpfen, wo die Fieberluft meilenweit die Flüsse entlang ins Land zieht. Eine ähnliche Erscheinung zeigt sich in Dänemark und mehr noch in Skandinavien, wo zwar die Ostsee bisweilen ganz zufriert und in Schweden der Winter kälter ist als im Westen, dafür aber auch der Sommer wieder erheblich heißer ist, so daß hier die Laubhölzer üppiger gedeihen und der Getreidebau reichlicher lohnt.

Wendet sich nun die vergleichende Betrachtung der klimatischen Verhältnisse Afrika zu, so ist zunächst zu bemerken, daß es im allgemeinen der bei weitem heißeste Erdtheil ist, da es zum größten Theil ganz der heißen Zone angehört und nur der nördliche und südliche Rand des gliederlosen Rumpfes in das subtropische Gebiet hineinragt. Doch würde man sehr irren, wenn man glaubte, die größte Hitze im Jahresdurchschnitt zeige sich gerade in den Landschaften dicht am Aequator. Sie sucht vielmehr die nördlicheren Striche heim und zieht sich noch ein beträchtliches Stück in die subtropische Zone hinein, und hier sind es namentlich die südlichen Küsten des Rothen Meeres, welche die größte auf Erden beobachtete durchschnittliche Jahrestemperatur aufzuweisen haben, nämlich 32° C. Die Wüste Sahara also, wenigstens die größere südliche Hälfte, ist das Gebiet, wo der Wärmepol der alten Welt liegt, und das bewirkt weniger die senkrechte Einstrahlung der Sonne, — denn dann müßte er nördlich und südlich dicht am Aequator liegen, — sondern die hier, wo nicht gerade angesammelte unterirdische

Digitized by Google

Quellen sich finden, meist alles Leben vernichtende Regenlosigkeit. Sie ist es, die das unermeßliche Sandmeer erzeugt hat und die unerträgliche Hitze hervorruft, die oft bis auf die ungeheure Höhe von über 60° C. steigt.

Und woher rührt dieser Regenmangel? Diese auf den ersten Blick seltsame und doch so natürliche Erscheinung hängt mit dem scheinbar wechselnden Zenithstande der Sonne zusammen. Kulminirt diese über einem Punkte zwischen den Wendekreisen, so wird dadurch die darunterschwebende Luft aufs höchste erwärmt, wird leicht und steigt in die höchsten Regionen auf, wo sie naturgemäß sich mit der dort befindlichen kälteren Luft mischt und so die Veranlassung zur Bildung von mächtigen Wolken und Niederschlägen wird. Daraus folgt erstens, daß jeder Ort zwischen den Wendekreisen, wo die Sonne zweimal senkrecht steht, auch zwei Regenperioden und ebenso zwei verschieden lange trockene Jahreszeiten hat oder haben müßte, dann nämlich, wenn die Sonne am weitesten von ihm entfernt steht, und zweitens, daß nach Norden und Süden zu über die Wendekreise hinaus, wo die Sonne nicht kulminiren kann, auch die Vorbedingung zur Erzeugung des Regens fehlt und zwar, je weiter hinauf und hinunter, in desto höherem Maße. So folgt demgemäß nach den doppelten tropischen Regengüssen nach Norden und Süden erst eine Zone einfacher tropischer Regen als Folge der Kulmination der Sonne über dem Wendekreise des Krebses und des Steinbocks, dann aber je eine Zone zuerst der Regenarmuth, zuletzt der Regenlosigkeit.

Unzweifelhaft würde nun aus dem eben dargelegten Grunde Aegypten ebenso mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit geschlagen sein, denn es hat durchschnittlich nicht mehr als 15 cm, Kairo nur 3½ cm Regen im Jahre, wenn hier nicht der Nil als Lebenerwecker und Erhalter aufträte. Die Nordwestecke aber, wo eigentlich auch schon Wüstenzone ist, wo aber im hohen

Digitized by Google

Atlas infolge der Nähe des Oceans bedeutend mehr Regen fällt (70 cm), hat darum weit mehr vegetabilisches Leben aufzuweisen, als die gleichen, ostwärts liegenden Strecken. Ebenfalls günstiger gestaltet sich das Klima an der Küste des östlichen Mittelländischen Meeres, wo neun Monate lang Nordwinde vom Meere her wehen, welche die Temperatur in etwas abkühlen und größere Feuchtigkeit bringen.

Um diese Erscheinung zu verstehen, muß hier ein schon früher berührtes meteorologisches Gesetz näher erklärt werden, das der sogenannten Aspiration, welches auch noch für andere Striche in Afrika, wie in Asien, Geltung hat und nicht den Ländern, die es erzeugen, Vortheil bringt, sondern den angrenzenden. Wenn die Luft über so ausgedehnten Landmassen durch die fast beständig senkrecht einstrahlende Sonne gewaltig erhitzt wird, so fließt sie in breitem Zuge stark und schnell nach oben und nach den Polen ab; dadurch wird aber das Gleichgewicht der Atmosphäre gestört und deshalb fließen von allen Seiten kältere Luftströme nach der Gegend der Störung ab, und so kommt es, daß hier z. B. die Sahara von allen Richtungen mehr oder minder heftige Winde auf sich zieht. Indessen schlägt auch hier wieder der Vortheil in einen Schaden um, wenn bei Temperaturänderungen der betheiligten Länder die Reaktion von der Wüste her sich geltend macht, wenn der Scirocco, der Samum und der noch schlimmere, allerdings nur einige Tage von Südosten wehende Chamsin, d. h. der Wind der 50 Tage, weil er in der Zeit vom Ende April bis Juni, also innerhalb von etwa 50 Tagen auftritt, so gewaltig herrschen, daß infolge der mitgeführten feinen Staubtheilchen die Sonne wie verschleiert braunroth erscheint.

Der Grund also dafür, daß das tropische Afrika trotz seiner Lage unter dem Aequator nicht die größte Hitze aufweist, liegt, wie oben erklärt wurde, in den theils einfachen, theils doppelten

Digitized by Google

tropischen Regen. Sie mindern einerseits, nicht zum wenigsten durch die fast täglichen Gewitter, die Temperatur herab und verleihen dem Lande andererseits eine unerschöpfliche, fast übermäßige Fruchtbarkeit, die Ursache der ausgedehnten Urwälder. Aber auch hier ist das Klima nicht unter denselben Breiten überall gleich. Die Ostküste ist im allgemeinen heißer als die Westküste, besonders aber erheblich feuchter, und zwar, weil infolge des aus dem südlichen Ocean herandringenden Südostpassats die im Meere sich erzeugenden Wolken an den sich längs der Ostküste hinziehenden, zum Theil hohen Gebirgsreihen niedergehen, so daß auch von ihnen die Sahara keinen Gewinn ziehen kann. Und doch findet sich an der sonst trockneren Westküste ein ebenso reiches Regengebiet wie dort, das ist die Küste von Nordguinea, speziell der Winkel der deutschen Kolonie Kamerun, wo bei südlichen und südwestlichen Winden als Folge der hier entgegengesetzten Aspiration nach der Sahara von dem Meere her starke Niederschläge (bis 3¹/₄ m) erfolgen. Und darum herrscht auch hier in den Küstenniederungen dieselbe Fiebergefahr für Europäer, wie an der Ostküste.

In Südguinea giebt es ganz und gar abweichend von dem Klima der Ostküste unter gleicher Breite zwei scharf geschiedene Jahreszeiten, die kühle Zeit vom Ende Mai bis Mitte September, das „Nebeljahr“ mit seinen dichten, weißlichen Dunstschleiern, und die heiße Zeit, das „Regenjahr“ mit täglichen, oft heftigsten Gewittern und Wirbelstürmen, Tornados genannt. Diese auffallende Erscheinung geringerer Wärme sowohl im Sommer als im Jahresdurchschnitt, auffallend besonders im Vergleich zu der Ostküste, wo auch nach Süden zu das heißfeuchte tropische Klima bis über den Wendekreis sich erhält, ist hervorgerufen durch die noch wirksamen Ausläufer einer kalten Meeresströmung an der Küste, welche je mehr nach Süden desto bedeutsamer einwirkt und die Temperatur der Südwestküste Afrikas trotz ihrer Lage

Digitized by Google

in und an der tropischen Zone derjenigen von Südeuropa ähnlich macht. Und woher die Meeresströmung? Aus dem gewaltigen Südpolarmeere kommend, in breitem Zuge infolge der Umdrehung der Erde statt nach Norden nach Nordost gerichtet, Südwestafrika direkt bespülend, hat sie ihren Grund darin, daß das Meeresniveau, das unter dem Aequator durch die infolge der herrschenden Hitze ununterbrochene starke Verdunstung des Meerwassers unaufhörlich gestört wird, auch unaufhörlich durch Zuströmen von Norden und Süden wieder gleich erhalten werden muß.

Aber noch eine andere, eine üble Folge hat diese kalte, von südlichen Passatwinden verstärkte Meeresströmung für das deutsche Südwestafrika. Sie macht, da sie die Bildung von Wolken über dem Meere hemmt und hindert, — ganz auffallend im Hinblick auf die gleichen Striche in Südostafrika, wo, wie in dem reizvoll geschriebenen Buche: „Ein Jahr in Afrika“ so unterhaltend geschildert ist, zeitweise gewaltige Regenmassen niedergehen, — diese Gebiete regenarm und damit unfruchtbar, so sehr, daß, da die Bohrungen von artesischen Brunnen kaum Resultate ergeben haben, Ackerbau und Ansiedlung an der Küste fast gänzlich unterbleiben muß. Um so merkwürdiger ist die schnelle, stufenweise, bedeutende Erhöhung der Temperatur und damit der Vegetation, wenn man von dem wüsten niedrigen Küstenstriche nur ein paar Meilen in das Innere des Tafellandes nach Osten fortschreitet, bis man zuletzt zu der von den Engländern beanspruchten Kalaharisteppe kommt.

Sie zeigt, wie ihre Entfernung vom Aequator ungefähr die nämliche ist, wie die der Sahara, ähnliche Erscheinungen wie diese und doch wieder interessante Unterschiede. In der Kalaharisteppe, die zwar auch sandreich ist und fast kein fließendes Wasser hat, aber doch nicht durchgängig Wüstencharakter zeigt, sondern mehr als Gras- und Gesträuchsteppe

Digitized by Google

anzusehen ist, ist die Feuchtigkeit im allgemeinen größer, als in der Sahara, weil hier bei der nicht so breit ausgedehnten Landmasse die vom südlichen Indischen Ocean herkommenden Regenwolken noch Wirkung haben, daher denn auch der Pflanzenwuchs stärker und verbreiteter ist. Darum giebt es hier keine Dattelpalmen, keine Kamele, desto mehr aber in massenhaften Herden gesellig weidende Büffel, Wildschweine, Zebras, Quaggas, Giraffen, Antilopen, Gnus, welche letzteren die holländischen Bauern „wilde Beest“ getauft haben, alles willkommene Jagdobjekte für die Hottentotten und Betschuanen. Ferner giebt es in der Kalaharisteppe aus naheliegenden Gründen keine Oasen mit fester Bewohnerschaft, wie in der Sahara, sondern mit ihren Wasserlachen, den dicken, einzelstehenden hohen Grasbüscheln und ihren weiten, bei der Regenarmuth auffallenden Gurkenstrichen nährt sie nur wandernde Stämme und Horden. Beide haben eine einmalige, wenn auch schwache Regenzeit, die Sahara im Winter, die Kalahari im Sommer; beide haben, wieder aus gleichem Grunde, heiße, alles mit feinem Staube bedeckende und durchdringende Winde, dort aber sind es Südwest-, hier Nordwinde.

Das Steppengebiet mit seiner Viehwirthschaft setzt sich auf den Hochebenen des Kaplandes fort; in den bewässerten, tiefer gelegenen Strichen aber gleichen Klima und Produkte denen der Nordküste am Mittelländischen Meere, wenn auch das Kapland, vorherrschend ein Land der Blumen, sie an Reichthum der Pflanzenarten übertrifft, ja darin vielleicht den ersten Rang überhaupt einnimmt. Charakteristisch und gänzlich abweichend von der Flora des Mittelmeergebietes sind die vielfach sich findenden Dornen tragenden Bäume und Gesträuche, oft so dicht und unzugänglich, daß sich das Wild und die Zugthiere in ihnen verrennen und verwickeln und oft nur mit Mühe wieder loskommen können. Die Holländer haben sie mit bezeichnendem

Digitized by Google

Humor „Wachebitsche“, d. h. Wart ein bißchen genannt. Leider aber nimmt auch in diesem sonst so bevorzugten und für europäische Ansiedlung geeigneten Lande die Dürre immer mehr überhand, diesmal aber weniger aus Schuld des Klimas, sondern durch den Unverstand der Eingeborenen, die den vorhandenen, Feuchtigkeit erhaltenden Wald niederschlagen und verwüsten, ohne neue Bäume zu pflanzen. Und auch die holländischen Ansiedler haben nicht verständiger gehandelt, auch sie haben sich dieses Waldfrevels schuldig gemacht, da sie ja in der Heimath auch keine Wälder haben und auch wegen des beständigen Feuchtigkeitsgehaltes der Luft nicht brauchen. Hier aber sind die klimatischen Bedingungen ganz andere, und so mußte schon mehr als eine Siedlung aufgegeben werden, wenn der frühere, Leben spendende Wald am Hange des Tafellandes zu Bau- und gewerblichen Zwecken niedergeschlagen war.

Eine gänzlich von der des gegenüberliegenden Festlandes abweichende Stellung in Klima, Vegetation und Bevölkerung nimmt die Insel Madagaskar ein, eine Erscheinung, deren Grund später besprochen werden soll.

Ehe die Darstellung sich wieder Asien zuwendet, muß noch einiges über Australien gesagt werden, diesen jüngsten und doch ältesten aller Erdtheile, wenn es auch für das vorliegende Thema weniger Ausbeute liefert. Diese ungeheure Insel müßte ihrer Lage nach am meisten Südafrika ähneln, und in der That ist es auch im allgemeinen so. Aber einzelne Unterschiede lassen sich doch anführen. Zunächst wenig von dem tropischen Gürtel. Er liegt ebenfalls unter dem Einfluß des Südostpassats, der aber im Unterschiede von Afrika die hohen Randgebirge selten überschreitet, daher hier auch im Innern die Trockenheit empfindlich größer ist. Dieselbe Aehnlichkeit und Verschiedenheit zeigt sich auch in dem subtropischen Gürtel, der die südliche Hälfte umfaßt. Hier ist das Klima in dem

Digitized by Google

gebirgigen Küstenlande ganz wie in Südafrika, das Innere aber ist aus demselben Grunde auch hier viel heißer und trockner. Diese Trockniß hat dem Binnenlande einen steppen-, oft wüstenartigen Charakter gegeben, hier reicht die Hitze an die der Sahara heran, oft verharrt das Thermometer tagelang auf der qualvollen Höhe von 38—40° C. Und das verursacht diesmal hauptsächlich der Stand der Sonne. Denn da die Sonne über der südlichen Halbkugel in der Erdnähe, über der nördlichen in der Erdferne ihren höchsten Stand hat, so wirkt in Australien die senkrechte Sonnenstrahlung weit stärker und heftiger als bei uns. Deshalb wird dort der Unterschied zwischen Sonnenschein und Schatten auch lebhafter empfunden, und deshalb ist hier der Strich unter dem 30—45. Grade im Winter ganz erheblich wärmer, als der nämliche Strich auf der nördlichen Erdkugel im Sommer.

Der vorherrschende Charakter also des australischen Binnenlandes, auch in dem tropischen Theile, wo mit den Regengüssen Indiens auch dessen üppige Vegetation, namentlich die Palmen fehlen, ist Dürre, die am unteren Murray, in Südaustralien um die großen Binnenseen und im Westen Wüsten erzeugt hat, wie sie kaum irgendwo so trostlos sich finden. Sie ist, da hier der Regenfall im allgemeinen nicht einmal 20 cm beträgt, vielfach in Jahr und Tag kein Tropfen fällt, bisweilen so andauernd, daß die Schafzüchter von ihren oft 10—15000 Stück betragenden Herden* mit einem Schlage Hunderte umkommen sehen müssen, ohne helfen zu können, da nicht überall, wie in Südaustralien, die Bohrung von artesischen Brunnen Erfolg gehabt hat. Und während in Südafrika die kalte Meeresströmung die Temperatur günstig beeinflußt, wehen hier von der See her vom November bis

* Im ganzen giebt es auf dem Festlande 65 Millionen Schafe.

Digitized by Google

Januar heiße Winde zum Schaden der ohnehin geringen und einförmigen Flora und Fauna. Und auch von kühlendem Schatten ist nicht viel zu spüren. In nothwendiger Anpassung an die herrschende Dürre haben sich die Blätter an den Bäumen wenig entwickelt, sie sind verkümmert, nadelartig geworden und stellen sich meist senkrecht, auch der hochstämmige Gummiwald duldet kein Unterholz, und so erscheint, auch abgesehen von den meilenweiten stachligen Skrubs (dorniges Strauchwerk), alles in bedeutsamem Unterschied von der südafrikanischen Waldung kahl, öde, schattenlos.

Wenn nun so der Südrand und der Südosten mit seinen hohen Gebirgen und seinen größeren Regenmengen allein ein der Gesundheit zuträgliches, gemäßigtes Klima hat, wie denn Australien auch nur an den Küsten dauernd und bedeutender besiedelt werden konnte und kann, so zeigt sich doch auch hier eine ganz excessive klimatische Erscheinung. An den steilen Abhängen nämlich der Gebirge, die sich bis über 2200 Meter erheben, wirken die Regengüsse durch ihre Heftigkeit und Plötzlichkeit oft verderblich. So fielen hier 1873 in etwas mehr als acht Stunden 23 cm Regen, eine Menge, wie sie in verhältnißmäßig so kurzer Zeit kaum irgendwo auf der Erde beobachtet worden ist. Diese Wassermassen überfluthen dann das Land, und die Flüsse steigen oft 30—40 Fuß, ja der kleine Küstenfluß Hawkesbury bei Sidney schwoll im Jahre 1867 ganz plötzlich über 60 Fuß.

Wir kehren nun nach Asien zurück, dessen Norden im Verhältniß zu den gleichen Breiten in Europa schon mehrfach früher betrachtet wurde. Hier in Nordsibirien liegt der Kältepol der alten Welt, nicht aber, wie man erwarten sollte, an den Küsten des nördlichen Eismeeres, das immer noch, wenn auch in sehr abgeschwächtem Maße, den Einfluß wärmerer Strömungen spürt, sondern erheblich südlicher im Innern des Kontinents, um

Digitized by Google

die kleine russische Station Werchojansk, das, auf gleichem Breitengrade mit den Lofoten liegend, eine Januartemperatur von — 49° C. und eine Jahrestemperatur von — 17° C. zeigt und selbst im Sommer unter Nachtfrösten zu leiden hat. Während aber die Nordküsten bis zum Polarkreise fast beständig in Eis und Schnee begraben liegen und auch in den mittleren Strichen die kurze, aber starke Sommerhitze das tiefgründige* Wintereis nur wenige Fuß an der Oberfläche aufzuthauen im stande ist, während die Ostküsten auch in tieferen Breiten von grauen Nebelmassen umlagert und von rauhen Winden heimgesucht sind, bleibt der südliche Theil Sibiriens in seinem Hügellande bis zu den hohen Grenzgebirgen und weit abwärts in den Flußthälern ertragreichem Anbau offen. Doch auch hier hat die Winterkälte eine Schranke gezogen, und es können nur Pflanzen dort gedeihen, die auch starke Fröste vertragen. So haben die Striche am Altai ungefähr gleiche Breite mit uns, doch gedeihen dort, weil die Januartemperatur durchschnittlich — 18° C. beträgt und die Kälte oft bis auf — 50° C. steigt, unsere Obstbäume nicht mehr.

Es folgt nun die südlichere, gemäßigte und subtropische Zone, die auch hier, wie in Afrika, infolge des Regenmangels zur Steppe, großentheils zur Wüste geworden ist, wo nicht frisch fließende Quellen an den Abhängen der Gebirge oder künstliche, vielfach unterirdische Bewässerung, leider immer mehr verfallend, das Land in Paradiese verwandelt haben. Nur ein Strich macht in diesem gewaltigen Wüsten- und Steppengürtel, der sich, gleiche Lebensbedingungen für Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt bietend, vom Nordwesten Afrikas bis an den Stillen Ocean hinzieht, eine für seine Bewohner hochbedeutsame Ausnahme, das ist Mittel- und Südchina. Hier fallen nämlich

* In dem Schergin-Brunnen in Irkutsk ist noch in einer Tiefe von 116 m Bodeneis gefunden worden.

Digitized by Google

gerade zur Zeit der Pflanzenentwickelung kurze, aber kräftige Frühsommerregen, welche die unübertroffene Bodenkultur und eine Bevölkerungsmenge in diesem ausgedehnten Striche erzeugt haben, wie sie sonst auf der ganzen Erde nicht wieder gefunden werden. Denn nicht nur, daß hier auf dem Lande die Wege und Straßen aufs Nothdürftigste beschränkt sind und schon längst jede Spur natürlichen Pflanzenwuchses vertilgt worden ist, so hat man hier auch, um Platz zu gewinnen, die Flüsse, Seen und Kanäle so zu sagen mit Wohnungen bebaut: in zahlreichen schwimmenden Dörfern wird die Jugend Chinas im Lesen, Schreiben, Rechnen mit dem Rechenbrett und in der Religionslehre unterwiesen.

Und worin hat man den Grund für diese so auffallende und so ungeheures Leben und Gedeihen weckende Erscheinung zu suchen? Er liegt in der, allerdings in China aus der gewöhnlichen Richtung abgelenkten, Einwirkung der wunderbarsten klimatischen Erscheinung, welche für die am Meere gelegenen Länder Süd- und Ostasiens zu einer unerschöpflichen Quelle des Segens geworden ist, in der Erscheinung des Monsuns.* Dieser Monsun ist es gewesen, der schon seit den ältesten Zeiten die Schiffahrt, namentlich der Phönizier und Araber, nach Indien hervorgerufen und geregelt hat, er ist es, welcher die südlichen und südöstlichen Länder Asiens, besonders aber Indien mit einer verschwenderischen Fülle der edelsten und begehrenswerthesten Produkte im eigentlichsten Sinne überregnet hat, eine Fülle, die um so erstaunlicher wirkt, wenn man die unter gleichen Breiten liegenden, wahrhaft entsetzlichen Wüsteneien Arabiens und Persiens damit vergleicht, er ist es, der Indien alle die tausendfältigen Vortheile der heißen Zone verschafft,

* Dies Wort, arabischen Ursprungs, denn eigentlich heißt es Mausim oder Mussim, d. h. Jahreszeiten, bezeichnet, wie aus dem oben Folgenden ersichtlich wird, vorzüglich das Wesen dieses Naturvorgangs.

Digitized by Google

ohne ihre Nachtheile zu bringen, der es seit Tausenden von Jahren zum werthvollsten Ziel des Handelsverkehrs und kolonialer Bestrebungen gemacht hat. Dieser gewaltigste Segenspender unter den Passatwinden erhebt sich nämlich im Mai und weht bis Oktober, immer in der gleichen Richtung von Südwesten, aus dem Meere immer neue warme Regenmassen mit sich bringend, in Ceylon natürlich früher wirkend als am Himalaya; dann aber im Oktober schlägt er in die entgegengesetzte Richtung um, indem er ohne erheblichen Regen Abkühlung bringt. Er entsteht durch dasselbe Gesetz der Aspiration, das schon bei Afrika erwähnt worden ist, wie ein Wunder wirkend und doch so einfach zu erklären, nicht den Ländern Vortheile bietend, die ihn hervorrufen, sondern den an sich unbetheiligten, gerade an seinem Wege liegenden. Die ungeheueren Flächen nämlich des Binnenlandes von Zentralasien werden im Sommer stark erwärmt, die Luftschichten lockern sich, steigen auf und der Luftdruck mindert sich. Deshalb fließt von Süden und Südosten her, von dem Meere also, ausgleichend die Luft nach dem Innern, um so stärker, als sie den sonst herrschenden Südostpassat umzubiegen gezwungen hat, und unter der Wirkung dieser feuchten Luft fallen an den riesigen Randgebirgen Indiens und Chinas starke, befruchtende Regen, die freilich an den Rändern und steilen Abhängen manchmal des Guten zu viel thun. Steigt doch die jährliche Regenmenge in sehr vielen Gegenden Nordindiens bis auf $5^1/_2$ m, am Südabhange des Himalaya in Assam am unteren Brahmaputra auf 12—16 m, im Jahre 1861 sogar zu der ungeheueren Höhe von 22 m. Dieser sommerliche Südwestmonsun schwächt sich erst im Herbste ab mit dem Abnehmen der Wärme im Innern. Steigt hier nun im Winter mit zunehmender Kälte der Druck der Luft, so beginnt die Reaktion, das Abfließen der kalten, trockenen und schweren Luft aus dem Binnenlande nach den

Digitized by Google

südöstlichen und südwestlichen wärmeren Strichen, und so entsteht die entgegengesetzte Bewegung. Freilich geht dieser eigenthümliche, wenn auch natürliche Wechsel nicht so glatt und ruhig vor sich, sondern in der Zeit, wo die Monsune umsetzen, im Herbst und Frühling, treten die mit Recht so sehr gefürchteten Wirbelstürme ein, Cyklone oder Taifune genannt.

Ueberall nun, wohin sich diese Monsune erstrecken, d. h. bis nach Japan und im Osten bis zu den Philippinen, hat sich eine erstaunlich vielseitige und üppige Flora, und dem entsprechend auch die mannigfaltigste Fauna, entwickelt, die dem Menschengeschlechte unermeßliche Reichthümer gebracht hat, noch heute bringt und, so lange die Veranlassung der Fruchtbarkeit dauert, bringen wird. Freilich aber auch einen keineswegs erwünschten Gefährten, das tödtliche Fieber, das den Aufenthalt in jenen Gegenden für Europäer so schwierig, oft unmöglich macht. Nur einige wenige Orte in den niedrig gelegenen Strichen am Meere sind davon verschont und haben infolgedessen namentlich in neuerer Zeit einen ungeheuren Aufschwung genommen, so Singapur an der Straße von Malaka und Surabaja auf Java.* Die Ursache davon läßt sich vielleicht in der starken Strömung durch die Meeresstraßen, an denen diese Städte liegen, finden.

Und nun wird es auch mit einem Schlage klar sein, warum Madagaskar in jeder Beziehung so verschieden ist von dem nahen Festlande: es steht eben, besonders auf der Ostseite, ganz unter dem Einflusse des Nordostmonsuns, der seine Vegetation der indischen so sehr ähnlich macht und sogar eine den Malaien ganz nahe verwandte Bevölkerung, die Howas, dorthin geführt hat und erhält.

Wenn wir nun schließlich zu der neuen Welt übergehen,

* Surabaja übertrifft jetzt schon in der Handelsbewegung die alte Hauptstadt Batavia, während Singapur einen Umsatz von mehr als 500 Millionen Mark hat.

Digitized by Google

so treten wir in der That, auch abgesehen von allen sonstigen Unterschieden, auch in klimatischer Beziehung in eine neue Welt. Betrachtet man zunächst unter der kundigen Führung von Ruge, dessen „Geographie“ eine Reihe thatsächlicher Angaben entnommen ist, kurz die ersteren, so findet man, daß, wie in der alten Welt Begriff und Wesen des Orients und Occidents sich scheiden, hier Nord und Süd scharf getrennt einander gegenüberstehen. Ferner, daß, wie die alte Welt ihre größte Ausdehnung von Ost nach West — beiläufig beinahe 15 000 km — zeigt, die neue sie, ebenso lang, von Nord nach Süd hat, dafür aber nur halb so breit ist, und daß demgemäß die hervorragendsten Gebirgszüge dort westöstlich, hier nordsüdlich verlaufen. Weiter, daß auf der Osthalbe die Hauptgebirge mitten durch die Landmasse gehen, so daß die Flüsse im wesentlichen nach den beiden Abdachungen, nach Nord und Süd rinnen, auf der Westhalbe dagegen die Kammgebirge dicht an die Westküste gerückt sind, wodurch der ostwärts gerichtete Lauf der Hauptflüsse hervorgerufen und so gleichsam von der Natur der Haupthandelsverkehr nach Osten, nach dem Atlantischen Ocean gewiesen ist. Und schließlich, daß auf der östlichen Erdkugel das Hochland, auf der westlichen das Tiefland vorherrschend ist.

Und zu dieser Fülle der tiefgreifendsten Unterschiede im Bau gesellen sich auch noch die des Klimas. Da sich, wie schon früher hervorgehoben, von der Westküste Afrikas bis an den Großen Ocean ein ungeheurer Gürtel gleichen Klimas und gleicher physikalischer Vorbedingungen hinzieht und ferner die vornehmsten Gebirgszüge mit ihren Thälern und Hochflächen in derselben Richtung sich strecken, so konnten schweifende Völkerstämme schon in den ältesten Zeiten über den fast unermeßlichen Raum in der angegebenen Richtung hin- und herwandern, ohne einen erheblichen Unterschied in der Thier- und Pflanzenwelt zu bemerken, ohne selbst auf wesentlich von ihnen verschiedene Wanderhorden zu stoßen.

Digitized by Google

Sie verließen ihr Land, sie verließen wohl gar den Erdtheil, aber sie blieben in demselben Klima, derselben Vegetation, denselben Lebensbedingungen. Daher auch waren die Eroberungszüge asiatischer Völker auf Europa zu nur insoweit von einigermaßen dauerndem Erfolg begleitet, als sie in demselben oder verwandtem Klima blieben, sie scheiterten jedoch jedesmal, wenn sie in den europäischen Landstrichen in ihnen klimatisch nicht zusagende Verhältnisse geriethen. So die Züge der Araber, der Mongolen, der Tataren, der Türken.

Ganz anders verhält es sich in Amerika. Hier sind gerade die mit gleichem Klima ausgestatteten Landstriche nicht weit ausgedehnt, dagegen der Wechsel desselben häufig und von einschneidender Bedeutung. Und während in der alten Welt die klimatischen Gegensätze nordsüdlich liegen, wie bei Tibet und Indien, im Alpenland und in der Lombardei, nördlich und südlich vom Balkan, sind hier die „Sprünge" ostwestlich. Und naturgemäß folgt daraus, daß Pflanzen- und Thierwelt hier gegensätzlich verschieden sind, dagegen von Nord nach Süd sich ein mehr allmählicher Uebergang, oft auch in weiten Strecken Gleichheit oder große Aehnlichkeit findet. So sind denn auch größere Wanderungen in der Vorzeit hier von Nord nach Süd und umgekehrt, aus demselben Grunde wie dort von Ost nach West, erfolgt.

Um nun von dem Einzelnen zu sprechen, so finden sich in der neuen Welt zunächst zwei merkwürdige Aehnlichkeiten der klimatischen Grundbedingungen, begleitet von denselben Folgen, mit den schon bei Ostasien und Südwestafrika erwähnten. Wie dort in Ostasien, besonders in Mittel- und Südchina, Frühsommerregen diese Landstriche weit über die Stufe der unter gleicher Breite liegenden Steppenländer emporgehoben haben, so findet man dieselbe Erscheinung in dem weitausgedehnten Striche des südöstlichen und südlichen Nordamerika. Hier fallen unter

Digitized by Google

der Einwirkung des Südostpassats vom südlichen Atlantischen Ocean her auch im Sommer erhebliche Regenmassen, so daß sich eine hervorragende Fruchtbarkeit entwickelt hat, die, obwohl diese Gebiete nicht in der tropischen Zone liegen, eine gewaltige Masse tropischer Produkte, wie Reis, Zucker, Baumwolle und Tabak,* erzeugt.

Die zweite Aehnlichkeit findet sich an der langgestreckten Westküste von Südamerika. Infolge der von Südwesten aus dem Polarmeere breit heranfließenden kalten antarktischen sogenannten Humboldtströmung sinkt in diesen Gegenden, obwohl sie der tropischen Zone angehören, die durchschnittliche Jahrestemperatur ganz erheblich, so daß Callao fast unter dem 10. Breitengrade dieselbe Jahreswärme hat, wie Parana an der Ostseite unter dem 30. Grade. Das wäre nun freilich an sich noch kein großer Schaden; aber diese Strömung bewirkt auch hier Regenmangel bis Regenlosigkeit, so daß hier am Fuße der Anden, wie in Westafrika, ein mehr als 100 km langer Wüstensaum, die Atakama, sich gebildet hat, der Jahr um Jahr in derselben trostlosen Verfassung verharrt. Ein leidlicher Trost ist indessen auch mit diesem Uebelstande verbunden. Die braven Vögel nämlich, denen Viktor von Scheffel so lobende Worte gewidmet hat, haben in diesen Gegenden, wie auch in Südwestafrika, so ungeheure Lager von Guano mit wahrhaft rührendem Fleiße jahrhundertelang aufgehäuft, daß ihre Ausbeute noch auf lange Zeit für mangelnden Pflanzenwuchs die Bewohner in etwas entschädigen kann.**

Uebersteigt aber der Reisende die nur wenige Meilen breiten Anden nach Osten zu, so wird er unter der gleichen Breite sofort in

* Im Jahre 1880 lieferten diese Länder fast 6 Millionen Ballen Baumwolle, an Tabak die Union allein 2 Millionen Centner.

** Die jährliche Produktion in Peru beträgt 5 Mill. Centner für 32 Mill. Mk., und von 1842 bis 1867 sind über 140 Mill. Centner im Werthe von über 850 Mill. Mk. versandt worden.

Digitized by Google

den üppigsten Urwald und in eine tropische Hitze versetzt. Diese herrschen in ganz Brasilien und dem nördlichen Südamerika, erstrecken sich bis weit hinauf nach Centroamerika und haben ihren Grund in dem vom Meere herwehenden Südostpassat, der mit seinen Regenmassen die weiten Tiefebenen überfluthet, bis seine Wirkung an der Riesenkette der Anden aufhört, ohne von seinem Segen der Westküste das Geringste abzugeben. Hier dürfte es angezeigt sein, die schöne Schilderung des Altmeisters auch der physischen Geographie, Alexanders von Humboldt, einzufügen. „Wenn ein aus Europa kommender Reisender zum ersten Male die Wälder Südamerikas betritt, so hat er ein ganz unerwartetes Naturbild. Bei jedem Schritte fühlt er, daß er auf einem gewaltigen Kontinente, wo alles riesenhaft ist, Berge, Ströme, Pflanzenmassen. Er weiß nicht zu sagen, was mehr sein Erstaunen erregt, die feierliche Stille der Einsamkeit, oder die Schönheit der einzelnen Gestalten, oder ihre Kraft und Fülle. Es ist, als hätte der mit Gewächsen überladene Boden gar nicht Raum genug zu ihrer Entwickelung. Unter dem dichten, dunkelgrünen Laube herrscht beständig ein Dunkel, weit tiefer als in unsern Wäldern. — Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdstrich des Amazonenstroms.“

Betrachtet man aber diesen Pflanzenwuchs, der an wuchernder Ueppigkeit den Indiens noch übertrifft, genauer, so findet man, daß er der Menschheit auch nicht im entferntesten den Nutzen und das Arbeitsfeld gewährt wie jener. Während in Indien eine unfaßbare Fülle aller Nutzpflanzen angebaut wird, deren Produktion sich von Jahr zu Jahr noch steigert, gewähren die endlosen Striche am Amazonenstrom nur eigentlich Naturprodukte: Paranüsse, Kautschuk, Nutzholz und Pflanzenfasern, wenn auch in bedeutenden Massen, aber keinen oder so gut wie keinen Ertrag des Ackerbodens. Und daran trägt dieser Riese

Digitized by Google

unter den Strömen die Hauptschuld, da er seine gewaltigen Wassermassen über die flachen Ufer in die Ebenen treibt, wo sie mehr als vier Monate im Jahre stehen und dadurch das ganze Land versumpft haben, so daß an einen ausgedehnten Ackerbau in alle Zukunft nicht gedacht werden kann. Und fällt auch an den anders gearteten Küsten und in Centroamerika dieser Umstand fort, so tritt dafür hier in den niedrig gelegenen Strichen um so stärker die Malaria auf, die jährlich Tausende von Opfern, ein unersättlicher Moloch, verschlingt und besonders in Guyana mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt hat, daß der Europäer sich im tropischen Tieflande niemals eingewöhnen wird. Dafür sucht er um so eifriger die freilich weniger reich mit Vegetation bedachten Westküsten auf, an denen unter dem Einflusse der oben erwähnten Meeresströmung oder im Schutze hoher Randgebirge noch kein Vorkommen des gelben Fiebers beobachtet worden ist.

Ein ähnlicher, tiefgreifender Unterschied zwischen Ost und West macht sich im hohen Norden Amerikas geltend. Hier ist es namentlich die Halbinsel Labrador, welche, von zwei aus dem nördlichen Eismeere zum Ausgleich der starken Wasserverdunstung unter dem Aequator daherfluthenden kalten Meeresströmungen umspült, fast immer in Eis und Schnee begraben liegt, keinen Kornbau mehr treiben kann, an ihrer 750 km langen Nordostküste kaum 2500 Einwohner hat und so einen überaus traurigen Gegensatz zu dem fast viermal kleineren, hochkultivirten England bietet, mit dem sie unter gleicher Breite liegt. Aber selbst mit der über 100 Meilen nördlicher gelegenen, ehemals russischen, jetzt der Union gehörigen Halbinsel Alaska vermag Labrador, da jene durch den nordöstlichen Abfluß der äquatorialen Driftströmung des Stillen Oceans noch erwärmt wird, keinen Vergleich auszuhalten. Der Unterschied in der Wintertemperatur zwischen Ost- und Westküste ist, wie Dove sagt,

Digitized by Google

so erheblich, daß, während die Baumgrenze an der Ostküste schon unter dem 58. Breitengrade eintritt, die Eingeborenen sich in Pelze ganz verhüllen müssen und in den Gärten der wenigen Missionare in Labrador mitunter die Tiefe des Schnees im Mai noch 6 m beträgt, die Häuptlinge der Koluschen in Neuarchangelsk auf der Insel Sitcha auch im Winter ehemals das Bild des russischen Kaisers als Orden auf der nackten Brust trugen. Und häufig kommt es in diesem begünstigteren und neuerdings von den Vereinigten Staaten stärker besiedelten Lande vor, daß im Sommer auf der Südseite tropische Vögel sich einfinden.

Dieselben kalten Meeresströme, welche Labradors Klima so eisig machen, drücken auch an der südlicheren Ostküste in den Vereinigten Staaten die Temperatur ganz erheblich herab, indem sie den Golfstrom von der Küste ab nach Europa hindrängen und dafür, eine unwillkommene Gabe, die Gestadelandschaften oft wochenlang in ein fast englisches Nebelgewand einhüllen, wenn die Luft über ihnen sich mit den wärmeren Luftströmungen vom Lande her mischt. Dagegen nimmt südwärts vom Kap Hatteras an die Temperatur außerordentlich rasch zu, fast auf jedem Breitengrad um 1° C. So ist zwar Labrador auf demselben Breitengrade klimatisch noch ebenso gestellt, wie die Küstenstriche am ochotskischen Meer, aber die Halbinsel Florida, ebenfalls unter dem gleichen Breitengrade, hat bereits eine größere durchschnittliche Jahreswärme als Südchina. Dadurch werden hier die Produkte der kälteren Länder und der Tropen einander mehr genähert, — beiläufig um etwa 150 Meilen, — als sonst irgendwo.

Das Innere von Nordamerika in der gemäßigten Zone zeigt so starke Temperaturdifferenzen unter gleicher Breite, besonders in der weiten Tiefebene um den Ober- und Mittellauf des Mississippi, wie sie unter der gleichen Breite und bei der gleichen Bodenbeschaffenheit in der alten Welt wohl nirgends angetroffen

Digitized by Google

werden. Der Winter ist im Osten dieses Riesenstromes nicht unbedeutend wärmer, der Sommer erheblich kühler, als im Westen desselben. Auch diese Differenz hat ihre natürlichen Gründe. Sie liegen einmal in dem Umstande, daß die kalte Hudsonbai sich tief in die östlichen Landmassen hineinzieht, dann aber vornehmlich in dem Vorhandensein der fünf großen kanadischen Seen mit ihrem Flächengehalt von rund 4000 Quadratmeilen, die außerdem gegen das Andringen der Kälte durch kein nördlich liegendes Gebirge geschützt sind. Hat nun im Sommer die Sonne ihren höheren Stand erreicht, so erwärmt sie naturgemäß die ungeheuren Landmassen westlich des Stromes stark und erzeugt bis fast zum 55. Breitengrade eine durchschnittliche Julitemperatur von 20° C., auf der östlichen Seite dagegen hauchen die großen Seen die während des Winters in sich aufgespeicherte Kälte über die an ihnen und südlich von ihnen liegenden Landstriche, so die Temperatur empfindlich abkühlend. Ist aber der Winter zur Herrschaft gekommen, so macht er sich in den weiten kontinentalen Gegenden westlich ebenso stark bemerkbar, während für die östlichen diese selben Seen willkommene Wärmereservoire bilden, die nun, Wohlthaten erweisend, die allmählich angenommene und lange bewahrte Wärme an die betheiligten Länder wieder abgeben.

Dazu kommt, daß, je weiter nach Westen, desto mehr, diese mittleren Striche weit trockener sind, als die gleichen in der alten Welt, weil die Regenwolken vom Meere her schon meist an den langgestreckten Alleghanies und in dem Hinterlande niedergegangen sind. Und das führt dann zu den eigenthümlichen Erscheinungen, die Dove so anziehend schildert: „Das schnelle Trocknen der Wäsche versetzt in Ohio, Michigan, Illinois alle einwandernden deutschen Frauen in angenehmes Erstaunen, während sie, im Unmuth darüber, daß das Brot so rasch altbacken wird, sich endlich zu der Sitte der Eingebornen bequemen,

Digitized by Google

mindestens alle 2—3 Tage zu backen. Dagegen halten sich Früchte und Gemüse im Keller desto besser. Im Winter fehlen ungeachtet der strengen Kälte am Fenster unsere Eisblumen, und wegen des schnell trockenen, spröden Haars wird in keinem Lande der Welt so viel Pomade verbraucht, als in den Vereinigten Staaten."

Den schroffsten westöstlichen Klimasprung aber macht die Westküste im nordamerikanischen Unionsstaate Kalifornien. Eine starke, kühle Meeresströmung nämlich, welche, als Ausläufer der aus dem nördlichen Eismeere herausdringenden Ausgleichsströmung, nach Amerika durch südwestliche warme abgelenkt, zwischen dem 45. und 40. Grade an die Küsten schlägt, verursacht hier eine ganz merkwürdige Erniedrigung der Temperatur. Vom Mai bis November weht von der Einfahrt in die günstig gelegene Bai von San Francisco ein nordwestlicher Seewind meist so kühl, daß man sich gehörig mit warmer Kleidung versehen muß, wenn man selbst des Mittags von 12—3 auf dem Dampfboot über die Bucht fährt. Und im Winter, in dem allein hier Niederschläge erfolgen, sinkt infolge der nun wärmenden Meeresströmung die Temperatur selten unter den Gefrierpunkt. Ueberschreitet man aber von diesen angenehm abgekühlten Gestaden aus, die einer angestrengten Arbeit so günstig sind, die nicht eben bedeutende Küstenkette und dringt nur einige Meilen ins Land, so geräth man zu seinem großen Erstaunen in die glühende Hitze, welche diesem Staate den überaus bezeichnenden Namen Kalifornien d. i. Gluthofen verschafft hat.

Digitized by Google

Friedrich der Große

und sein Vorleser

Jean Martin de Prades.

Von

Dr. Wilhelm Gundlach
in Charlottenburg bei Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofverlagshandlung.
1892.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Es ist eine seltsame Fügung, daß Friedrich der Große, welcher durch seine Thaten das Selbstbewußtsein des deutschen Volkes geweckt hat, durch Wort und Schrift das Lob anstrebte, ein vollendeter Franzose zu heißen.[1] Zur Erklärung dieses Strebens genügt nicht der Hinweis auf die französische Jugenderziehung, welche Friedrich durch Frau von Rocoulle und Duhan erhielt; denn jedenfalls den Unterricht der ersten Lehrerin Friedrichs hat gerade so auch sein Vater genossen, ohne dadurch an seiner deutschen Derbheit im mindesten Einbuße zu erleiden.[2] Es ist erforderlich, hier vor allem die feinfühlige Art Friedrichs, seine lebhafte Empfänglichkeit für das Anmuthig-Fröhliche und Geistvoll-Witzige hervorzukehren, welche nur von dem damals glänzend erblühten französischen Schriftthum angelockt werden konnte, während man in deutschen Landen eben erst begann, von langweiliger Weitschweifigkeit und lächerlicher Verzopftheit sich los zu machen. Dann darf man auch noch daran erinnern, daß in die Jugendträume des prachtliebenden Kronprinzen insbesondere um seiner französischen Neigungen willen mit rauher Hand der zwar wohlmeinende, aber beschränkte Vater eingriff, um als polternder Haustyrann zu seinem Ideal eines kleinbürgerlich-deutschen Lebens auch den Sohn zu bekehren; denn Verfolgung hat nur zu oft nichts anderes erreicht, als in dem verfehmten Unternehmen zu bestärken.

Digitized by Google

Es kann daher nicht auffallen, daß Friedrich, sobald er nur der Zucht seines Vaters entwachsen war, seine deutschen Gesellschafter desto willkommener hieß, je mehr sie durch französische Sprache und Sitte verfeinert waren, daß er später zu Sekretären und Vorlesern nur Leute erkor, welche des Vorzugs, in dem Lande seiner Wahl geboren zu sein, sich erfreuten. Zwar blieb dem Scharfblick des großen Königs durchaus nicht die Schwäche des französischen Volkscharakters verborgen: „Die Franzosen," sagt er einmal unumwunden, „sind Narren, und die Deutschen, welche lange in Frankreich bleiben, werden es ebenfalls" — er meint damit den Mangel an Beharrlichkeit, an Folgerichtigkeit, den er selbst an einem Voltaire wiederholt zu rügen hatte;[3] aber nicht diese Einsicht allein führte schließlich dahin, daß ihm der tägliche Verkehr mit den Söhnen Frankreichs verleidet wurde; wenn Friedrich im Jahre 1758 den Schweizer Heinrich de Catt zu stetem Umgange in seine Dienste zog,[4] so waren daran zunächst die trüben Erfahrungen schuld, welche der König mit seinem letzten französischen Vorleser, dem Abbé Jean Martin de Prades, gemacht hatte.

Mancherlei ist darüber gefabelt worden; und gerade das Halbdunkel, in welches die Endschicksale des de Prades gehüllt waren, hat die betriebsame Einbildungskraft seiner Landsleute dazu ermuthigt, das Andenken des großen Königs auf das ärgste zu verunglimpfen; in ihrer Voreingenommenheit haben sie mehr als einmal den Verdacht geäußert, daß Friedrich lediglich einer ungnädigen Laune stattgegeben habe, als er den Abbé aus seiner Nähe verbannte, „daß er die Schale fortgeworfen habe, nachdem er die Orange vollständig ausgepreßt hatte". Um diese französische Legende endgültig zu beseitigen,[5] dürfte der Versuch angebracht sein, den Lebenslauf des Abbé de Prades in Preußen im Zusammenhange zu betrachten nach Maßgabe der Akten des Königlichen Geheimen Staatsarchives, welche die bisher

Digitized by Google

bekannten, aber nicht immer recht gewürdigten Nachrichten über ihn in erwünschter Weise ergänzen.

Im Anfang des Jahres 1752 wurde die gebildete Gesellschaft Europas durch den Kampf nachhaltig beschäftigt, welcher in Paris gegen die Encyklopädie von den Jesuiten aufgenommen war und im April mit ihrem Siege, der Unterdrückung der beiden bis dahin veröffentlichten Encyklopädie-Bände, endete. Es kam nicht deshalb etwa zum Streite, weil die Jünger Loyolas sich in einem unversöhnlichen Gegensatz wußten zu der in dem Werke dargestellten Bildung des Zeitalters der Aufklärung — hatten sie sich doch selbst als Mitarbeiter angetragen; sondern die in ihrer Abweisung ihnen widerfahrene Kränkung war der eine ihrer Beweggründe und der andere der Brotneid; denn das Werk Diderots und d'Alemberts zielte mit Nothwendigkeit darauf ab, unter den ähnlichen Büchern auch den jesuitischen Diktionnaire de Trévoux zu verdrängen. Ob sie nun auch mit ihrer Mißgunst nicht an sich hielten, so oft sie in ihrer Zeitschrift, dem Journal de Trévoux, auf die Encyklopädie zu sprechen kamen: sie waren in der Taktik viel zu sehr bewandert und an die krummen Pfade viel zu sehr gewöhnt, als daß sie geraden Weges auf ihr Ziel losgegangen wären, gleich gegen die ganze Encyklopädisten-Genossenschaft den gar nicht aussichtsvollen Kampf eröffnet hätten; der Gegenstand ihres Angriffs war vielmehr zuvörderst nur ein Mitarbeiter der Encyklopädie, der Abbé Jean Martin de Prades. In der dem geschichtlichen Denken so abholden Aufklärungszeit war der Abbé berufen, für die Encyklopädie unter dem Stichwort „Certitude" die Grundsätze der geschichtlichen Forschung zu entwickeln: die von ihm aufgestellten Regeln wurden sofort von den Jesuiten ad absurdum geführt und als verdammenswerth gebrandmarkt, indem dargethan ward, daß die im Neuen Testament bezeugten Begebenheiten, deren Wahrheit über allem Zweifel erhaben sei, nicht durch die neuen

Digitized by Google

Regeln als verläßlich erwiesen werden konnten. War das zwar nicht wissenschaftlich, aber doch immer noch scholastisch geschlossen, so gingen die Jesuiten geradezu heimtückisch vor, als ihnen die Dissertation des Abbé de Prades zu Handen kam. Um die theologische Doktorwürde zu erlangen, hatte er am 18. November 1751 eine Schrift vertheidigt, in welcher er die Entstehung und Ausbildung des Christenthums in römisch-katholischer Form behandelt und dabei den merkwürdigen Versuch gemacht hatte, die geistigen Errungenschaften des Jahrhunderts für die Rechtgläubigkeit nutzbar anzulegen. Aber statt an dieser unnatürlichen Verquickung Anstoß zu nehmen, preßten die Widersacher für ihren Zweck einen Vergleich zurecht, welchen de Prades angestellt hatte, um die Göttlichkeit der von Jesu Christo vollführten Heilungen zu erhärten. Obwohl er nämlich deutlich genug gesagt hatte, daß die von Jesu erzielten Heilwirkungen darin, daß sie von den Propheten des alten Bundes vorausgesagt seien, als göttliche Wunder sich unterscheiden von den teuflischen Blendwerken eines Aeskulap, entnahmen die Jesuiten dieser Erörterung das zum Siege führende Feldgeschrei: „Der Abbé de Prades hat den Gottessohn mit Aeskulap gleichgesetzt!“ Nicht allein der Erzbischof von Paris und der Bischof von Mirepoix, der Beichtvater des Königs, wurden von ihnen gewonnen; es gelang ihren Umtrieben auch, Sorbonne und Parlament so erfolgreich zu beeinflussen, daß in der Dissertation noch andere aus dem Zusammenhang gerissene Sätze ärgernißerregend gefunden wurden, ihr unglücklicher Urheber aber als Ketzer der Doktorwürde beraubt, aus der Schar der Baccalaurei ausgestoßen und als Staatsfeind durch einen Verhaftsbefehl geächtet wurde. Den einmal entfesselten Strom fanatischer Verdammungslust, in welchen auch der Papst hineingerieth, indem er im März 1752 den Kirchenbann über den Abbé verhängte, verstanden die Jesuiten dann so geschickt zu leiten, daß auch die Encyklopädie mit fortgeschwemmt wurde.[6]

Digitized by Google

Noch ehe es zu den letzten Verurtheilungen kam, noch im Januar,[7] hatte der Abbé in Begleitung seines Freundes Yvon, den man nach den Angaben der Encyklopädie[8] für seinen Mitschuldigen hielt, Paris verlassen. Nachdem beide kurze Zeit unter dem Schutze des Marquis d'Argenson, eines Freundes der Encyklopädie, in Saint-Sulpice de Favières geweilt hatten,[9] flohen sie, ohne Zweifel, weil sie sich in Frankreich nicht sicher genug fühlten, nach Holland weiter. Dabei blieben sie stets im Einverständniß mit den Freunden in Paris, namentlich mit d'Alembert, der ihnen seine thatkräftige Theilnahme angedeihen ließ. Er vermochte nämlich nicht nur die Nichte des einflußreichen Voltaire, ihrem in Berlin lebenden Oheim das Schicksal der Verfolgten zu empfehlen,[10] sondern er verwandte sich auch selbst für sie bei den drei Franzosen, welche am Berliner Hofe in besonderem Ansehen standen, bei Voltaire,[11] dem Marquis d'Argens[12] und Maupertuis,[13] und forderte überdies noch seine beiden Schützlinge auf, unmittelbar die Fürsprache der Günstlinge Friedrichs dafür zu erbitten, daß ihnen in Preußen eine Zufluchtsstätte gewährt würde. Beide leisteten der Anregung unverzüglich Folge. Als nun der Marquis d'Argens die Briefe der Abbé dem Könige überreichte, erlangte er auf Grund der Empfehlungen, deren sich der Abbé de Prades zu erfreuen hatte, den Bescheid, daß de Prades stets in preußischen Landen eine Zuflucht finden werde, aber auf Einkünfte nicht rechnen dürfe; nur eine Anwartschaft könne ihm für den Fall verliehen werden, daß eine Pfründe in Schlesien zu vergeben sei; doch möchte das noch in weitem Felde sein, und der Abbé werde gut thun, mit Rücksicht darauf seine Maßnahmen zu treffen. Von dem Abbé Yvon hatte Friedrich gar nicht gesprochen. Diese Entscheidung genügte offenbar dem Marquis d'Argens und dem mit ihm verbündeten Voltaire nicht; sie beschlossen, das Verfahren zu ändern und zunächst den einen ihrer Schutzbefohlenen, Yvon,

Digitized by Google

fallen zu lassen, um mit desto größerem Nachdruck für den andern, welcher den bedeutenden Ruf für sich hatte, eintreten zu können. In seinem Briefe, in welchem der Marquis dem Abbé de Prades die Antwort des Königs mittheilte, gab er ihm zugleich Anweisung für die Einrichtung eines neuen Schreibens: „Sie werden mir," sagt er, „einen Brief schreiben, in welchem Sie mir Ihre Erkenntlichkeit für die Gnade des Königs bezeigen und mich mit der Versicherung beauftragen, daß Sie mit Freuden auf die Pfründe warten werden; Sie werden auch mitzutheilen nicht unterlassen, daß Sie behufs Regelung Ihrer Angelegenheiten nach Frankreich schreiben werden, um sich dann, sobald es irgend angeht, nach Berlin zu begeben."[14] Ueber Yvon tröstete der Marquis den Freund mit den Worten: „Sobald Sie erst hier sind, dürfte es nicht schwer halten, ihm dieselben Vortheile wie Ihnen zu verschaffen: er müßte einen Brief an den König richten, das würde angemessen sein."[14] Diesen für den Abbé Yvon später in Aussicht genommenen Rath ließ sich aber de Prades selbst jetzt gesagt sein. Er setzte ein Bittschreiben auf, mit welchem er sich unmittelbar um die Huld Friedrichs bewarb.[15] Dieses Schreiben dem Könige zu unterbreiten übernahm wiederum der unermüdliche Marquis, und damit drang er denn endlich durch: Seine Majestät befahl,[16] dem Bittsteller zu melden, „daß Sie entzückt sein würde, ihn zu sehen". Ohne Zeitverlust übermittelten d'Argens wie Voltaire diesen günstigen Bescheid dem Verbannten:[17] sie mahnen ihn zur größten Eile, „damit", sagen sie, „der König sieht, daß Sie nur um seinetwillen gekommen sind, besonders aber damit möglichst bald Gelegenheit sich findet, Ihr Verdienst in das rechte Licht zu stellen"; sie verkünden dem Abbé, daß Friedrich wiederholt davon gesprochen habe, ihm die erste in Schlesien erledigte Pfründe zu überantworten, daß sogar auf ein angenehmes Amt gute Aussicht vorhanden sei; in ihrer Fürsorge gehen sie endlich so weit, ihren

Digitized by Google

Schützling selbst über Aeußerlichkeiten zu berathen: Voltaire empfiehlt ihm, nicht im schwarzen Rock, den der König nicht liebe, sondern in einfachem grauen Anzug zu erscheinen. Da ihn nun Voltaire zugleich auch in die Lage versetzte, seinem Rathe sofort nachzukommen — er ließ ihm eine Anweisung zustellen —, so reiste der Abbé hastend ab; „die schnellsten Wagen," schreibt einer seiner Freunde, „waren ihm zu langsam, um der Ungeduld Voltaires und des Marquis d'Argens und dem Wunsche des Königs zu genügen".[18]

Am 19. August oder doch kurz vorher langte de Prades in Potsdam an; denn an diesem Tage ist der Brief geschrieben in welchem Voltaire seiner Nichte die Ankunft des Abbé meldet: „Ich glaube", sagt er, „daß er Vorleser des Königs werden, daß er in diesem Amte dem würdigen La Mettrie folgen wird. Inzwischen habe ich ihn bei mir, so gut es anging, untergebracht".[19]

Der König war damals in Schlesien;[20] er kehrte erst nach einiger Zeit nach Potsdam zurück. Diese Zeit des Harrens war aber keineswegs für den Abbé verloren; er genoß indessen die Unterweisung Voltaires und des Marquis d'Argens[21] und legte damit schließlich so viel Ehre ein, daß Friedrich Gefallen an hm fand und ihn wirklich als Vorleser in seine Dienste nahm.[22]

Der Abbé war nun vor jeder Verfolgung geborgen; er konnte ungestraft seiner Widersacher spotten. Unter diesen Umständen hätte man erwarten können, daß er frei zu jenen Grundsätzen des Deismus sich bekannt hätte, mit welchen er in seiner Dissertation ein so gefährliches Spiel getrieben hatte. Statt dessen bot er der Welt eine nicht geringe Ueberraschung dar. Er hatte bereits von Holland aus dem Marquis d'Argens zu verstehen gegeben: „er sei nur unter der Voraussetzung gewillt, die Gnade des Königs anzunehmen, daß Seine Majestät ihm ein Amt übertrage, welches mit der katholischen Religion

Digitized by Google

vereinbar sei; er suche um eine Zuflucht in Preußen nur nach, sein großes Werk über die Religion zu vollenden, um vor ganz Europa den Beweis zu führen, wie sehr die theologische Fakultät im Irrthum sich befand, als sie ihn der Gottlosigkeit zieh".[23] In der That hatte er schon in Holland Hand ans Werk gelegt; er hatte dort seine „Apologie" beinahe abgeschlossen und schickte nun die fertige Schrift von Potsdam aus[24] an seine Freunde in Frankreich zur Drucklegung ein.[25]

In diesem Buche zeigt der Abbé zunächst, daß die Umtriebe, welche zu seiner Verbannung geführt haben, nicht so sehr auf den Verfasser der Dissertation, als vielmehr den Mitarbeiter der Encyklopädie gemünzt waren. „Ich konnte mir nicht denken," sagt er, „daß ich eines Tages durch meine Verdammung in den Versammlungen der Sorbonne dafür büßen sollte, daß ich mitgewirkt hatte an einem Werke, das, unter dem Schutze der Regierung in Angriff genommen, die Billigung der königlichen Zensoren und das Privilegium des Königs für sich hatte; dessen theologischer Theil von einem Professor der Navarre verfaßt und von einem Doktor der Sorbonne gutgeheißen worden war. Indessen kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß meine Dissertation für dieses berühmte Nachschlagewerk hat herhalten müssen; man hätte sicherlich nie daran gedacht, sie zu verurtheilen, wenn ihre Verurtheilung nicht die jenes Werkes nach sich gezogen hätte."[26] Er begründet das durch das verblüffende Bekenntniß, daß alle Sätze seiner Schrift mit einer einzigen Ausnahme schon in mehreren Dissertationen zu lesen seien, welche nach dem Worte eines seiner Gegner „der seinigen den Weg geebnet haben"; er beschließt diesen Abschnitt mit der Versicherung, daß man seiner Dissertation zu viel Ehre erweise, wenn man die Herausgeber der Encyklopädie gar als Urheber ansehe; „vollständig von ihrer Arbeit in Anspruch genommen," behauptet er,[27] „haben sie von dem Vorhandensein meiner Dissertation erst gleichzeitig

mit allen anderen Unbetheiligten Kenntniß erhalten, erst vierzehn Tage, nachdem sie vertheidigt worden war." Dann unterwirft der Verfasser das wider ihn angestrengte Verfahren einer Prüfung; er lenkt dabei die Aufmerksamkeit seiner Leser auf den Widerspruch, in welchen die Sorbonne sich verwickelt hat, als sie dieselbe Dissertation als gottlos verdammte, welche sie zwei Monate zuvor als ausgezeichnet anerkannt hatte. „Als einen Rechtfertigungsgrund," sagt er,[28] „hat man die Kleinheit des Druckes herausgefunden — eine geringfügige Unzuträglichkeit, zu welcher mich in meiner Schrift die große Zahl der zu besprechenden Dinge zwang —; sie hat doch keineswegs das Lesen denjenigen verwehrt, welche dieser Mühe zum Zwecke meiner Verurtheilung sich unterzogen. Was ist das übrigens auch für eine Ausflucht! Kann denn wirklich die Sorbonne Wahrheit und Irrthum nur dann noch unterscheiden, wenn der Irrthum recht groß gedruckt ist?!" Besonders aber giebt ihm Anlaß zu Ausstellungen das Verhalten der Sorbonne wider die Professoren und Doktoren, welche an seiner Promotion betheiligt waren. „Acht Zensoren," sagt er, „hatten meine Sätze besiegelt durch das günstige Urtheil, welches sie für mich abgaben. War ich denn schuldiger als sie? Soll denn ein Schüler für die Fehler büßen, welche seine Lehrer nicht an ihm rügen? Nichtsdestoweniger, obgleich sie ebenso schuldig sind wie ich, hat die Fakultät sich bei ihnen mit einem einfachen Verweise begnügt, während sie mich aus dem Verzeichniß ihrer Baccalaurei getilgt und aller Vorrechte beraubt hat, welche sie ihren Angehörigen zukommen läßt."[29] Den Beschluß des ersten Theiles der Apologie macht die lateinische Dissertation,[30] welcher eine französische Uebersetzung an die Seite gegeben ist; angehängt sind die Briefe, welche der Abbé während des Verfahrens an die Sorbonne, an den Erzbischof von Paris und den Bischof von Mirepoix geschrieben hatte.[31] Im zweiten Theile geht dann der Verfasser die

Digitized by Google

verurtheilten Sätze der Reihe nach durch; er beweist dabei, entweder daß sie vermöge ihres Zusammenhanges gar nicht so gemeint sein können, wie die Richter sie ausgelegt haben, oder daß sie nicht beanstandet werden dürfen, da es die Meinungen unverwerflicher Kirchenlehrer sind.[32]

Daß von solchen Auseinandersetzungen Friedrichs Verhältniß zu seinem Vorleser irgendwie berührt worden wäre, ist unwahrscheinlich; vielmehr möchte anzunehmen sein, daß der erste Eindruck, welchen der König von dem Abbé empfangen hatte, auch ausschlaggebend blieb; die Gründe aber, welche die Theilnahme des Königs hervorgerufen hatten, waren wohl die nämlichen, welche Friedrich selber bei der Aufnahme seines jüngst verstorbenen Vorlesers de la Mettrie als wirksam bezeichnet hat: „Der Anspruch, den er als Philosoph und Verfolgter erheben konnte, war ausreichend, um ihm eine Zufluchtsstätte in preußischen Landen und ein einträgliches Amt von seiten des Königs zu verschaffen.“[33]

Wenn nun auch die bedrängte Lage des Abbé de Prades nicht geleugnet werden kann, so darf doch nicht in Zweifel gezogen werden, daß er in Wirklichkeit nicht der kühne Philosoph war, als welcher er bewundert und verabscheut wurde. Eben aus seiner Apologie ergiebt sich augenscheinlich, daß er noch keineswegs mit der katholischen Kirche sich als zerfallen erachtete, daß er nur in kaum glaublicher Naivität mit dem Deismus gespielt hatte, ohne es eigentlich selber zu ahnen. Diese Auffassung wird bestätigt durch eine Aeußerung, welche Voltaire an seine Nichte über den Abbé gelangen ließ: „Seine Dissertation,“ sagt er,[34] „war nur der Auszug aus einem frommen Buche, das er in seiner Unschuld dem Bischof von Mirepoix widmen wollte.“ Nichtsdestoweniger ist es ausgemacht, daß man ihn am ganzen Hofe niemals als überzeugten Katholiken betrachtete; wie der König lediglich an die Sätze sich hielt, welche die

Digitized by Google

Sorbonne verdammt hatte, so urtheilte auch Voltaire über ihn, indem er beispielsweise der Apologie die Bezeichnung giebt:[35] „ein dickleibiges Buch voll theologischen Krimskrams, in welchem der Abbé de Prades stets unter dem unseligen Zwange steht zu beweisen, was er nicht glaubt." Daß er von der Umgebung des großen Königs, so oft er orthodox katholisch scheinen wollte, niemals ernst genommen wurde, liegt daran, daß er überhaupt keine ernste Persönlichkeit war. „Ich müßte mich sehr täuschen, mein lieber Isaak,"[36] schreibt Voltaire unmittelbar nach der Ankunft des Abbé an den Marquis d'Argens,[37] „wenn nicht Herr de Prades der Mann ist, den der König und Sie brauchen. Naiv, frohsinnig, unterrichtet oder doch fähig, in kurzer Zeit sich zu belehren, furchlos in seiner Philosophie, in seiner Ehrlichkeit und seiner Verachtung gegen fanatische Schurken — so ist er, nach einer ersten Begegnung zu urtheilen." Hält man die philosophische Unerschrockenheit des Abbé dem Urtheil zu gute, dann macht es allerdings der Beobachtungsgabe Voltaires alle Ehre. Wieder und wieder hebt er an seinem Schützling die heitere Naivität hervor. „Das ist, ich schwöre dir," schreibt er z. B. an seine Nichte,[38] „der drolligste Ketzer, der jemals gebannt worden ist. Er ist lustig und liebenswürdig, er trägt mit Lachen sein Mißgeschick. Wenn Arius, Johann Huß, Luther und Calvin diese Laune gehabt hätten, dann wären die Väter des Konzils niemals in Versuchung gekommen, sie zu verbrennen; sie hätten sich vielmehr einander bei der Hand gefaßt und einen Rundtanz mit ihnen aufgeführt." Auf diese Fröhlichkeit ist es auch zurückzuführen, daß der Abbé in der Tafelrunde des Königs den Spitznamen „Bruder Lustig" (Frère Gaillard)[39] erhielt. Aber noch in anderer Weise bewährte sich das erste Urtheil Voltaires; er nennt ihn „unterrichtet", mildert diesen Ausspruch aber sofort durch den Zusatz herab: „oder doch fähig, in kurzer Zeit sich zu belehren". Mit den Kenntnissen des

Digitized by Google

Abbé war es in der That nicht weit her. „Er weiß nur in der Kirchengeschichte Bescheid; dafür ist er aber hier auch vortrefflich heimisch," urtheilt Friedrich später über ihn.[40] Kein großer Geist, nahm der Abbé durch seine Gemüthsart für sich ein; nur so wollen die Aeußerungen Friedrichs gedeutet sein, der z. B. im April 1753 an Darget schrieb:[41] „Ich bin mit Meinem kleinen Ketzer sehr wohl zufrieden, der trotz aller gegentheiligen Versicherungen der Sorbonne ein guter Kerl ist."

Die Stellung eines Vorlesers, welche de Prades am Hofe inne hatte, brachte es mit sich, daß er bisweilen auch als Sekretär Verwendung fand. Indessen darf man diese Beschäftigung nicht überschätzen. Der Abbé ist nie zu Korrespondenzen politischer Art herangezogen worden; nur da, wo es dem Könige auf ein eleganteres Französisch ankam, verstand er sich dazu, die Feder des Abbé sich nutzbar zu machen. Das aber war nur in den litterarischen Verbindungen der Fall.

Der Name des Abbé de Prades wird zunächst bei jenen Händeln genannt, durch welche Voltaire gezwungen wurde, Preußen zu verlassen. Nach einem ärgerlichen Streite, in welchen schnöde Habsucht den vielgefeierten Voltaire verwickelt hatte, war sein Verhältniß zu Friedrich eben erst wieder ein leidliches geworden, als der reizbare Franzose wider seinen Landsmann Maupertuis zu einem Schritte sich fortreißen ließ, der ihn vollends um die Gunst des Königs bringen sollte. Ein junger Franzose la Beaumelle, der als Angehöriger der Schriftstellerzunft in Berlin vergebens sein Glück zu machen gedacht hatte, war von Maupertuis gegen Voltaire — beide Männer neideten einander die Gnade des Königs — aufgehetzt worden mit dem Bedeuten, daß seinen Mißerfolg am Berliner Hofe einzig Voltaire verursacht hätte. Um Rache zu üben, ließ la Beaumelle Voltaires Schrift „Le siècle de Louis XIV" in Frankfurt mit unverschämten Anmerkungen nachdrucken. Voltaire wüthete. Er verlangte,

Digitized by Google

daß der König die Unterdrückung des Buches anordne.[42] Friedrich beauftragte den Abbé de Prades, ihm über die Angelegenheit eingehenden Bericht zu erstatten.[43] Noch ehe indessen eine Entscheidung getroffen wurde, schritt der ahnungsvolle Voltaire wider den intellektuellen Urheber des ihm bereiteten Verdrusses zur Selbsthülfe. Im Herbst veröffentlichte Maupertuis eine Schrift, die voller Schrullen steckte. Nichts konnte Voltaire erwünschter kommen; er schrieb dagegen die „Diatribe des Doktor Akakia“, worin er die kleinen Schwächen seines Gegners mit so meisterhafter Geschicklichkeit auszubeuten wußte, daß er alle Welt durch seinen Witz entzückte. Die Gegenschrift wäre vielleicht auch nach dem Geschmacke Friedrichs gewesen, wenn er hätte übersehen können, daß das Lachen, welches sie erregte, auf den Präsidenten seiner Akademie und schließlich auf ihn selber ging; denn er selbst war früher schon für Maupertuis eingetreten, als derselbe wegen seines eigenmächtigen Verfahrens gegen den Akademiker König von Voltaire in einem Zeitungsartikel angegriffen worden war. In seinem Zorne verfügte Friedrich eine Maßregel, welche er nachher aufrichtig bereute: am 24. Dezember 1752 wurde die Schmähschrift Voltaires auf den öffentlichen Plätzen Berlins durch Henkers Hand verbrannt. Das hatte Voltaire von dem aufgeklärten König nicht erwartet. Als er den ersten Schrecken überwunden hatte, schickte er an Friedrich zu Neujahr 1753 den Kammerherrn-Schlüssel und den Orden Pour le mérite zurück; nicht klarer konnte er bekunden, wie tief er sich getroffen fühlte. Der König lenkte denn auch sofort ein. Er entsandte wiederholt den Abbé de Prades zur Begütigung an den beleidigten Landsmann;[44] er machte seinen Vorleser zum Mittelsmann auch der brieflichen Auseinandersetzungen, welche er noch mit Voltaire hatte. Einerseits nämlich sind fast alle Briefe, welche Voltaire für Friedrich bestimmt hat, an den Abbé gerichtet, andererseits ergehen auch die Ent-

Digitized by Google

scheidungen des Königs nicht unmittelbar an Voltaire; Voltaire entnimmt sie aus Briefen, welche anscheinend eigene Aeußerungen des Abbé sind; in Wahrheit hat sie der König von Anfang bis zu Ende seinem Vorleser diktirt — wie den Brief: „Le roi a tenu son consistoire“ [45] —, oder er hat sie vermittelst einiger Sätze entworfen, die Ausarbeitung dem Abbé überlassend — dafür zeugt jenes „précis“, welches mit den Worten anhebt: „qu'il peut quitter ce service quand il lui plaira“ [46] —, oder endlich er hat sie im Entwurfe selbst geschrieben, um nur die Anfertigung der Reinschrift dem Abbé zu überantworten — auf diese Weise ist das letzte Schreiben, welches de Prades an die Nichte Voltaires nach Frankfurt am Main gerichtet hat, entstanden: „Madame, Le roi m'a ordonné.“ [47] Als später ein Verkehr sich wieder anbahnte, wahrte der König noch eine Zeit lang seine Zurückhaltung, indem er eigene Schreiben noch nicht an Voltaire gelangen ließ; mit diesem Briefwechsel war der Abbé de Prades betraut, so lange er in der Umgebung des Königs blieb.

Außer Voltaire ist es d'Alembert, mit welchem der Abbé im Namen des Königs in brieflicher Verbindung gestanden hat.

Nachdem d'Alembert recht eigentlich den Anstoß dazu gegeben hatte, daß de Prades nach Berlin berufen wurde, richtete er, als er von seinem Schützling selbst den glücklichen Ausgang der ganzen Angelegenheit erfuhr, an Voltaire ein Schreiben, in welchem er den Dank der Encyklopädie abstattete.[48] Die engen Beziehungen nun, welche zwischen dem Abbé und dem Pariser Mathematiker sich gebildet hatten, gedachte Friedrich zu benutzen, um für seine Akademie den berühmten Gelehrten zu gewinnen. Schon am 2. September 1752 hatte der Marquis d'Argens im Auftrage des Königs an d'Alembert geschrieben;[49] er hatte ihn zu bewegen versucht, den Vorsitz der Berliner Akademie anzunehmen, welcher durch den drohenden Tod Maupertuis'

Digitized by Google

voraussichtlich alsbald zu vergeben war, indem er ankündigte, daß auch de Prades mit derselben Bitte kommen werde. Obwohl nun das geschehen sein muß, obwohl man die Bedenken des edlen d'Alembert vielleicht durch die Beschuldigung zu beschwichtigen suchte: trotz seiner Aufforderung habe Maupertuis der der Sache des Abbé sich nichts weniger als förderlich erwiesen, lehnte d'Alembert in einem dem Marquis d'Argens gewidmeten Briefe mit Entschiedenheit ab.[50] Trotz dieser Weigerung ließ sich aber der König weitere Versuche nicht verdrießen. Als im Jahre 1753 Maupertuis in Paris weilte, hatte er, wie er in einem an de Prades gerichteten Schreiben erkennen läßt,[51] die bestimmte Weisung, auf d'Alembert dahin einzuwirken, daß er in Berlin seinen Wohnsitz nähme. Wenn auch auf diesen Vorschlag einzugehen d'Alembert sich versagen mußte, so beeinträchtigte das in nichts das Wohlwollen, welches Friedrich für den Pariser Mathematiker empfand; um ihn, den er nicht ganz besitzen konnte, wenigstens durch ein greifbares Band an sich zu fesseln, verlieh er ihm ein Jahrgehalt, welches dem armen Gelehrten sehr zu statten kam. Mit Bezug hierauf klagt d'Alembert in einem Briefe vom 2. September 1755 dem Abbé de Prades:[52] „Nur mit äußerstem Widerstreben kann ich mich entschließen, zu Ihnen davon zu sprechen: ich habe hundert Louisd'or Schulden bei meinen Buchhändlern, und mein Jahrgehalt ist mir noch nicht ausgezahlt. Ich kann plötzlich sterben und möchte doch auch Buchhändlern gegenüber nicht noch im Sterben mich für zahlungsunfähig erklären. Aber es wird kommen, was dem Schicksal gefällt; ich werde zu Niemanden mehr davon sprechen." d'Alembert hatte an die rechte Thür geklopft; er konnte sein nächstes Schreiben an den Abbé mit einer Danksagung beginnen:[53] „Ich habe," sagt er darin, „mein theurer Abbé, Ihren Brief erhalten und gemäß desselben bereits für die ersten sechs Monate des zweiten Jahres mein Gehalt erhoben, welches eben am

Digitized by Google

Ersten des laufenden Monats fällig geworden ist. Niemand kann erkenntlicher für die Gnade des Königs sein, als ich es bin!"

Wie d'Alembert so wandten sich auch Andere an den Abbé, um durch seine Vermittelung von dem Könige irgend etwas zu erlangen. Selbst ein Mitglied des königlichen Hauses verschmähte es nicht, diesen Weg einzuschlagen. Der Markgraf Heinrich von Schwedt hatte sich längere Zeit am Hofe nicht blicken lassen; den Grund dazu gab eine Mißhelligkeit ab, welche zwischen ihm und seinem Bruder ausgebrochen war. Um nun nicht ganz unerwartet vor Friedrich zu erscheinen, schrieb er an den Abbé einen Brief, in welchem er die Angelegenheit klar machte und zu der Bitte sich herabließ: der Abbé möchte seine Sache bei dem Könige führen und ihm so den Pfad ebnen.[54]

Wenn schon Ansuchen gewöhnlicher Art, welche ohne Zweifel vielfach an den Vorleser des Königs herantraten, der Eigenliebe des eitlen Mannes schmeichelten, so mußte die Anrufung seiner Fürsprache von seiten eines Prinzen den Abbé in einen Rausch des Entzückens versetzen; schien ihm doch dadurch deutlich bewiesen zu sein, eine wie wichtige Persönlichkeit er am Hofe war. Sein anspruchsvolles Gebahren bot denn auch der Tafelrunde des Königs willkommenen Anlaß zu Scherzen. „Der Abbé de Prades," erzählt der Marquis d'Argens,[55] „führte bei jeder Gelegenheit so ständig die Wendung im Munde: ‚Der König hat zu mir gesagt', daß diese Wendung auf ihm als Name haften geblieben ist, daß wir, wenn wir von ihm sprachen, ihn nannten den Abbé Der-König-hat-zu-mir-gesagt." Das Behagen des selbstgefälligen Vorlesers mochte aber auf das Höchste steigen, als ihm in der Weihnachtszeit 1755 Friedrich selbst, wie er es oft mit seinen Vertrauten gehalten hat, zwei Gedichte widmete, in welchen er mit seinem Lob nicht kargt. In dem einen[56] behandelt er die Bannung des Abbé; von seiner Dissertation spricht er darin in folgenden Sätzen:

Digitized by Google

„Wenn wahr mein Urtheil, wie zu hoffen,
Dann reicht im ganzen Alterthum
Kein Werk an deines Stückleins Ruhm.
Seit Gersons bittre Wahrheit offen
Bekämpfte der Scholastik Chor,
Hat Niemand noch wie du getroffen
So hart der Katholiken Ohr!"

Der König beschließt das Gedicht, indem er seinen Vorleser auffordert, für alle Unbilden, die er erlitten, durch die Freuden dieser Welt sich schadlos zu halten; er geißelt damit das Genußleben, dem der Abbé sich hinzugeben liebte.

In dem andern Gedichte war Friedrich in der Lage, die Versöhnung de Prades' mit der Kirche zu besingen. Das Außerordentliche war in der That Ereigniß geworden: der protestantische König hatte, wie d'Argens schreibt,[57] „dem Ruhmestitel Eroberer den eines Bekehrers verlorener Söhne hinzugefügt, indem er Sorge trug, daß ein Kirchenvater des achtzehnten Jahrhunderts, der Abbé de Prades, in den Schoß der Kirche zurückgeführt wurde."

Es ist berichtet worden, daß Friedrich schon in dem ersten dem Abbé ertheilten Bescheide einer schlesischen Pfründe gedachte, welche er ihm zuzuwenden geneigt sei. Zu einer Bewidmung in aller Form war aber die Aussöhnung mit der Kirche unumgänglich nothwendig. Nun scheint es, als habe de Prades zunächst sich mit der stolzen Hoffnung getragen, den heiligen Stuhl von seinem Rechte zu überzeugen; er schickte nämlich seine Apologie dem Papste Benedikt XIV. wie dem Kardinal Passionei zu[58] und bemühte sich, Beide noch in besonderen Schreiben für sich zu gewinnen. Da aber keine Antwort einlief, so mußte er inne werden, daß er auf diesem Wege niemals zum Ziel gelangen werde. Er fand sogleich das rechte Auskunftsmittel; die Gunst, in welcher er bei dem Könige stand, machte ihn so kühn, Seine Majestät selbst um Fürsprache zu bitten.

Digitized by Google

Friedrich ließ sich wirklich darauf ein. Er beauftragte den Fürstbischof von Breslau, welcher im Frühjahr 1753 an seinem Hofe weilte, einen Brief zu Gunsten des Abbé an den Papst zu richten.[59] Auf dies Schreiben hin zeigte Benedikt vorerst noch keine Neigung, dem Wunsche des Königs zu willfahren; er erklärte,[59] „daß die Kirche zwar stets mit offenen Armen Jeden wieder aufgenommen habe, wer immer einen reuigen Sinn, den ernsten Willen an den Tag lege, mit ihr sich zu versöhnen; daß es ihm aber nicht scheine, als ob der Empfohlene dazu auf der rechten Bahn sei, und das um so weniger, als derselbe in unverzeihlicher Geringschätzung auch nicht mit einer Silbe in seiner Apologie erwähnt habe, daß der heilige Stuhl dem Verdammungsurtheil sich angeschlossen habe, welches von der theologischen Fakultät in Paris ausgesprocheu worden sei."

Noch ehe diese Antwort, welche lange auf sich warten ließ, dem Abbé bekannt wurde, war er abermals bei dem Könige durch ein nach Potsdam gesandtes Schreiben in seiner Angelegenheit vorstellig geworden, hatte aber unter dem 24. September für seine Ungeduld nur eine Vertröstung erlangen können: die Versicherung, daß die Angelegenheit von neuem betrieben werden solle, sobald der Fürstbischof von Breslau in Berlin angekommen sei.[60] Inzwischen traf die Antwort des Papstes ein, welche der Bischof sofort dem Könige zuschickte und dieser dem Abbé übermittelte. de Prades entgegnete darauf mit einem für den Fürstbischof bestimmten Briefe.[61] Er entkräftet darin den Vorwurf des Papstes und sagt schließlich: „Wenn Seine Heiligkeit glaubt, daß ein Widerruf, welcher auch die Einzelheiten angeht, nothwendig ist, so bitten Sie, hochwürdiger Herr, darum, daß man ihn entwerfe; ich werde ihn mit Vergnügen unterzeichnen und Ihnen einhändigen. Meine rückhaltlose Unterwerfung wird Seine Heiligkeit darüber aufklären, daß ich mich nothwendig in

Unkenntniß befunden habe über das tadelnde Urtheil des heiligen Stuhles, dessen ich ja auch nirgends gedacht habe." Dieser Brief hätte wohl schon allein den angestrebten Zweck erreicht; nun nahm auch noch Friedrich im Oktober 1753 seinen Vorleser mit sich nach Breslau; er brachte ihn hier dem Bischof dar und empfahl eindringlich, dem Papste von den Gesinnungen des Abbé Rechenschaft zu geben. Das that denn auch der Bischof. Er sandte den Brief de Prades' nach Rom, berichtete von den fortgesetzten Bemühungen Friedrichs für seinen Vorleser und bat schließlich selbst, Friedrich gefällig zu sein, indem er geltend machte, „daß besagter Abbé bei dem Könige in hoher Gunst stehe und ganz dazu angethan sei, unserer heiligen Kirche wichtige Dienste zu leisten". [62]

Diesen Vorstellungen vermochte Benedikt nicht länger zu widerstehen. Als der Fürstbischof von Breslau im Winter 1753 am Hofe war, lief ein Schreiben des Papstes ein, welches bedingungsweise die Gewährung der Bitte des Abbé verhieß. Benedikt bekundete nämlich, „daß er, damit die Unterwerfung auch ordnungsmäßig sich vollziehe, nach Frankreich schreiben und eine Entscheidung mit der theologischen Fakultät in Paris vereinbaren werde." [63]

Der heilige Vater erfüllte sein Versprechen. Durch die Vermittelung des Kardinals de Tencin, des französischen Gesandten am apostolischen Stuhle, übermachte er die Briefe des Bischofs von Breslau und des Abbé de Prades der Fakultät; er gab zwar ausdrücklich ihrem Ermessen das Urtheil anheim, hatte aber doch seinen Wunsch so geschickt angedeutet, daß derselbe unmöglich verkannt und unbeachtet bleiben konnte. [64]

Als die Fakultät zum ersten Male im Jahre 1754 sich versammelte, wurden die übersandten Schriftstücke verlesen. Die Berathung führte zu dem Beschlusse, zur Prüfung dieser Angelegenheit ungefähr dieselben Männer als Ausschuß nieder-

Digitized by Google

zusetzen, welchen die Beurtheilung der Dissertation des Abbé übertragen gewesen war. Nach längeren Verhandlungen entschied der Ausschuß dafür, in einem Schreiben dem Papste kundzugeben, „daß in Anbetracht der Umstände, wofern der Abbé de Prades freudig, aufrichtig, ohne alle Winkelzüge, öffentlich mit seinem Namen das wider die Dissertation erlassene Breve des Papstes unterschreibe und seine Apologie insoweit widerrufe, als sie mit dieser Unterschrift in Widerstreit gerathe —, daß dann Seine Heiligkeit ihm gegenüber Nachsicht üben könne". Weiter forderte man, „daß der Abbé de Prades ein Exemplar seines Widerrufs an die Fakultät, ein zweites an den Erzbischof von Paris und ein drittes an den Bischof von Montauban, zu dessen Sprengel er gehörte, schicken und zugleich an Jeden von ihnen einen ehrerbietigen Brief schreiben sollte, um sein schmerzliches Bedauern darüber zum Ausdruck zu bringen, daß seine Dissertation Aergerniß erregt, er selbst aber ein böses Beispiel gegeben hätte".[65] Die allgemeine Versammlung nahm die Beschlüsse des Ausschusses endlich unverändert an, indem sie dem größten Papste und dem größten Könige des Jahrhunderts reiches Lob spendete; sie hatte nur eines an Friedrich auszusetzen: sie wünschte, daß er so bald als irgend möglich als Sohn der katholischen Kirche sich bekennen möchte.[66]

Am 31. März meldete der Fürstbischof von Breslau dem Könige, daß das ganze Verfahren abgeschlossen sei. „Ich habe," heißt es in seinem Briefe, „zugleich an den erwähnten Abbé geschrieben und ihm die lateinische Widerrufserklärung, welche der Papst mir zugesandt hat, zur Unterzeichnung übermittelt; sobald er sie mir eingeschickt und versichert hat, daß er nach Frankreich dasselbe an alle Diejenigen geschrieben hat, welche der Papst in seinem Schreiben nennt, werde ich ihm im Namen des Papstes die nöthige Absolution ertheilen".[67]

Der Abbé, welcher seine Apologie mit dem stolzen Sinnspruch

Digitized by Google

versehen hatte: Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa, bekennt in der Erklärung, daß seine Dissertation „eine schlechte Lehre“ enthalte und daß sie „großes Aergerniß“ erregt habe. „Und um das Aergerniß wieder gut zu machen,“ fügt er hinzu, „unterschreibe ich eigenhändig das vorliegende Schriftstück als Unterpfand für meinen Gehorsam und meine wahrhafte Reue; ich übergebe es der Oeffentlichkeit und wünsche heiß, daß es zur Kenntniß aller Gläubigen Jesu Christi komme, nur der inständigen Bitte mich getrauend, daß der heilige Vater Benedikt XIV. als Statthalter Christi auch so gnädig wie der Heiland mich in Anbetracht meiner aufrichtigen Bekehrung gütig annehme.“[68]

Wie der Abbé eine „gütige Aufnahme“ sich dachte, legte er dem Papste in seinem Dankschreiben[69] nahe; nachdem er darin sich berühmt, daß er stets das Glück gehabt habe, den Verfügungen des heiligen Vaters gehorsam zu sein, bittet er den Papst — den guten Lambertini, wie ihn Voltaire nennt —, er möchte doch geruhsamst Schritte bei der theologischen Fakultät in Paris thun, auf daß er, der Abbé, wieder in das Verzeichniß der Doktoren der Sorbonne eingetragen würde.

Es ist nicht überliefert, daß Benedikt dieser freimüthigen Bitte entsprochen habe; sicher aber ist, daß der Abbé seinen Wunsch hat in Erfüllung gehen sehen; er wurde von der Sorbonne wieder anerkannt, er wurde auch von dem Erzbischof von Paris und dem Bischof von Montauban wieder zu Gnaden angenommen; von allen Kanzeln wurde es verkündet, daß der Abbé de Prades in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt sei.[70]

„Niemals in Rom, nie in Paris
Ist Ruhmestosen je vernommen,
Ist Siegesbotschaft angekommen,
Die mächtig so erstaunen ließ
Des Volkes ganz betäubten Sinn“ —

Digitized by Google

sagt Friedrich in dem satyrischen Gedichte, welches die Versöhnung des Abbé mit der Kirche zum Gegenstande hat.[71] Den Eindruck, welchen das Possenspiel seines Vorlesers auf ihn selbst machte, läßt der König in den Schlußworten erkennen, indem er de Prades also anredet:

„Als Beichtiger, Gewissensrath,
Vernähme ich nur deine That,
Ich spräch' mit dir in andrem Tone;
Wär' ich der Papst, deß Hirtenhand
Jedwedem Schaf ist zugewandt,
Verzeihen würd' ich dein Verschulden;
Wär' ich als Engel dir zu Hulden
Vom Himmelsthrone hergesandt,
Gelöst wär' manches Räthsels Sinn,
Vor dem wir rathlos uns jetzt neigen;
Doch da ich nur ein König bin,
So muß ich mich bescheiden zeigen —
Ganz leise lachen zwar, doch schweigen!"

Es liegt klar zu Tage: man war am Hofe des Königs weit davon entfernt, dem Abbé ein Verbrechen daraus zu machen, daß er die Anschauungen, von deren Richtigkeit man ihn überzeugt glaubte, durch seine Unterschrift als falsch bezeichnete; wenn er es über sich gewann, seine Ueberzeugung seinem Vortheil zum Opfer zu bringen, so hatte er das mit sich selber auszumachen. Ohne gegen die sittliche Schwäche, welche in dieser Handlungsweise sich bethätigte, blind zu sein, war man gegen die Kirche, welche in Sachen des Abbé alles Recht mit Füßen getreten hatte, viel zu sehr aufgebracht, als daß man ihr den Streich, welchen ihr der Abbé spielte, nicht von Herzen hätte gönnen sollen.

Mit seinem Widerruf hatte de Prades nur erst ein Ziel erreicht: der Kirchenbann, welcher auf ihm gelastet hatte, war aufgehoben; aber darum durfte er noch immer nicht in sein Heimathland sich wagen, ohne gewärtigen zu müssen, daß man ihn kraft des noch immer nicht zurückgenommenen Haftbefehles

Digitized by Google

sofort festsetzte. Um diesen Flecken von seiner bürgerlichen Ehre zu tilgen, ging der Abbé zuerst seinen alten Gönner d'Alembert an. Aber die Auskunft, die er erhielt, war wenig tröstlich. Der Pariser Mathematiker ließ ihn nämlich wissen, „daß seine Anwesenheit zur Beseitigung des Erlasses unumgänglich sei; wenn diese Bedingung erfüllt sei, werde es eine Kleinigkeit sein".[72] Es war deutlich, daß de Prades, um einer lästigen Förmlichkeit überhoben zu werden, eines höheren Einflusses zu seiner Unterstützung bedurfte. Darum war er bestrebt, die ansehnlichste Verbindung, welche er in Berlin besaß, dafür sich zu Nutze zu machen: er erbat die Vermittelung des französischen Gesandten, des Herzogs de Nivernais, als dieser gerade im Anfang April 1756 nach Frankreich zurückkehrte. Aber ob der hohe Herr sich auch anheischig machte, „die Angelegenheit des Abbé mit mehr Eifer zu betreiben, als wenn sie seine eigene wäre",[73] de Prades konnte doch erst dann über den endlichen Erfolg vollständig beruhigt sein, als es ihm gelang, seinem Wunsche den König geneigt zu machen. Friedrich schrieb am 6. April 1756 an seinen Gesandten von Knyphausen in Paris:[74] „Ich wünsche sehr, daß der Haftbefehl, welcher einstmals wider den Abbé de Prades ergangen ist, zurückgenommen werde, ohne daß die dabei vorgeschriebenen Formen beobachtet würden. Sie werden darum in Meinem Namen den Herzog de Nivernais angehen, daß er sich gütigst für eine Meinen Wünschen entsprechende Lösung der Angelegenheit verwende." Unter den Aktenstücken hat sich nun leider keines gefunden, welches die Wahrnehmung machen ließe, daß die Bemühungen des Freiherrn von Knyphausen zum Ziele geführt haben; trotzdem ist es wahrscheinlich. Nachdem nämlich der Gesandte am 23. April seinem Könige die Ankunft des Herzogs de Nivernais gemeldet,[75] schrieb er am 21. Mai:[75] „Ich überreiche anbei Ew. Majestät einen Brief des Herzogs de Nivernais"; es ist möglich, daß dieser

Brief, dessen ich nicht habe habhaft werden können, den König von der erfolgten Aufhebung des Haftbefehls in Kenntniß setzte.

Wie es auch immer darum stehen möge, so viel geht aus dem ganzen Streben des Abbé de Prades unzweideutig hervor: er fühlte in Berlin sich nicht so heimisch, daß er nicht die Rückkehr in sein Vaterland sich offen zu halten gewünscht hätte. Niemand wird ihm daraus einen Vorwurf machen; Niemand wird es tadeln wollen, daß er auch mit seinen Landsleuten in Berlin in freundschaftlichem Verkehre blieb. Diese Zuneigung hatte indessen eine Grenze; sie durfte sicherlich nicht soweit gehen, daß er darüber der Pflicht einfachster Treue zu nahe trat. Aber das hat er ohne Zweifel gethan; er hat es gethan in seinen Beziehungen zu dem französischen Gesandten, dem Marquis de Valori, welcher der Nachfolger des Herzogs de Nivernais in Berlin wurde.

Der Marquis de Valori kam gerade zu der Zeit an den preußischen Hof, als der Krieg, welcher sieben lange Jahre dauern sollte, im Entstehen begriffen war. Friedrich hatte schon längst das Treiben der Kaiserin Maria Theresia mit Argwohn betrachtet; er war um den 20. Juli durch seinen Geschäftsträger im Haag in den Besitz eines von dem holländischen Gesandten in Petersburg erstatteten Berichtes gelangt, welcher seinen Argwohn nur zu sehr begründete.[76] So kam sein Entschluß zur Reife, die sich immer bedrohlicher gestaltende Verbindung seiner Feinde durch einen Gewaltstoß zu sprengen: er plante einen Ueberfall. Aber dieser Ueberfall konnte nur gelingen, wofern er bis zur Ausführung vollständig geheim blieb.

Wenn man das erwägt, wird man das Verhalten des Abbé zu würdigen vermögen. Obwohl nämlich Frankreich nicht zu den Mächten zählte, welche ohne weiteres gefährlich waren, so hatte es doch am 1. Mai 1756 mit der Kaiserin einen Vertrag geschlossen, welcher die Hülfe Frankreichs ihr für den Fall

Digitized by Google

zusicherte, daß sie von Friedrich angegriffen würde. Auf diesen Vertrag bezieht sich nun eine Nachricht, welche der Marquis de Valori nach Paris gelangen ließ.[77] „Ich kann," schreibt er, „noch nichts Bemerkenswerthes melden über die Art, wie der König selbst das Ereigniß unseres Vertheidigungsvertrages mit dem Wiener Hofe auffaßt. Der Abbé de Prades wäre der Mann, mich darüber zu unterrichten, wenn ich ihn sehen könnte; aber ich darf ihn nicht in Potsdam aufsuchen, ohne ihn verdächtig zu machen. Soviel kann ich Ihnen indessen sagen, daß man hier zu Lande allgemein in ausnehmendem Grade erbittert ist." Der Marquis bleibt aber keineswegs dabei stehen, die verrätherische Gesinnung des Abbé nur anzudeuten; er erbringt alsbald den klaren Beweis, indem er in seine Memoiren den nachstehenden Brief, welchen er von de Prades erhalten hat, aufnimmt.[78] „Sie können sich wohl denken," schreibt ihm der Abbé, „daß wir etwas verstimmt sind. Als Franzosen wird es einem jetzt recht schwer, seine Rolle befriedigend durchzuführen; indessen wage ich mir zu schmeicheln, daß Sie stets von meiner aufrichtigen Anhänglichkeit überzeugt sein werden. Wenn ich mir hier einen Vorwurf zu machen habe, so ist es der, daß ich im Herzen über alle Maßen französisch bin; ich vergebe mir in keiner Weise etwas; trotzdem hat der König zu mir gesagt: ich solle ihm zum Heere folgen; es heißt zwar stets, wenn es Krieg giebt; aber die Versicherung kommt dann immer nach, daß er entschieden ist. Man nimmt an, daß der Aufbruch Anfang nächsten Monats erfolgen wird, obgleich der Tag des Ausmarsches noch nicht angesetzt ist. Die Offiziere sind vertraulich angehalten worden, sich marschbereit zu machen, und sie werden es alle in der That binnen kurzem sein."

Es leidet somit keinen Zweifel, daß der Abbé seinen erlauchten Beschützer schon verrathen hatte, als dieser noch fortfuhr, ihn mit Wohlthaten zu überhäufen.

Digitized by Google

Am 29. August 1756 überschritten die Heereszüge der preußischen Streitmacht die Grenze des Kurfürstenthums Sachsen: der siebenjährige Krieg begann.

Da Friedrich auch im Felde seinen Vorleser nicht missen mochte, so nahm er ihn mit sich nach Sachsen. Aber selbst unter dem Lärm der Waffen verlor er nicht den Vortheil des ihm vertraut gewordenen Mannes aus den Augen. Gerade nämlich während des ersten Kriegsjahres kam de Prades in den Besitz der langersehnten Pfründen.

Bereits im Jahre 1754 hatte der Fürstbischof von Breslau, welcher um das Verlangen des Abbé wußte, in demselben Schreiben, welches die Aussöhnung de Prades' mit der Kirche meldete, bei dem Könige angefragt, für welche Pfründe er den Abbé vorschlagen solle. Nachdem die Kathedrale in Breslau gewählt worden war, hatte der Bischof in einem neuen Briefe vom 10. April 1754 erklärt: „Ich werde dem Papste den Abbé de Prades für den Dekanat meiner Kirche vorschlagen, da derselbe diejenige Pfründe ist, welche wahrscheinlich zunächst zu vergeben sein wird; denn der Dekan ist schon zweiundsiebzig Jahre alt, er hat außerdem letzthin einen Schlaganfall gehabt, von dem er sich noch nicht vollständig erholt hat." Der Bischof hatte zugleich gebeten, ihm möglichst bald für den Ritter Coltrolini, den preußischen Geschäftsträger in Rom, die Anweisung zu schicken, daß auch dieser den Abbé bei dem Papste in Vorschlag bringe.[79] Dieser Bitte war ohne Verzug willfahrt worden.[80] Aber der alte Dekan starb nicht; er lebte noch am 13. Februar 1755, als der Abbé den König mit einer sonderbaren Bitte anging: „Ew. Majestät wolle die Gnade haben," so schrieb er, „mir Ihre Theilnahme zu gönnen, damit mir die Leistung von ungefähr tausend Thalern erspart bleibt, welche ich nach Rom schicken müßte für den Fall, daß der Dekan eines plötzlichen Todes stürbe, bevor ich von seiner Pfründe

Besitz ergriffen hätte. Der Papst kann sehr wohl das Geld entbehren, und unangenehm wäre es für mich, wenn seine Günstlinge einen schlechten Gebrauch davon machten. Um das zu vermeiden, brauchte Ew. Majestät den Bischof nur von Ihrem Wunsche zu verständigen, daß der Dekan seine Pfründe in die Hand des Bischofs zurückgäbe. Dadurch könnte ich Besitz ergreifen, ohne die römischen Kosten zu haben; und der Dekan verlöre nichts dabei, da er wie bisher die Einkünfte beziehen und die gleichen Ehren genießen würde. Mir erwüchse kein anderer Vortheil daraus, als der, den römischen Hof um ungefähr tausend Thaler zu prellen und das noch dazu streng nach den Vorschriften des kanonischen Rechts."[81] Da der König auf dieses Ansinnen seines Vorlesers nicht einging nnd außerdem der Dekan in unverwüstlicher Lebenskraft der Ungeduld des Abbé spottete, so mußte dieser einer anderen Gelegenheit sich getrösten. Sie bot sich endlich in dem am 17. Juli 1756 erfolgten Tode des Grafen von Althan, welcher zugleich Domherr der Breslauer Kathedrale und Archidiakonus der Kollegiatkirche zu Oppeln war.[82] Der Fürstbischof von Breslau, welcher die erledigten Pfründen dem König für den Abbé antrug, wurde ermächtigt, zuvörderst den Archidiakonat in Oppeln für de Prades zu erlangen.[83] Am 19. September konnte er Friedrich den Erfolg seiner Bemühungen melden. Die Domherrnstelle an der Breslauer Kathedrale fiel dem Vorleser des Königs erst zu, als er über einen Mitbewerber den Sieg davon getragen hatte.[84] Aber wenn nun auch die Pfründen zugesprochen waren, es vergingen noch mehrere Wochen, ehe de Prades von ihnen Besitz ergriff. Erst im Anfang Dezember gewährte Friedrich, der in Dresden sich befand, dazu seinem Vorleser einen Urlaub nach Schlesien. Gleichzeitig empfahl er ihn für dieses Geschäft dem Fürstbischof von Breslau: „Es wäre Mir lieb," heißt es in dem Schreiben, „wenn Sie Ihren Einfluß dahin geltend machen

Digitized by Google

wollten, daß de Prades die Einkünfte von dem Tage an bezieht, an welchem sein Vorgänger starb; denn Ich will nicht, daß die in der Besitznahme eingetretene Verzögerung, deren einzige Ursache Ich bin, ihm irgend welchen Schaden bringt. Ich lasse auch an meinen Regierungspräsidenten von Schlabrendorff die Weisung ergehen, Meine darauf bezügliche Willensmeinung dem Kapitel der Breslauer Kathedrale und der Kollegiatkirche in Oppeln bekannt zu geben; Sie können Sich mit ihm ins Einvernehmen setzen, damit diese Angelegenheit keinerlei Schwierigkeit zu befahren hat; Sie können ferner dem Kapitel der Breslauer Kathedrale noch besonders mittheilen, daß Ich den gedachten Abbé bei Mir behalten will, daß Ich ihm darum das beneficium a latere ertheile, laut dessen ihm seine Abwesenheit in keiner Weise zum Nachtheil gereichen darf".[85] Am 22. Dezember konnte der Fürstbischof berichten, daß alles erledigt sei ohne den geringsten Widerstand seitens der beiden Kapitel.[86]

Wenn die Kapitel hätten Weiterungen machen wollen, so hätte ihre Einsprache nur auf eines sich berufen können. Da einem alten Herkommen zufolge nur Inländer Pfründen besitzen durften, so konnte der Abbé in seiner Eigenschaft als Franzose beanstandet werden. Um diesen Einwand für die Folge unmöglich zu machen, verlieh der König in den letzten Dezembertagen des Jahres 1756 seinem Vorleser den schlesischen Inkolat; die Urkunde darüber befahl er ihm kostenlos auszufertigen.[87]

Die ganze Angelegenheit schloß mit einem Schreiben, in welchem Friedrich dem Fürstbischof von Breslau seinen Dank abstattete.[88] „Ich danke Ihnen," schreibt er, „für die umsichtige Fürsorge, welche Sie bei diesem Unternehmen entfaltet haben, für die Mühe, welche Sie Sich gegeben haben, um Meinen Absichten so vollkommen gerecht zu werden. Es würde Mir weiter zur Freude gereichen, wenn Sie stets Ihre schützende

Digitized by Google

Hand über den genannten Abbé halten möchten, auf daß seine Abwesenheit ihm keinen Schaden eintrage in allen Rechten und Vorrechten, welche ihm zustehen. Jede Gelegenheit wäre Mir erwünscht, Ihnen dafür Meinen Dank beweisen zu können."

Der Abbé de Prades war nun endlich durch die Gnade des Königs, welche nicht nachließ, selbst in Harren und Krieg sich zu bethätigen, an das Ziel seiner Wünsche gelangt: er hatte zu dem Gehalte, welches er von Anfang an bezog, zwei Pfründen in seinen Besitz gebracht, von welchen die eine werthvoll war,[89] die andere es wenigstens zu werden versprach. Er war aber zugleich auch durch die Verleihung des schlesischen Inkolates in aller Form ein Unterthan seines Gönners geworden; bestimmte Pflichten waren damit auf ihn gelegt, denen er, so sollte man meinen, nun um so freudiger nachgelebt hätte, als er durch die Zuneigung des Königs weit über sein bescheidenes Verdienst hinaus begünstigt worden war. Aber wenn er auch des Triebes, erkenntlich zu sein, zeitweise sich bewußt gewesen ist — „durchdrungen von dem Gefühle lebhaftester Dankbarkeit," sagt er einmal in einem seiner Briefe an den König,[90] „erwarte ich von meinem Glücke die Gelegenheiten, um Ew. Majestät meine grenzenlose Ergebenheit zu beweisen" —, kaum jemals ist eine Dankesschuld leichtfertiger mißachtet worden.

Als Friedrich im September 1756 nach Böhmen gezogen war, um das anrückende Heer der Oesterreicher zu schlagen, hatte ihn der Abbé nicht dahin begleitet. Wir erfahren das aus einem Briefe des Königs an den Marquis d'Argens, welcher scherzend an Friedrich geschrieben hatte:[91] „Gestatten Sie, Sire, daß ich Ew. Majestät in Ihrer Eigenschaft als Summus Episcopus um Begnadigung für den Abbé de Prades flehentlich bitte, falls er aus Versehen einem Oesterreicher den Garaus gemacht und so sich der Strafe seiner heiligen Mutter, der Kirche, ausgesetzt haben sollte;" „Ich habe," hatte die Antwort

Digitized by Google

gelautet,[92] „den Abbé in Sachsen zurückgelassen, damit seine reinen Hände sich nicht mit katholischem Blut besudelten.“ Als aber der König im April 1757 mit ganzer Heeresmacht in Böhmen einzog, nahm er de Prades mit sich ins Feld. Der Abbé wurde Augenzeuge der Schlacht bei Prag; er verfaßte darüber im Auftrage seines Herrn einen eingehenden Bericht für den Grafen Algarotti.[93] Als dann mit dem Tage von Kollin das Unheil über den König hereinbrach, als die Franzosen seine Lande überschwemmten, scheint er gerade in dem Umgang mit seinem ewig munteren Vorleser Zerstreuung und Trost gesucht zu haben; der Graf Henckel von Donnersmarck, welcher als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen gut unterrichtet ist, verzeichnet in seinem Tagebuche im Juli und August:[94] „Der Abbé war des Königs Vertrauter; er brachte mit ihm gewöhnlich vier bis fünf Nachmittagstunden zu.“ Man darf annehmen, daß dieser Verkehr noch über den Anfang September sich erstreckte; denn das Tagebuch setzt uns zum 4. September davon in Kenntniß,[95] daß Friedrich sich damit vergnügt habe, eine Predigt über das jüngste Gericht zu schreiben, welche den Titel führte: „Sermon prononcé un jour devant M. l'abbé de Prades par son aumonier ordinaire, le philosophe de l'incrédulité.“ Plötzlich aber hörten die vertraulichen Beziehungen des Königs zu seinem Vorleser auf. Als Grund dafür erzählt der Graf,[96] daß Friedrich Nachrichten aus dem Haag erhalten habe, welche den Abbé als Spion verdächtigten. Wenn man von einem unmittelbar den Abbé treffenden Hinweis absieht, so ist die Angabe in der That richtig. Der preußische Geschäftsträger im Haag,[97] von Hellen, meldete unter dem 28. August seinem Könige folgendes: „Der Oberst von Colignon hat in geheimnißvoller Weise Mittel und Wege gefunden, aus seiner Gefangenschaft an mich den kleinen zerknitterten Zettel gelangen zu lassen, welchen ich hier im Original beifüge;[98] er

benachrichtigt mich damit, soweit ich ihn verstehen kann, er sei dahinter gekommen, daß der Feind in Magdeburg, ja in der nächsten Umgebung Ew. Majestät ein geheimes Einverständniß unterhält. Wenn diese Wahrnehmung begründet ist, so lege ich ihr eine hohe Bedeutung bei. Ich gebe Ew. Majestät anheim, dem Kommandanten der genannten Festung Wachsamkeit einzuschärfen und von ihm heimlich alle Briefe öffnen zu lassen, um der Anzeige auf den Grund zu kommen." Nun muß man wissen, daß der König schon vorher betroffen war, Maßnahmen, deren Vorbereitung er vollständig geheim wähnte, scheitern zu sehen, weil der Feind in unerklärlicher Weise von ihnen unterrichtet und gegen sie auf der Hut war[99] — man muß das wissen, um zu begreifen, wie leicht der König auf die Anzeige einging und, da sie aus französischer Gefangenschaft herrührte, sofort gegen seinen französischen Vorleser Verdacht schöpfte. Der Verdacht war so dringend, daß Friedrich mehrere Tage sich nicht dazu verstehen konnte, den Abbé vorzulassen.[100] Aber schließlich war es doch nur ein Verdacht und der König viel zu gerecht, als daß er ohne jeden Beweis gegen seinen Liebling eingeschritten wäre. Es bedurfte darum ohne Zweifel der Bemühungen des Prinzen Heinrich nicht, dem Könige jeden Verdacht auszureden.[101] Friedrich empfing seinen Vorleser von neuem; es schien, als ob das alte Verhältniß wieder hergestellt sei.[102] Aber der unheilbare Bruch sollte nur zu jäh kommen. Am 15. November 1757 schrieb der König an den Marquis d'Argens:[103] „Ich habe Mich genöthigt gesehen, den Abbé festnehmen zu lassen. Er hat den Spion gemacht. Ich habe dafür viele zwingenden Beweise." Friedrich gestaltete diese Auskunft genauer, indem er später schrieb: „Der Abbé war so schwach, sich während Meines Aufenthaltes in Dresden von einem Sekretär erkaufen zu lassen, den Broglie dort bei seiner Abreise zurückgelassen hatte."[104] „Er hat Mich schmählich

Digitized by Google

verkauft, und da er sich in Meinem Heere befand, hat er den Feind von allem benachrichtigt, was zu seiner Kenntniß gelangt ist." [105]

Es läßt sich nicht mehr ausmachen, auf welche Weise der König in den Besitz der Beweisstücke gekommen ist. Indessen ist es wahrscheinlich, daß er den Rath seines Geschäftsträgers im Haag beherzigt und Wochen hindurch den Briefwechsel des unvorsichtigen Abbé hat überwachen lassen. [106] Da nun auch nichts über ein Verfahren verlautet, welches wider de Prades eingeleitet worden wäre, so darf man im Verfolg der bisher gewonnenen Auffassung annehmen, daß Friedrich den Verbrecher durch Vorlegung der aufgefangenen Schriftstücke zu einem offenen Geständniß gezwungen und auf der Stelle seine Verhaftung befohlen hat. Der Abbé wurde in die Kasematten der Festung Magdeburg abgeführt, um hier in strenger Einzelhaft bis zum Frieden gehalten zu werden. [107]

Da der Abbé de Prades seinem widrigen Geschick durch die Gnade des Königs entrissen, da er ferner in aller Form Rechtens in den preußischen Unterthanen-Verband aufgenommen, da er endlich in täglichem Verkehre mit dem Vertrauen des Herrschers beehrt worden war, so wird nicht oft ein Beispiel des Hochverraths sich finden, welches an das von de Prades begangene Verbrechen heranreichte. Wenn Friedrich nichtsdestoweniger nicht härter gegen seinen Vorleser vorging, so liegt das einerseits daran, daß er überhaupt blutiger Strenge abgeneigt war, andererseits aber wohl daran, daß sein Zorn bei weitem überwogen wurde von dem Schmerze, durch einen Günstling in so schnöder Weise betrogen worden zu sein. [108]

Mußte diese Empfindung des Königs von Anfang an dem Abbé zu gute kommen, so ließ sein Glück nicht nach, ihm auch in seiner Haft Erleichterungen einzutragen. Friedrich hatte zwar hinsichtlich de Prades' angeordnet, „daß derselbe in einer Kammer

auf der Festung verschlossen gehalten und ihm mit Niemandem einige Kommunikation gestattet werden solle";[109] aber indem nun dieser Befehl zunächst genau ausgeführt wurde, ereignete es sich, daß der Abbé in dem feuchten Gewahrsam von Schwellungen der Füße heimgesucht wurde.[110] Dieses Leiden verschaffte ihm die Erlaubniß, tagsüber in der Zitadelle sich zu ergehen. Eine abermalige Erkrankung im Jahre 1762 hatte zur Folge, daß ihm eine gesündere Wohnung auf der Zitadelle eingeräumt wurde.[111] So wenig auch die Ursachen, welche diese Haftmilderungen veranlaßten, an sich als angenehm zu bezeichnen sind, sie wurden die Voraussetzungen eines unerhörten Glückes. Die freie Bewegung, welche dem Abbé gestattet war, brachte ihn in Berührung mit den übrigen Gefangenen, besonders mit österreichischen und sächsischen Offizieren. Um nun die Langeweile des Festungslebens zu bannen, griff man zu den Karten; im Spiel gewann der Abbé seinen Mitgefangenen eine beträchtliche Summe ab:[112] dreißigtausend Francs, wenn man an die niedrigste Angabe sich halten will.[113] Es ist unter diesen Umständen erklärlich, daß de Prades die Gefangenschaft nicht allzu drückend empfand, welcher ja schließlich sein Glück auch ein Ziel setzen mußte.

Als die Kunde nach Magdeburg kam, daß Friede geschlossen sei, beeilte sich der Abbé, den Marquis d'Argens mit der Bitte anzugehen, daß er bei dem Könige die Freilassung befürworte. Der Marquis stand nicht an, dieses Bittgesuch dem Könige zu übergeben.[114] Aber dieser Mahnung hatte es nicht bedurft. Friedrich antwortete dem Marquis,[115] daß der Abbé inzwischen bereits aus der Haft entlassen sein müsse. „Stellen Sie ihm gefälligst recht eindringlich vor," fügte er hinzu, „daß Ich trotz seines unlauteren Verhaltens Mir gegenüber Mir in Meinem Zorne Zurückhaltung auferlegen und, wofern er nun vernünftig wird, ihn durch eine Pfründe sicher zu stellen suchen werde."

Digitized by Google

Dieses Erbieten des Königs ist augenfällig als Ausfluß seines Mitleids anzusehen. Wie wenig aber ein solches Gefühl dem ehemaligen Vorleser gegenüber am Platze war, sollte Friedrich nur zu schnell erfahren. Der Abbé war nämlich nach dem Befehle des Königs — vom 6. April 1763[116] — nicht sobald seiner Gefangenschaft ledig, als er an Friedrich einen Dankbrief[117] richtete, welcher mit dem Eingeständniß der Schuld und der Bitte um Vergebung beginnt. Da er nun, so fährt de Prades fort, im Ungewissen sei über die Straße, die er einzuschlagen habe, und nicht wieder Anstoß erregen wolle, so möchte er eine Entscheidung darüber haben, ob er sich nach Breslau in sein Kanonikat begeben solle, oder ob er sich zwei Tage in Berlin aufhalten dürfe, wo er alle seine Möbel und seine Angelegenheiten ungefähr in der Unordnung zurückgelassen habe, in welcher Gil Blas die seinen fand, als er von dem Hofe in Valladolid nach Madrid zurückkehrte. Er beklagt sich sodann über den Fürstbischof von Breslau, der ihm nicht nur anvertraute Gelder unterschlagen, sondern auch die Einkünfte aus den Pfründen vorenthalten habe; des Bischofs Verfahren, versichert er, habe ihm harte Augenblicke verursacht, und er wisse nicht recht, was aus ihm geworden wäre, wenn das Schicksal ihn nicht mit einem außerordentlichen Mittel aus der Verlegenheit befreit hätte. Der Abbé bittet endlich, ihm zu seinem Gelde zu verhelfen.

Dieser Brief, in welchem der Schreiber die Rücksicht auf seine Lage so weit aus den Augen läßt, daß er den Schöngeist dem Könige gegenüber hervorkehrt und ziemlich faßbar auf den Gewinn hindeutet, mußte Friedrich die peinliche Gewißheit geben, daß die dem Verbrecher bestimmte Strafe vollständig versagt hatte. Er ließ demgemäß dem Abbé am 15. April die Weisung zugehen,[118] sich unverzüglich dem Kommandanten der

Digitized by Google

Festung Glogau zu stellen, indem er wohlmeinend die Mahnung beifügte, sich in keinen Briefwechsel einzulassen, namentlich nicht mit dem Bischof von Breslau.[119] Dann aber wandte sich der König an die Kommandanten der Festung Magdeburg; er forderte Rechenschaft über die Art, wie sie mit seinem klaren Befehle umgegangen waren, und ertheilte ihnen schließlich für ihre Lässigkeit einen scharfen Verweis.[120]

Indem der König durch sein Verfahren zu erkennen gab, daß er nicht gewillt war, den Verbrecher leichten Kaufes davon kommen zu lassen, that er nicht mehr, als was er der Gerechtigkeit schuldig war; denn einen Menschen straflos ausgehen zu lassen, welcher, in der Haft bereichert, gegen die Ahndung unempfindlich bis zur Unanständigkeit sich gezeigt hatte, was anders hätte das geheißen, als einen Preis auf den Hochverrath zu setzen? Daß des Königs Gerechtigkeit eine neue Gefangenschaft angeordnet hatte, welche, milde in ihrer räumlichen Beschränkung, ihre Strenge in der unbegrenzten Dauer erhielt, kam dem Abbé vorerst noch nicht zum Bewußtsein; vielmehr glaubte er, nach der Neuordnung seiner Einkünfte[121] allen Anlaß zu haben, von der Gnade Friedrichs das Beste zu erhoffen. Nachdem er in zwei Schreiben den im Juli 1763 in Potsdam weilenden d'Alembert zu einer Fürbitte bei dem König angestiftet hatte — das hatte keinen Erfolg: „Es ist unmöglich, den König auf ihn zu bringen," schreibt d'Alembert an Eleonore de Lespinasse[122] —, richtete er ein Gesuch unmittelbar an den König, um größere Freiheit, vor allem das Recht zu erlangen, nach Breslau reisen zu dürfen, ein Gesuch, welches ohne Zweifel auf Veranlassung de Prades' von dem Breslauer Domkapitel unterstützt wurde.[123] Aber die Entscheidung vom 9. März 1764, welche aus dem Kabinet des Königs einlief, mußte ihm sofort eine niederschmetternde Klarheit verschaffen; sie lautete: „Auf die unterthänigste Vorstellung des Abbé de Prades läßt ihn

Digitized by Google

Seine Majestät dahin bescheiden, daß es Ihre Absicht ist: er soll sich nicht aus Glogau rühren, sich auch nicht nach Breslau wagen ungeachtet der Bitte, welche das Breslauer Kapitel an Sie gerichtet hat. Seine Majestät hat demselben soeben zu wissen gethan, daß der Abbé auf Ihren Befehl in Glogau bleibt, ohne daß er selbstverständlich dadurch in dem Bezuge der Einkünfte seiner Pfründe geschädigt werden darf." [124] Dieser Verfügung gemäß mußte der Abbé jedes Mal, so oft er um seiner Pfründen willen Glogau verlassen wollte, bei dem Könige um besondere Erlaubniß einkommen. [125]

Abgesehen von der Einschränkung seiner Bewegungsfreiheit, hatte der Strafgefangene dank seinem erspielten Vermögen und seinen regelmäßigen Einkünften eines gemächlichen Daseins sich zu erfreuen. Sein Hausstand war ganz der eines reichen und vornehmen Herrn. Aus seinem Testament [126] ist nämlich zu entnehmen, daß er außer einer Köchin und einem Bedienten auch noch einen Kutscher und einen Jäger unterhielt; er war also in der Lage, trotzdem er nur kurze Strecken zurücklegen durfte, sich den Aufwand, den Pferd und Wagen erheischten, zu gestatten. Im übrigen ist von der leichten Sinnesart des Abbé zu erwarten, daß er sich bald mit seinem Schicksal ausgesöhnt und seinen Aufenthalt in Glogau durch die Pflege der Geselligkeit zu einem leidlichen gestaltet hat. Die Muße, welche ihm dann noch blieb, hat er auf wissenschaftliche Arbeiten verwandt; in seinem Nachlaß fand sich eine Uebersetzung des Tacitus vor. [127]

Der Abbé lebte manches Jahr in dieser Weise dahin, bis er 1782 Ende Juli nicht unbedenklich erkrankte. [128] Er mochte selbst den Ernst seines Zustandes fühlen; denn er ließ sogleich sein Testament aufnehmen. In demselben setzte er die jüngste Tochter seiner Köchin zur Universalerbin ein. [126] Er starb am 17. August 1782.

Digitized by Google

Am folgenden Tage meldete der Kommandant von Glogau dem Könige den Tod des Gefangenen und bat sich Verhaltungsbefehle aus. Friedrich antwortete am 21. August: „Anlangend die Entsiegelung der Hinterlassenschaft des verstorbenen Abbé de Prades, so soll die Justiz alles darunter Erforderliche der Vorschrift des Gesetzes gemäß gehörig besorgen.“[129]

Obwohl der König glauben konnte, mit dieser Anweisung die ganze Angelegenheit beendet zu haben, wurde er doch noch einmal darauf zurückgebracht durch die Neffen des Abbé. Die Brüder de Latour wandten sich nämlich an Friedrich in einem Briefe, durch welchen sie dem Argwohn Ausdruck leihen, daß man die letzte Stunde des Sterbenden mißbraucht habe, um sie zu enterben.[130] Dadurch sah sich der König veranlaßt, am 15. Dezember von der Regierung in Glogau einen Bericht darüber einzufordern, was es mit dem Nachlaß und dem Testament des de Prades eigentlich für Bewandtniß habe.[131] Der amtliche Bericht[132] klärte Friedrich darüber auf, daß die Gesamtsumme, über welche in dem unanfechtbaren Testamente verfügt wird, „sich deductis Legatis et Passivis auf 1612 rthlr. 24 sgr. $5^1/_2$ ₰ belauft“. „Inzwischen,“ ist aber hinzugefügt, „hat sich der Vorfall ereignet, daß das Capitul der Collegiat-Kirche zu Oppeln, von welcher der Abbé de Prades Archidiaconus gewesen, auf seinen Nachlaß wegen einer Pretension von 1919 rthlr. 11 sgr., die es an ihn wegen des ruineusen Baustandes, worinnen er die zu seinem Beneficio gehörenden dortigen Gebäude verlassen hat, formiret, Arrest bei dem General-Vicariat gelegt hat, so daß noch jetzt und vor rechtlicher Erörterung dieses Anspruchs ungewiß ist, ob und was von ihm zu erben sein wird.“

Friedrich ordnete an, den Brüdern de Latour die Abschriften sämtlicher in Frage kommender Aktenstücke zuzustellen:[133] es schloß damit endgültig die Episode des Abbé de Prades, der

Digitized by Google

dreißig Jahre zuvor mit dem Könige in Berührung gebracht worden war durch ein unverdientes Glück. —

Wer unbefangen die ungekünstelte Sprache der vorgeführten Thatsachen auf sich wirken läßt, der wird als ausgemacht hinnehmen, daß Friedrich, der noch den Erben seines Vorlesers zu ihrem vermeintlichen Rechte zu verhelfen bereit war, selbst gegen einen Verbrecher niemals unbillig gewesen ist, daß also von einer tyrannischen Laune, welche nach französischer Auffassung dem armen Abbé so hart mitgespielt habe, nicht die Rede sein kann. Wenn sonach die Bemessung der über de Prades verhängten Strafe auch für den Fall unanfechtbar bliebe, daß der König großen Nutzen von seinem Vorleser gehabt, „die Orange vollständig ausgepreßt hätte", so ist doch zweifellos, daß der unbedeutende Abbé geistig seinem Herrn nur wenig hat gewähren können; und sittlich war er ganz danach beschaffen, seine Landsleute in Mißachtung zu bringen, da in seiner Handlungsweise nur die Naivität seines Wesens, seine Charakterlosigkeit sich bekundet. Denn so nahe auch die Naivität der Ehrlichkeit zu kommen scheint, es fehlt doch viel, daß die kindliche Aufrichtigkeit in die Eigenschaft der Ueberzeugungstreue sich bei ihm umsetze. Zwar konnte man einen Augenblick den Eindruck gewinnen, als ob der verketzerte Abbé Charakterfestigkeit besäße, als er erklärte, nur ein Amt am Hofe Friedrichs annehmen zu können, welches mit der katholischen Religion vereinbar wäre; aber was muß man von dieser Charakterstärke halten, welche vor der drohenden Ungnade des Römischen Stuhles das stolze Motto der Apologie Lügen straft, was muß man urtheilen, wenn der auch so schon wohlversorgte Abbé seine Ueberzeugung feige verleugnet, um in den Genuß kirchlicher Pfründen zu gelangen! Der natürliche Trieb der Habsucht läßt ihn seine Ehre opfern, die Neigung zu seinen Landsleuten treibt ihn dem Verbrechen in die Arme. Die Naivität ist in

Digitized by Google

allen Stücken viel zu mächtig in ihm, als daß er dabei klug und ehrlich sein könnte. Er ist kein Held, er ist kein Mann; in seinem Wankelmuth, in seiner Eitelkeit ist der lustige Abbé das Urbild jenes Narren, den Friedrich im französischen Volkscharakter unausstehlich fand.

Anmerkungen.

[1] Daß Friedrich später selbst dieser Neigung eine nationale Seite abgewann, hat Koser richtig erkannt, indem er (Friedrich der Große als Kronprinz S. 151) „von einer Art nationalen Ehrgeizes" spricht als der Triebkraft, der französischen Sprache und Sitte völlig Meister zu werden.

[2] Koser, a. a. O. S. 3. 4.

[3] Zeller, Friedrich der Große als Philosoph S. 27—29.

[4] Koser, Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt S. V.

[5] Eine kritische Erörterung über die Auffassungen, welche man in Frankreich und Deutschland von dem Verhalten des Abbé de Prades gegen Friedrich bisher gehabt hat, habe ich geliefert in der „Deutschen Revue" XII. (1887), 96—104, 224—237.

[6] Das Vorleben des Abbé de Prades eingehend darzustellen, behalte ich mir vor.

[7] Der Abbé schreibt in der Apologie (partie I. p. III.): „L'indignation s'est éveillée surtout au bruit d'un mandement, qui, émané du siége de la capitale du royaume — und zwar am 29. Januar 1752 — a mis le comble à mes peines: c'est dans cette cruelle situation que j'ai abandonné ma patrie."

[8] Encyclopédie I., XLI.: „Nous saisissons cette occasion d'avertir que M. l'abbé Yvon prépare conjointement avec M. l'abbé de Prades un ouvrage sur la religion d'autant plus intéressant, qu'il sera fait par deux hommes d'esprit et par deux philosophes"; p. XLIV.: „MM. de Prades et Yvon dont nous avons déjà parlé avec l'éloge qu'ils méritent ont fourni plusieurs mémoires rélatifs à l'histoire de la philosophie et quelques-uns sur la religion."

Digitized by Google

9 Mémoires et journal inédits du marquis d'Argenson nach Assezat-Tourneux, Oeuvres de Diderot I. 434.

10 Beuchot, Oeuvres de Voltaire LVI. 159.

11 Revue critique d'histoire et de littérature année 1885 p. 151.

12 ibidem p. 150.

13 Oeuvres de Frédéric le Grand (Akademische Ausgabe) XXV. 263.

14 Revue critique année 1885 p. 148.

15 ibidem p. 151.

16 ibidem p. 150.

17 ibidem p. 150—152.

18 ibidem p. 153.

19 Oeuvres de Voltaire LVI. 152.

20 ibidem p. 171.

21 La Veaux, Vie de Frédéric II, roi de Prusse VI. 334, 335; Koser, Unterhaltungen S. 21.

22 Oeuvres de Voltaire LVI. 238.

23 Revue critique année 1885, p. 153, 154.

24 Oeuvres de Voltaire LVI. 152.

25 Der Abbé hatte schon vorher einem Gegner eine Abfertigung zu theil werden lassen durch die Réflexions de M. l'abbé de Prades sur le mandement de M. l'évêque de Montauban, welche wahrscheinlich als Flugschrift ausgegeben worden sind: Recueil de pièces concernant la thèse de M. l'abbé de Prades I. 37, 38.

26 Apologie de M. l'abbé de Prades I. p. V.

27 ibidem p. VI. VII.

28 ibidem p. XVI.

29 ibidem p. XXXVII. XXXVIII.

30 ibidem p. 1—79.

31 ibidem p. 80—86.

32 Der dritte Theil führt den merkwürdigen Titel: Suite de l'apologie de M. l'abbé de Prades ou réponse à l'instruction pastorale de M. l'évêque d'Auxerre; er ist gar nicht von de Prades, sondern von Diderot verfaßt und schon vor dem Erscheinen der Apologie veröffentlicht worden.

33 Oeuvres de Frédéric VII. 26.

34 Oeuvres de Voltaire LVI. 152.

35 Oeuvres de Frédéric XXII. 300.

36 Diesen Spitznamen hatte der Marquis d'Argens in der Tafelrunde Friedrichs erhalten als Verfasser der Lettres juives: Oeuvres de Frédéric XXIII. 9.

37 Oeuvres de Voltaire LVI. 150.

38 ibidem p. 151.

Digitized by Google

[39] Oeuvres de Frédéric XXIII. 8.

[40] Koser, Unterhaltungen S. 21.

[41] Oeuvres de Frédéric XX. 39.

[42] Strauß, Voltaire S. 109, 110.

[43] Oeuvres de Frédéric XXII. 301.

[44] Strauß, Voltaire S. 114.

[45] Oeuvres de Frédéric XXII. 307.

[46] ibidem p. 308.

[47] ibidem p. 311. Nur dadurch, daß der Abbé sorgsam die von ihm herrührenden Entwürfe und, was mehr werth ist, die kurzen Anweisungen und Entwürfe von Friedrichs Hand aufbewahrt hat — sie sind in seinem Nachlaß aufgefunden und an das Archiv abgeliefert worden — ist es heute möglich, die Entwickelung der ganzen Angelegenheit aktenmäßig zu verfolgen; denn Voltaire hat die Schreiben, welche ihm unbequem waren, nicht in die Sammlung seiner Briefe aufgenommen.

[48] Oeuvres de Voltaire LVI. 159.

[49] Oeuvres de Frédéric XXV. 259, 260.

[50] ibidem p. 260, 263.

[51] K(önigliches) G(eheimes) S(taats-)A(rchiv): K 365, L 7 (zum Theil in den Oeuvres de Frédéric XXV. 270).

[52] KGSA: K 365, L 7 (zum Theil ibidem).

[53] KGSA: K 365, L 7 (zum Theil ibidem p. 271).

[54] KGSA: K 365, L 5.

[55] Le marquis d'Argens, Histoire de l'esprit humain ou mémoires secrets et universels de la république des lettres X. 350 note 73.

[56] Oeuvres de Frédéric XIV. 108.

[57] ibidem XIX. 39.

[58] Recueil: Pièces nouvelles p. 2; Oeuvres de Voltaire LVI. 152.

[59] Recueil: Pièces nouvelles p. 2.

[60] KGSA: K 365, L 7 (auch Minüten des Königlichen Kabinets XLVII. 478).

[61] Recueil: Pièces nouvelles p. 1.

[62] ibidem; Denina, Essai sur la vie et le règne de Frédéric II, roi de Prusse p. 108, 109.

[63] Recueil: Pièces nouvelles p. 2.

[64] ibidem.

[65] ibidem p. 3.

[66] Theiner, Zustände der katholischen Kirche in Schlesien von 1740 bis 1758. II. 140.

[67] Lehmann, Preußen und die katholische Kirche seit 1640 III. 460

[68] Nouvelles ecclésiastiques ou mémoires pour servir à l'histoire de la constitution „Unigenitus“ année 1753 p. 167.

Digitized by Google

[69] Theiner, Zustände II. 141, 142.

[70] Nouvelles ecclésiastiques année 1753 p. 167. „Auch der Abbé Yvon," berichtet der Marquis d'Argens in der Histoire de l'esprit humain, „hat sich jetzt nicht nur mit der Kirche, sondern auch mit den Frommen vollständig ausgesöhnt; er schreibt von Zeit zu Zeit einige theologische Sachen gegen die Philosophen."

[71] Oeuvres de Frédéric XIV. 111.

[72] KGSA: K 365, L 7 (zum Theil in den Oeuvres de Frédéric XXV. 270).

[73] KGSA: K 365, L 6.

[74] Koser-Naudé, Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen XII. 243.

[75] KGSA: R 96, F 26 E.

[76] Vgl. Naudé, Friedrich der Große vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges in H. v. Sybels Hist. Zeitschr. LV. 425 ff. und LVI. 404 ff.

[77] Mémoires des négociations du marquis de Valori p. 96.

[78] ibidem p. 112.

[79] Lehmann, Preußen III, 460; KGSA: Akta des Kabinets König Friedrichs II. R 96. (Potsdam 1754 April 4, Breslau 1754 April 10, Potsdam 1754 April 14.)

[80] Lehmann, Preußen III. 464.

[81] KGSA: Akta des Kabinets König Friedrichs II. R 96.

[82] KGSA: R 46 B. n. 306, 99a.

[83] Lehmann, Preußen III. 658.

[84] KGSA: Minüten des Kabinets LXII. 124; LXI. 248; Akta des Kabinets R 96. (Breslau 1756, Sept. 19, Sedlitz 1756, Sept. 24, Breslau 1756 Okt. 10.)

[85] Lehmann, Preußen III. 682.

[86] KGSA: Akta des Kabinets R 96. (Breslau 1756 Dez. 22.)

[87] KGSA: R 46 B. n. 196a. Welchen Werth das Geschenk des Königs hatte, läßt ein Aktenstück (Minüten des Kabinets LXIII. 252), welches nicht auf den Abbé sich bezieht, erkennen; es heißt darin: „nachdem derselbe bereits das Schlesische Incolat gegen erlegung von 500 rthlr. zur Chargen Casse erhalten hat."

[88] KGSA: Minüten des Kabinets LXI. 359, 360.

[89] KGSA: Akta des Kabinets R 96. (Breslau 1756 Dez. 22.)

[90] ibidem. (Potsdam 1755, Febr. 13.)

[91] Oeuvres de Frédéric XIX. 40.

[92] ibidem p. 41.

[93] ibidem XVIII. 105.

Digitized by Google

[94] Zabeler, Litterarischer Nachlaß des Königlich Preußischen General-Lieutenants . . . Grafen Henckel von Donnersmarck I. II. 269.

[95] ibidem.

[96] ibidem p. 301.

[97] KGSA: R 96, 39 B.

[98] Der Zettel liegt noch heut bei den Akten und hat folgenden Wortlaut: Cur. et protecteur.

Le malheur a voulu que je me trouve arrêté, mais Dieu l'a voulu pour le bien du grand père; à la suite l'on saura bien des nouvelles cachées; envoyez lui dire: les traîtres se trouvent chez lui et chez le d[uc]; je m'en tirerai; mettez-vous pas en peine; je ne suis que volontaire; mais le duc est trahi dans tout; prenez garde pour Magdebourg; employez tout ami; sûrement ils vont prendre par surprise et trahison la dite ville.

Compagnon.

Auf der Rückseite finden sich die Worte:
à ma sortie je le dirai tout de bouche.

[99] Oeuvres de Frédéric XIX. 47.

[100] Zabeler, Litterarischer Nachlaß I. II. 302.

[101] ibidem.

[102] ibidem S. 307, 309.

[103] Oeuvres de Frédéric XIX. 45.

[104] ibidem XXIII. 43.

[105] ibidem XIX. 47.

[106] Vgl. „On a surpris des lettres": Koser, Unterhaltungen S. 33.

[107] Oeuvres de Frédéric XXIII. 43; Koser, Unterhaltungen S. 21.

[108] Oeuvres de Frédéric XIX. 45, 47; XXIII. 43.

[109] KGSA: R 96, 92, O.

[110] KGSA: R 96, 94, Ccc. n. 2.

[111] KGSA: R 96, 94, Ccc. n. 2.

[112] KGSA: Akta des Kabinets R 96 (Magdeburg 1763 April 9), R 96, 92,0, R 96, 94, Ccc. n. 2; Revue historique XXVI. 88.

[113] Le marquis d'Argens, Hist. de l'esprit humain X. 350, note 73.

[114] Oeuvres de Frédéric XIX. 49.

[115] ibidem.

[116] KGSA: R 96, 94, Ccc. n. 1.

[117] KGSA: Akta des Kabinets R 96.

[118] KGSA: Akta des Kabinets R 96, n. 3.

[119] KGSA: K 365, L 4, n. 2.

[120] KGSA: R 96, 92,0, R 96, 94 Ccc., n. 1, 2, 3.

[121] KGSA: K 365, L 4, n. 4.

Digitized by Google

[122] KGSA: Revue historique XXVI. 88.

[123] KGSA: K 365, L 4, n. 4.

[124] KGSA: K 365, L 4, n. 4.

[125] KGSA; K 365, L 4, n. 5, 6.

[126] KGSA; R 46, B. n. 136, 6, n. 1.

[127] KGSA; R 46, B. n. 136, 6, n. 1. Thiebault, Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin p. 403, 404. Nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Professor Koser sind von dem Abbé auch Memoiren abgefaßt worden, über deren Verbleib ich bisher nichts habe ermitteln können; in Glogau und Umgegend befinden sie sich nicht mehr, das kann ich auf Grund der Erkundigungen behaupten, welche ein lieber Freund von mir, Herr Premier-Lieutenant Alfred Gebhard, z. Z. in Glogau, mit Umsicht und Ausdauer angestellt hat. Die Meinung, daß de Prades der Verfasser des Abrégé de l'histoire ecclésiastique sei, dessen Vorrede der König geschrieben hat (Oeuvres de Voltaire LXIII. 231), ist nur dann haltbar, wenn man annehmen dürfte, daß der Abbé vor seiner Katastrophe im Jahre 1757 das 1766 veröffentlichte Buch abgeschlossen hat; vgl. auch Oeuvres de Frédéric VII. p. XIV und Zeller, Friedrich S. 185, Anm. 9.

[128] KGSA: R 46, B. n. 136, 6 n. 6.

[129] KGSA: Minüten des Kabinets LXXXII. 792.

[130] KGSA: R 46, B. n. 136, 6 n. 3.

[131] KGSA: R 46, B. n. 136, 6 n. 5.

[132] KGSA: R 46, B. n. 136, 6 n. 6.

[133] KGSA: R 46, B. n. 136, 6 n. 8.

Digitized by Google

Anna Amalia,

Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach,

die Begründerin des Weimarischen Musenhofes.

Vortrag

von

Dr. Paul Weizsäcker,

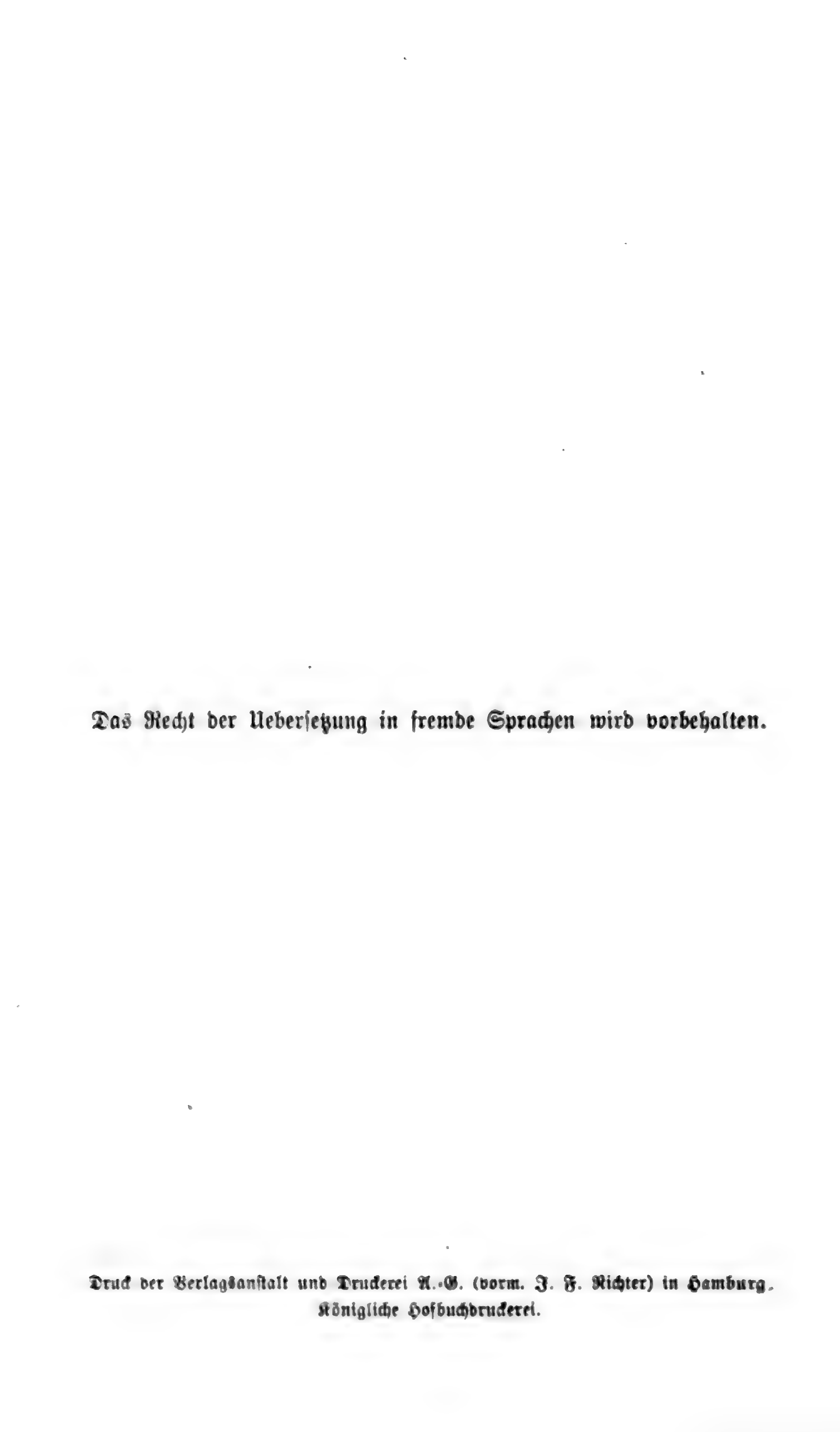
Rektor des Reallyceums in Calw.

Hamburg

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

1892.

Digitized by Google



Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Unter den Frauengestalten, die für die Entwickelung des deutschen Geisteslebens in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Bedeutung gewesen sind und auf das Schicksal der hervorragendsten Geister jener Zeit bestimmenden und förderlichen Einfluß ausgeübt haben, steht an erster Stelle die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar, eine der anziehendsten Gestalten aller Zeiten und Völker, eine Frau von weit ausgedehnter und tiefgreifender, segensreicher Wirksamkeit und doch wenig hervortretend, viel genannt und wenig gekannt, eine Erscheinung, in der sich echte, edelste Weiblichkeit mit männlicher Thatkraft und Entschlossenheit in seltenem Maße paarte, und die durch ihre Lebensschicksale wie wenige Frauen der Geschichte Gelegenheit fand, die edeln Gaben, womit die Natur sie ausgestattet hatte, aufs glücklichste zu bethätigen.

Wer kennt nicht Weimars Musenhof, die glänzenden Namen eines Karl August, eines Goethe, Wieland, Herder, Schiller, und so vieler Sterne, die neben ihnen in bescheidenerem Glanze gestrahlt haben? Und die Sonne dieses Sternenkreises, von welcher er Licht und Wärme empfing, und welche diese Sterne mit elementarer Gewalt anzog und an ihre Bahn fesselte, war die Herzogin Amalia. Aber schon lange bevor durch sie die kleine Residenz an der Ilm zum Ruhme des deutschen Parnasses

Digitized by Google

erhoben wurde und die Blicke Europas auf sich zog, hatte sie sich um ihr kleines Land und dessen Hauptstadt unvergängliche Verdienste und die Liebe und Verehrung ihrer Unterthanen erworben, die in ihr eine wahre Mutter verehrten. Diese Verdienste sind um so höher anzuschlagen, als die Herzogin in schwierigster Zeitlage, während des verheerenden siebenjährigen Krieges, durch den frühen Tod ihres Gemahls, selbst noch nicht volljährig, in die Nothwendigkeit versetzt wurde, die Regentschaft über das schwer bedrängte Land zu übernehmen. Wie viele wären in gleicher Lage in dumpfe Muthlosigkeit, in stumpfe Gleichgültigkeit versunken! Aber ein starker Geist wohnte in der zarten Hülle dieser jungen Frau.

Geboren am 24. Oktober 1739 als Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig und einer Schwester Friedrichs des Großen, hatte sie mit diesem ihrem großen Oheim nicht nur die äußere Aehnlichkeit der Gesichtszüge, besonders das große, kluge, durchdringende Auge gemein, sondern auch den Heldengeist, der aus diesem Auge hervorblitzte, nicht bloß das staatsmännische Geschick, sondern auch den regen Sinn für das Wahre, Gute und Schöne, für Wissenschaft, Natur und Kunst, den scharfen, sicheren Blick, geistige Größen zu erkennen, und die Energie, solche allen Vorurtheilen des Standes und der Etikette zum Trotz in ihre Nähe zu ziehen und auf den ihnen angemessenen Posten zu stellen.

Ihre eigenen Angehörigen haben die hohen Gaben ihrer Tochter nicht voll zu würdigen verstanden. Ihre Eltern liebten sie nicht, sagt sie selbst in ihren Aufzeichnungen, weil ihnen ein Sohn erwünschter gewesen wäre, und vermählten sie, noch nicht siebzehn Jahre alt, „wie man eben Fürstinnen vermählt". Doch erhielt sie eine sehr sorgfältige Erziehung. Aeußerer Glanz und feine gesellschaftliche und litterarische Bildung zeichneten den Braunschweiger Hof aus, und so hat Amalia die Liebe für Künste

Digitized by Google

und Wissenschaften gleichsam schon mit der Muttermilch eingesogen. Als sie nun dem Herzog Ernst August Konstantin von Sachsen-Weimar am 16. März 1756 angetraut in ihre neue Heimath folgte, da war dieses Weimar noch eine unbedeutende Landstadt, die uns eine feine Beobachterin des weimarischen Lebens, die Gräfin Henriette von Egloffstein, in folgender Weise schildert: „Unwissenheit und Mangel an geistigem Interesse hatten auch in Weimar die gewöhnlichen schlimmen Folgen nach sich gezogen. Langeweile und die daraus entspringende Sucht zu Klatschereien herrschten in den Versammlungen der weimarischen Damen, von welchen sich die Männer, wie überall, wo Kultur und Urbanität der Sitten noch nicht einheimisch sind, aufs strengste absonderten, um ihren brutalen Zeitvertreiben ungehindert nachgehen zu können. Nur Amaliens schöpferischer Geist und ihr reiner edler Wille vermochten hier Wunder zu thun und Menschen zu humanisiren, die nicht den geringsten Trieb verspürten, sich auf eine höhere Stufe der Bildung zu erheben, sondern sich in ihrer moralischen Beschränktheit glücklich fühlten.“ Wäre die junge Herzogin ein verwöhntes Kind gewesen, sie hätte sich in diesen neuen Verhältnissen tief unglücklich fühlen müssen. Aber sie verstand es von früh auf, sich in die gegebenen Verhältnisse zu schicken und sie zugleich durch die Anlagen ihres Geistes und Gemüthes nach ihrem Bedürfniß zu gestalten, indem sie in dieselben einging und sie von innen heraus umbildete, den ganzen Geist derselben durch die wirkende Kraft ihrer bezwingenden Persönlichkeit langsam, aber sicher und stetig erneuerte. So wurde auch ihre Ehe, obgleich nach ihrer Neigung nichts gefragt worden war, eine überaus glückliche, und dieses Glück wurde nur durch den allzufrühen, schon nach zwei Jahren erfolgten Tod ihres Gemahls zerstört; ein Schlag, welcher der noch nicht neunzehnjährigen Witwe neben der Sorge für die Erziehung des Erbprinzen und eines noch zu

Digitized by Google

erwartenden Kindes die Last der Regierung auf ihre zarten Schultern legte.

Aber selbst um diese Last mußte sie kämpfen. Der Herzog starb den 28. Mai 1758, und die Frage der Regentschaft, die er durch ein Testament zu Gunsten seiner jungen Witwe zu regeln gesucht hatte, verursachte gleich zu Anfang die größten Schwierigkeiten. Denn ein kaiserliches Dekret vom 1. August d. J. auf das Gesuch um Mündigkeitserklärung der Herzogin sprach zwar diese allergnädigst aus, ernannte aber zugleich den König von Polen als Kurfürsten von Sachsen zum Mitvormund und Landesverweser, und dabei blieb es trotz aller Gegenvorstellungen von seiten des Herzogs von Braunschweig als Vaters der Herzogin, wie von seiten sämtlicher sächsischen Agnaten, bis es den Bemühungen des Ministers Grafen Bünau gelang, durch freundliche Vermittelung des Kopenhagener Hofes den König von Polen zum Verzicht auf die Landesverweserei zu bestimmen, worauf ein kaiserliches Dekret vom 9. Juli 1759 der inzwischen nahe an zwanzig Jahre alt gewordenen „verwitweten Frau Herzogin die alleinige Vormundschaft und Landesadministration ohne Ausnahme und Einschränkung“ übertrug, freilich mit der Forderung, daß die weimarische Regierung in dem damals wüthenden siebenjährigen Krieg eine entschiedenere Haltung gegen Preußen einnehme. Doch war damit die erste große Schwierigkeit der langen Regentschaftszeit abgewickelt, und jede fremde Einmischung in die Sachen des weimarischen Landes glücklich beseitigt.

Doch wir kehren zurück in die erste Zeit des Witwenstandes der Herzogin. „Nach dem ersten betäubenden Schmerz,“ schreibt sie in ihren Aufzeichnungen, „war mir wie einem Blinden, der auf einmal das Gesicht wieder erhält. Mein Bruder, meine nächsten Anverwandten, alle waren in Krieg verwickelt und erwarben sich den größten Ruhm; man hörte nichts als den

Digitized by Google

Namen Braunschweig, er wurde besungen von Freund und Feind und mit Lorbeeren bekränzt. Das weckte meinen Stolz. Auch ich strebte nach Ruhm und Lob. Tag und Nacht studirte ich mich selbst zu bilden und mich zu den Geschäften tüchtig zu machen." Welche Thatkraft der jungen, verlassenen Witwe! Und wie schwierig war ihre Lage: ihr Herz und ihre Neigung gehörte der Sache ihres Oheims, Friedrichs des Großen, auf dessen Seite ihr Bruder so ruhmreich kämpfte, und als Reichsfürstin mußte sie, noch dazu auf ausdrücklichen kaiserlichen Befehl, ihre Truppen zur Reichsarmee, auf die Seite seiner Gegner stellen. Doch wußte sie es durch ihr kluges Verhalten dahin zu bringen, daß ihr Land von der Kriegsnoth verhältnißmäßig wenig zu leiden hatte; ja sie verstand durch weise Sparsamkeit die Mittel zu erübrigen, um in den Jahren der Noth und Bedrängniß reichliche Unterstützungen an die Bedürftigen gewähren zu können. Als daher im Frühling des Jahres 1763 die Friedensbotschaft durch die Lande ging, da vereinigte sich ihr treues Volk in dankbarer Gesinnung zu einem Friedensfest, wie es inniger und herzlicher wohl nirgends in deutschen Landen gefeiert worden ist.

Seit die Obervormundschaft ganz in ihre Hände gelegt war, machte es sich die Herzogin zur Aufgabe, auch wirklich die oberste Leitung des Staatswesens zu führen. In einem Pro Memoria an den Geheimen Rath von Rhediger vom 8. September 1759 spricht sie es aus, daß sie sich für schuldig erachte, nach dem weisen Exempel ihres Vaters sich die Mühe nicht verdrießen zu lassen, alles mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören. Sie habe sich fest vorgenommen, sowohl das Geheime Konsilium fleißig zu besuchen, als auch von dem, was sonsten und außer den Sessionen vorfalle, mündlichen und schriftlichen Vortrag zu allen Zeiten willig anzunehmen, einem Jeden aufmerksames Gehör zu ertheilen, treuer Diener

Digitized by Google

Einraths sich zu bedienen und darauf zu resolviren. Und sie führt dann des weiteren aus, in welcher Weise sie wünsche, daß diesen ihren Bestrebungen entgegengekommen werde. Treuer Diener Einraths will sie sich bedienen. Solche zu finden, war nun schon an sich nicht die kleinste Aufgabe. Der Graf Bünau, dessen Stellung als Staatsminister während der Verhandlungen über die Regentschaft schon durch sein Verhältniß als kursächsischer Unterthan schwierig geworden war, und dessen Charakter der Herzogin unbedingte Zuverlässigkeit nicht zu verbürgen schien, empfing von ihr deutliche Zeichen, daß er ihr Vertrauen nicht völlig genieße, und erhielt am 13. Dezember 1759 die Bewilligung seines Abschiedsgesuches. Vorsitzender des Geheimen Conseils wurde der wirkliche Geheime Rath von Rhediger. Aber auch er und der Geheime Rath von Nonne vermochten sich nicht auf die Dauer das Vertrauen der Herzogin zu erhalten. Schon damals zeigte die junge Frau ihren sicheren Blick in der Beurtheilung der Menschen, indem sie den dritten Conseilsrath Greiner 1761 zum wirklichen Geheimrath ernannte und bis zu seinem Tode im September 1772 sich hauptsächlich seines Beiraths in ihren Regierungshandlungen bediente. In ihren Aufzeichnungen setzt sie ihm folgendes, ihre eigene Menschenkenntniß und ihr edles Herz ins schönste Licht setzende Ehrendenkmal: „Ich fand endlich einen Freund mit aller der Freude, die man empfindet, wenn man einen Schatz gefunden hat. Wie glücklich und froh war ich. Mit Freuden unternehme ich, von diesem ehrwürdigen Manne zu sprechen und meine Dankbarkeit gegen ihn der ganzen Welt zu bekennen. Er hieß Greiner, war Geheimrath und saß mit im geheimen Conseil. Er war nicht von den außerordentlichen, großen Köpfen, aber ein gerad denkender, mit viel Vernunft begabter Mann. Er hatte von unten auf zu dienen angefangen, also daß er in den Geschäften sehr wohl unterrichtet war und sich viele Kenntniß darin erworben

Digitized by Google

hatte. Ein feines Gefühl beseelte ihn, also war er einer wahren Freundschaft fähig. Er war Freund seiner Freunde; seine Seele war zu edel, als daß er schmeicheln konnte. Dieses war der Mann, in dessen Arme ich mich warf; ich liebte ihn als meinen Vater. Von ihm habe ich die Wahrheit kennen und sie liebgewinnen lernen." — Neben und nach Greiner war es besonders noch der Geh. Rath und spätere Minister von Fritsch, der ihr mit Rath und That zur Seite stand.

Die Regierungshandlungen der Herzogin erstreckten sich zumeist auf die Hebung der Wohlfahrt des Landes durch Förderung des Ackerbaues, Handels und Gewerbefleißes, auf Maßregeln zur Hebung der Sittlichkeit und Abstellung alter Mißbräuche. Sodann war sie bedacht auf die Verschönerung der Hauptstadt und ihrer Umgebungen, auf die Verbesserung der Bildungsanstalten, die Pflege der Wissenschaften und schönen Künste, der Poesie, Schauspielkunst, Musik und Malerei, und auf diesem Gebiete hat sie sich die bleibendsten Verdienste um das ganze deutsche Volk erworben. In der Erkenntniß, daß die Pflege der geistigen Interessen, wenn auch nicht unmittelbar materiellen Gewinn bringend, stets die dauerndsten, reichsten und edelsten Früchte trägt, hat sie auch der Hebung der Universität Jena ihre warme Fürsorge zugewendet, die Professorengehalte verbessert, das herzogliche Naturalienkabinet zur Benutzung für die Zwecke der Universität nach Jena verlegt, die ausgezeichnetsten Gelehrten dorthin berufen und durch persönlichen Verkehr mit solchen lernend und lehrend, gebend und nehmend den ganzen Geist dieser Hochschule gehoben.

Neben dieser Fürsorge für das allgemeine Wohl lag der Herzogin ganz besonders die sorgfältige und zweckmäßige Erziehung ihrer beiden Söhne, zumal des Erbprinzen Karl August am Herzen, der, mit dem gleichen aufgeschlossenen Sinn für alles Schöne und Edle begabt wie seine Mutter, das von ihr

Digitized by Google

begonnene Werk einst weiter führen sollte. Namentlich war es ihr dabei ein Anliegen, diese Erziehung im Gegensatz zu dem damals an den deutschen Höfen herrschenden französirenden Wesen in echt deutschem Geiste, im Gegensatz zu der herrschenden Unnatur in einer möglichst naturgemäßen Weise zu gestalten. Zum Erzieher wurde schon 1762 der junge Graf Eustach von Görtz berufen. Die Herzogin verfolgte den Gang der Erziehung mit der theilnehmendsten Aufmerksamkeit, ließ sich nicht bloß von Zeit zu Zeit ausführliche Berichte erstatten, sondern wohnte auch oft persönlich dem Unterricht an. Einer der bedeutungsvollsten Schritte aber, nicht nur für die weitere geistige Ausbildung des Erbprinzen, sondern für das ganze geistige Leben am weimarischen Hofe, und von den weittragendsten Folgen für die ganze deutsche Litteratur war die Berufung Wielands zum Lehrer des Erbprinzen im Frühjahr 1772. Karl August stand damals im fünfzehnten Lebensjahr und Friedrich der Große hatte sich kurz zuvor nach einer Begegnung mit dem hochbegabten Großneffen über ihn dahin geäußert, er habe noch niemals einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige.

Die Aufgabe, einen solchen durch Stellung und durch Gaben des Geistes und des Herzens gleich ausgezeichneten Jüngling zu unterrichten, mußte einem Manne wie Wieland, der sich schon seit seinem Züricher Aufenthalt so viel mit Fragen der Erziehung beschäftigt hatte, höchst dankbar erscheinen. Er war damals Professor in Erfurt und hatte vor kurzem einen Roman veröffentlicht: Der goldene Spiegel oder Geschichte der Könige von Scheschian, der allgemeines Aufsehen erregt hatte. Er hatte sich darin die Aufgabe gestellt, in orientalischer Einkleidung den Regenten seiner Zeit einen Spiegel vorzuhalten und ihnen durch den Mund des weisen Rathgebers Danischmend Lehren über die beste Regierungsform und über die richtige Erziehung

Digitized by Google

künftiger Herrscher zu ertheilen. Auf einem Hofball in Weimar unterhielt sich die Herzogin lebhaft mit ihm über dieses Buch und die darin behandelten Fragen, und als ihr Wieland nachher seine Ansichten über Prinzenerziehung noch in einer besonderen Denkschrift eingehend darlegte, richtete sie an ihn die Anfrage, ob er nicht Lust hätte, der Danischmend ihres Erstgeborenen zu werden. So kam Wieland 1772 nach Weimar und vollendete die Erziehung des Erbprinzen in drei Jahren zur vollsten Zufriedenheit der Herzogin und zum Wohle seines fürstlichen Zöglings und des weimarischen Landes, das sich unter dessen langer Regierung von 1775 bis 1828 der glücklichsten Verhältnisse erfreute.

Mit Wieland war der erste der deutschen Dichter in Weimar eingezogen, deren ruhmreiches Wirken der kleinen Hauptstadt so unvergänglichen Ruhm verliehen hat. Wieland war bei Hofe ein fast täglicher Gast, und der persönliche Verkehr mit dem geistreichen, witzigen, lebhaften und dabei gutmüthigen Manne wurde der Herzogin bald zu einem unentbehrlichen Bedürfniß. Es entspann sich zwischen Beiden für ihr ganzes Leben ein auf gegenseitiger Hochschätzung beruhendes vertrautes Freundschaftsverhältniß, wie es kaum je so rein und ungetrübt zwischen einer Fürstin und einem aus einfachen, bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangenen Manne bestanden hat. Der Herzogin hat auch Wieland, der so wenig eigentliche Lieder gedichtet, wie kein zweiter deutscher Dichter, in begeisterten Gesängen gehuldigt, in denen er sie unter dem Namen Olympia, also als Götterkönigin feierte, wie sie denn in der That, auch nachdem ihr Sohn die Regierung selbst übernommen hatte, die Königin und die Seele dieses Olymps erlauchter Geister geblieben ist.

Schon vor Wielands Eintritt in Weimar hatte die Herzogin eine Einrichtung getroffen, die für das deutsche

Digitized by Google

Theater von größter Wichtigkeit war. Sie hatte im Residenzschlosse eine Schaubühne zum unentgeltlichen Besuche des Publikums aus ihren Privatmitteln eingerichtet. Das wollte etwas heißen in jenen Zeiten, wo die Schauspielkunst noch in geringer Achtung stand, wo die besten Schauspieler noch für Menschen untergeordneten Ranges galten, Komödianten hießen und ohne festen Sitz umherziehend ihre Stücke eben so lange zum besten gaben, als sie eine erträgliche Einnahme fanden. Hoftheater als feste Einrichtungen gab es damals noch nicht. Es ist bezeichnend für die damaligen Anschauungen, daß eine derartige Protektion des Schauspielwesens durch einen Hof, wie sie damals die Herzogin demselben angedeihen ließ, beinahe einer förmlichen Rechtfertigung bedurfte. So schrieb Wieland in seinem Teutschen Merkur 1773: „Wo sollte es weniger vonnöthen sein, das Theater gegen ungerechte Verurtheilungen zu vertheidigen, als an dem Orte, wo ich dieses schreibe? Der Schutz, den eine durch Geist und Herz erhabene Fürstin dem deutschen Theater in ihrer Residenzstadt angedeihen läßt; die Talente und Sitten der hauptsächlichsten Personen, aus welchen die hiesige Schauspielergesellschaft besteht; die gute Auswahl der Stücke, welche unter der Oberaufsicht des Hofes selbst getroffen wird; der Eifer, welcher den Unternehmer und die Glieder seiner Gesellschaft beseelt, das ganze Institut der Vollkommenheit immer näher zu bringen, — alles das macht den bloßen Gedanken unmöglich, daß Jemand unter uns sich einfallen lassen sollte, Blitze von Kolophonium und Bärlappen auf eine solche Schaubühne loszuschleudern. Ueberzeugt, daß ein wohlgeordnetes Theater nicht wenig beitrage, die Begriffe, die Gesinnungen, den Geschmack und die Sitten eines Volkes unvermerkt zu verbessern und zu verschönern, begnügt sich die Herzogin-Regentin nicht, ihrem Hofe durch dasselbe die anständigste Unterhaltung, den Personen von Geschäften die edelste

Digitized by Google

Erholung von ihren Amtsarbeiten und der müßigen Klasse von Einwohnern den unschädlichsten Zeitvertreib zu verschaffen; sie wollte auch, daß die unteren Klassen von einer öffentlichen Gemüthsergötzung, die zugleich für dieselben eine Schule guter Sitten und tugendhafter Empfindungen ist, nicht ausgeschlossen sein sollten. Und so genießt Weimar eines Vorzugs, den es mit Dank zu erkennen Ursache hat, und dessen keine andere Stadt in Deutschland sich rühmen kann: ein deutsches Schauspiel zu haben, welches Jedermann dreimal in der Woche unentgeltlich besuchen darf."

Auch die hohe Bedeutung dieser Einrichtung für die Entwickelung der dramatischen Poesie in Deutschland weiß Wieland treffend zu schildern, wenn er fortfährt: „Die ganze Nation nimmt in gewissem Maße Antheil daran. Die Talente der Schauspieler vervollkommnen sich bei einem solchen Institute ebenso unerwartet, wie der Geschmack der Zuschauer; nach und nach wird die Gesellschaft um so auserlesener, je mehr jeder vorzügliche Schauspieler sich das Glück wünschen muß, derselben anzugehören; die Dichter selbst werden aufgefordert, für ein Theater zu arbeiten, welches ihnen für eine vortreffliche Aufführung ihrer Stücke Bürge ist. Der Gedanke begeistert sie: zum Vergnügen einer Fürstin zu arbeiten, deren Beifall mehr ist, als der Epheukranz, der den Sieger in den griechischen Dichterspielen krönte; die deutsche Litteratur, der Geschmack und der Ruhm der Nation gewinnt dabei von allen Seiten, und Amaliens Name wird in den Jahrbüchern dereinst unter den Namen Derjenigen hervorglänzen, welche durch Liebe und Beschützung der Wissenschaften und Kunst verdient haben, den Wohlthätern des Menschengeschlechts beigezählt zu werden." Und Wieland hat hiermit kein Wort zu viel gesagt. Er selbst, dessen Stärke nicht im Gebiete der dramatischen Poesie lag, hat für diese Bühne einige Singspiele geschrieben, und seine Alceste

Digitized by Google

war eigentlich in der That die erste ernsthafte deutsche Oper. Und daß vollends in den folgenden Jahrzehnten, zumal unter Goethes Leitung das von Amalia begründete weimarische Theater eine Musteranstalt in Deutschland war, auf der die Meisterwerke Goethes und Schillers zum erstenmal und in vortrefflicher Aufführung in Scene gingen, ist weltbekannt.

Aber das Theater war nicht die einzige Unterhaltung des Hofes. Amalia wollte die Gesellschaft zu ihrer Höhe emporziehen, indem sie es nicht verschmähte, auch zu ihr hinab zusteigen. Und so bildete ihr Hof bald den Mittelpunkt aller edleren Geselligkeit des weimarischens Lebens und Amalie die Seele aller edleren Genüsse. Als warme Verehrerin und Kennerin der Musik sorgte sie nicht nur für musikalische Aufführungen, sondern da sie auch eine Freundin der heiteren Tanzkunst war, so vereinigte sich auf ihre Veranstaltung die Gesellschaft Weimars zu manch fröhlichem Maskenfeste im Saale des Rathhauses, wobei die Herzogin selbst die liebenswürdigste Gesellschafterin machte, ohne ihrer Würde das Mindeste zu vergeben. Jedermann, der mit ihr bekannt zu werden das Glück hatte, war von ihrem ungewöhnlich reichen Geist, von der Anmuth ihres Wesens entzückt und bemühte sich, ihr mit seinen besten Gaben zu huldigen. Sie selbst aber verstand es meisterhaft, sich mit einem Kreis von Männern und Frauen zu umgeben, die diesem ihrem Wesen entsprachen, und was sie in Weimar selbst nicht fand, aus der Ferne heranzuziehen.

So wurde 1774 Ludwig von Knebel als Lehrer ihres zweiten Sohnes, des Prinzen Konstantin, nach Weimar gezogen, ein Mann von zartem, poetischem Gemüthe, von hoher Begabung und edlem Charakter, der gleich Wieland auch nach Vollendung seiner erzieherischen Thätigkeit eines der geistvollsten und beliebtesten Glieder des weimarischen Kreises geblieben ist.

Digitized by Google

Von weimarischen Adelsfamilien begegnen uns in diesem Kreise besonders die Namen von Görtz, von Witzleben, von Fritsch, von Schardt, von Stein, von Einsiedel, von Göchhausen, von Seckendorff, von Kalb u. A. m. Ein durch Schönheit, Anmuth, Geist und Gemüth hervorragendes Fräulein von Schardt wurde schon mit sechzehn Jahren, 1757, als Hofdame in die Umgebung der Herzogin berufen. Es ist die berühmte, 1764 mit dem Hofstallmeister von Stein verehelichte Charlotte von Stein, die durch ihre ideale Freundschaft mit Goethe, durch ihr reines, ohne Beispiel dastehendes Liebesverhältniß zu diesem jungen Feuergeist dessen Muse geworden und unauflöslich mit seinem großen Namen verbunden ist. Später bildete besonders das etwas verwachsene, aber geistreiche, witzige, von Manchen wegen seiner scharfen Zunge gefürchtete, aber seelengute Fräulein Luise von Göchhausen, gewöhnlich Thusnelde und scherzhaft und vertraulich Thusel genannt, die unzertrennliche Begleiterin der Herzogin bis an ihr Lebensende.

Ein schweres Unglück betraf den Hof im Mai 1774 durch den Brand des herzoglichen Schlosses, das, durch einen Blitzstrahl entzündet, in kurzer Zeit völlig eingeäschert wurde. Hierdurch wurde nicht nur für den Augenblick die Hofbühne, sondern auch eine Menge werthvoller Gegenstände, besonders Kunstwerke vernichtet. Der erste Verlust war bald wieder ersetzt, der letztere bot in den folgenden Jahrzehnten viele Veranlassung, mit Künstlern und Kunstkennern zu verkehren, und so wurde jenes Unglück hinwiederum die Quelle mannigfachen Genusses und reicher künstlerischer Anregungen. Der Schloßbau wurde während der Regentschaft nicht mehr in Angriff genommen, sondern erst später unter Goethes verständnißvoller Mitwirkung langsam, aber planvoll und mit Geschmack ausgeführt. Vorerst siedelte die herzogliche Familie aufs Land und dann in das ursprünglich zu anderen Zwecken erbaute, jetzt vorläufig zur

Digitized by Google

Residenz eingerichtete Fürstenhaus über. Die Herzogin Amalia aber machte von dem Anerbieten des Geh. Rathes von Fritsch Gebrauch und bezog dessen erst 1767 erbautes Haus, welches denn auch als sogenanntes Witthumspalais bis zu ihrem Tode ihre trauliche Wohnung geblieben ist.

Nun rückte aber mit Macht die Zeit der Volljährigkeit des Erbprinzen heran. Eine Herzensangelegenheit war der Herzogin die Vermählung ihres Sohnes. Noch gegen Ende des Jahres 1774 schickte sie ihre beiden Söhne in Begleitung ihrer Erzieher Görtz und Knebel auf Reisen, um sich in der Welt umzusehen; insbesondere sollte Karl August die Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt kennen lernen, die ihm seine Mutter zur Lebensgefährtin ausersehen hatte. Dieselbe hielt sich damals in Karlsruhe auf, wo gerade auch Klopstock weilte. Karl August, dem es eben noch nicht sehr eilte, in den Hafen der Ehe einzulaufen, empfing doch von der ihm bestimmten Prinzessin einen so vortheilhaften und nachhaltigen Eindruck, daß er sich zur hohen Freude seiner Mutter schon nach wenigen Tagen mit ihr verlobte. Die Vermählung sollte jedoch erst nach dem Regierungsantritt im Herbst 1775 erfolgen.

Ein kaum minder bedeutungsvolles Ergebniß dieser Reise war Karl Augusts Bekanntschaft mit Goethe. Dieser, der eben damals ganz Deutschland durch seine Leiden des jungen Werthers in Aufregung und Bewunderung versetzt hatte, wurde auf der Hinreise in Frankfurt aufgesucht und gewann sofort das Herz des Erbprinzen, der ihn aufs dringendste zu einem Besuch in Weimar einlud. Auf der Rückreise von Paris, welches das letzte Reiseziel der Prinzen gewesen war, traf der Erbprinz nochmals mit Goethe in Karlsruhe zusammen, und als das Jahr darauf Karl August seine Gattin heimführte, stattete das junge Paar dem Dichter abermals einen Besuch in Frankfurt ab, worauf im November Goethe nach Weimar übersiedelte, um

Digitized by Google

es nie wieder zu verlassen. So hatte Karl August in demselben Jahre seine Lebensgefährtin und seinen treuesten Lebensfährten gefunden.

Am 3. September 1775, dem Geburtstage Karl Augusts, mit dem er das achtzehnte Lebensjahr vollendete, übergab die Herzogin-Regentin ihrem Sohne die Zügel der Regierung und zog sich in ihren Witwensitz zurück. Aber ihre Rolle war damit noch lange nicht ausgespielt. An dem jungen Hofe begann nun für einige Jahre jenes tolle Genietreiben, die lustige Zeit von Weimar, die im übrigen Deutschland bedenkliches Kopfschütteln erregte und Klopstock zu einer salbungsvollen Ermahnung an Goethe veranlaßte, die dieser aber gemessen zurückwies. Mit Recht, denn die ernste Arbeit im amtlichen Beruf und in dichterischer Thätigkeit fehlte bei all diesem lustigen Treiben nicht. Auch die Herzogin Mutter verschmähte es nicht, an diesem ungezwungenen heiteren Leben theilzunehmen. Noch stand sie in der Blüthe ihrer Jahre, und hatte sie schon als junge Witwe die Mäßigung und Besonnenheit einer gereiften Frau bewiesen und unbekümmert um Vorurtheile und Verleumdungssucht, selbst ein starker Geist, die ausgezeichnetsten Geister der Zeit an sich gezogen und bei allem Ernst, mit dem sie ihre Aufgabe erfaßte, doch auch edlen geistigen Genüssen und frohen Festen sich nicht entzogen, so änderte sich dieses besonnene, sichere Verhalten auch jetzt nicht. Dieselbe Klugheit und Thatkraft, die sie als Regentin an den Tag gelegt hatte, bewies sie auch jetzt, indem sie sich fortan entschieden jeder Einmischung in die Regierungsthätigkeit ihres Sohnes enthielt und dafür um so eifriger der Pflege ihrer geistigen Interessen oblag. Der Sorgen der Regierung enthoben, widmete sie jetzt erst recht ihre Muße einem heiteren philosophischen Lebensgenusse. Nicht in eitlem, nichtigem Zeitvertreib; sondern heitere Geselligkeit im persönlichen

Digitized by Google

Verkehr mit Dichtern, Gelehrten und Künstlern wechselte in schönem Maße mit der Pflege ihrer Lieblingskünste, der Poesie, der Musik und der Malerei, die durch sie auch fernerhin die eifrigste Förderung fanden.

Amalia war selbst eine geschickte Malerin, eine begeisterte und verständnißvolle Verehrerin der Musik und verfolgte alle Erscheinungen der Litteratur mit regstem Interesse. Ihre Neigung zur Musik war mehr als eine bloße Liebhaberei; sie komponirte auch selber und hat u. a. Goethes Singspiel Erwin und Elmire in Musik gesetzt, und in dieser Komposition kam das Stück in Weimar zur Aufführung. Im Jahre 1776 wurde durch Goethes Vermittelung die berühmte Corona Schröter als Hof- und Kammersängerin der Herzogin nach Weimar berufen, eine Frau von seltener Schönheit und Anmuth der Erscheinung, vom höchsten musikalischen und schauspielerischen Talent, in der das weimarische Theater erst diejenige künstlerische Kraft gewann, die es auf seine noch höhere Stufe zu heben vermochte. Aber besonderer Gunst erfreuten sich bei der Herzogin die Hausmusik und theatralische Aufführungen im engsten Kreise. Trafen musikliebende Besuche bei ihr ein, so war des Musicirens kein Ende. So schreibt Wieland an den vor kurzem wieder abgereisten Kriegsrath Merck in Darmstadt am 1. August 1779: „Von der durchlauchtigsten Anna Amalia weiß ich seit Deiner Abreise nichts, als daß sie die ganze Zeit über die Gräfin Bernstorff und Bode bei sich gehabt und sich tête baissée in die Musik gestürzt also dergestalt, daß Kranz mit noch ein paar Kammermusicis seit drei Wochen in Ettersburg residiren und da geklimpert, gegeigt, geblasen und gepfiffen wird, daß die lieben Engelchen im Himmel ihre Freude daran haben möchten. Wohl der guten Frau, daß sie tour à tour dieser anhaltenden Liebhaberei für Musen und Künste fähig ist." Und auch die Herzogin selbst schrieb den andern Tag an Merck über diese

Digitized by Google

frohen Tage in Ettersburg einen launigen Bericht, aus dem wir entnehmen, daß diese fröhliche Gesellschaft sich auch fleißig mit Theaterspielen unterhielt, wobei die hohe Frau sich nicht für zu hoch hielt, selber mitzuspielen.

Ihre künstlerischen und litterarischen Neigungen brachten die Herzogin in dauernde freundschaftliche Beziehungen namentlich zu dem oben genannten Merck. Dieser war ein Mann von ungemein scharfem kritischen Verstand, treffendem Urtheil und gesundem Geschmack, der schon früh mit Goethe bekannt geworden war und auf diesen durch schonungslose Beurtheilung seiner Jugendwerke, wie andererseits durch Aufmunterung eine heilsame Wirkung ausgeübt hatte. Auf einer Reise in die Main- und Rheingegenden im Jahre 1778, auf der auch mit Goethes Eltern die persönliche Bekanntschaft gemacht wurde, hatte die Herzogin den Mann, der ihr durch Goethe schon so vortheilhaft bekannt war, aufgesucht und so viel Interesse für ihn gewonnen, daß sie ihn gerne nach Weimar gezogen hätte. Ließ sich auch dieser Wunsch nicht verwirklichen, so knüpfte doch ein regelmäßiger Briefwechsel und ein Besuch Mercks in Weimar im darauffolgenden Jahre die Bande der Freundschaft enger. Merck war der Herzogin besonders lieb und werth durch sein Verständniß für, und durch seine ausgebreitete Kenntniß von Kunstwerken; ihn fragt sie um Rath und bittet ihn um Vermittelung beim Ankauf von Statuen, Gemälden und Stichen; mit ihm unterhält sie sich auch gern über die neueste Litteratur. Ueberall zeigt sie sich für seine Bemühungen herzlich dankbar und verkehrt mit ihm auf dem Fuß einer auf wahrer Werthschätzung beruhenden Freundschaft.

Durch ihre Liebe zur Malerei trat Amalia auch in ein freundschaftliches Verhältniß zu einer Reihe von Künstlern. Kraus, der weimarische Hofmaler, mußte ihr bei ihren mancherlei Ueberraschungen für ihre Freunde behülflich sein; weit höher

Digitized by Google

als Künstler standen der Leipziger Oeser und der später in Italien ihren künstlerischen Rath bildende Tischbein. Ehe sie diesen jungen Künstler kennen lernte, war es besonders der alte Oeser, geboren zu Preßburg 1712, in dem sie nicht nur den Künstler, sondern auch den Menschen schätzte und liebte und den sie immer von Zeit zu Zeit wieder zu sich einlud. Und Oeser war auch wirklich ein trefflicher Mensch und ein bei der damaligen Armuth Deutschlands an großen Künstlern hervorragender, namentlich als Lehrer verdienter Maler. Mit Weimar war er schon 1758 bekannt geworden, doch werden seine Beziehungen zu dieser Stadt erst häufigere und engere seit Goethes Eintritt. Auf Goethes künstlerische Entwickelung und Anschauungen hatte er schon während dessen Leipziger Studienzeit, wo der strebende Jüngling nicht nur als Schüler, sondern als Hausfreund bei ihm aus- und einging, einen bestimmenden Einfluß gewonnen durch den Hinweis auf Winckelmann und die klassische Schönheit der antiken Kunst, auf Einfalt und stille Größe als Ideal der Schönheit. Mit dem Regierungsantritt Karl Augusts wurde er in Weimar ein häufiger und gern gesehener Gast, namentlich als Beirath in den künstlerischen Bestrebungen der genialen Freunde, und dabei trat er auch der kunstliebenden Herzogin-Mutter näher. Diese lud ihn 1776 nach Weimar ein, um einige Zimmer des Witthumspalais, das Wohn-, das Mal-, das Musikzimmer und den Konzertsaal mit Deckengemälden zu schmücken, die noch heute jeden Besucher dieses denkwürdigen Hauses erfreuen. 1780 war er zweimal in Weimar zur großen Freude Amalias, die an Merck aus Ettersburg am 6. Juli schrieb: „Der alte Oeser ist hier bei mir gewesen. Er hat mir wieder herrliche Kunstsachen mitgebracht, wieder einen Mengs, dessen Schönheit nicht zu beschreiben ist. Meine Liebe zu der Zeichenkunst ist noch immer gleich stark.“ Und Wieland berichtet über denselben Besuch Oesers gleichfalls an Merck

Digitized by Google

(10. August): „Die Herzogin, Deine unveränderliche Patrona, hat Oesern einige Zeit bei sich gehabt, und zeichnet in ihrer neuen camera obscura von Sonnen-Aufgang bis zu Sonnen-Untergang.“ Im September desselben Jahres folgte Oeser einer erneuten Einladung der Herzogin nach Ilmenau, um ihr bei ihren malerischen Bestrebungen behülflich zu sein. Und fast alljährlich wiederholen sich nun seine Besuche, und alles ist seines Lobes voll. Im Oktober 1782 kam er zum Geburtstag der Herzogin. Sie schreibt darüber an Knebel: „Mein alter Oeser ist hier gewesen und war so galant, daß er zu meinem Geburtstage kam und viele schöne Gaben mitbrachte; ich habe ihn lange nicht so vergnügt und so gut gesehen, wie dieses Mal.“ Und die „unartige“ Goechhausen berichtet an denselben Freund in ihrer lustigen Weise: „Wir denken fleißig, sehr fleißig an Sie, der alte Oeser erzählt Geschichten von Ihnen. Der Herzogin haben Sie durch den Palladio [ein Werk über Architektur] große Freude gemacht; ich wollte, Sie wären dabei, wenn der alte Oeser, mit der Brille auf der Nase, dem Buch gegenüber sitzt und seine Erscheinungen [?] darüber deutet.“ Der oben erwähnten, von Oeser mitgebrachten Gaben sind noch manche in den Schlössern der Herzogin zu sehen. Im Fächerzimmer in Tiefurt z. B. befinden sich zwei reizende von Oeser bemalte Fächer, und im Wohnzimmer des Witthumspalais ein allerliebstes kleines Oelbild, ein neckendes Mädchen darstellend. Im Jahr 1784 benutzte die Herzogin die Anwesenheit Oesers zu einer sinnigen Nachfeier von Goethes Geburtstag im Park zu Tiefurt. „Abends war Illumination,“ schreibt Knebel an seine Schwester. „Oeser hatte dazu ein herrliches Transparent gemalt, wo sich Jugend und Genie über einem Altar die Hände geben und mit der Fackel die Flamme des Altars anstecken. Oben sah man in Olivenkränzen Goethes und Herders Silhouetten. Oeser ließ in dem gegenüber etwas erhaben liegenden Hölzchen

Digitized by Google

einige Reisigbüschel anzünden, was eine herrliche Erleuchtung gab, zumal da er einige große Figuren in Form von Statuen, die er dazu gemacht hatte, hineinsetzen ließ" [nämlich in das Gehölz]. So wußte die Herzogin immer etwas Sinnreiches in Szene zu setzen und die richtigen Kräfte dafür zu gewinnen. Dabei war Oeser ein heiterer Gesellschafter, der durch seine drolligen und anschaulichen Erzählungen die Abende in Tiefurt trefflich zu würzen und zu kürzen verstand. Zum letzten Male erschien er in Tiefurt im Sommer 1785 als Gast der Herzogin, die über ihr gemüthliches Zusammenleben mit dem treuen Alten am 29. August an Freund Merck berichtet: „Unterdessen, daß Sie und fast alles von hier diesen Sommer herumschwärmten, habe ich mich in mein kleines Tiefurt zurückgezogen, und meine Gesellschaft war der alte Professor Oeser von Leipzig, der fünf Wochen bei mir wohnte, und bey dem Einem, auch bey dem unfreundlichsten Wetter, womit uns dieser Sommer heimsucht, keine Stunde zu lang wird." — So sehen wir die Herzogin in anregendem Umgang mit edeln und tüchtigen Menschen von nah und fern ihre Muße mit den edelsten Beschäftigungen des Geistes genießen. Oesers Besuche blieben von nun an aus. Denn im folgenden Jahre verfiel die Herzogin in eine schwere Krankheit, von der sie sich nur langsam erholte, und dann unternahm sie 1788 eine Reise in das ersehnte Land der Kunst, von der sie erst 1790 wieder zurückkehrte.

Doch über Künsten und Wissenschaften vergaß Amalia niemals die Natur. Daß ein ungezwungener, freier Naturgenuß allein oder in fröhlicher Gesellschaft ihr ein Lebensbedürfniß, daß ihr Leben auf den Landhäusern, zumal in Ettersburg oft das reinste Waldleben war, von dem enge Seelen manchen Klatsch zu berichten wußten, ist aus manchen Nachrichten zu ersehen. Obwohl sie weiß und selber schreibt, „daß die Schloß-Ettersburgische Nation nicht in dem besten

Digitized by Google

Gerücht ist", will sie „sich doch kein démenti geben", und was dort vorging, kann auch die helle Beleuchtung der Geschichte ertragen. Der krittliche Böttiger weiß u. a. zu berichten, sie sei einmal selb acht von Tiefurt auf einem Heuwagen nach Tennstädt gefahren; halbwegs sei ein Gewitter ausgebrochen, „die Herzogin und ihre Hofdamen waren sommerhaft angezogen, Wieland gab ihr seinen Ueberrock, in Tennstädt mußte Frau von Lyncker Hemden und Garderobe fourniren". Das war freilich nach damaligen Begriffen etwas Unerhörtes, aber doch nichts Arges. In Ettersburg, erzählt Böttiger weiter, habe die Herzogin eine wahre Zigeunerwirthschaft geführt (!): Komödie bei Fackelschein im Walde. „Bode spielte die erste Violine, Einsiedel das Violoncello. Die schönsten Quartette von Boccarini wurden abgeschlachtet (!), der immer dienstfertige Seckendorff komponirte und versificirte, was man haben wollte." Böttiger freilich, der das berichtet, hatte nach Goethes Ausspruch die wenig beneidenswerthe Gabe, alles zu verfratzen, und so sah er in diesem ungezwungenen Leben, das er nur vom Hörensagen kannte, und das nur die natürliche Gegenwirkung des gesunden und naturwüchsigen Wesens aufgeweckter Geister gegen den steifen Etikettenzwang des damals anderweitig üblichen Hoflebens war, eine Verirrung ausgelassener Köpfe. In einem ganz anderen Lichte erscheint dieses Waldleben in Ettersburg, wenn wir andere, maßgebende Stimmen Betheiligter darüber hören. So singt Wieland zum fünfunddreißigsten Geburtstag der Herzogin (1774):

Wohl dir, die in dem Weihrauchkreise
Der Erdengötter nicht den hohen Sinn verlor
Für Freiheit und Natur, nach alter deutscher Sitte
Sich einen Wald zum Ruhesitz erkor
Und in der moosbedeckten Hütte,
Wenn tief im nächtlich stummen Hain
Am offnen Herd die heil'ge Flamme lodert,
Sich glücklich fühlt und nichts vom Schicksal fodert.

Digitized by Google

Des Waldes Geister seh'n den ungewohnten Schein
Ringsum die hohen Buchen weißen
Und nähern freundlich sich und heißen
Willkommen dich in ihrem stillen Reich.
Wir spüren sie bald leichten Nebeln gleich
Um halbbestrahlte Erlen lauschen,
Bald über uns durch hohe Wipfel rauschen.
Ein leises Grauen schleicht um unsre Brust,
Doch stört es nicht — erhöht nur unsre Lust.
Wir singen — um dich her im Kreise
Gelagert — nach der schönen Weise,
Die dir, Olympia, die Musen eingehaucht,
„Zaydens Schmerz bei ihres Mohren Klagen"
Und fühlen unser Herz im Busen höher schlagen,
Bis jetzt der Herd in trüberm Feuer raucht
Und späte Sterne, die durch schwarze Wipfel blinken,
Uns in die Burg zurück zu unsern Zellen winken.

Das klingt doch ganz anders, als Böttigers hämischer Bericht. Rückkehr zur Natur, reines Menschenthum war damals der Ruf, der durch das junge Deutschland ging, und diesem Ruf folgte, seine Zeit verstehend wie kein zweiter, der ganze weimarische Hof. Das zeigt er auch in seiner Ueberwindung der Standesvorurtheile, in seinem ungezwungenen Verkehr mit guten Menschen bürgerlichen Standes.

Ein glänzendes Beispiel hiervon ist insbesondere noch das freundschaftliche Verhältniß Amalias zu Frau Aja, der Mutter Goethes. Es genügt ihr nicht, dieselbe auf ihrer Reise an den Rhein 1778 zu besuchen, was ja auch andere Fürsten und Fürstinnen thaten, sondern dieser Besuch ist der Ausfluß eines Gefühls der Freundschaft, wie sie auch in dem von nun an sich entspinnenden Briefwechsel der beiden Frauen, der erst vor wenigen Jahren veröffentlicht worden ist, in dem Austausch der Gefühle, der Erlebnisse, in der Spende von allerlei freundlichen Geschenken sich ausspricht. Da dankt Frau Rath der theuersten Fürstin für alle erzeigte Gnade und Liebe, preist sich selig in dem Umgang einer Fürstin, „die die Menschen liebt,

Ihres hohen Standes sich so entäußert, Sich herabläßt, und wird wie unser einer", und schüttet ihr immer volles Herz in all der harmlosen Gesprächigkeit, Natürlichkeit und gesunden Beurtheilung der Menschen und der Dinge aus, die die Mutter Goethes vor Tausenden ihres Geschlechtes voraus hat. Und die Herzogin berichtet ihr über das Treiben und die Erfolge ihres Hätschelhans — so nannte man Goethe, den Liebling Aller — oder sie stellt sich scherzend tief unter die Dichtermutter, bei der „große Geister, Propheten, Genien u. dgl. beherbergt werden", schickt ihr auch wohl Gemälde, Musikalien, Bücher oder gar selbstgefertigte Strumpfbänder, all das immer nicht in der Weise allergnädigster Herablassung, sondern wie eine Freundin mit einer gleichgestellten Freundin verkehrt. Wahrhaft köstlich ist z. B. der Brief aus Tiefurt, den 13. Juli 1781:

„Was soll ich Ihnen schreiben, Liebste Frau Aja! nachdem sie mit Kayser, Ertzherzogen, Fürsten und allen Teufel sich herumgetrieben haben, was kan Ihnen wohl weiter interessiren? wenn ich Ihnen schon sagen wolte, daß ich hier in denen Haynen von Tiefurth recht vergnügt lebe, so würde das gar klein und geringe in den Ohren der Frau Aja klingen; auch könte ich erzählen daß der viel Geliebte Herr Sohn Wolff, Gesund und wohl ist, daß er in Ilmenau auf eine Comission gewesen und daneben noch allerley kleine Excurtions gemacht und vergnügt und Gesund wiedergekommen ist aber dies ist alles zu geringe für Ihnen man muß aus dem hohen FF mit Ihnen sprechen, aber leider bey uns pasirt gar nichts, sogar kein ausländisches Thier gehet durch Weimar geschweige den ein Kayser. — Doch mein Herz sagt mir daß Frau Aja, bey allem Gaudium Frau Aja geblieben, daß sie doch seitwärts Blicke voll Liebe und Freundschaft auf die Entfernten geworffen hat, und ewig die Liebe gute Mutter ist und bleiben wird Amen!

Digitized by Google

Das Fräulein Tusnelde überschieckt Ihnen hier ein Portefeuil welches sie mit eigener hohen Hand verfertiget hat, und damit ich nicht ganz lehr ausgehe so schiecke ich Ihnen Liebe Mutter ein paar Strumpfbänder die ich auch selbst Fabricirt habe; ich hoffe Liebe Mutter, daß Sie wenigstens daraus ersehen wie fleißig wir an Sie dencken.

Bleiben Sie immer die Liebe Mutter sowie ich ewig seyn werde Ihre wahre Freundin

Amalia."

Muß man nicht eine solche Briefschreiberin lieb gewinnen? Alles liebte sie, alles wetteiferte, ihr seine Liebe und Verehrung durch das Beste, was Jedes zu bieten vermochte, kund zu thun. Ein Beispiel hiervon unter vielen ist jene Weihnachtsüberraschung, die ihr Goethe mit einigen Freunden im Jahre 1781 bereitete. Die Herzogin, schreibt er, hatte die Gewohnheit eingeführt, daß sie allen Personen ihres Kreises zu Weihnachten einen heiligen Christ bescheren ließ, wobei es auch an allerlei Neckereien nicht fehlte. Zu Weihnachten 1781 nun brachte Goethe im Verein mit zwei Anderen der Herzogin eine Gabe dar, die nichts Geringeres darstellte, als die deutsche Litteratur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde. Ueber diesen Gegenstand war so viel gesprochen, gestritten und gemeint worden, daß sich manches Neckische wohl zusammenfassen ließ und das Zerstreute in einem Bilde aufzustellen möglich war. Hiezu wurde nach Goethes Erfindung und Entwurf von Hofmaler Kraus eine große Aquarellzeichnung ausgeführt, von Goethe aber ein Gedicht geschrieben, welches die bunten und seltsamen Gestalten einigermaßen erklären sollte. Es führte den Titel „Das Neueste aus Plundersweilern". Das Bild wurde am Christabend unter einer Hülle aufgestellt, ein Marktschreier trat ein, begleitet von einem Hanswurst, hielt eine

Digitized by Google

kurze Ansprache an die Herzogin, enthüllte dann das Bild und trug das Gedicht dazu vor, während der Hanswurst mit einer Pritsche die einzelnen Gegenstände bezeichnete, wie sie an die Reihe kamen. Wohl fühlten sich von den Anwesenden manche durch den Scherz getroffen, doch hatte Goethe darin auch sich selbst nicht geschont. Er war dargestellt als Dichter der Leiden des jungen Werthers, wie er den Leichnam des Unglücklichen auf dem Rücken daherschleppt, an der Spitze einer ganzen Schar schwermüthiger Junggesellen und Jungfräulein, die auf hohen Stangen Vollmonde und brennende Herzen tragen und dem Beispiele Werthers zu folgen bereit erscheinen. Die übertriebenen Klopstockverehrer und -erklärer, der Göttinger Hain, die Stürmer und Dränger der Genieperiode mit ihren ungestümen Kraftausbrüchen, die Ritterromanschreiber, der „Odenschwung", die Schand- und Schundlitteratur* — alle bekamen ihren Treff. Der treffliche Kritiker Merck war oben auf dem Dache des Hauses der Frau Kritik, in dem die Einen die buchhändlerischen Waren in Stücke reißen, die Anderen mit der Elle messen und wieder Andere auf der Wage wägen, dargestellt in der gründlichsten Art litterarischer Kritik: er klopft die staubigen Kleider der Litteraten aus. Wielands Teutscher Merkur, die bedeutendste litterarische Monatsschrift jener Zeit, war vertreten durch den auf riesigen Stelzen einherschreitenden Götterboten, dem seine Gegner die Stelzen abzusägen bemüht sind, um ihn herunter zu kriegen, doch:

Vergebens sägst du, thöricht Kind!
Die Stelzen wie er unsterblich sind.
Es schaut zu ihm ein großer Hauf
Von mancherlei Bewundrern auf.
Doch diesen Pack, so schwer und groß,
Wird er wohl schwerlich jemals los.

* Zur richtigeren Erklärung einiger Stellen dieses Gedichtes wird vom Verfasser demnächst ein Aufsatz in B. Seufferts Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte erscheinen.

Digitized by Google

Mit letzterem war auf den oft sehr flauen Absatz der Zeitschrift gestichelt, doch brachte Goethe seinem Bruder Wieland zugleich eine zartsinnige Huldigung dar, indem er über dem Merkur einen Engel mit einem Lilienstengel und Lorbeerkranz schweben ließ. Bild und Gedicht fanden den lebhaften Beifall der Herzogin und noch heute hängt jenes in einem Zimmer des Schlößchens Tiefurt, noch heute ist es ein lehrreiches Denkmal sowohl der Beurtheilung der zeitgenössischen Litteratur durch den weimarischen Kreis, als auch des hohen Verständnisses der Herzogin für dieses Gebiet, wie der feinen Art des Scherzes und der geistreichen Unterhaltung, die an Amalias Hofe beliebt war und ihr selbst das größte Vergnügen bereitete.

Wie auch die Herzogin ihrerseits ihren Verehrern immer neue Beweise ihrer Huld und Freundschaft zu geben wußte, davon haben wir oben schon ein Beispiel angeführt. So ließ sie auch 1782 im sog. Lohhölzchen im Schloßgarten zu Tiefurt die Büsten ihrer drei großen Dichter aufstellen, die sie „ihre Genien“ nennt, und die Sockel mit sinnigen Inschriften versehen. Unter einem stattlichen Baum nahe an der sanft vorüberrauschenden Ilm steht noch heute ein steinerner Tisch mit zwei Steinbänken, einst ein Lieblingsplatz Wielands, daneben erhebt sich auf hohem Sockel die Büste des Dichters der Grazien, ihres vertrauten Wieland, und der Sockel trägt folgende für diesen „geweihten Platz“ von Goethe gedichtete Inschrift:

Wenn zu den Reihen der Nymphen, die eine Mondnacht versammelt,
Sich die Grazien heimlich von dem Olympus gesellen,
Hier belauscht sie der Dichter und hört die schönen Gespräche,
Sieht dem heiteren Tanz ihrer Bewegungen zu.
Was der Himmel Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes hervorbringt, erscheint dem wachenden Träumer,
Dann erzählt er's den Musen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren ihn die Musen bescheiden Geheimnisse sprechen.

Solche Huldigungen brachte Amalia ihren Genien dar. Aber immer kam neben dem Ernst auch der Scherz zu seinem

Digitized by Google

vollen Recht. Der rege und anregende Geist der Herzogin erfand im Jahre 1781 ein neues Mittel witziger und geistreicher Unterhaltung durch Begründung des Tiefurter Journals.* Es war das eine nur handschriftlich geführte und nur für einen engen Kreis bestimmte Zeitschrift, auf die sich die Eingeweihten durch Bezahlung eines Goldguldens oder durch geschriebenes Papier (d. h. durch eigene Beiträge) abonniren konnten. Die Beiträge erschienen ohne Namensnennung der Verfasser. Das Unternehmen machte der Herzogin viel Freude. An Frau Rath schrieb sie am 23. November 1781: „Wieland wird Ihnen ein ganz paquet von Tiefurhter Journals schicken, es ist ein kleiner Spaß den ich mir diesen Sommer gemacht habe und der so gut reussiret hat daß es noch jetz continuiret wird; vielleicht wird es Ihnen auch einige gute Stunden machen. Die Verfasser sind Hätschelhanz, Wieland, Herder, Knebel, Kammerher Seckendorff und Einsiedel. Der Frau Räthin weltberühmte Kennerschaft wird ihr leicht die Stücke von jeden Autor errathen lassen." Und an Merck schreibt sie um dieselbe Zeit (6. November 1781) mit Bezug auf das Namensgeheimniß der Verfasser: „Dieses Incognito hat seine köstlichen Vorzüge und kann unter diesem Mantel auch noch zuweilen etwas Mephistophelisches den Nächsten zur Erbauung mit untergehen," Worte, die so recht deutlich die Freude der Herzogin am rückhaltlosen Aussprechen der Herzensmeinungen, an harmloser Neckerei und wieder an schonungsloser Kritik erkennen lassen.

Auf das bisherige bewegte Leben folgten allmählich in den achtziger Jahren ruhigere Zeiten. Goethe riß sich 1786 aus den ihm als Dichter und Mensch drückend gewordenen Verhältnissen auf zwei Jahre los durch seine längst geplante Reise

* Neuestens ist dieses Journal als Band 7 der Schriften der Goethe-Gesellschaft herausgegeben worden.

Digitized by Google

nach Italien, und es wurde eine Zeit lang recht stille am weimarischen Hofe. Dennoch übte Weimar als Heimstätte der ersten deutschen Dichter ungeschwächt seine Anziehungskraft auf emporstrebende Geister. Hatte es doch damals Wieland durch seinen, wenn auch viel angegriffenen, Teutschen Merkur eigentlich zum Mittelpunkt deutscher Litteratur und Dichtung gemacht. Und so zog es auch den jungen Schiller mächtig dorthin. Er setzte namentlich große Hoffnungen auf eine nähere Bekanntschaft mit Wieland, und dieser empfing seinen Landsmann aufs freundlichste und entgegenkommendste. Eine Vorstellung bei der Herzogin-Mutter konnte bei deren reger Theilnahme an der deutschen Poesie und bei ihrem vertrauten Verhältniß zu Wieland nicht ausbleiben. Am 27. Juli 1787 folgte Schiller in Begleitung Wielands einer Einladung nach Tiefurt. Der Empfang von seiten der Herzogin war sehr freundlich und frei von allem Zeremoniell, und wenn Schiller nicht sofort in die allgemeine Bewunderung der Fürstin mit einstimmte, so lag dies an seinem durch viele Enttäuschungen gerechtfertigten zurückhaltenden Wesen. Wenn ihn die Herzogin schon bei dieser ersten Vorstellung im Park umher und selbst an den geweihten Platz führte, so zeigt dies zur Genüge ihre huldvolle Gesinnung gegen den jungen Dichter, und auch Thusnelde bezeugte ihm ihre Verehrung durch Ueberreichung einer Rose. Die Herzogin scheint sofort Wohlgefallen an ihm gefunden zu haben, denn schon an dem folgenden Abend erhielt er eine erneute Einladung zu einer Abendgesellschaft in Tiefurt und auch fernerhin hat es ihm nie an Zeichen der Hochschätzung und Gunst von seiten der Herzogin gefehlt. Wenn sich zwischen Beiden ein vertrauteres Verhältniß nicht entwickelt hat, so liegt dies wiederum mehr in Schillers dem Hofleben abgeneigten Wesen und in dem großen Altersunterschied begründet, der ihn von der Herzogin trennte. Auch die geistvolle Charlotte

Digitized by Google

von Kalb, für welche damals noch Schiller eine tiefe Leidenschaft im Herzen trug, weilte damals in Weimar und fand gleichfalls Zutritt im Kreis der Herzogin. So sehen wir diese unausgesetzt in lebhafter Fühlung mit allen geistig bedeutenden Gestalten ihrer Zeit bleiben, sehen sie ihren Kreis erweitern und in nie alternder geistiger Regsamkeit immer neue Elemente an sich ziehen.

Aber sie blieb auch hierbei nicht stehen. Die Sehnsucht nach Kunst, die damals so viele Deutsche nach dem Lande der Kunst zog, und die begeisterten Berichte, die Goethe aus Italien schrieb, reiften auch bei der Herzogin den Entschluß zu einer italienischen Reise. Schon zu Anfang des Jahres 1788 schrieb sie an Merck: „Ich muß Ihnen eine Eröffnung machen . . ., nemlich die von meinem Vorhaben, dieses Jahr eine Reise nach Italien zu machen. Was sagt der Herr Kriegs Rath dazu? ist das nicht ein kühnes Unternehmen? Wie glücklich bin ich, einmal meinen Wunsch in Erfüllung zu bringen, und das schöne, natur- und kunstreiche Land mit eignem Auge zu sehen und zu genießen . . . Ich glaube, Italien ist für uns, was der Fluß Lethe den Alten war, man verjüngt sich, indem man alles Unangenehme, was man in der Welt erfahren hat, vergißt und dadurch ein neugeborner Mensch wird.“ Eine solche Reise war allerdings in jenen Zeiten ein weit kühneres und darum auch auffallenderes Unternehmen als heutzutage. Kaum begreiflich erscheint uns aber darum doch das Aufsehen und die Beunruhigung, ja „die tödtlichste Angst“, die das Bekanntwerden jenes Entschlusses der Herzogin in der Bürgerschaft von Weimar hervorrief, und die ebenso dem Herzen dieser braven Unterthanen Ehre macht, wie sie ein sprechendes Zeugniß für die ungemeine Beliebtheit der Herzogin bei ihrem treuen Volk ablegt. Die Bürger wurden in der That durch den Minister von Fritsch bei der Herzogin vorstellig. Das Schriftstück ist noch erhalten und es heißt darin u. a.: „Ich

Digitized by Google

weiß nicht, ob Ew. Durchlaucht diesen aus Liebe und Verehrung hervorgegangene Bitten einige Berücksichtigung schenken wollen. Höchstdieselben schienen früher auf die öffentliche Meinung und die Wünsche Ihrer getreuen Unterthanen einigen Werth zu legen. Und da darf ich nicht verschweigen, daß im ganzen Lande nur eine Stimme, nur eine Ansicht herrscht, welche diese Reise für das größte Unglück ansieht, das ihm widerfahren könnte, wenn sie nachtheilig für Ew. D. Gesundheit werden sollte." Allerdings hatte die Herzogin zwei Jahre zuvor eine schwere Krankheit durchgemacht, bei der die ganze Liebe und Verehrung, die sie beim Volke genoß, zum Ausdruck gekommen war; und Italiens Klima galt nicht für das gesündeste; aber die Antwort, die auf diese ebenso seltsame als wohlgemeinte Vorstellung nach fünf Tagen reiflicher Erwägung erfolgte, fiel bei aller Anerkennung für die gute Meinung des Publikums, wie nicht anders zu erwarten war, ablehnend aus, und die Art, wie sich die Herzogin aus diesem schwierigen Dilemma zog, ist zu bezeichnend, als daß sie nicht im Wortlaut wiedergegeben werden müßte.*

Weimar, 11. Februar 1788.

Ich bin Ihnen sehr dafür verbunden, daß Sie das Amt eines Dolmetschers der guten Bürger von Weimar haben übernehmen wollen und es hätte mir nichts schmeichelhafteres widerfahren können als die Ausdrücke der Zuneigung und Anhänglichkeit des Publikums zu vernehmen, das ich immer für einen meiner Freunde gehalten habe und stets als solchen betrachte. Auch würdige ich jene Ausdrücke aufs lebhafteste und man kann nicht dankbarer sein als ich es bin, sowohl für das besondere Interesse, welches man an der schweren Krankheit nahm, an der ich vor zwei Jahren litt, wie bei Gelegenheit der Reise die ich gegenwärtig zu unternehmen

* Das Original ist französisch.

beschlossen habe. Ich darf sie daher bitten, diesen braven Bürgern in meinem Namen zu versichern, wie lebhaft ich gerührt bin von ihrer Anhänglichkeit für mich, und daß ich vollkommen die Aufrichtigkeit ihrer Besorgniß für meine Gesundheit anerkenne, und daß gerade für mein körperliches wie geistiges Wohl man mir diese Zerstreuung angerathen hat; daß ich alle Maaßregeln ergriffen habe, damit diese Reise unter Gottes Beistand zu meiner völligen Wiederherstellung beitrage, und ich glaube dies mir selbst schuldig zu sein wie auch allen denen, welche mich mit ihrer Zuneigung beehren, um ihnen nützlicher sein zu können, so lange der Himmel mir das Leben gewähren will. Um sowohl das Publikum wie mich selbst zu beruhigen, habe ich mich entschlossen, einen Arzt mitzunehmen."

Und so wurde denn die Reise im August 1788 angetreten in Begleitung des Kammerherrn von Einsiedel, des Fräulein von Göchhausen und eines kleinen Gefolges, zu dem auch der Musiker Kayser gehörte. Kurz vorher war auch Herder, der schon seit zehn Jahren in Weimar weilte, mit dem Freiherrn Johann Friedrich von Dalberg und einer Frau von Seckendorff nach Italien aufgebrochen. Kayser verließ die Gesellschaft schon in Bozen und wurde später durch den jungen Tenoristen Grawe ersetzt, da der Herzogin ein musikalischer Umgang unentbehrlich war. Briefe und Aufzeichnungen über diese Reise geben uns reichen Aufschluß über das Leben und Ergehen, über die Eindrücke und Beziehungen der Reisenden zu Land und Leuten. Neuerdings haben diese Nachrichten noch eine schöne Bereicherung erfahren durch B. Seufferts Mittheilung der Reisebriefe der Fräulein von Göchhausen und Einsiedels an Wieland. Schon Thusneldens erster Brief aus Verona zeigt uns übrigens den beträchtlichen Unterschied in der Naturauffassung der Menschen des vorigen Jahrhunderts. Während

heutzutage die Wanderungen im Hochgebirge zu den Hochgenüssen einer Sommerreise zählen, machte auf jene Reisenden die großartige Gebirgswelt einen fürchterlichen, beängstigenden Eindruck, und erst wo die Thäler sich weiten und die Berge allmählich schwinden, athmen sie auf wie von einem Druck befreit. „Denken Sie sich," heißt es da, „bey einem engen Thal Berge, die bis in die Wolcken gehen, die Gipfel mit Schnee und Eis bedekt wo man weilen keinen Ausgang möglich glaubt, überall das Auge von Himmelhohen Gebürgen beschränkt, tosende Wasserfälle, die aus den Wolcken zu kommen scheinen, und fast alle Virtel Stunden ein bludenter Heyland, Abbildungen von Unglüksfällen, einstürzente Wagen, oder Legenden von Heyligen, die durch wunderkraft Menschen vom Untergang retteten, alles in häßlicher Kunst dargestellt, dieses geht abwechselnd mit schönern Formen der Berge und blühenten Thälern bis Volarni so fort." — Mit solchen Empfindungen reiste man damals über den Brennerpaß. So ändern sich Zeiten und Menschen. Nach Ueberwindung dieser Schrecknisse ist aber alles voller Freude und Entzücken, wie die Nachschrift der Herzogin an Wieland zeigt: „Mein lieber Alter, durch diese wenige Zeilen will ich Ihnen nur sagen und bezeigen daß ich an Ihnen dencke. Mit mir stehets wie mit den Seeligen Geistern in Elysium, möges Ihnen auch wohl gehen! Amelie."

In Rom erleichterten der Herzogin die von Goethe angeknüpften Verbindungen den Eintritt ungemein. Goethes Freunde wurden auch die ihrigen, und in der ersten Zeit hielt sie sich von der großen Welt ganz zurück und lebte nur dem Genuß der Kunstwerke, vorerst der antiken, und dem Verkehr mit der deutschen Künstlerkolonie. Da war der alte Hofrath Reiffenstein, ein Mittelpunkt des Verkehrs für junge Künstler und ein gar lieber und lehrreicher Gesellschafter, „der Altvater aller Antiquare", da waren der junge von Goethe besonders

Digitized by Google

warm empfohlene Bury aus Hanau, „das gute Kind", der Landschafter Schütz, der Architekturmaler Verschaffelt aus Mannheim, der Historien- und Porträtmaler Rehberg, der gleichfalls von Goethe empfohlene Architekt und Kunstgelehrte Hirt, der Maler und Kupferstecher Lips, welcher bald darauf nach Weimar übersiedelte, lauter Männer, mit denen die Herzogin häufigen, zum Theil fast täglichen Umgang pflog. Da war besonders die Perle der römischen Gesellschaft, die Jedermann durch ihre Anmuth, Herzensgüte und Liebenswürdigkeit entzückende Angelika Kaufmann, verehelichte Zucchi, die von der Herzogin sofort warm ins Herz geschlossen wurde und in deren Gesellschaft sie ganze Tage zubrachte. Da fand die Herzogin auch ihren geschätzten Hofprediger Herder wieder, über dessen Wiedersehen sie „unendlich vergnügt" war. Alles vereinigte sich, der geliebten Fürstin den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Museen, Kirchen und Paläste wurden fleißig besucht. Ein langer Brief der Göchhausen vom Dezember 1788 an Wieland schildert diese Kunstgenüsse in lebhaften Farben, und wie sie gerade von der Statue des Pompeius im Palast Spada berichtet, unter der Julius Cäsar ermordet worden sein soll, und versichert: „Sie können glauben, mit welchem Respekt ich mich ihr näherte", da setzt die Herzogin spottend hinzu: „Thusneldens Nase stieß gerade an den großen Zähe", und Jene fährt dann fort: „es war ein rechtes Disapointment daß die Herzogin eben in meiner Erzehlung vom grosen Pompeius herüberkommt Ihnen und mich an meine Kleinheit zu erinnern" — ein heiterer Zug aus dem Scherz und Ernst anmuthig verbindenden Leben der hohen Reisenden. Bald aber trat die Herzogin auch mit der hohen römischen Aristokratie und mit hohen geistlichen Würdenträgern in Verkehr. Als Führerin in die römische Gesellschaft diente ihr die Herzogin von Santa Croce, und unter der hohen Geistlichkeit erfreute

sich besonders der Kardinal Graf Bernis ihrer Zuneigung, den sie ihren bon papa nannte. Auch der Papst Pius VI. kam ihr mit großer Zuvorkommenheit entgegen und empfing sie eines Abends im Vatikan. Daß aber derartige ceremonielle Empfänge nicht nach ihrem Geschmack waren, ersehen wir aus ihrem Tagebuch, wo sie schreibt: „Den 23. Novembre wurde ich an den Papst präsentirt den Abend. Es war ein comischer und Theatralischer aufzug. Es war mir nicht anders zu muthe als wenn ich zum heimlichen Gericht sölle geführt werden. Wie ich zu Hause kam, fand ich die Seck(endorff), Dalberg und Wertschaffel bey mir; wir waren sehr lustig und wurde viel comisches von den begebenheiten der presentation gesprochen." Einsiedel schrieb schon am 15. Nov. an Goethe: „Wir sind mitten in die Roma moderna versetzt, und die große Welt hat sich unserer ganz bemächtiget. Die Herzogin empfängt die ausgezeichnetesten Höflichkeiten mehr als wir erwarten konnten, und als man andern Fürstinnen zu erweisen gewohnt gewesen ist. Wenn die Herzogin ihren wahren Vortheil recht klar in den Augen hat, so verweilt sie nicht zu lange hier; denn es erfordert viel Aufmerksamkeit und viel Anstrengung, um alle diese zuvorkommenden Schritte zu erwiedern, und es ist mir würklich bange daß alles so glänzend endige wie es begonnen hat. — — Der Kreis unserer Bekanntschafften wächst mit jedem Tage. — — Der Plan der Herzogin ist nun, früher nach Neapel zu gehen, und zwar schon im Januar — — und eigentlich in Neapel blos sich selbst zu leben." Dieser Plan wurde auch ausgeführt, um der täglich wachsenden Last der gesellschaftlichen Verpflichtungen auszuweichen. Herder schloß sich auf der Weiterreise der Gesellschaft an. Kurz zuvor noch hatte er an Goethe den 27. Dezember 1788 einen verstimmten Brief geschrieben, dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Wir haben hier dummes Wetter und einen erbärmlichen

Digitized by Google

Winter; das macht nun jeden unmuthig und unlustig, der nicht daran gewohnt ist, die Herzoginn ausgenommen, die immer gesund, vergnügt und guter Laune ist, wie es ihr denn auch in Allem recht wohl gehet. Gestern hat ihr der Pabst ein Präsent gemacht, das sie denn wohl selbst beschreiben wird;* weil ichs selbst noch nicht gesehen habe, kann ich nichts davon sagen, als daß es jedermann lobt und daß sie darüber sehr vergnügt seyn soll. Außerdem beschäftigt sie sich sehr mit der Musik, wie ihr denn auch schöne, und ich möchte sagen, die treflichsten Sachen gegeben werden, die Italien besitzet. Außer dem Concert bei Bernis, wo zu viel Geräusch ist, sind 4 Concerte bei Ruspoli gegeben worden, in denen man die ausgesucht-schönsten Sachen hörte, von denen sie denn auch das Beste sammlet." (Goethe-Jahrb. 8, 23 f.) Am 4. Januar 1789 trafen die Reisenden in Neapel ein.

Auch dort stand das künstlerische Interesse in vorderster Reihe, und wieder waren es Künstler, mit denen die Herzogin am liebsten verkehrte. Da fand sie den wackern Landschaftsmaler Kniep, den bekannten mit Goethe befreundeten Wilhelm Heinrich Tischbein, berühmt als Historien-, Idyllen- und Bildnißmaler, dann Philipp Hackert, den Landschafts- und Marinemaler, besonders auch den treuen Heinrich Meyer aus Stäfa bei Zürich, der schon während Goethes Anwesenheit in Italien diesem durch seine umfassenden kunstgeschichtlichen Kenntnisse und durch sein schmiegsameres Wesen ein willkommener Beistand in seinen Bestrebungen geworden und mehr und mehr in die Stelle eingerückt war, die anfangs der selbständigere und eigene Wege wandelnde, auch als Künstler weit bedeutendere Tischbein eingenommen hatte. Da Meyer seit 1792 auf Goethes Veranlassung ganz für Weimar gewonnen wurde, so fand die

* Ein vortreffliches Mosaik, der Bogen Constantins mit der Aussicht aufs Colosseum.

Herzogin später an ihm einen treuen Mentor in künstlerischen Dingen und an seinem unerschöpflichen Gedächtniß eine reiche Quelle von Erinnerungen aus der Zeit des italienischen Aufenthalts. In Neapel selbst aber war es mehr der gewandte und gleichfalls sehr unterrichtete Tischbein, der es verstand, sich in die Gunst der Herzogin zu setzen und sich ihr unentbehrlich zu machen. Mit ihm verkehrt sie fast täglich, empfängt ihn zur Tafel, geht zu ihm, um seine eigenen und andere Gemälde bei ihm zu sehen, so daß er als der Bevorzugte erscheint, ohne doch der ausschließliche Liebling zu sein. Am 24. Januar z. B. empfing sie auch die übrigen Künstler nicht zum ersten und einzigen Mal und ließ sich von ihnen zeichnen. Aber auch in Neapel konnte sie nicht ganz sich selbst und ihren Lieblingsneigungen leben, sondern trat auch hier in den Verkehr mit der höheren Gesellschaft. Ein besonders inniges Verhältniß aufrichtiger Verehrung fesselte sie an den ehrwürdigen Erzbischof Capecelatro von Tarent, „einen der geschätztesten und geliebtesten Menschen jener menschensuchenden Zeit", (O. Harnack, Nachgeschichte der italienischen Reise, Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 5.) „Wie glücklich wäre ich," ruft die Herzogin aus, „wenn ich immer einen so guten Menschen um mich gehabt hätte, wie der Erzbischof, . . . der ohne herschsüchtig [zu sein] mit liebe und sanftmuth die Herzen an sich ziehet und mit so einem Verstand." Ein wohlthuendes Bild des confessionellen Friedens jener Tage, das noch ein freundlicheres Licht erhält dadurch, daß selbst der protestantische Geistliche, Herder, mit dem katholischen Kirchenfürsten auf dem gemeinsamen Boden christlicher Menschenliebe in gegenseitiger Freundschaft und Verehrung verkehrt.

Dieser erste Aufenthalt in Neapel war jedoch nur von kurzer Dauer. Schon im März finden wir Amalia wieder in Rom. Herder und Meyer kamen mit, bald stellte sich auch Tischbein ein, und sie hatte eine große Freude, ihn zu sehen.

Digitized by Google

Auch in Rom ist er fast beständig in ihrer Gesellschaft. Sie hatte sich eine Villa in einer der gesundesten Gegenden der Stadt auf Trinita di monte gemiethet, die an den Garten der Frau Angelika stieß, worüber diese hocherfreut an Goethe berichtet. Die Beziehungen mit der großen Welt wurden nun nicht wieder aufgenommen, nur der Kardinal Bernis, die Herzogin von Santa Croce und wenige Andere der römischen Gesellschaft blieben nach wie vor in näherem Verkehr mit Amalia. So konnte sie jetzt ungestört durch weitgehende gesellschaftliche Rücksichten ungezwungen im Kreise der deutschen Künstlerkolonie die schönen Frühlingstage in Rom genießen, zumal mit der lieben Nachbarin Angelika. Die Charwoche und Ostern brachten herrliche musikalische Aufführungen der päpstlichen Kapelle, deren briefliche Erwähnung bei Goethe sehnsüchtige Erinnerungen an seinen römischen Aufenthalt wachriefen. „Ich freue mich schon herzlich," schreibt er an die Fürstin, „zu vernehmen, wie sehr Sie die Feierlichkeiten der Sixtinischen Kapelle erquickt und erbaut haben." Der römische Karneval, von Goethe so meisterhaft geschildert, scheint die Herzogin weniger befriedigt zu haben. Dagegen genossen die frohen Reisenden nun in vollen Zügen die herrliche Natur und dazwischen die Schätze der Museen. Mit lebendigen Farben schildert die gute Thusnelde dieses heitere Leben in einem Briefe an Goethe vom 23. April 1789: „Sie bekommen so fleißig Nachrichten von uns, liebster Geh. Rath, daß ich mich gern bescheide in der Reihe die lezte zu seyn; indessen wenn ich mir auch nicht schmeigeln darf um Ihrendwillen zu schreiben, so werden Sie mir schon erlauben es wieder einmal um meinetwillen zu thun. Ich beginne mit der Nachricht, die Ihnen gewiß immer willkommen ist, daß es uns nehmlich wohl geht. Dazu kommt schönes Wetter und gute Freunde: ergel: Herz was begehrst du? Eine einzige Sache thut mir leid,

Herder geht von uns! wenn ich indessen bedenke, wie wenig Fähigkeit ihm zum Genuß bleibt, wenn er fern von Weib und Kindern ist, so tröste ich mich. Nur fürchte ich wem's in Rom weh ist, dem wirds nirgend wohl werden. Wir reisen noch zusammen nach Albano und Tivoli alsdann geht er dahin wo's Sempre nero ist, und wir in unser[s] Herr Gotts schönen Garten, [Neapel], der ihm selbst, so alt er ist, noch bey guter Laune erhällt. In unsern guten Vaterland, finde ich, braucht man Lebenskraft meist zum Ertragen, hier blos zum Genießen; hat man die, für's übrige ist alles gesorgt. In Frascati war Angelica auch mit. Sie und der alte Herr Rath (Reiffenstein) werden auch mit nach Albano gehen. Gestern waren wir im Museo Strozi — über die geschnittenen Steine bin ich beynahe zum Narren worden. Der Angelica ihr schöner Verstand und ihre immer stille Freude an der Kunst, erhöht immer für uns alle noch den Genuß. — — Seit drey Wochen haben wir das vortrefflichste Wetter von der Welt, Zittronen, Rosen, Nelken und Jasminen blühen wie ausgelassen, in unsern Garten" u. s. f. —

Bury berichtet um dieselbe Zeit voll Vergnügen über die gütige Aufnahme, die er und seine Bilder jederzeit bei der Herzogin finden, über den zwanglosen Ton der Gesellschaft, wo nach Tisch allerlei Späße im Garten gemacht werden, der tolle Bury über eine Fontana springt, Einsiedel es ihm nachthun will und glücklich hineinplumpst. Und Angelika weiß Goethe prächtig von einem Ausflug zu erzählen (den 23. Mai), den sie vor vierzehn Tagen noch mit der Respektablen Gesellschaft vor deren Abreise nach Tivoli und der Villa d'Este gemacht: „unter den großen Cipressen hat Herr Herder uns den überschickten theil von Ihrem Tasso vorgelesen; mit welchem Vergnügen ich zugehört kan ich Ihnen nicht sagen." Welch' herzerfreuendes Bild: Die Herzogin mit ihren geistesverwandten

Digitized by Google

deutschen Freunden und Freundinnen im Schatten der Cypressen von Villa d'Este des großen Dichters Tasso lesend! Aehnlich mögen sie oft im Garten ihrer römischen Villa beisammen gesessen sein, und noch nach bald siebzehn Jahren schrieb Tischbein in Erinnerung an diese schönen römischen Tage am 1. Januar 1806 an die Herzogin: „Ew. Durchlaucht haben oft die Gnade gehabt, mich auf Ihre Villa einzuladen und haben mich da gespeist und getränkt. Fröhlicher Geistesgenuß war da die Fülle, es scherzte mit Klugheit und Witz die Gesellschaft, welche Sie umgab: Herr Herder, Angelika Kaufmann, Zucchi; ich erinnere mich noch vieler Gespräche . . . Bald hätte ich den Löwen* vergessen, den Altvater aller Antiquare, welcher mit tönender Stimme seine Weisheit verkündete." In einem Zimmer in Tiefurt hängt noch heute ein Gemälde aus jener Zeit (von Tischbein oder Angelika?), das uns die Herzogin inmitten dieser auserwählten römischen Gesellschaft im Garten ihrer Villa darstellt. Das schönste Denkmal aber hat ihr und ihrer Gesellschaft der Maler Schütz in einem Brief an Goethe vom 4. April 1789 gesetzt, worin er schreibt: „O welch eine Dame! Eine Dame, der ich wünschte einen pestonischen Tempel in Rom zum ewigen Denkmal aufbauen zu können, zum Ruhm Ihrer und zur Ehre der deutschen Nation, die das Glück haben (!), Unterthanen eine so erhabenen deutschen Fürstinn zu seyn. Ueberhaupt ist es eine Gesellschaft, die der ganzen deutschen Nation ihre Ehre wieder in Rom auf festen Fuß setzt, und ich nun auf's Neue stolz darauf bin ein Deutscher zu seyn!" — Mögen uns solche Ausbrüche der Bewunderung eines gefühlvolleren Geschlechts oft überschwenglich erscheinen, so sind sie doch ein beredtes Zeugniß für die ungewöhnliche Bedeutung dieser geistvollen Frau und für den tiefen Eindruck, den sie namentlich auch durch ihr echt deutsches Wesen überall hervorbrachte.

* Reiffenstein rühmte sich, einem Löwen ähnlich zu sein.

Digitized by Google

Aber Italien ließ die Herzogin noch nicht los. Während Herder in das „ewige Dunkel" Deutschlands zurückkehrte, siedelte jene, wie uns die Göchhausen schon verrathen hat, Mitte Mai wieder nach Neapel über, um dort, wo sie bis jetzt nur zwei Wintermonate zugebracht hatte, nun noch nahezu ein ganzes Jahr zu verweilen. Dabei blieb sie aber mit den römischen Freunden in fortwährender Verbindung, wechselte Briefe mit dem bon papa Kardinal Bernis, mit Bury, mit Angelika und erkundigt sich theilnahmsvoll nach Meyer und Schütz. Tischbein war schon vorher wieder nach Neapel gereist und empfing die Herzogin am 21. Mai in Portici, wo sie eine Villa gemiethet hatte und bis Anfang August blieb. Auch bei diesem zweiten Aufenthalt in Unteritalien war Tischbein ihr bevorzugter Umgang, ein werthvoller Begleiter durch sein Kunstverständniß und seine Kenntniß sowohl der Gemälde-Sammlungen, als besonders der Antiken, für welche die Herzogin eine große Vorliebe hatte und deren sie auch manche ankaufte. Nach ihrem Tagebuch ist unter den Gästen, die sie bei Tafel oder abends um sich hat, und die sonst vielfach wechseln — am 7. Juni schreibt sie: „es war eine Gesellschaft wie Kraut und Rüben" — fast regelmäßig Tischbein. Auch mit dem bekannten Lord Hamilton und der schönen Miß Hart, mit denen Tischbein in nahem Verkehr stand, kam sie in Beziehungen und sah sie öfters bei sich. Am 4. August zog sie nach Neapel, und dorthin kamen im September aus Rom Hirt und Bury nach, von dem die Göchhausen am 7. September scherzend an Goethe schreibt, daß er nicht länger ohne sie leben könne und nun das ernste Rom, seinen Michel Angelo und Carraccio verlasse, um ihr und den Syrenen auf einige Wochen zu dienen. Auch Hirt komme mit. Uebrigens seien jetzt viele ihrer Liebhaber abwesend und es sei ihr recht lieb, daß vor der Hand wenigstens diese kommen. Der alte Herr Rath [Reiffenstein, den die Herzogin einmal den alten Seelöwen nennt] schreibe

Digitized by Google

ihr, der Göchhausen, die zärtlichsten Briefe, und wären seine lahmen Füße nicht, so läge er zu den ihrigen. So scherzt die von der Natur in ihrem Aeußeren so sehr vernachlässigte Hofdame. Zu ihrem großen Bedauern traf die Herzogin bei ihrer Wiederkehr den Erzbischof von Tarent nicht mehr in Neapel an. Um ihn noch einmal wiederzusehen, unternahm sie im Oktober und November die damals beschwerliche und gefährliche Reise nach Apulien und traf in Andria noch auf einige Tage mit dem hochgeschätzten Manne zusammen. Der Abschied fiel beiden Theilen schwer, selbst die sonst nicht gerade sentimentale Thusnelde schrieb in ihr Tagebuch: „Das Scheiden von einem Manne wie dem Erzbischof ist eine Art anticipirten Todes."

Bei einem so langen Aufenthalt in Neapel konnte es die Herzogin doch nicht umgehen, auch dem bourbonischen Hofe aufzuwarten. Ihr naturwüchsiges Wesen paßte wenig in das steife Ceremoniell dieses Hofes; aber sie war unwiderstehlich; in ihren Aufzeichnungen heißt es einmal: „Den Nachmittag gieng ich zur Königin. Es schien mir als wollte sie sich gegen mir zeigen als Königin, aber es hielte nicht lange an."

Auch die großartige Umgebung Neapels verfehlte ihre Anziehungskraft nicht; schon im Mai schrieb die Herzogin aus Portici an Knebel einen Brief voll Bewunderung für den Vesuv, und Einsiedel schreibt von dort am 10. Juli an Wieland: „Wir haben uns der reitzenden Parthenope wieder in die Arme geworffen, und wenn es uns an Leib und Seele hier nicht wohl ginge, so müßte es unsere eigene Schuld seyn; denn Neapel ist ein Paradies! dessen großen, reichen, mannigfaltigen Zauber keine Schilderung erreicht. Was fruchtete es Ihnen auch, wenn ich die Fittige meiner Imagination anspannte, um zu beschreiben: wie schön das Meer, der Himmel, die Luft, die Gebirge, und die Inseln hier sind; wie groß, volkreich, und lebhaft die Stadt ist; wie leicht und angenehm es sich mit

Digitized by Google

ihren Bewohnern leben läßt; welch einer herrlichen Aussicht wir auf unserer Villa am Fuße des Vesuvs genießen; und wie einladend uns die lacrimae Christi hier gleichsam in den Mund wachsen!“ Anfangs August war die Gesellschaft auf der Insel Ischia und konnte sich nicht genug thun im Lobe dieses schönsten Theils der bewohnten Erde, und endlich am 23. August wurde der Vesuv kurz nach einem Ausbruch, während die Lava noch stark floß, bestiegen. Auch hierüber verdanken wir der Göchhausen einen anziehenden Bericht an Wieland, die Herzogin aber schrieb darüber in ihr Tagebuch: „Es ist wohl das schönste und fürchterlichste spectacle, was die Natur geben Kan; wir blieben wohl eine Stunde“, und an Goethe: „Nie werde ich so etwas Großes und Schönes wieder erleben, Neapel ist doch ein recht verzogenes Kind der Natur; es läßt sich gehen à son bon plaisir.“

Daß auch die Ruinen des vom Vesuv verschütteten Pompeji und die Tempel von Pästum besucht wurden, versteht sich bei dem für Natur, Kunst und Alterthum gleich aufgeschlossenen Sinn der Herzogin von selbst. Namentlich aber fand in Neapel ihr reger Sinn für die Musik reichliche Nahrung. Dorthin wurde von Weimar der junge Tenorist Grawe berufen, und die Herzogin freute sich schon vorschauend der Wiederholung all der in Italien gekosteten musikalischen Genüsse in der Heimath, als der Selbstmord des jungen Künstlers am Ende des Jahres 1789 diese schönen Hoffnungen theilweise zerstörte.

Es wäre geradezu wunderbar, wenn der häufige Verkehr Amalias mit Künstlern in Italien nicht auch Bildnisse von ihr hervorgebracht hätte. In der That verdanken wir der italienischen Reise zwei Bilder von den beiden hervorragendsten Künstlern ihres Kreises, von Angelika Kaufmann und von Tischbein. Ersteres wurde schon im November 1788 begonnen

Digitized by Google

und während des Frühjahrsaufenthalts in Rom 1789 vollendet. Die Herzogin sitzt unter hohen Säulen vor einer Minervabüste, im Hintergrunde sieht man das Kolosseum. Sie ist aber stark idealisirt, wie die meisten Porträts der Angelika, auch das Kostüm ist nicht das der Zeit, sondern ein antikisirendes Phantasiekostüm. Jedenfalls treuer ist das Bild von Tischbein, gemalt am 24. Juni 1789, da er seine Aufgabe realistischer erfaßte. Auch dieses Bild zeigt die Fürstin auf historischem Hintergrund. Sie sitzt in einem Reisekostüm, einen großen Strohhut in der Linken, in der Rechten ein leichtes Spazierstöckchen haltend nach links gewendet ganz in Profilstellung, wodurch ihre Aehnlichkeit mit Friedrich dem Großen scharf ins Auge fällt, vor einem alten Tempel von Pompeji auf einer halbrunden Steinbank, von der sie nach ihrer Heimkehr eine Nachbildung am Eingang zum Park in Weimar aufstellen ließ. Wie oft mögen ihr, wenn sie dort vorüberging, die schönen italienischen Erinnerungen wieder aufgegangen sein. Dieses Bild verehrte sie Goethe, und im Goethehause prangt es noch heute in der Nähe desjenigen ihres erlauchten Sohnes und des Selbstporträts des Künstlers Tischbein.

Aber auch die schönen Tage von Italien waren gezählt. Aus einem Winter, den sie dort hatte zubringen wollen, waren fast zwei Jahre geworden, und die auf das Frühjahr angesetzte Heimreise wurde durch das Eintreffen braunschweigischer Gäste in Neapel noch verzögert. Am 10. April verließ die Herzogin Neapel und traf am 6. Mai in Venedig ein. Bury begleitete die Gesellschaft bis nach Mantua, in Rom hatte sich Meyer angeschlossen, der inzwischen ganz für Weimar gewonnen war und nur zuvor noch einen längeren Aufenthalt in seiner Heimath nahm. In Venedig wurde die Herzogin von Goethe erwartet, der schon am 31. März hier eingetroffen war. So sehr sich die Herzogin nach der Heimath sehnte, so ungern verließ sie

Digitized by Google

doch Italien. „Als ich nach Venedig kam, in die Kanäle," schreibt sie dort in ihr Tagebuch, „nahm meine Traurigkeit zu; es kam mir alles melancholisch vor; als ich vor dem Gasthofe ausstieg, fand ich Goethe; ich wurde wieder munter." Kürzer und treffender hätte sie den Widerstreit ihrer Gefühle nicht ausdrücken können. Goethe gab sich auch alle Mühe, ihr die Rückkehr so froh als möglich zu machen, und Thusnelde schreibt hierüber an den alten Freund der Herzogin, an Wieland: „Goethe als guter Kenner des menschlichen Herzens hat ihr wohl abgemerkt, daß seine Unterhaltungen von Ihnen und noch einigen guten Menschen dieses Gefühl am lebendigsten bey ihr hervorbringen können." In Padua, Verona, Mantua wurde noch manches Sehenswürdige aufgesucht. In Mantua trennte sich Bury, „das gute Kind", mit schwerem Herzen von der Gesellschaft, und am 18. Juni langte diese wohlbehalten wieder in der Heimath an. Zum ersten Geburtstag, den die Herzogin wieder in Weimar feierte, widmete ihr Wieland ein schwungvolles Gedicht, worin es u. a. heißt:

Beschworen sey an diesem goldnen Tag,
Der dich, Olympia, der Welt und uns gegeben,
Beym heil'gen Drei und Neun, der festliche Vertrag:
So lang die Parzen noch an unserm Daseyn weben,
Den Musen und den Grazien zu leben!
Sie haben von des Lebens Morgen an
So viel für dich, du hast so viel für sie gethan:
Wie sollte durch dies wechselseit'ge Geben
Und Nehmen jenes Blumenband,
Das Euch umschlingt, nicht unverwelklich dauern?
Was sag ich? Führten sie nicht selbst an ihrer Hand
Dich in ihr zweites Vaterland
Im Jubel ein? — in jene stolzen Mauern,
Wo Göttin Rom, die Herrscherin der Welt,
Noch unter Trümmern sitzt, die Herz und Mark durchschauern,
Und den Kolossen gleich, von ihnen aufgestellt,
Die Heldengeister Roms noch ihren Fall betrauern;
Wo jeder Athemzug, geschwellt

Digitized by Google

Von dieser Zauberluft den Funken
Des Hochgefühls, das uns zu Göttern macht,
Selbst in der engsten Brust zur hellen Flamme facht.
— Mir ziemt es nur, mit religiosem Schweigen
Mich vor der Glücklichen zu beugen,
Die bis ins Heiligste der ew'gen Tempel drang
Der höchsten Kunst der Neuern und der Alten,
Mit eignen Augen sah die göttlichen Gestalten,
Mit eignem Ohr den himmlischen Gesang
Der Musen hörte, Jahre lang
Mit Nektar und Ambrosia sich nährte,
Und als sie endlich — voll der Götterspeise, nicht
Gesättigt — wieder zu uns kehrte,
Beim ersten Wiedersehn aus ihrem Angesicht — —
Von Allem, was ihr Aug' in jenem Götterlicht
Gesehn, den Widerschein in meine Seele strahlte,
Und o! so ganz sie selbst, so ganz Olympia
Vor meinen Augen stand, wie sie Angelika,
Der Grazien vierte Schwester, malte!

Reich an Erinnerungen und Anschauung kehrte die Herzogin in ihr Vaterland zurück, und der beständigen Auffrischung und Erhaltung dieser Erinnerungen kam der glückliche Umstand zu statten, daß sie nun auch daheim eine ganze Schar von Männern fand, die das gleiche Glück genossen hatten und das gleiche Bedürfniß empfanden, den mitgebrachten Schatz als ein theures und werthvolles Gut zu wahren und einen regen Austausch jener Erinnerungen zu pflegen. Welch ein Genuß, wenn die Herzogin dann ihre Mappen aufschlug und ihren Vertrauten ihre Schätze zeigen konnte. Aber auch mit Italien selber blieb sie in dauernden Beziehungen. Namentlich schrieb ihr Tischbein, so lange er in Neapel weilte (bis 1795), von Zeit zu Zeit aus Veranlassung der Herausgabe des Hamiltonschen Vasenwerks und seines Homer, nach Antiken gezeichnet, und sandte ihr Proben von diesen Werken, die die Herzogin mit regem Interesse verfolgte. Ueberhaupt blieb Tischbein auch noch später in dauerndem Verkehr mit den weimarischen Kunst- und Alter-

Digitized by Google

thumsfreunden. Am 12. Juli 1800 schrieb ihm K. A. Böttiger: „Sie sollten doch einmal, wenigstens auf einige Tage, nach Weimar kommen. Herder, die gute Herzogin, die Fräulein von Göchhausen, der Kammerherr von Einsiedel, Huschke, kurz die ganze italienische Kolonie in Weimar liebt und grüßt Sie.“ Und wenn Tischbein später zuweilen ganze Hefte von Zeichnungen schickt, so erhält er von allen Seiten freundliche Danksagungen. So schreibt ihm einmal die Herzogin am 1. Mai 1806: „Ich fühle mich sehr schuldig, lieber Tischbein, daß ich so lange Ihre Güte gemißbraucht habe und Ihre schönen und an Gedanken so reichen Zeichnungen so lange behalten zu haben; aber ich gestehe, daß ich mich nicht entschließen konnte, von ihnen zu scheiden; so oft ich sie ansah, so entstanden in mir fröhliche Erinnerungen über die glücklichen und seeligen Augenblicke, die ich mit Ihnen in Italien verlebt habe, denn jetzt sind [es] nur Zurückerinnerungen, die das Leben einem noch versüßen können.“ So ist Tischbein seit der italienischen Reise gewissermaßen in die Stelle des alten Oeser eingerückt, wenn er auch nie, wie dieser, den Landaufenthalt der Herzogin theilte. So bewährte sich auch an der Herzogin das schöne Wort Goethes: „Es giebt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es giebt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet, und die ächte Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein neues Besseres erschaffen.“ In diesem Sinn widmete er auch seine Venetianischen Epigramme der Herzogin mit den Worten:

Sagt, wem geb' ich dies Büchlein? Der Fürstin, die mirs gegeben,
Die uns Italien noch jetzt in Germanien schafft.

Denn die geniale Frau gefiel sich nicht bloß in gefühlvollen Erinnerungen, sie wußte auch die Gegenwart sich und ihrer Umgebung wieder freundlich, anregend und fesselnd zu gestalten. So veranstaltete sie unter anderem in ihrem Palais

Digitized by Google

regelmäßig wiederkehrende Zusammenkünfte der geistvollsten Männer und Frauen Weimars — die berühmten Freitagsgesellschaften. Da wurden Vorträge gehalten über Geschichte und Kunst, über naturwissenschaftliche Fragen, da gab es Demonstrationen physikalischer und chemischer Versuche, Mittheilungen neuer poetischer Erscheinungen, kurz einen Reichthum edelster geistiger Genüsse, aber nicht bloß in geduldigem, andächtigem Zuhören und Stillsitzen, sondern über das Gehörte wurden eingehende Gespräche geführt, und hierbei war die größte Redefreiheit, die zwangloseste Bewegung der Gäste gestattet. Ein andermal wurde gemalt und gestickt, neuerworbene oder in Weimar selbst entstandene Bildwerke vorgezeigt, vorgelesen, kurz es waren Abende, wie sie eben nur die Herzogin zu geben verstand. Von Hofmaler Kraus ist noch ein kleines Aquarellbild erhalten, auf dem wir eine solche Gesellschaft versammelt sehen. In der Mitte sitzt die Herzogin, eifrig mit Malen beschäftigt, zu ihrer Rechten die Hofdame Fräulein von Wolfskeel, neben ihr an der einen Langseite des Tisches Meyer mit seinen Bildermappen, Goethe und Einsiedel in Bücher vertieft, diesen Dreien gegenüber sitzt der Engländer Gore mit seiner malenden Tochter Elise, und Herder, ein Bild betrachtend, endlich der Herzogin gegenüber die andere Fräulein Gore und zwischen ihr und Herder fleißig stickend die gute Thusel. Wenn uns die Gestalten dieses Bildes etwas altväterisch anmuthen, so mag man sich dafür bei der eigensinnigen und geschmacklosen Herrscherin Mode bedanken; und wenn das Bildchen auch nichts weniger als ein Kunstwerk ist, so giebt es uns doch einen besseren Einblick in das sinnige Leben und Treiben der Herzogin als lange Beschreibungen.

So führte die alternde Herzogin ein idyllisches, sorgenfreies Leben, des Winters in ihrem bescheidenen, aber behaglichen Palais, des Sommers in Ettersburg, Belvedere oder in ihrem

traulichen Tiefurt. Keine irgend bedeutende Persönlichkeit kam nach Weimar, die nicht der Herzogin ihre Aufwartung gemacht und die freundlichste, verständnißvollste Aufnahme gefunden hätte. So 1802 der bekannte Bildhauer Gottfried Schadow, als er kam, Wielands Büste zu modelliren, so 1805 der berühmte Schädellehrer Dr. Gall, der allgemeines Aufsehen erregte und fast ungetheiltes Interesse fand und über den der treffliche Fernow, der Bibliothekar der Herzogin, an Böttiger schrieb: „In der That ein interessanter Mann, der Zutrauen einflößt durch den ruhigen heiteren Blick, womit er in die Natur schaut. Hier ist mehr denn Lavater; gerade das Gegentheil.“ Diese Gegenüberstellung erklärt am besten die große Theilnahme, die Galls Auftreten in einer Gesellschaft erregte, welche einst Lavaters Physiognomik so viel beschäftigt hatte. Den mächtigen Eindruck, den Gall auf die Herzogin machte, weiß wieder Fräulein von Göchhausen am besten zu schildern, die an Böttiger schreibt, Gall weiche nicht von Tiefurt. Die Herzogin und alles gewinne ihn lieb. Zwei Professoren von Jena entführen ihn, „bittend und flehend um der Herzogin ihre Gegenwart und um ihre Louisd'or, um dort eine Subskription zu stande zu bringen; die Herzogin, immer gut und hülfreich, genehmigt es und reist mit ihrem kleinen Gefolge nach Jena, um dort den Vorlesungen Galls anzuwohnen, der ihr persönliches Zutrauen gewonnen.“

Solche Vorgänge unterbrachen zuweilen in angenehmer Weise die Tiefurter Idylle. Trefflich schildert die Gräfin von Egloffstein aus eigener Anschauung dieses weltentrückte und doch nicht weltflüchtige Leben in Tiefurt: „In der Atmosphäre, die sie umgab, erschloß sich das Reich der Poesie Jedem, dem es vergönnt war, das Heiligthum zu betreten, wo die Freundin und Beschützerin der Künste und Wissenschaften in einfacher Häuslichkeit thronte. Der Friede, den sie hier genoß, ging

auf Diejenigen über, welche das Glück in ihre Nähe führte. Diese Gunst ward Vielen zu Theil, aber nur Wenige konnten sich rühmen, zu den Auserwählten der Herzogin zu gehören. Denn, wie huldvoll sie auch alle Besuchenden empfing und duldete, so war doch die Zahl derer nur gering, die sie vorzugsweise begünstigte und am liebsten um sich sah. Von dieser Vorliebe bemerkten die Uebrigen jedoch keine Spur; wenn Amalia im weiten Kreis als Fürstin repräsentirte, dann bezeichnete sie ihre Auserkorenen nur durch ein kaum bemerkbares Kopfnicken und das bezaubernde Lächeln, das ihr eigen war, damit Niemand die Vertraulichkeit ahne, die zwischen ihr und ihren Lieblingen herrschte. Ueberhaupt leuchteten die innigen Gefühle ihres Herzens nur dann aus der Tiefe desselben hervor, wenn sie, von äußerem Zwang und Förmlichkeit befreit, sich in ihrer ganzen Natürlichkeit gehen lassen durfte. Deshalb entsprach auch ihre Lebensweise in Tiefurt ihren Neigungen am meisten, und mit Sehnsucht harrte sie stets dem Frühling entgegen, der sie, die innigste Freundin der Natur, dahin zurückführte, wo sie für den Druck der Verhältnisse entschädigt werden sollte. Schon am frühen Morgen sah man dort die Herzogin in schlichtem Gewande, das aufgerollte schöne Haar unter dem einfachen Strohhut verborgen, ihre lieben englischen Hühner und Tauben füttern. War dies Geschäft vollbracht, dann wandelte sie allein mit einem Buch in der Hand zu ihrem Lieblingsplatz im Park. Hier verweilte sie, theils lesend, theils ernsten Betrachtungen hingegeben, bis der Schlag der Mittagsstunde vom Thurm der kleinen Dorfkirche sie an die Rückkehr mahnte. Schnell ward nun die prunklose Toilette gemacht, während welcher die eingelangten Briefe durchgelesen wurden; dann trat die Herzogin aus ihrem bescheidenen Schlafzimmer in die ebenso bescheidenen Wohngemächer, woselbst ihr kleiner Hofstaat nebst denen sie erwartete, die zu den täglichen Tischgenossen gerechnet

Digitized by Google

werden konnten. Zu diesen gehörte insbesondere der alte Wieland, dem Amalia aus kindlicher Anhänglichkeit eine eigene Wohnung in Tiefurt hatte bereiten lassen, die er in den letzten Jahren seines Lebens regelmäßig jedes Frühjahr bezog, um in behaglicher ländlicher Ruhe seine späteren Werke vollenden zu können. Der Andrang von Fremden war jedoch so groß, daß selten ein Tag verging, an welchem nicht mehrere derselben zur Tafel gezogen werden mußten, die hier als der einzige wahrhaft luxuriöse Gegenstand daran erinnerte, daß man sich in einem fürstlichen Hause befand. Nach beendigtem Mittagsmahl zog sich die Herzogin zurück, und die übrigen Anwesenden zerstreuten sich nach allen Seiten hin, bis die Theestunde sie wieder vereinigte. . . . Wenn nun auf das geräuschvolle Treiben der Gesellschaft im Park die Stille des Abends folgte und die ferner Stehenden sich entfernt hatten, dann begann der höchste Genuß für die Zurückbleibenden im friedlichen Hause. Hier beschäftigte man sich theils mit Musik, welche Amalia leidenschaftlich liebte, theils auch mit Durchblättern der neuesten Produkte der Litteratur. Fand sich etwas besonders Anziehendes darunter, so übernahm die Hofdame von Göchhausen das Amt der Vorleserin, während die übrigen Damen der Herzogin bei einer großen Tapisserie-Arbeit behülflich waren." Bei ungünstigem Wetter machte auch wohl die Herzogin eine Spielpartie mit Wieland, oder las dieser auch etwas aus einem eben vollendeten Manuskripte vor, wobei er aber gegen jede Störung oder Gleichgültigkeit sehr empfindlich war. Wurde dann das runde Tischchen mit dem frugalen Abendessen aufgetragen, dann verlebten die begünstigten Mitglieder des vertrauten Kreises köstliche, nur zu schnell entschwindende Stunden, „weil Amalia, in ihrer Mitte von jedem Zwang befreit, die verborgensten Schätze ihrer Seele enthüllte, oder mit bezaubernder Anmuth und Einfachheit die merkwürdigsten Episoden aus ihrer glänzenden Vergangenheit

Digitized by Google

erzählte“. Doch fehlte es auch nicht an Mißtönen. Bei der zwanglosen Freimüthigkeit, die die Herzogin ihrer Umgebung verstattete, „knüpften sich zwischen den hochbegabten Besuchern von Tiefurt die geistreichsten Unterhaltungen an, doch gingen diese nur allzuoft in heftige Diskussionen über, bei welchen Wielands launenhafte Krittelei, Herders persiflirender beißender Witz, sowie Knebels unbezähmbare Leidenschaftlichkeit, vor allem aber Goethes diktatorisches Genie kräftig hervortraten. — In Mitte so vielfach bewegter, heterogener Elemente stand Schiller voll Ruhe und Klarheit, wie der sanft leuchtende Mond, über welchen die Wetterwolken spurlos hinweggehen“.

Man wird mir gerne verzeihen, daß ich diese interessante Schilderung möglichst wenig gekürzt wiedergegeben habe, denn es dürfte nicht leicht eine schönere und anziehendere Beschreibung dieses Tiefurter Lebens zu finden sein. Vielleicht ist auch eine Schilderung der äußeren Erscheinung der Herzogin aus der Feder derselben Dame an dieser Stelle nicht unwillkommen. Nach der ersten Vorstellung vor der Herzogin im Jahre 1787 schreibt sie: „Eine kleine unansehnliche Gestalt mit kurzem Hals, auf welchem ein viel zu großer Kopf ruhte, der dem verstorbenen König Friedrich von Preußen sprechend ähnlich sah, schritt streng und feierlich, nur durch ein unmerkbares Nicken des Hauptes grüßend, durch den Kreis — und nahm nach einem kalten Willkommen an der Seite der Herzogin Luise Platz. Das war Amalia! die weltberühmte Beschützerin der Künste und Wissenschaften. — — Als ich mich der damaligen allgemeinen Sitte gemäß näherte, der Fürstin die Hand zu küssen, setzten mich ihre großen, durchdringenden blauen Augen und die ernste Miene so sehr in Furcht, daß ich kaum fähig war, Antwort auf ihre Fragen zu geben. Allein der milde, angenehme Ton, womit diese Fragen gemacht wurden, flößte mir den Muth ein, die Blicke auf die Sprechende zu richten,

Digitized by Google

und mit Erstaunen gewahrte ich, wie sehr sich das starre Angesicht, das mir vorhin so abschreckend erschien, plötzlich verwandelt hatte. Ein anmuthig wohlwollendes Lächeln schwebte jetzt um den kleinen Mund, die junonischen Farrenaugen drückten nur Güte und Theilnahme aus, und das Wohlgefallen, womit sie auf mir ruhten, verschönerte die stark markirten männlichen Züge, welche ich vor wenig Augenblicken noch so abstoßend gefunden hatte." Gewinnend und bezaubernd durch ihr Wesen mehr als durch ihr Aeußeres, wie sie für Jedermann war, so tritt sie auch uns aus dieser Schilderung entgegen.

Aber auch harte Prüfungen, wie sie Amalia schon in ihrer Jugend zu bestehen gehabt, blieben in ihren späteren Jahren nicht aus. Einer ihrer Brüder, Herzog Leopold von Braunschweig, preußischer General in Frankfurt an der Oder, fand im April 1785 bei einer Ueberschwemmung den Heldentod in den Fluthen des brausenden Stromes beim edeln Werk der Rettung von Menschenleben. Ihren zweiten Sohn, Prinz Konstantin, sah sie 1793 in sein frühes Grab sinken. Dem Andenken Beider hat sie in ihrem Park in Tiefurt Denkmäler errichtet. Der Herzog von Braunschweig-Oels starb bei einem Besuch in Weimar 1805 rasch dahin. Auch in ihren Dichterkreis riß der Tod schmerzliche Lücken. Herder starb am 18. Dezember 1803, und der Erzbischof von Tarent sandte der Herzogin eine ergreifende Elegie auf seinen Tod, und am 9. Mai 1805 schied Schiller. — Immer wieder fand die starke Frau Fassung und Trost, aber immer näher rückte auch das drohende Gewitter, das 1806 über Preußen und seine Verbündeten hereinbrach. Der Niederlage von Jena, wo ihr Bruder, Herzog Ferdinand von Braunschweig, geschlagen und tödtlich verwundet wurde, folgte die schreckliche Plünderung von Weimar durch die Franzosen, der Sturz des Hauses Braunschweig und die Gefahr der Entthronung ihres eigenen Sohnes durch

Digitized by Google

Napoleon, dann der Tod ihres verwundeten Bruders auf der Flucht, eine Kette von Schicksalsschlägen, die sie nicht zu verwinden vermochte. Dieser gehäufte Jammer brach ihr Herz. Zwar kehrten auch für Weimar ruhigere Zeiten wieder, aber welche trübe Stimmung die Herzogin erfüllte, das spricht sich in einem Briefe an Tischbein vom 11. Februar 1807 zwei Monate vor ihrem Tode aus: „Bei uns sind die Musen todt, die bösen Zeiten lieben sie nicht, vielmehr verstecken sie sich.“ „Doch blieb sie immer sich selbst gleich, sagt Goethe in seiner trefflichen Gedächtnißrede auf die Abgeschiedene, „im Aeußern ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend, und Niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen, wie sie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur schmerzen als nothwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angstvolle Nebenumstände. — Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde, daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß Diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige.“ Ihr Tod am 10. April 1807 rief allenthalben die schmerzlichste Trauer hervor, wie eine Mutter wurde sie beklagt, kein Haus war in Weimar, in dem nicht dieser edlen Fürstin Thränen flossen. Die schmerzlichste Lücke hinterließ sie im Kreise ihrer Nächststehenden, und ihre treue Göchhausen hat sie nur wenige Monate überlebt. Wieland aber schrieb an seinen Freund Gräter (24. August): „Auch das kleine Bethlehem Weimar hat in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts seinen Tag gehabt; aber

Digitized by Google

die Sonne, die ihm vor vierzig Jahren aufging, ist im Jahre 1807 untergegangen, und die Nacht bricht herein, ohne einen neuen Tag zu versprechen."

Das Haus, das die Herzogin nach dem Schloßbrand ihr halbes Leben lang in Weimar bewohnte, das Witthumspalais, ist heute noch möglichst in dem Stande erhalten, wie sie es bei ihrem Tode verlassen hat. Die Pietät ihres Urenkels, des jetzt regierenden Großherzogs, hat aus demselben einen Erinnerungstempel geschaffen, in welchem alle Reliquien vereinigt sind, die ihr Gedächtniß erhalten. Tausend Erinnerungen werden in uns wach, wenn wir diese Räume durchwandern. Da steht noch der große runde Tisch, an dem sie ihre geistreiche Tafelrunde versammelte, da sehen wir die Bildnisse ihrer berühmten Freunde und Anverwandten, die Andenken, die sie aus Italien mitbrachte, da sehen wir auch das trauliche Altjungfernstübchen ihrer unzertrennlichen Gefährtin Thusnelde, gleichfalls angefüllt mit all den Liebeszeichen ihres weit ausgedehnten Freundeskreises, kurz in diesem Haus umschwebt uns noch ein Hauch des reichen Geistes einer unvergleichlichen Fürstin von unermeßlichen Verdiensten, einer der edelsten und reinsten Frauengestalten des deutschen Volkes, deren Name stets unter den ersten Sternen am Himmel deutschen Ruhmes strahlen wird.

Digitized by Google

Das Wasserstoffsuperoxyd

in seiner

technischen, industriellen und ökonomischen Bedeutung.

Von

Dr. Theodor Koller,

Rektor in Münster.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königliche Hofverlagshandlung.

1892.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Das Wasserstoffsuperoxyd hat von der Zeit seiner Entdeckung durch Thénard im Jahre 1818 an immer Aufmerksamkeit erregt. Es ist der Gegenstand zahlreicher Untersuchungen gewesen; aus der umfangreichen Litteratur, welche hieraus entstanden ist, seien hier jene Angaben hervorgehoben, welche charakteristisch für die Eigenschaften und die Darstellung des Wasserstoffsuperoxyds erscheinen.

Schönbein, welcher das Ozon entdeckte, fand neben demselben in der Luft auch Antozon, welches mit den Elementen des Wassers sich vereint und Wasserstoffsuperoxyd bildet. Die Menge des letzteren bezeichnet Schönbein jedoch als so gering, daß dasselbe in der Luft wohl niemals direkt, sondern nur in dem aus der Luft kondensirten Regenwasser, und auch hier nur qualitativ, nachgewiesen werden könne. Schoene[1] hat nun unter 131 untersuchten Proben von Regenwasser nur 4 gefunden, in denen es gelang, Wasserstoffsuperoxyd aufzufinden, aber unter 29 Schneeproben waren 12, in denen die Gegenwart desselben nicht mit Sicherheit konstatirt werden konnte. Unter der Voraussetzung, daß mit dem kondensirten Wasser alles in der Luft enthaltene Wasserstoffsuperoxyd kondensirt worden sei, berechnete Schöne den Maximalgehalt desselben in einem Liter Luft auf 0,000000000407 Gramm, das ist in einer Million Kubikmeter 4,07 Milligramm.

Digitized by Google

Weiter will Clermont[2] das Wasserstoffsuperoxyd in verschiedenen Pflanzensäften, im Tabak, Weinstock, in Lattigarten und Grießmayer[3] in besonnten Ahornblättern aufgefunden haben, während Bellucci[4] den Beweis bringt, daß das Wasserstoffsuperoxyd kein Produkt der Vegetation sei.

Auch die Methoden der Darstellung von Wasserstoffsuperoxyd haben viele Bearbeiter gefunden, wenngleich es erst in neuester Zeit gelungen ist, Wasserstoffsuperoxyd in einer Weise herzustellen, deren sich die Industrie mit Vortheil bedienen kann, wenn auch, was schon jetzt nicht unbemerkt bleiben soll, die Kosten der Darstellung immer noch so hohe sind, daß das Wasserstoffsuperoxyd nicht jene ausgedehnte Verwendung zu finden vermag, zu welcher die hervorragenden Eigenschaften dasselbe berufen erscheinen lassen.

Thomsen hat folgende Darstellung von technischem Wasserstoffsuperoxyd angegeben: Das feuchte Baryumsuperoxydhydrat wird in verdünnte Schwefelsäure unter Umrühren eingetragen. Die Zersetzung geht ganz glatt vor sich, sowohl mit stark verdünnter, wie mit konzentrirter Schwefelsäure, und man kann die Konzentration der Säure ohne Nachtheil bis auf 1 Theil Vitriolöl auf 5 Theile Wasser steigen lassen. Man fährt mit dem Eintragen von Baryumsuperoxydhydrat fort, bis die Säure auf eine geringe Spur neutralisirt ist, läßt alsdann den schwefelsauren Baryt sich absetzen und filtrirt die Lösung. Aus dem Filtrate fällt man die letzte Spur von Schwefelsäure durch vorsichtigen Zusatz von Barytwasser und filtrirt von neuem.

Der chemische Prozeß, der hier vorgeht, ist im allgemeinen ein sehr einfacher. Das Wasserstoffsuperoxyd ist nichts anderes als oxydirtes Wasser; der Chemiker drückt also, da H_2O die chemische Verbindung von 2 Atomen Wasserstoff mit 1 Atom Sauerstoff und diese Verbindung Wasser ist, das Wasserstoffsuperoxyd durch die chemische Formel : H_2O_2, also $H_2O =$

Digitized by Google

Wasser + O = Sauerstoff aus. Bringt man nun Baryumsuperoxyd = BaO_2, mit Schwefelsäure = H_2SO_4 in geeigneter Weise zusammen, so tritt das Baryum (Ba) an die Stelle der 2 Atome Wasserstoff (H_2) der Schwefelsäure, Baryumsulfat oder schwefelsauren Baryt bildend, während der dadurch verdrängte und frei gewordene Wasserstoff (H_2) sich mit dem frei gewordenen Sauerstoff (O_2) des früheren Baryumsuperoxyds zu Wasserstoffsuperoxyd (= H_2O_2) verbindet. Also:

$$BaO_2 + H_2SO_4 = BaSO_4 + H_2O_2$$

Baryumsuperoxyd Schwefelsäure Schwefels. Baryt Wasserstoffsuperoxyd.

Die verdünnten Lösungen lassen sich am besten konzentriren, indem man den größeren Theil des Wassers als Eis ausfrieren läßt oder durch Verdampfen in trockenem Luftstrome bei einer 30° C. nicht übersteigenden Temperatur. Im Vacuum über konzentrirter Schwefelsäure kann man das Wasser vollständig verdunsten lassen; das zurückbleibende reine Wasserstoffsuperoxyd bildet eine Flüssigkeit von 1,452 spez. Gew., die bei längerem Verweilen im luftleeren Raume zum Theil unzersetzt verdampft, zum Theil in Sauerstoff und Wasser zerfällt.

Im allgemeinen entsteht das Wasserstoffsuperoxyd in allen Fällen, in welchen Sauerstoff in Gegenwart von Wasser ozonisirt wird. Man erhält die Verbindung so auch, wenn man fein zertheiltes Baryumsuperoxyd mit Wasser zusammenbringt und in das Gemenge Kohlensäureanhydrid. — Kohlensäure — einleitet, denn:

$$BaO_2 + H_2O + CO_2$$

Baryumsuperoxyd Wasser Kohlensäure

$$= BaCO_3 + H_2O_2$$

Kohlensaures Baryum (Baryumkarbonat) Wasserstoffsuperoxyd.

Es wird heute die Herstellung von Wasserstoffsuperoxyd in größerem Maßstabe in folgender Weise vorgenommen: Ein innen mit Blei ausgefütterter kupferner Kessel wird in einen Holz-

Digitized by Google

bottich so eingesetzt, daß derselbe zum größten Theile von Wasser umspült werden kann, und zwar sitzt der Boden des Kessels auf einem durchlochten falschen Boden, unter welchem auf der einen Seite ein Rohr einmündet, das zum Zuleiten von kaltem Wasser dient, während an einer zweiten Stelle ein Hahn angebracht ist, um das Wasser, wenn es nothwendig ist, ablaufen zu lassen. An der höchsten Stelle des Holzbottichs befindet sich ein Ablaufrohr, welches während der Herstellung des Präparates das Wasser ablaufen läßt. In den Kessel werden 80 Liter Wasser und 15 Kilogramm Fluorwasserstoffsäure des Handels gebracht, welche mit der genau berechneten Menge von Baryumsuperoxyd gesättigt wird, wodurch unlösliches Fluorbaryum gebildet wird, während das Wasserstoffsuperoxyd sich im Wasser löst, denn:

BaO_2 (Baryumsuperoxyd) + $2HFl$ (Fluorwasserstoffsäure)
= $BaFl_2$ (Fluorbaryum) + H_2O_2 (Wasserstoffsuperoxyd).

Während der Reaktion muß die Temperatur der Mischung im Kessel so niedrig wie thunlich gehalten werden, weshalb eine Abkühlung des Kessels mittelst Wasser vorgenommen werden muß. Außerdem ist weiter zu beachten, daß das Baryumsuperoxyd mit Wasser zu einem dünnen, gleichmäßigen Brei angerührt sei. Bei Verwendung der vorerwähnten Gewichtsmengen wird man etwa das gleiche Gewicht, also 15 Kilogramm Baryumsuperoxyd nothwendig haben, um die Fluorwasserstoffsäure zu sättigen, und 20 Liter Wasser zum Verdünnen des Baryumsuperoxyds verwenden. Der Baryumbrei muß ferner in kleinen Mengen eingetragen werden; jeder Zusatz ist mit einer Temperaturzunahme verbunden, und man muß den Rückgang zur normalen Wärme abwarten, ehe ein Zusatz von Baryumbrei weiter erfolgen kann. Je kälter deshalb das Kühlwasser ist, um so rascher geht die Fabrikation von statten. Der Inhalt

Digitized by Google

im Kessel muß ohne Unterlaß gerührt werden. Die Zersetzung vorerwähnter Menge dauert etwa zwölf Stunden. Die Sättigung ist beendigt, wenn das Lackmuspapier veilchenblau gefärbt wird. Man erhält auf diese Art etwa 1 Hektoliter Wasserstoffsuperoxyd-Flüssigkeit von 10 bis 12 Volumen Sauerstoff, welche das übliche technische Produkt liefert. Das zurückgebliebene Fluorbaryum wird mittelst Schwefelsäure in Fluorwasserstoffsäure übergeführt, welche wieder in Verwendung genommen werden kann, denn:

$$\underset{\text{Fluorbaryum}}{BaFl_2} + \underset{\text{Schwefelsäure}}{H_2SO_4} = \underset{\text{Schwefelsaurer Baryt}}{BaSO_4} + \underset{\text{Fluorwasserstoffsäure.}}{2HFl}$$

Eine sehr bequeme Methode zur Darstellung von Wasserstoffsuperoxyd aus dem jetzt überall erhältlichen Handelsprodukte hat Mann[5] angegeben.

Zu der Flüssigkeit des Handels, welche etwa 3% Wasserstoffsuperoxyd enthält, setze man zuerst etwa ¼%, wenn möglich, reine, konzentrirte Phosphorsäure und lasse nun unter fleißigem Umrühren und mit mehreren Unterbrechungen eine warm oder kalt gesättigte Lösung von Baryumsuperoxyd zufließen, bis die Flüssigkeit vollständig neutral ist. Da diese Operation die wichtigste in der ganzen Darstellung ist, so muß sie mit größter Sorgfalt ausgeführt werden. Anfangs gebe man, solange Lackmuspapier noch deutlich saure Reaktion anzeigt, warm gesättigte Baryumhydroxydlösung zu, zuletzt kalt gesättigte, um den Zusatz besser reguliren zu können. Das zur Erkennung dienende Lackmuspapier sei rein blau. Man taucht das eine Ende des Streifchens in Brunnenwasser, das andere in die Flüssigkeit und vergleiche scharf die beiden Nuancen, die bei genügendem Zusatze von Baryumhydroxydlösung sich vollständig decken werden. Die Dauer der Operation betrage mindestens eine Viertelstunde, während welcher immer gerührt wird. Ist

Digitized by Google

dieselbe genau nach Vorschrift durchgeführt, so zeigen sich nun starke Wolkenbildungen. Der Niederschlag setzt sich dann beim Stehenlassen in etwa 3 bis 5 Minuten scharf ab. Die überstehende Flüssigkeit wird dekantirt und klar filtrirt.

Die klar filtrirte Lösung des Wasserstoffsuperoxyds gießt man nun unter Umrühren in eine kalt gesättigte Lösung von Baryumhydroxyd. Es scheidet sich sofort hydratisirtes Baryumsuperoxyd in perlmutterglänzenden, flimmernden Blättchen ab, die unter Wolkenbildung rasch zu Boden fallen. Man gießt so lange Wasserstoffsuperoxyd zu, als eine filtrirte Probe im Reagensglase mit demselben nach gutem Mischen noch den perlmutterglänzenden Niederschlag giebt, der gegen das Ende langsamer und nur nach gutem Mischen oder Reiben der Wände mit einem Glasstabe entsteht. Man unterbricht, wenn diese Reaktion auf Baryumhydroxyd noch deutlich ist, läßt den Niederschlag absetzen und wäscht ihn mit destillirtem Wasser durch Dekantation aus, bis im ablaufenden Wasser außer Baryum nichts mehr nachzuweisen ist. Bis zum Verschwinden der Reaktion auf Baryum auszuwaschen, hält Mann nicht für möglich, da das hydratisirte Baryumsuperoxyd im Wasser etwas löslich zu sein scheint. Zuletzt kann man das hydratisirte Baryumsuperoxyd auf einem Saugfilter rasch sammeln und dann noch etwas feucht in gut verschlossenen Gefäßen zur eigentlichen Darstellung des reinen Wasserstoffsuperoxydes aufbewahren. Diese selbst ist nun äußerst einfach: 100 Theile destillirtes Wasser werden mit 10 bis 12 Theilen konzentrirter reiner Schwefelsäure in einem Becherglase oder in einer Porzellanschale gemischt und nun unter gutem Umrühren mit dem nöthigenfalls durch Zusatz von Wasser zu einem dünnen Brei angerührten Baryumsuperoxyd tropfenweise versetzt. Es bildet sich Baryumsulfat und Wasserstoffsuperoxyd. Man fährt mit dem Zusatze solange fort, als noch Schwefelsäure in der Flüssigkeit ist, jedoch

Digitized by Google

ist Geduld zum Gelingen ein Haupterforderniß, da zu rasches Hinzufügen von Baryumsuperoxyd auf das schon gebildete Wasserstoffsuperoxyd zersetzend wirken würde. Die letzten Spuren von Schwefelsäure fällt man besser mit einer verdünnten Lösung von Baryumhydroxyd aus. Man läßt 24 Stunden absetzen uud prüft die überstehende Flüssigkeit von neuem auf Baryum und Schwefelsäure. Sind beide vollständig ausgefällt, so zieht man das nun reine Wasserstoffsuperoxyd mit Heber ab und filtrirt es nöthigenfalls. Sollte nach obiger Prüfung noch Baryum oder Schwefelsäure nachgewiesen worden sein, so wäre mit Schwefelsäure, beziehungsweise Baryumhydroxyd wieder genau auszufällen und abermals 24 Stunden absetzen zu lassen. Das erhaltene Wasserstoffsuperoxyd ist etwa 3prozentig und kann durch Wiederholung der Operation, oder durch Nachfügen von Schwefelsäure schon bei der ersten Operation stärker erhalten werden. In Bezug auf Reinheit und Haltbarkeit entspricht das Produkt den rigorosesten Ansprüchen.

Für kleinere Maßnahmen eignet sich die Herstellung von Wasserstoffsuperoxyd, wie sie Hermann Hager, modifizirt von Gawalowski[6], angegeben hat: Die Erzeugung kann nur am vortheilhaftesten in Glasgefäßen oder höchstens in Porzellangeschirren vorgenommen werden. In 500 Theilen verdünnter, 13prozentiger, chemisch reiner Schwefelsäure, worin reine Eisstückchen schwimmen, oder welche in Eis eingekühlt ist, trägt man nach und nach in kleinen Portionen, und unter fleißigem Umrühren mit einem Glasstabe, so lange feuchtes Baryumsuperoxydhydrat ein, bis keine freie Schwefelsäure mehr vorhanden ist. Man überzeugt sich hiervon, indem eine kleine Probe in ein Eprouvettchen gebracht, aufgekocht und filtrirt wird; selbe darf Lackmustinktur nicht mehr roth färben. Nun setzt man 500 Theile destillirtes Wasser zu, rührt nochmals um und läßt an einem kalten Orte 5 bis 6 Stunden stehen, zieht die

Digitized by Google

klare Lösung mittelst eines Glashebers (Gifthebers) ab, filtrirt durch in einem Glastrichter befindliche, vorher mit verdünnter Schwefelsäure und destillirtem Wasser gewaschene Glaswolle; dem weißen Schlamm (Barytweiß) setzt man abermals 500 Theile destillirtes Wasser zu, außerdem 10 Theile verdünnte, 12prozentige Salzsäure und 10 Theile verdünnte, 13prozentige Schwefelsäure, läßt abermals absetzen, hebert den klaren Theil ab und vereinigt ihn nach erfolgter Filtration über obenerwähnte Glaswolle mit dem ersten Filtrat, läßt alles 12 Stunden in der Kälte stehen, filtrirt den klaren Theil abermals durch Glaswolle und hebt ihn in ganz gefüllten Flaschen von 1 Kilogramm Inhalt an dunklem, kühlem Orte auf. Das feuchte Baryumsuperoxydhydrat erzeugt man sich aus dem käuflichen trockenen Baryumsuperoxyd, indem dieses in Salzsäure kalt gelöst und die klare Flüssigkeit so lange mit kaltem gesättigtem Barytwasser versetzt wird, bis sie stark alkalisch reagirt. Der nach einiger Zeit ausgeschiedene Niederschlag wird auf einem Glaswollefilter gesammelt, mit Wasser gewaschen — welches 10 Gramm Baryumsuperoxyd im Liter enthält — und gut abtropfen gelassen, sodann noch feucht in Flaschen aufbewahrt oder gleich auf Wasserstoffsuperoxyd verarbeitet.

Etwas umständlicher ist die Darstellung von chemisch reinem Wasserstoffsuperoxyd. A. Gawalowski [7] hat hierzu folgendes Verfahren angegeben: In 500 Theile verdünnte, 15prozentige, 50,3 enthaltende chemisch reine Schwefelsäure, welche in Eis und Salz eingekühlt ist, trägt man nach und nach in kleinen Portionen chemisch reines Baryumsuperoxydhydrat ein, bis 250 Theile dieses Baryumsuperoxydhydrats verbraucht wurden, rührt fleißig mittelst eines Glasstabes um und überläßt das Ganze in lose verschlossenen, in Eis gekühlten Glasgefäßen — am vortheilhaftesten in einer weithalsigen Präparatenflasche mit eingeschliffenem Stopfen oder in einem dickwandigen Becherglase

Digitized by Google

mit aufgeschliffener Glasplatte — durch 12 Stunden an dunklem Orte der Ruhe, zieht den klaren Theil nachher mittelst eines Glashebers (Gifthebers) in ein anderes gleichartiges Glasgefäß ab und prüft, ob noch freie Schwefelsäure darin ist, indem etwa 5 Kubikzentimeter der vollkommen klaren Flüssigkeit in ein Eprouvettchen gebracht, aufgekocht, mit einigen Tropfen Salzsäure angesäuert und mit 1/2 Kubikzentimeter Chlorbaryumlösung versetzt werden. Entsteht nach 6 bis 8 Stunden kein weißer Niederschlag, und ist auch selbst auf dem Boden des Eprouvettchens kein weißer Anflug bemerkbar, so enthält das Wasserstoffsuperoxyd keine freie Schwefelsäure mehr. Entsteht jedoch ein Niederschlag, beziehungsweise ein Anflug in dem Eprouvettchen, so soll man der Gesamtlösung so viel trockenes, pulveriges Baryumsuperoxyd zusetzen, als zur Abbindung der noch vorhandenen reinen Schwefelsäure nothwendig ist, was durch Acidimetrie und stöchiometrische Berechnung jedesmal von Fall zu Fall ermittelt werden muß. Man läßt die abermals gut durchgerührte Lösung 10 bis 12 Stunden stehen und gießt den vollkommen klaren Theil in kleine blaue oder bernsteingelbe, mit glatt eingeschliffenem Glasstopfen geschlossene, höchstens 100 Kubikzentimeter Flüssigkeit fassende Reagensfläschchen ab und bewahrt dieselben an kühlem Orte und im Dunkeln auf. Das chemisch reine feuchte Baryumsuperoxydhydrat stellt man sich dar, indem man käufliches Barythydrat oder auch trockenes Baryumsuperoxydhydrat nach und nach in 2prozentige Salzsäure einträgt, bis die Säure nur noch spurenweise vorwaltet. Auch hier hat man alles gut in Eis einzukühlen. Nach beendigter Auflösung läßt man einige Zeit bei gutem Verschlusse absitzen und gießt dann durch ein geräumiges Papier- oder Leinwandfilter. Das Filtrat versetzt man so lange mit kalt gesättigtem, chemisch reinem Barytwasser, bis die Flüssigkeit deutlich alkalisch reagirt, d. h. ein Tropfen hiervon herausgenommen und neben einem Tropfen

Digitized by Google

Phenolphtaleïn- oder Lackmuslösung auf einer Porzellanplatte zusammenfließen gelassen, deutliche Rosa-, beziehungsweise Blaufärbung giebt, filtrirt schnell durch ein großes Faltenfilter aus Filzpapier, setzt nun dem Filtrate noch reichlich Barytwasser bis zu stark alkalischer Reaktion zu, d. h. bis ein Tropfen Phenolphtaleïn auf einer Porzellanplatte mit einem Tropfen der Flüssigkeit intensiv roth oder Lackmustinktur blau wird und läßt bedeckt in gekühltem Glase 8 bis 10 Stunden stehen, gießt die überstehende Lösung von dem entstandenen krystallinischen Bodensatze ab, wäscht letzteren im Glase mit 1 prozentigem Barytwasser aus, dekantirt abermals und läßt das krystallinische Baryumsuperoxydhydrat auf einem Porzellansieb an kaltem, dunklem, staubfreiem Orte abtropfen und bewahrt feucht zum Gebrauche auf. Wiewohl sich das feuchte Baryumsuperoxydhydrat ziemlich lange gut erhält, ist es doch vortheilhafter, es stets auf die beschriebene Art frisch zu bereiten und gleich auf Wasserstoffsuperoxyd zu verarbeiten. Die von dem ausgeschiedenen Baryumsuperoxyd abgegossene Lösung wird mit dem barythaltigen Krystallwaschwasser vereinigt und allenfalls nach 8 bis 10 Stunden ausgeschiedene weitere Baryumsuperoxydhydrat-Krystalle, wie oben beschrieben, gesammelt. Scheidet sich nichts mehr aus, so ist die Lösung erschöpft. Erfolgte aber eine Ausscheidung, so wird die überstehende Lösung, aufgelöst verbliebenes Baryumsuperoxyd, untersucht, indem 2 bis 3 Kubikzentimeter derselben herausgehoben, in ein Eprouvettchen gebracht, mit Schwefelsäure schwach angesäuert und mit Kaliumbichromatlösung versetzt werden. Wird die Probe nicht mehr blau, so ist alles Superoxyd bereits ausgeschieden; im anderen Falle setzt man noch weiter gesättigtes Barytwasser zu und verfährt, wie oben, so lange, bis die Lösung erschöpft, d. h. mit Kaliumbichromatlösung und Schwefelsäure nicht mehr blau wird.

Alle Bestrebungen Jener, welche das Wasserstoffsuperoxyd

Digitized by Google

zum Gegenstande ihrer Untersuchungen machen, laufen darauf hinaus: Methoden der Darstellung desselben zu finden, welche der Einführung des Wasserstoffsuperoxydes als Handelsartikel günstig sind und das Produkt wohlfeiler werden lassen. Den gleichen Absichten ist das Verfahren entsprungen, welches Bourgougnon[8] zur Erzeugung von Wasserstoffsuperoxyd als Handelsartikel angegeben hat. Um zunächst ein geeignetes Baryumsuperoxydhydrat zu erhalten, giebt Bourgougnon das fein gepulverte Baryumsuperoxyd in kleinen Portionen unter kräftigem, anhaltendem Umrühren in viel Wasser und läßt so lange stehen, bis sich ein weißer, gleichmäßiger Brei gebildet hat. Dieser wird unter Eiskühlung in eine verdünnte Fluorwasserstoffsäure — 10 Kilogramm : 24 Kilogramm Baryumsuperoxyd — allmählich unter Umrühren eingetragen, wobei darauf zu achten ist, daß die Temperatur 10° C. nicht übersteigt. Wird die Operation, welche für obige Menge etwa zwei Stunden in Anspruch nehmen muß, gut geleitet, so setzt sich das ganze Baryumsuperoxyd in Fluorid um und fällt als solches aus. Nach genügendem Absetzen dekantirt man die klare, schwach gelbliche Flüssigkeit von dem Bodensatze ab, versetzt sie kalt unter Umrühren mit kleinen Mengen Baryumsuperoxyd, entfernt, sobald der Eintritt einer schmutziggrauen Färbung den Beginn der Alkalinität anzeigt, die ausgefällten Unreinigkeiten und kolirt oder filtrirt so schnell als möglich in etwas verdünnte Schwefelsäure. Die Eile ist erforderlich, weil Wasserstoffsuperoxyd in alkalischer Lösung außerordentlich leicht zur Zersetzung neigt und Sauerstoff abgiebt. Der Schwefelsäurezusatz ist so groß zu bemessen, daß das Baryum vollkommen ausgefällt wird. Nach einigem Stehen filtrirt man die nun ganz klare Flüssigkeit von dem Baryumsulfatniederschlage ab, und das etwa das 15fache seines Volumens zu verwerthenden Sauerstoffs enthaltende Präparat ist fertig.

Dabei bemerkt Bourgougnon, daß eine Verwendung von Oxalsäure (Kleesäure) an Stelle der Fluorwasserstoffsäure nicht geeignet ist, da es nicht gelingt, dieselbe wieder vollständig zu entfernen; außerdem ist diese Säure theurer. Der ältere Prozeß, nach dem man ein geeignetes Baryumsuperoxydhydrat erst durch Lösen von Baryumsuperoxyd in Salzsäure, Abscheiden der Unreinigkeiten, wie oben, und Ausfällen des Hydrates mittelst viel Barytwasser erhält, welches dann in verdünnte Schwefelsäure eingetragen wird, ist (nach Bourgougnon) zur Darstellung größerer Mengen weniger zu empfehlen. Die mit Hülfe von Kohlensäure zu erhaltenden Lösungen von Wasserstoffsuperoxyd zeichnen sich durch besondere Reinheit aus, sind aber für den Großhandel und den technischen Bedarf zu schwach.

Endlich sei noch eines Verfahrens gedacht, welches sich Traube[9] patentiren ließ. Wird Zinkamalgam mit Wasser und Luft geschüttelt, so entsteht neben Zinkoxydhydrat auch etwas Wasserstoffsuperoxyd; es tritt deshalb nur wenig Wasserstoffsuperoxyd auf, da es im weiteren Verlaufe des Prozesses wieder durch das Zink zerstört wird. Der Prozeß nimmt aber einen anderen Verlauf, wenn auch ein Erdalkali — Kalk — zugegen ist; es bildet sich sofort das Superoxyd des betreffenden Erdalkalis, das, da es unlöslich ist, durch Zinkamalgam nur wenig oder gar nicht zerlegt wird. Ein Zusatz von Kali ist dem Prozesse förderlich. Der Niederschlag — Calciumsuperoxyd und Zinkoxydhydrat — wird durch eine Säure, die mit Zink- und Calciumoxyd unlösliche Niederschläge bildet, zerlegt, während gleichzeitig Wasserstoffsuperoxyd entsteht. Das Amalgam darf nur 1 Theil Zink, oder auch Cadmium, auf 1000 Theile Quecksilber enthalten.

Die Eigenschaften des Wasserstoffsuperoxydes sind ebenso charakteristische als auffallende; ihre Erkenntniß fördert zugleich das Verständniß der Wirkungsweise und der praktischen Anwendungen des Wasserstoffsuperoxydes.

Digitized by Google

Das Wasserstoffsuperoxyd erscheint in Aether leicht löslich und kann durch Schütteln mit demselben seiner wässerigen Lösung entzogen werden, wobei dann die ätherische Lösung, ohne besonders auffallende Zersetzung zu erleiden, destillirbar ist. Wird das Wasserstoffsuperoxyd von seinem Wassergehalte möglichst befreit, so vermag es eine Temperaturerniedrigung bis auf — 30° C. zu ertragen, ohne starr zu werden, während es unter den gleichen Verhältnissen bei gewöhnlicher Temperatur nach und nach in Wasser und Sauerstoff zerfällt.

Besonders auffallend ist die Thatsache, daß das Wasserstoffsuperoxyd sich in Wasser und Sauerstoff zersetzt, ohne daß jener Körper, welcher die Zersetzung veranlaßt, dabei irgendwie verändert wird. So tritt beispielsweise eine sehr lebhafte Zersetzung des Wasserstoffsuperoxydes in Wasser und Sauerstoff ein, wenn pulveriges metallisches Silber, Gold, Platin oder Kohle in Wasserstoffsuperoxyd eingetragen werden, ohne daß diese Zusatzkörper, welche doch offenbar die Zersetzung des Wasserstoffsuperoxydes herbeiführten, irgend eine Veränderung erfahren. Noch eigenthümlicher fast erscheinen die Fälle, in denen sich das Wasserstoffsuperoxyd in Sauerstoff und Wasserstoff spaltet, wobei dann der frei gewordene Wasserstoff sich mit dem Sauerstoff desjenigen Körpers verbindet, der die Zersetzung ursprünglich veranlaßte. Bringt man Wasserstoffsuperoxyd zu Silberoxyd, Silbersuperoxyd oder Quecksilberoxyd, so werden die betreffenden Metalle erhalten; es tritt also, statt einer zu erwartenden oxydirenden Wirkung, sogar eine stark reduzirende ein. Diese Vorgänge lassen sich beispielsweise bei Anwendung von Silberoxyd und Silbersuperoxyd folgendermaßen darstellen:

Ag_2O + H_2O_2
Silberoxyd Wasserstoffsuperoxyd
= $2Ag$ + H_2O + $2O$.
Metallisches Silber Wasser Sauerstoff.

Digitized by Google

	Ag_2O_2	+	$2H_2O_2$			
	Silbersuperoxyd		Wasserstoffsuperoxyd			
=	$2Ag$	+	$2H_2O$	+	$2O_2$.	
	Metallisches Silber		Wasser		Sauerstoff.	

Während aber vorhin bemerkt wurde, daß das Wasserstoffsuperoxyd sich bei Zusatz verschiedener Körper in Wasserstoff und Sauerstoff spaltet, ohne daß diese Zusatzkörper die geringste Veränderung erleiden, sind auch Fälle bekannt, in denen sich das Wasserstoffsuperoxyd in Wasserstoff und Sauerstoff spaltet, und in denen sich zugleich der frei gewordene Wasserstoff mit dem Körper, welcher die Zersetzung herbeigeführt hat, verbindet. [So zersetzen Chlor, Brom, Jod das Wasserstoffsuperoxyd unter Bildung der entsprechenden Wasserstoffsäuren, wie:

$2Cl$	+	H_2O_2	=	$2HCl$	+	$2O$
Chlor		Wasserstoffsuperoxyd		Chlorwasserstoffsäure (Salzsäure)		Sauerstoff.
$2Br$	+	H_2O_2	=	$2HBr$	+	$2O$.
Brom		Wasserstoffsuperoxyd		Bromwasserstoffsäure		Sauerstoff

Am eigenthümlichsten erscheint aber das Verhalten des Wasserstoffsuperoxydes in jenen Fällen, in welchen es sich in sogenannte Hydroxylgruppen, d. h. einfache Verbindungen von Wasserstoff mit Sauerstoff — OH —, spaltet. Hier kommt es ebensowohl vor, daß sich diese Hydroxylgruppen und der gleichzeitig noch frei gewordene Sauerstoff ganz oder theilweise mit dem die Zersetzung bedingenden Körper verbinden, als auch, daß diese Hydroxylgruppen sich mit Bestandtheilen nur des die Zersetzung veranlassenden Körpers vereinigen. So wird beispielsweise Arsen in Arsensäure, dagegen Jodkalium in Kalihydrat und freies Jod verwandelt:

	$2As$	+	$6H_2O_2$		
	Arsen		Wasserstoffsuperoxyd		
=	$2AsO(OH)_3$	+	$3H_2O$	+	O
	Arsensäure		Wasser		Sauerstoff.

$2KJ$	+	H_2O_2	=	$2KOH$	+	$2J$
Jodkalium		Wasserstoffsuperoxyd		Kalihydrat (Kalium-Hydroxyd)		Jod.

Ueberblicken wir die Eigenschaften des Wasserstoffsuperoxydes, so gelangen wir zu dem Schlusse, daß dasselbe theils als kräftiges Reduktionsmittel, theils aber auch als ein sehr energisches Oxydationsmittel anzusprechen ist. Gewiß lassen diese beiden einander ganz entgegengesetzten Wirkungsarten ein und desselben Körpers denselben interessant genug erscheinen, sie weisen aber auch mit der allergrößten Deutlichkeit und Entschiedenheit auf die praktischen Verwendungsarten des Wasserstoffsuperoxydes hin.

Was nun diese praktischen Verwendungsarten des Wasserstoffsuperoxydes betrifft, so betrachten wir hier zuerst die technischen Anwendungen desselben.

Vor allem ist es die Bleicherei, welcher ein höchst ersprießlicher Nutzen aus der Anwendung von Wasserstoffsuperoxyd erwächst. Wenn es auch bis zur Stunde richtig ist, daß das Wasserstoffsuperoxyd als Bleichmittel wegen seines Preises noch nicht in den Konkurrenzkampf mit den anderen, billigeren Bleichmitteln, wie insbesondere mit Chlor, wirksam einzutreten vermag, so hat man doch zu bedenken, daß in allen jenen zahlreichen Fällen, in denen das Wesen des zu bleichenden Stoffes vollkommen geschont werden soll, das Wasserstoffsuperoxyd als Bleichmittel geradezu unentbehrlich ist. Mit der größten energischen Bleichkraft verbindet es die absolute Unschädlichkeit gegenüber allen Körpern, mit denen es in Berührung gelangt. Dieser Umstand darf nie vergessen werden, und gewiß giebt es eine Masse von Fällen, in denen man in Anbetracht des Werthes eines Stoffes, und damit in Ansehung der intakten Erhaltung desselben, den höheren Preis des Wasserstoffsuperoxydes gerne billigt gegenüber einem wohl billigeren, aber mehr oder weniger gefährlichen Bleichmittel.

Ein Zweig der Bleicherei, den sich das Wasserstoffsuperoxyd jetzt schon größtentheils ganz erobert hat, ist das Bleichen von Federn, Elfenbein, Horn und Haaren.

Bei dem Bleichen von Federn sind vier Operationen zur Ausführung nothwendig, und zwar: die Vorbereitung der Federn, die Vorbereitung des Bleichbades, die Bleichung selbst und die Nachbehandlung der gebleichten Federn.

Die Vorbereitung der Federn besteht in einer vollständigen Entfettung derselben. Diese wird am besten mittelst Petroleumbenzin vorgenommen. Es sind zwei Bäder erforderlich; in jedem (Petroleumbenzin-) Bade verweilen die Federn 3 bis 4 Stunden. Als Gefäße zur Aufnahme des Petroleum-Benzinbades eignen sich namentlich die wannenartigen Formen, welche A. Brauner[10] empfohlen hat, bei welchen zur Abwendung der raschen Verflüchtigung des Reinigungsmittels ein hydraulischer Verschluß gebraucht wird. Diese Gefäße sind Wannen aus Zinkblech, welche schwach nach innen geneigte Wände haben. In etwa 2 bis 3 Centimeter über dem eigentlichen Boden liegt ein aushebbarer Boden aus Siebblech und ist zwischen diesen beiden Böden ein Ablaßhahn angebracht. Am oberen Rande des Gefäßes ist ein rechtwinkelig gebogener, ringsum laufender Blechstreifen so angebracht, daß eine Rinne entsteht, und ist der auf das Gefäß zu legende Deckel in der Weise umgebogen, daß der Vorsprung in die erwähnte Rinne paßt. Die Rinne, deren Tiefe 4 bis 5 Centimeter beträgt, wird beständig mit Wasser gefüllt erhalten, und ist, nachdem der Deckel des Gefäßes auf dasselbe gesetzt ist, der Inhalt des letzteren vollkommen von der Berührung mit der äußeren Luft abgeschlossen, und ist auch jede Verdunstung von Flüssigkeit aus dem Gefäße unmöglich. Der sogenannte falsche Boden (Siebboden), welcher in das Gefäß eingesetzt ist, dient dazu, die zu reinigenden Stoffe aufzunehmen. Die von letzteren bei der Reinigung sich loslösenden Staubtheilchen sinken als feste Körper in den Raum unter dem Siebboden hinab und werden seinerzeit samt der gebrauchten Flüssigkeit abgelassen.

Digitized by Google

Die Vorbereitung des Bleichbades selbst besteht darin, daß die technische 3prozentige Wasserstoffsuperoxydlösung mit so viel Salmiakgeist unter Umrühren versetzt wird, bis blaues Lackmuspapier nicht mehr roth dadurch gefärbt wird, hingegen das rothe Lackmuspapier ganz schwach violett erscheint.

Bei der Bleichung der Federn mittelst Wasserstoffsuperoxyd ist ganz besonders die Eigenschaft des letzteren: auch den grauen Farbstoff, welcher vielen Federn anhaftet, zu zerstören und dieselben demzufolge ganz weiß erscheinen zu lassen, hervorzuheben. Während die weißen Straußfedern die theuersten sind, die grauen dagegen, weil häufiger vorkommend, sehr viel niedriger notiren, kann man durch die Anwendung von Wasserstoffsuperoxyd als Bleichmittel diesen Preisunterschied zwischen weißen und grauen Federn ganz verschwinden machen, indem auch die grauen Federn durch Behandlung mit Wasserstoffsuperoxyd weiß werden. Zur Ausführung der Bleichung selbst hat Brauner[10] folgendes, in der Praxis bewährtes Verfahren angegeben: Als Gefäße, in welchen die Bleichflüssigkeit aufbewahrt wird, verwendet man längliche, wannenförmige Vorrichtungen aus emaillirtem Eisenblech, und eignen sich hierzu die Gefäße, welche man zum Kochen von Fischen benutzt, in ganz vorzüglicher Weise. Es werden drei solcher Gefäße nebeneinandergestellt und mit I, II und III bezeichnet. In das Gefäß I werden dann entfettete und gewaschene Federn gebracht, und das Gefäß mit so viel Wasserstoffsuperoxyd gefüllt, daß die Federn darin von demselben bedeckt sind. Um an Flüssigkeit zu sparen, kann man auch die Federn durch Beschweren mit einigen Streifen von Spiegelglas leicht unter die Oberfläche der Flüssigkeit drücken. Nachdem die Federn durch 24 Stunden in dem Gefäße I verweilt haben, werden sie ausgehoben, leicht abtropfen gelassen und in das Gefäß II gebracht, in welchem man sie mit frischer Bleichflüssigkeit übergießt und in demselben

Digitized by Google

24 Stunden beläßt und dann in gleicher Weise in dem Gefäße III behandelt. Die Federn sind infolge dieser Behandlung durch volle 72 Stunden mit Wasserstoffsuperoxyd in Berührung und demzufolge so weit gebleicht, als dies überhaupt möglich ist. Nachdem die Federn aus der in I befindlichen Bleichflüssigkeit gehoben sind, wird letztere sofort mit einer neuen Partie von zu bleichenden Federn beschickt, und wiederholt diese Behandlung so lange, bis man an den Federn, welche 24 Stunden in dieser Flüssigkeit verweilt haben, keine Bleichung erkennen kann. Die in I befindliche Flüssigkeit ist dann als vollständig ausgenutzt anzusehen und wird weggegossen; das Gefäß wird dann als III mit frischer Bleichflüssigkeit beschickt, und wird das vormals mit II bezeichnete Gefäß als I und jenes, welches mit III bezeichnet war, als II angenommen. Federn, welche nach der Bleichung mit einer Farbe (gelb, blau, roth u. s. w.) gefärbt werden sollen, können sofort dem Färbeprozeß unterworfen werden, indem sie sich nunmehr in einem solchen Zustande befinden, daß sie die Farben leicht und schön annehmen. Bei Federn, welche in weißem Zustande verwendet werden sollen, ist aber noch eine weitere Behandlung erforderlich, um sie in blendendem Weiß erscheinen zu lassen.

Wie bei der Bleiche selbst, so ist auch bei der Nachbehandlung der Federn jedes scharfe Angreifen, Bewegen u. s. w. zu vermeiden. Aus dem Bleichbade kommen die Federn in ein Bad destillirten oder Regenwassers und werden darin mäßig bewegt. Hierauf kommen dieselben, nachdem das Wasser abgelaufen ist, in ein Bad von Alkohol, eventuell mit Aether vermischt, und werden dann in bewegter warmer Luft getrocknet. Um die Fäserchen zur völligen Entfaltung zu bringen, taucht man die trockenen Federn wiederholt in Benzin ein und verdunstet dieses durch Bewegung an der Luft. Durch die entweichenden Benzindämpfe tritt eine völlige Auflockerung

Digitized by Google

ein. Zu unterstützen ist diese Wirkung durch Streichen über die scharfe Seite eines Messers. Hiernach sind die Federn je nach Wunsch zu kräuseln.

Für feinere Strohverarbeitungen empfiehlt sich das Bleichen des Strohes mittelst Wasserstoffsuperoxydes. Man hat in diesem Falle fast keine Vorbereitungen zu treffen, die Bleiche fällt brillant aus und man hat nicht die geringste nachtheilige Einwirkung des Bleichmittels auf das feinste Stroh zu befürchten, da das Wasserstoffsuperoxyd dasselbe in keiner Weise anzugreifen vermag. Es ist klar, daß der letztere Vortheil namentlich für die Stroh-Färberei von besonderer Bedeutung ist.

Eine andere, unter Umständen höchst werthvolle Verwendung findet das Wasserstoffsuperoxyd zum Bleichen des Holzes.[11] Es giebt nämlich einige specielle Fälle, in denen die Werthерhöhung, welche mit der Bleichung des Holzes ohne Strukturveränderung verknüpft ist, so bedeutend erscheint, daß sowohl die Kosten des erforderlichen Wasserstoffsuperoxydes, als auch die aus der Methode selbst erwachsenden nicht ins Gewicht fallen. Hölzer von 1 bis 5 Millimeter Dicke lassen sich in einigen Tagen bleichen, während dickere eine längere Einwirkung des Bleichbades verlangen, da es nicht nur darauf ankommt, daß die Bleichflüssigkeit in das Holz hinein diffundirt, um dort zu wirken, sondern auch die neugebildeten löslichen Oxydationsprodukte Zeit gewinnen, in die Flüssigkeit überzugehen. Für frisches Holz dürfte die Methode des systematischen Ausdämpfens gute Resultate liefern und beim eigentlichen, darauf stattfindenden Bleichprozesse Ersparnisse an Wasserstoffsuperoxyd herbeigeführt werden können. Eine Vorbehandlung trockener Hölzer für den Bleichprozeß ist nicht angezeigt. Bezüglich der Beschaffenheit des Bleichbades ist festgestellt, daß das Wasserstoffsuperoxyd in saurer oder neutraler Lösung nur sehr langsam und schwach auf die Farbstoffe des Holzes einwirkt. Dagegen sind alkalische,

Digitized by Google

speciell ammoniakalische Bleichbäder von großer Bleichkraft. Dementsprechend werden die Bleichbäder aus 3% Wasserstoffsuperoxyd mit Salmiakgeist — 1 Liter 3 prozentiges Wasserstoffsuperoxyd, 20 Gramm Salmiakgeist von 0,910 spezifischem Gewicht — hergestellt und in diese Flüssigkeit die trockenen Hölzer versenkt.

Der Bleichprozeß bei einer Probe war in circa zehn Tagen beendigt; die Holztafeln erschienen fast völlig weiß durchscheinend. Beim langsamen Trocknen an der Luft trat der Erfolg der Bleiche noch mehr hervor. In seiner Struktur hatte das Holz durchaus keine Aenderung erfahren, die glatte Oberfläche blieb wie vorher, und trat die Maserung schärfer, aber ungefärbt hervor. Eine Veränderung in der Länge oder Breite des Holzes tritt nicht auf, obgleich ein nicht unerheblicher Gewichtsverlust sich bemerklich macht. Die Widerstandsfähigkeit gebleichten Holzes gegen Bruch und Bearbeitung scheint sich nicht verändert zu haben, dagegen ist die Aufsaugungsfähigkeit für Imprägnirungsflüssigkeiten, so z. B. Oele und Lacke, wesentlich gesteigert. Die Quantitäten Wasserstoffsuperoxyd, welche zur Holzbleiche erforderlich waren, sind folgende[11]: 500 Holzstäbe, 1,5 Millimeter dick, 250×20 Millimeter = 2,5 Quadratmeter, erforderten 2,2 Kilogramm Wasserstoffsuperoxydlösung, entsprechend demnach pro 1 Quadratmeter = 1 Kilogramm Wasserstoffsuperoxyd einem Werthe von 60 Mk.

Besonders dürfte die Wasserstoffsuperoxyd-Bleichung des Holzes sich empfehlen für Holzschnitzereien an Stöcken, Pfeifen, Nippes, Figuren, Holzsägearbeiten, Fournierholz, dann für Maßstäbe, Messergriffe, chirurgische, chemische und pharmaceutische Apparate, für Musikinstrumente, wie: Klaviere, Geigen, Flöten, kurz da, wo es sich um Verbesserung der Resonanzkraft und Erzeugung großer Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse handelt.

Digitized by Google

Eine weitere technische Verwendung findet das Wasserstoffsuperoxyd als Bleichmittel für Gegenstände aus Bein, Horn und Elfenbein. Kayser[12] hat die Operation dieses Bleichens in folgender praktischer Weise beschrieben: Zuerst müssen die Gegenstände durch Behandeln mit Aether oder Petroleumbenzin an ihrer Oberfläche thunlichst von Fett befreit werden. Bei der Entfettung mit den genannten Substanzen ist nie zu vergessen, daß beide im höchsten Grade feuergefährliche Körper sind; man darf das Entfetten in einem offenen Gefäße in der Nähe eines brennenden Feuers, eines brennenden Lichtes oder einer angezündeten Lampe nicht vornehmen, da durch die Entzündung der schon bei gewöhnlicher Temperatur reichlich entweichenden Dämpfe, besonders von Aether, schwere Unglücksfälle hervorgerufen werden können. Nach der Entfettung läßt man die Gegenstände etwa eine halbe Stunde an einem warmen Orte liegen, wobei die geringen Mengen in dieselben eingedrungenen Aethers oder Benzins verdunsten. Das Wasserstoffsuperoxyd, wie es als technisches Präparat in den Handel kommt, wird etwa mit dem gleichen Volumen weichen Wassers (destillirtes oder Regenwasser) verdünnt, in welche Verdünnung alsdann die Gegenstände gebracht werden. Man läßt das Wasserstoffsuperoxyd solange einwirken, bis die Entfärbung den gewünschten Grad erreicht hat. Eine bestimmte Zeitdauer läßt sich hierfür nicht angeben, da die zum Bleichen erforderliche Zeit von dem Grade der Färbung der Gegenstände abhängt. Nach vollendeter Bleichung nimmt man die Gegenstände aus der Wasserstoffsuperoxydlösung, spült sie mit Wasser ab und läßt trocknen. Die Wasserstoffsuperoxydlösung kann man wiederholt anwenden, nur wird mit jedem Male die Einwirkungszeit, dem bereits geschehenen Verbrauche von Wasserstoffsuperoxyd entsprechend, eine längere werden. Als zweckmäßig hat es sich für viele Fälle erwiesen, in einer einmal oder mehrmal gebrauchten

Digitized by Google

Lösung nicht fertig zu bleichen, sondern sie zur Vorbleiche zu verwenden, um dann schließlich in frischer Lösung fertig zu bleichen. Das Färben[12] bewirkt man in folgender Weise, und zwar ausschließlich mit Theerfarbstoffen: Zuerst ist eine Beize erforderlich, welche man darstellt, indem man 10 Gramm Salzsäure mit 1 Liter Wasser mischt. In diese Beize bringt man die vorher, wie vorhin beim Bleichen beschrieben wurde, entfetteten Gegenstände, läßt sie in derselben unter fortwährendem Umrühren mit einem Glas- oder Porzellanstabe etwa zwei Minuten, entfernt alsdann die Beize und spült mehrmals mit Wasser ab, so daß die noch anhaftende Beize bis auf Spuren entfernt wird.

Man stellt sich hierauf die Farblösungen durch Auflösen von einzelnen Theerfarbstoffen her, und zwar in folgender Weise für die einzelnen Färbungen. Roth: Farbstoffe: Fuchsin, Rubin, Cerise. Man löst 10 Gramm des betreffenden Farbstoffes in 3 Liter Wasser und fügt zu dieser Lösung 100 Gramm Essig. Die erhaltene Farbstofflösung wird auf etwa 50° C. erwärmt, alsdann werden die Gegenstände in dieselbe gebracht, in welcher sie unter Umrühren eine Viertel- bis eine halbe Stunde verbleiben. Hierauf wird die überschüssige Farblösung abgegossen und zu einer weiteren Färbung bei Seite gestellt. Man spült schließlich reichlich mit warmem Wasser ab und trocknet bei mäßiger Temperatur. Roth: Farbstoffe: Eosin, Erythrosin, Eosin-Scharlach, Phloxin, Rose Bengale, Erythrin. Man löst 5 Gramm Farbstoff in 1 Liter Wasser, in welchem letzteren man 2 Gramm Weinsteinsäure aufgelöst hat. Die weitere Behandlung ist die gleiche wie oben angegeben. Violett: Farbstoffe: Methylviolett, Dahlia. Man löst 5 Gramm Farbstoff in 1 Liter Wasser, in welchem letzteren man 3 Gramm Weinsteinsäure gelöst hat. Die weitere Behandlung ist die gleiche, wie bei Roth. Blau: Farbstoffe: Methylenblau,

Digitized by Google

Marineblau. Man löst 2 Gramm Farbstoff in 1 Liter Wasser. Sonstige Behandlung wie bei Roth. Grün: Farbstoffe: Neuviktoriagrün, Brillantgrün. Man löst 3 Gramm Farbstoff in 2 Liter Wasser, dem man 100 Gramm Essig zugefügt hat. Weitere Behandlung, wie bei Roth. Braune Farbentöne: Farbstoffe: Vesuvin, Canelle, Chrysoidin. Man löst 10 Gramm Farbstoff in 3 Liter Wasser, welchem man 300 Gramm Essig zugesetzt hat. Weitere Behandlung, wie bei Roth. Gelb: Farbstoffe: Naphtolgelb S, Echtgelb, Metanilgelb. Man löst 8 Gramm Farbstoff in 2 Liter Wasser, dem man 300 Gramm Essig zugefügt hat. Weitere Behandlung, wie bei Roth. Orange: Farbstoff: Orange. Man löst 8 Gramm Farbstoff in 1 Liter Wasser, dem man 300 Gramm Essig zugefügt hat. Weitere Behandlung, wie bei Roth. Schwarz: Farbstoff: Wasserlösliches Nigrosin. Man löst 30 Gramm Farbstoff in 2 Liter Wasser auf, dem man 300 Gramm Essig zugefügt. Man erhitzt die Lösung, in welche die zu färbenden Gegenstände gebracht werden, bis zum Sieden uud nimmt die Gegenstände erst nach dem Erkalten der Lösung heraus. Zu bemerken ist noch im allgemeinen, daß die zu färbenden Gegenstände ihre letzte Politur erst nach der Färbung erhalten müssen, da sie aus den Färbelösungen mehr oder minder matt herauskommen.

Auch die Gerberei bedient sich mit Vortheil des Wasserstoffsuperoxydes.

Göhring [13] machte darauf aufmerksam, daß es jedem Gerber vorkomme, Vaches oder Riemencroupons zu dunkel oder zu fleckig zu erhalten; er gebe dann diesem Leder beim Finisch eine leichte Färbung mit der Lösung eines Farb- oder Gerbestoffes, oder er appretire mit Talkum oder sogenannten Lederfarben. Weitaus praktischer sei die Behandlung derartiger Leder mit Wasserstoffsuperoxyd, und zwar in folgender Weise: Wäscht man das Leder mit einer Lösung guter, neutraler Marseiller

Digitized by Google

Seife ab, und pinselt dann eine Mischung von dieser Seifenlösung und mit Ammoniak neutralisirtem, verdünntem Wasserstoffsuperoxyd sofort auf, so beginnt auch momentan die Sauerstoffentwickelung, und damit ist die bleichende Wirkung auf das Leder eingeleitet. Man läßt nun in ganz mäßiger Wärme, noch besser in bewegter Luft, trocknen, ohne weitere Manipulationen. Die Operation des Aufpinselns muß gleich nach dem Neutralisiren des Superoxydes und Mischen desselben mit Seifenlösung vorgenommen werden, wenn man nicht durch unbenutzte Zersetzung Verlust an wirksamem Sauerstoff erleiden will. Auch darf nach dem Abwaschen des Leders mit Seife diese letztere nicht eingetrocknet sein, wenn man die Mischung aufpinselt, sonst greift das Superoxyd nicht an. Ebenso ist es nothwendig, das in Glasballons erhältliche Wasserstoffsuperoxyd vor Licht und Luft, und die Bleichflotten vor jeglichem Metall oder dessen Salzen zu bewahren; ein Nagel, etwas Rost, Salze u. dgl. bringen sofort das Superoxyd zur Entwickelung, und der Sauerstoff entweicht, ohne zu bleichen. Auf die beschriebene Weise entfernt der Verfasser den zu dunklen Farbstoff oder einen Theil desselben dauernd ohne Nachtheile für das Leder, welches vor allen Dingen rein bleibt, ein Vortheil, der nicht zu unterschätzen ist. Ein mehrmaliges Ueberpinseln des Leders nach leichtem Antrocknen erhöht den Effekt.

Eine andere Anwendung des Wasserstoffsuperoxydes in der Gerberei ist der Zusatz desselben zu schimmelnden Brühen. Da Wasserstoffsuperoxyd eines der energischesten Oxydationsmittel ist, so verhindert es in hohem Grade die Fäulniß. Ebenso erscheint das Wasserstoffsuperoxyd zur Desinfektion überseeischer oder zu lange lagernder Häute sehr geeignet. —

Die industriellen Verwendungen des Wasserstoffsuperoxydes sind nicht minder erheblich.

Zunächst wird hier das Wasserstoffsuperoxyd zum Bleichen

Digitized by Google

der Wolle verwendet. Hierbei muß die zum Bleichen bestimmte Wolle rein gewaschen sein. Verdünnt man das käufliche Wasserstoffsuperoxyd mit 10 Theilen Wasser, so genügt ein Aufenthalt der Wolle von 30 bis 40 Minuten im Bleichbade[14]. Die Wolle muß genügend Spielraum in der Kufe haben, um leicht bewegt werden zu können, da dies den Bleichprozeß beschleunigt. Bei fünfzehnfacher Verdünnung muß man die Wolle etwas länger, etwa eine Stunde, im Bade verweilen lassen. Die dem Bleichbade entnommene Wolle setzt an der Luft, solange sie noch feucht und von Wasserstoffsuperoxyden durchtränkt ist, den Bleichprozeß fort, und empfiehlt es sich deshalb, dieselbe nicht zu schnell abzutrocknen. Wo es die Einrichtung zuläßt, trockne man im Freien unter Einwirkung der Sonne, dann erhält man das beste Ergebniß. Zu große Hitze im Trockenraume ist besser zu vermeiden. Arbeitet man mit verdünntem Bleichwasser, so kann man die geringe Menge Indigokarmin, welche zur Erzeugung eines reinen Weiß nothwendig ist, dem Bleichbade unmittelbar hinzufügen. Verwendet man dagegen konzentrirtes Bleichwasser, so muß man auf einem besonderen Bade abtönen, weil jenes sehr bald auch den Indigo entfärbt. Ohne Indigo aber erhält man auch mittelst Wasserstoffsuperoxyd kein wirkliches Weiß auf Wolle, weil gebleichte Schafwolle noch nicht weiß ist. Bei stark gelben Wollen ist es zweckmäßig, dem Bade noch einige Tropfen aufgelöstes Methylviolett hinzuzufügen; man verhütet dadurch, daß das Weiß einen grünlichen Stich erhält.[15]

In gleicher Weise vollzieht sich mittelst Wasserstoffsuperoxyd das Bleichen von Baumwolle und Seide. H. Köchlin-Baumgärtner[16] hat hier auf die Verwendung der gebrannten Magnesia an Stelle des sonst bei der Wasserstoffsuperoxyd-Bleiche zum Neutralisiren des Wasserstoffsuperoxydes zugesetzten Ammoniaks aufmerksam gemacht. Baumwollene Gewebe werden zuerst in ein kaltes Bad von sehr verdünnter Schwefelsäure — 2° Bé.

= circa 2 Procent Schwefelsäure — gebracht, dann bis zum folgenden Tage in Haufen liegen gelassen und dann sechs Stunden in einem Bade gekocht von 1000 Liter Wasser, 10 Kilogramm Aetznatron, trocken, 72 Prozent, 30 Kilogramm Seife, 50 Kilogramm Wasserstoffsuperoxyd 12 Vol.-Proz., 8 Kilogramm gebrannte Magnesia. Dies genügt für fünf Stück à 100 Meter. Verhältnißmäßig ist allerdings die Bleiche theuer; sie empfiehlt sich aber besonders für feine Ware, welche rasch gebraucht wird. Wolle durchtränkt man mit Wasserstoffsuperoxyd, welches mit dem vierten Theil seines Volumens mit kieselsaurer Natronflüssigkeit 20° Bé. gemischt ist und mit Wasser, entsprechend dem Grade der Bleiche, den man erreichen will; beispielsweise: Wasserstoffsuperoxyd 12 Vol.-Proz. 1 Liter, kieselsaures Natron 20° Bé. 1/4 Liter, Wasser 3 bis 10 Liter. Man bringt das Gewebe ein, läßt die Stücke während 24 Stunden zusammengerollt liegen, wäscht, drückt aus und bringt in Bisulfit, doppeltschwefligsaures Natrium — 1 Theil mit 10 Theilen Wasser verdünnt — ein. Man läßt das Zeug 24 Stunden zusammengerollt liegen, wäscht und trocknet. Bei Tussahseide vor allem eignet sich Magnesia als Zusatz zu dem Wasserstoffsuperoxyd besser, als Ammoniak. Man erhält ein gutes Weiß, wenn man die Seide 5 bis 6 Stunden mit einer Mischung von Seife, gebrannter Magnesia und Wasserstoffsuperoxyd kochen läßt.

Auf eine sehr beachtenswerthe Verwendung des Wasserstoffsuperoxydes in der Weinkellerwirthschaft und in der Spiritus-Fabrikation hat J. Bersch[17] aufmerksam gemacht. Bekanntlich, sagt derselbe, entsteht die Blume des Weines zum Theil dadurch, daß gewisse Bestandtheile des Weines einer sehr langsamen Oxydation unterliegen. Fügt man einem Weine kleine Mengen von Wasserstoffsuperoxyd zu, so bewirkt letzteres in dem Weine Oxydationsvorgänge, und haben die bisher vom Verfasser in dieser Richtung angestellten Versuche den Beweis geliefert, daß durch

Anwendung von Wasserstoffsuperoxyd thatsächlich in ganz kurzer Zeit eine sehr merkliche Ausbildung der Blume bewirkt wird. Weitere Versuche von Bersch werden zeigen, inwieweit das Wasserstoffsuperoxyd die Beachtung der Kellerwirthe verdient; zunächst sei nur hervorgehoben, daß Niemand gegen die Anwendung dieses Mittels einen Einwand erheben kann, da durch dasselbe nichts anderes in den Wein gelangt, als etwas Wasser. Junge Branntweine schmecken und riechen rauh und erlangen ebenfalls erst durch Lagern feinen Geschmack und Geruch. Auch bei solchen Branntweinen — Cognac, Pflaumenbranntwein — würde durch Zusatz von etwas Wasserstoffsuperoxyd in kurzer Zeit eine überraschende Verfeinerung des Geschmackes und Geruches eintreten. Dabei bemerkt aber Bersch ausdrücklich, daß Wasserstoffsuperoxyd, welches zum Zwecke seiner Konservirung mit Boraxlösung versetzt wurde, zur Verbesserung von Wein oder Branntwein nicht angewendet werden darf, indem Borax ein Körper ist, dessen Nachweis in einer zum Genusse bestimmten Flüssigkeit für Jenen, welcher sie in den Handel bringt, sehr unangenehme Folgen nach sich ziehen könnte.

Endlich sei hier noch der Verwendung des Wasserstoffsuperoxydes als Desinfektionsmitttel und als Antiseptikum gedacht.

J. Hensel[18] hat zuerst gezeigt, von welcher erstaunlichen Desinfektionskraft das Wasserstoffsuperoxyd ist. Wenn man etwas zweiprocentige Lösung in einen kleinen Zerstäuber — Refraichisseur — füllt und mit demselben einige Male brausend durch ein übelriechendes Krankenzimmer hin- und hergeht, so ist die Luft darnach geruchlos. Oder wenn man ein faules Ei mit einem Löffel voll zehnprozentigem Superoxyd[19] zusammenrührt, so schäumt der faule Brei heftig empor, verliert vollständig den Schwefelwasserstoffgeruch und riecht wie gebratenes Fleisch. Ferner hat Hensel gleiche Theile frischer Milch und Wasserstoff-

Digitized by Google

superoxyd jahrelang stehen lassen, ohne daß die Milch gerann oder schlechten Geruch annahm.

Als Antiseptikum haben Peau und Baldy[20] das Wasserstoffsuperoxyd empfohlen. Es kann äußerlich zum Verbande von Wunden aller Art Verwendung finden. Nicht allein frische Wunden, sondern auch ältere, ja selbst zum Theil brandige, gelangen mit Wasserstoffsuperoxyd schnell zur Vernarbung. Auch scheint die Vereinigung der Wundflächen durch den Wasserstoffsuperoxyd-Verband begünstigt zu werden. Dabei wurde wahrgenommen, daß nicht nur das örtliche Leiden, sondern auch das allgemeine Befinden sich bessert. Gegenüber der Karbolsäure besitzt das Wasserstoffsuperoxyd den Vorzug, nicht giftig und übelriechend zu sein; auch ist seine Anwendung schmerzlos. Als besonders günstig werden seine Wirkungen bei allen Verwundungen, bei tiefen Abscessen und eiterigen Entzündungen bezeichnet.

Da die Beschaffenheit des Trinkwassers bei Epidemien von hervorragender Bedeutung ist, hat man sich bemüht, die Reinigung des Wassers im kleinen mit Chemikalien zu bewerkstelligen. Man verwendete: Eisenchlorid, Alaun, Tannin, Kaliumpermanganat. Allein man fand, daß diese Stoffe in den nothwendigen Verdünnungen durchaus nicht den gehofften Zwecken entsprechen. Altehöfer[21] im Uffelmannschen Institute in Rostock hat Versuche mit Wasserstoffsuperoxyd in der bezeichneten Richtung angestellt und ist zu folgenden Ergebnissen gekommen: Zur vollständigen Vernichtung der gewöhnlichen Wassermikroben genügt eine Konzentration von 1 : 1000 bei 24stündiger Einwirkung, desgleichen für die in Kanalwässern vorkommenden Mikroben. Für pathogene Mikroben (Cholera, Typhus) genügt ebenfalls eine Konzentration von 1 : 1000 nach 24stündiger Einwirkung. Das mit Wasserstoffsuperoxyd versetzte Wasser ist ganz geschmacklos, und kann schon deshalb von einer gesundheits-

Digitized by

schädlichen Eigenschaft nicht die Rede sein, weil das Wasserstoffsuperoxyd sich innerhalb des Wassers sehr bald zersetzt. Was den Kostenpunkt betrifft, so kostet 1 Liter 10prozentiges Wasserstoffsuperoxyd im Detail 1,60 Mk., bei 10 Liter nur 1,20 Mk. Die Desinfektionskosten würden sich also bei Anwendung von 10 Kubikcentimeter Lösung auf 1 Liter Wasser pro Liter auf 1,6 bis 1,2 Pf. stellen oder bei einem veranschlagten Verbrauche von 10 Liter für eine Familie auf täglich 16 bis 12 Pf., ein Kostenaufwand, der bei herrschenden Epidemien, wie Typhus, Dysenterie u. s. w., sicher nicht in Betracht kommt. Erwähnt mag noch werden, daß eine häufigere Prüfung des Wasserstoffsuperoxydgehaltes der Lösung durch Kaliumpermanganat bei der Zersetzlichkeit des Materiales sehr zu empfehlen ist. —

Es erübrigt nun noch, die Verwendungen des Wasserstoffsuperoxydes nach der ökonomischen Seite hin, namentlich als kosmetisches Mittel, hervorzuheben.

Lebendes und todtes Haar kann mittelst Wasserstoffsuperoxyd wirksam gebleicht werden. Hier muß vor allem wieder eine möglichst vollständige Entfettung des Haares vorausgehen, die am besten mittelst Benzin bewirkt wird. Man hat es durch längere oder kürzere Behandlung der Haare mit Wasserstoffsuperoxyd in der Hand, denselben einen bestimmten Farbenton zu verleihen. Zur praktischen Ausführung dieser Bleichung hat Brauner[22] folgende Anweisung gegeben: Man nimmt eine niedere Glaswanne, welche mit einer Glasplatte bedeckt gehalten wird, breitet auf dem Boden derselben die zu bleichenden Haare aus und gießt das Wasserstoffsuperoxyd längs des Randes der Wanne in das Gefäß, und zwar so lange, bis die Haare davon vollkommen bedeckt sind. Nach beendeter Bleichung werden die Haare aus der Flüssigkeit gehoben und läßt man sie gut abtropfen. Die in der Wanne verbleibende Flüssigkeit wird neuerdings zum Bleichen verwendet, und fügt man ihr erst,

Digitized by Google

nachdem die Bleichwirkung anfängt, merklich schwächer zu werden, wieder frisches Wasserstoffsuperoxyd zu. Die gebleichten Haare werden in reinem Wasser abgespült, getrocknet und dann dem Glänzen unterzogen. Die letztere Operation vollführt Brauner mittelst folgenden erprobten Präparates: Man kocht ganz frisches Schweinefett mehrere Male mit Wasser aus und bringt dann 100 Gramm dieses Fettes in eine porzellanene Reibschale. Man setzt dem Fette hierauf 5 Gramm krystallisirte und auf das feinste gepulverte Borsäure zu und verreibt sie so lange mit dem Fette, bis man eine gleichförmige Masse vor sich hat. Die salbenartige Masse, welche man so erhält, wird nie ranzig und kann in vortrefflicher Weise zum Glänzen der Haare angewendet werden. (Lebendes Haar wird zuerst mit Seife und dann mit starkem Spiritus entfettet, worauf es mit Wasserstoffsuperoxyd angefeuchtet wird, das langsam antrocknen muß.) Das Wasserstoffsuperoxyd ist ein Schönheitsmittel im wahren Sinne des Wortes. Wenn man mit Wasser, in welchem Wasserstoffsuperoxyd enthalten ist, eine noch so sonnenverbrannte und wettergebräunte Haut wäscht, so nimmt dieselbe allmählich ein blendendes Weiß und eine große Weichheit an. Man wendet gewöhnlich gleiche Theile Wasser und Wasserstoffsuperoxyd an. Zur Reinigung der Zähne nehme man Schlemmkreide und gieße das Wasserstoffsuperoxyd auf das an der Bürste haftende Pulver. Als Waschwasser setze man dem verdünnten Wasserstoffsuperoxyd kurz vor dem Gebrauche Salmiakgeist zu, ein bis zwei Tropfen auf einen Eßlöffel voll. Man sieht dann, wie sich überall, wo das Wasserstoffsuperoxyd mit der Haut in Berührung kommt, kleine Bläschen von Sauerstoff entwickeln, während gleichzeitig die abgestorbene rauhe Oberfläche der Haut in eine weiße, seifenartige Masse verwandelt wird. Da das Wasserstoffsuperoxyd nur die abgestorbenen Theile zerstört, kommt die glatte Haut zum Vorschein, welche, da sie in keiner Weise angegriffen

Digitized by Google

wird, sich rasch kräftig und widerstandsfähig gegen äußere Einflüsse zeigt.

Stockflecken, die auf Bildern häufig vorkommen, lassen sich leicht durch Wasserstoffsuperoxyd entfernen. Wie Bersch[23] meint, besteht die färbende Substanz derselben aus Huminkörpern, welche durch Einwirkung von Bakterien auf die Cellulose des Papieres gebildet werden. Es ist bei Beobachtung der größten Vorsicht unter Anwendung von Chlor oder schwefliger Säure sehr schwierig, die Stockflecke aus dem Papiere verschwinden zu machen, und letzteres leidet hierbei immer in hohem Grade. Durch wiederholtes Behandeln der Flecken mit Wasserstoffsuperoxyd gelingt es, sie vollständig zu entfernen und den gelblichen Ton, welchen das alte Papier immer zeigt, so verschwinden zu machen, daß die Blätter nach der Behandlung wie neu erscheinen. Mit Recht bemerkt Bersch, daß, da eine Zerstörung des Papieres durch Wasserstoffsuperoxyd nicht stattfindet, man auch die kostbarsten Drucke und Kupferstiche ohne jede Gefahr dieser Auffrischung unterwerfen kann, was besonders dann von Wichtigkeit ist, wenn solche Seltenheiten auf photographischem Wege vervielfältigt werden sollen. —

Als allgemeine Regeln für die verschiedenen Anwendungen des Wasserstoffsuperoxydes gelten folgende: Das Wasserstoffsuperoxyd soll immer in schwach alkalischer Lösung und der Maximalstärke von 1 Prozent Wassergehalt verwendet werden; man hat daher dasselbe vor dem Gebrauche immer erst durch mäßigen Zusatz von Alkali — Kali, Natron oder Ammoniak — schwach alkalisch zu machen und die gewöhnliche Handelsware von 3 Prozent Gehalt mit dem doppelten Quantum Wasser zu verdünnen. Die bereits gebrauchte alkalische Wasserstoffsuperoxydlösung bleibt haltbar, wenn dieselbe nach dem Gebrauche schwach angesäuert und an kühlem Orte aufbewahrt wird. Für therapeutische Verwendungen empfiehlt sich ein

Digitized by Google

kleiner Aetherzusatz, der nach den Versuchen von Davis und Kingzeit[24] die Zersetzung des Wasserstoffsuperoxydes ganz erheblich einschränkt. Die Wirkung des Aethers glauben die Genannten auf den Druck zurückführen zu müssen, der beim Verdunsten des Aethers in den Flaschen entsteht.

Zur raschen Bestimmung von Wasserstoffsuperoxydwasser hat M. Contamine[25] folgende Methode angegeben: Man bringt einen, beziehungsweise mehrere Kubikcentimeter der vorher mit Ammoniak vorsichtig neutralisirten Flüssigkeit in ein Gasmessungsrohr von mindestens 0,5 Meter Länge, das in ein Zehntel Kubikcentimeter getheilt ist, und füllt mit destillirtem Wasser bis 30 Kubikcentimeter auf. Hierauf fügt man einige in Seidenpapier gewickelte Krystalle von Kaliumpermanganat zu und verschließt die Rohröffnung sofort mit dem Daumen. Es beginnt nun eine lebhafte Einwirkung der beiden Reagentien aufeinander, die man durch sanftes Agitiren unterstützt. Nach der Gleichung:

$$\underset{\text{Kaliumpermanganat}}{2MnO_4K} + \underset{\text{Wasserstoffsuperoxyd}}{5H_2O_2}$$

$$= \underset{\text{Manganoxydul}}{2MnO} + \underset{\text{Kaliumoxyd}}{K_2O} + \underset{\text{Wasser}}{5H_2O} \quad \underset{\text{Sauerstoff,}}{5O_2.}$$

wird Sauerstoff frei. Bei richtig gewählten Mengen ist der Druck im Rohre nicht so erheblich, daß er den Widerstand des Daumens überwindet. Die Beendigung der Reaktion wird dadurch angezeigt, daß die in braunen Flocken ausgeschiedenen Manganoxyde durch die violette Farbe des schließlich unzersetzt in Lösung gehenden Kaliumpermanganats verdeckt werden. Sobald dies der Fall ist, bringt man die noch geschlossene Rohröffnung unter Wasser — in eine pneumatische Wanne — und lüftet den Daumen. Nachdem sich der Druck ausgeglichen hat, liest man das vorhandene Gasvolumen — Luft und Sauerstoff — ab. Die Differenz zwischen dem ursprünglich vorhandenen Gas-(Luft-)Volumen und dem nach der Reaktion erhaltenen zeigt direkt die Quantität des im Wasser enthalten

Digitized by Google

gewesenen Wasserstoffsuperoxydes an. Da die Wasserstoffsuperoxydlösungen des Handels 10 bis 12 Volumina Wasserstoffsuperoxyd gelöst enthalten, so ergiebt sich daraus, daß ein Kubikcentimeter dieser Präparate 10 bis 12 Kubikcentimeter Sauerstoff liefern wird. Für Bleichzwecke benutzt man Lösungen, welche 2,5 bis 3 Volumina in Lösung enthalten. Bleichereien sind daher im stande, nach dieser Methode Bäder von bestimmter Stärke leicht darzustellen und den Gehalt etwa schon gebrauchter Bäder an Wasserstoffsuperoxyd festzustellen.

Zur Prüfung des Wasserstoffsuperoxydes auf Stärke und Reinheit hat N. Helmer[26] folgende einfache Methoden angegeben.

Die Reinheit wird entschieden durch die völlige Abwesenheit von Säuren sowohl, wie von Alkali; von diesen beiden ist das ätzende Alkali das gefährlichste. Ist es rein, so werden sowohl blaues, wie rothes Lackmuspapier darin ihre Farbe behalten. Ist es sauer, so wird das blaue Papier roth, ist es alkalisch, so bläut es das rothe Papier.

Die Stärke wird leicht nach folgender Methode ermittelt: Ein auf Tropfen graduirter Cylinder; eine kleine Flasche mit Schwefelsäure und drei Tropfgläser mit sehr feinen Oeffnungen bilden die ganze Ausrüstung. Um sicher zu sein, daß die Kaliumpermanganat-Lösung gesättigt ist, achte man darauf, daß sich etwas ungelöstes Salz am Boden der Flasche befindet, welche, wenn theilweise leer, von neuem mit Wasser gefüllt werden kann, bis der Bodensatz verschwunden ist. Mit dem ersten Tropfglas nimmt man zwanzig Tropfen des fraglichen Superoxydes und bringt sie in den graduirten Cylinder bis zur Zwanzigtropfenlinie. Aus einem anderen Tropfglase setzt man nun zwei Tropfen Schwefelsäure zu. Man achte darauf, daß das Tropfglas trocken sei. Dann tropft man vorsichtig so viel Kaliumpermanganatlösung in die Mensur, als das Superoxyd

absorbirt, d. h. entfärbt. Ist das Superoxyd 15 Vol. stark, so wird es sein eigenes Volumen Permanganat absorbiren und man kann Tropfen auf Tropfen des letzteren zusetzen, bis man die Vierzigtropfenmarke erreicht.

Anmerkungen.

1 Ber. d. chem. Gesellsch. 7, 1693.

2 Jahresber. d. Chemie, 1875, 156.

3 Ber. d. chem. Gesellsch. 9, 835.

4 Ber. d. chem. Gesellsch. 9, 83.

5 Chemiker-Zeitung, 1888.

6 Die Oel- und Fett-Industrie; Beiblatt zu (Nr. 7) der Allg. österr. Chemiker- und Techniker-Zeitung, 1889.

7 Die Oel- und Fett-Industrie; Beiblatt zu (Nr. 7) der Allg. österr. Chemiker- und Techniker-Zeitung, 1889.

8 Pharm. Journ. 1890.

9 Ber. d. chem. Ges. 1890.

10 Die Färberei à Ressort von A. Brauner, 1887.

11 Chemiker-Ztg., 1888. Neueste Erfindungen und Erfahrungen, 1888.

12 Dr. Kayser, Mittheilungen des Bayrischen Gewerbemuseums, 1885.

13 Dr. Göhring, Gerberztg; 1890; Neueste Erfindungen und Erfahrungen, 1890.

14 Deutsches Wollengewerbe, 1886.

15 C. H. Löbner, Deutsches Wollengewerbe, 1886.

16 Färberei-Musterzeitung, 1890.

17 Neueste Erfindungen und Erfahrungen, 1890.

18 J. Hensel, Makrobiotik, 1882.

19 Eine zehnprozentige Lösung ist eine solche, welche zehn Volumina disponiblen Sauerstoff enthält, was einem Gehalte von dreiprozentigem Wasserstoffsuperoxyd entspricht; in dieser Stärke kommt das Wasserstoffsuperoxyd im Handel vor. Die zweiprozentige Lösung ist also dann eine Lösung von 0,6 Gewichtsprozent.

20 Pharm. Centralhalle, 1883.

21 Centralbl. f. Bakteriologie und Parasitenkunde, 1890.

22 Die Färberei à Ressort von A. Brauner, 1887.

23 Neueste Erfindungen und Erfahrungen, 1890.

24 Journ. of chem. Ind. 1890, S. 3.

25 Pharm. Zeitung, 1886.

26 D. A. Apoth.-Ztg., 1891.

Digitized by Google

Deutsche Statthalter
und
Konquistadoren in Venezuela.

Von

Dr. Hugo Topf
in Jalapa, Mexico.

Mit einer Kartenskizze.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

O que cosa tan trabajosa es ir á descubrir tierras nuevas!
Bern. Diaz, Hist. verd., c. 5.

I.

Am 5. August des Jahres 1498 stieg bekanntlich zum erstenmal eine europäische Schiffsmannschaft an das Gestade des Festlandes der neuen Welt. Das war im Paria-Golf. Vier Tage zuvor waren Colons Schiffe an den Einöden des Orinocodeltas vorübergefahren, die Insel Trinidad, die ein Matrose bereits am 31. Juli erblickt hatte, zur Rechten. Am 2. August hatten Orinoco-Indianer zum erstenmal ihre Pfeile nach einem spanischen Boot gesandt, am 6. wurde der Admiral im Paria-Golf von nackten, hellfarbigen, glatt- und langhaarigen Guaranibogenschützen gastlich empfangen. Er tauschte Perlen und Gold ein. Der friedliche und feindliche Verkehr mit dem amerikanischen Kontinent war eröffnet.

Am 15. August bereits segelte Colon aus der Nähe der Insel Margarita nach Española (Santo Domingo) hinüber, nachdem er, noch zweifelnd, in sein Journal geschrieben: „Wenn das entdeckte Gebiet einem Festland angehört, werden alle Gelehrten erstaunen."

Die Skizze von den neuen Ländern und die Paria-Perlen, welche der Admiral nach Spanien geschickt, regten von neuem zu Fahrten nach dem Westen an, und Alonso de Hojeda und Per Alonso Niño erwarben sich Patente zur Verfolgung der Colonschen Entdeckung.

Digitized by Google

Alonso Niño traf mit seinem von Guerra ausgerüsteten Schiff im Juli 1499 an der südamerikanischen Küste ein, trieb den ergiebigsten Perlenhandel auf Margarita, segelte und marschirte von Paria westwärts bis etwa zum Cap Codera und war im Februar 1500 mit reichen Schätzen wieder in Spanien.

Die beiden Caravelen Hojedas, den Vespucci begleitete, hatten bereits am 18. Mai 1499 die Rhede von Cadiz verlassen. Sie waren vom Amazonenstrom aus der Küste entlang ein paar Grade über den Aequator hinaus gesegelt, hatten sich darauf zurückgewandt und waren nordwestwärts fahrend nach Trinidad gelangt. Durch den Kanal der Schlange drang Hojeda in den Pariagolf, tauschte Perlen dort ein, gewann durch den Drachenschlund das Caribische Meer und segelte an der Küste entlang bis zum heutigen Puerto Cabello. Man besuchte Margarita und Curaçao. Zehn Leguas weiter westlich vom letztgenannten Eiland, wahrscheinlich an einem Punkte der Westküste von Paraguana, fand man eine auf Pfählen ins Meer gebaute indianische Ortschaft. Man nannte dieselbe „Klein-Venedig" — Venezuela — und schuf damit den Namen für diesen Theil des südamerikanischen Festlandes. Hojeda drang in den Golf von Maracaybo ein, fand die Eingangsstraße zur Lagune gleichen Namens, umsegelte die Halbinsel Guajiro (Chichibacoa) und gelangte bis zum Cabo de la Vela, von wo er Mitte September 1499 nach Española hinüberging.

Mit dem Beginne des Jahres 1500 war somit die Küste des heutigen Venezuela, die Perlenküste, wie sie jene Zeit nannte, in ihrer ganzen Ausdehnung von den Orinocomündungen bis zur Nordwestküste der Guajiro-Halbinsel entschleiert.

Lockender Perlen- und Goldgewinn lenkte rasch neue Entdecker- und Raubfahrten nach diesen Gegenden.

Vor Allen war es der rastlose Wagehals Hojeda, der

Digitized by Google

sich von einer neuen Reise reichere Ausbeute versprach. Schon am 28. Juli 1500 hatte er mit dem Bischof Fonseca, welcher von Spanien aus die Entdeckungsfahrten überwachte, und die Kolonien verwaltete, einen Vertrag abgeschlossen, welcher ihn gegen Zahlung eines Quinten vom Reingewinn an die Krone zur Fortführung seiner Fahrten an der festländischen Küste ermächtigte und ihm die Statthalterschaft von Chichibacoa, d. h. der Uferlandschaften um den Maracaybosee, übertrug. Im Januar 1502 verließ er mit seinem Geschwader Cadiz. Ein paar Monate später gründete er nach mehrfachen Gefechten mit den Eingeborenen im Golfe von Coro an der Paraguanaküste die erste Niederlassung auf dem amerikanischen Festland. Der Mangel an Lebensmitteln zwang ihn zu Ueberfällen auf die indianischen Ansiedelungen. Die Eingeborenen vergalten solche durch heftige Angriffe. Am Ende ward Hojeda von seinen eigenen Leuten, welche, enttäuscht und aufgebracht durch Krankheiten, Hunger und die ununterbrochenen Kämpfe, sich gegen ihn empörten, in Ketten nach St. Domingo geschleppt. Die Niederlassung war damit aufgegeben. Hojeda ist gegen das Jahr 1516 zu S. Domingo in größter Armuth gestorben. Auch seine Statthalterschaft von Neu-Andalusien, d. h. der Küste vom Cabo de la Vela bis zum Atrato, war nur reich an wilden Abenteuern gewesen. Als Schiffbrüchiger, ohne einen Maravedi im Vermögen, von einer peinlichen Anklage bedroht, war er von Neu-Andalusien nach S. Domingo zurückgekommen.

Für die Spanier auf den Inseln Westindiens waren die bisherigen Erfahrungen an der Perlenküste nicht besonders aufmunternd. Im Tauschhandel war wenig zu erzielen in einem Land, wo, wie es hieß, das Gold so geschätzt wurde wie irgendwo in der Welt. Gewaltsame Unternehmungen machten sich auch schlecht bezahlt; das hatte namentlich Hojeda zu wiederholten Malen schmerzlich genug erfahren. Doch erschienen mit

der Zeit häufiger Fahrzeuge am Strande, bemannt mit rauhen Gesellen, die den Sklavenfang als gewagtes, aber im Glücksfall ergiebiges Geschäft betrieben, in Sonderheit als nach der Entvölkerung der Bahamainseln die reichen Herren auf Española sich nach frischen Arbeitskräften umsahen. Von einer besonderen Statthalterschaft über die heutige venezuelanische Küste ist deshalb in den ersten dreißig Jahren nach der Entdeckung nicht die Rede. Das Land unterstand der Aufsicht des Admirals und der Audienz zu S. Domingo. Das Binnenland blieb vorläufig der Goldsucht und damit der Kenntniß verschlossen, während von den vorliegenden Inseln, Oruba, Curaçao, Buen Ayre im Westen und Margarita im Osten die Spanier frühzeitig, sei es im friedfertigen Tauschverkehr mit den Eingeborenen, sei es mit den Waffen in der Hand, Besitz ergriffen. Besonders aber war es Cubagua, ein wasserloses, steiniges, menschenleeres Eiland zwischen Margarita und der Araya-Halbinsel, welches für Jahrzehnte durch seinen wunderbaren Perlenreichthum das Interesse der Krone und der Abenteurer der Inseln an sich fesselte. Tauschhandel mit den friedfertigen Eingeborenen des nahen Festlandes, die sich von Zeit zu Zeit zum Perlenfischzug nach der Insel begaben, Tribut und die Arbeit indianischer Sklaven lieferten die hochgewertheten Schätze der Meerestiefen in überraschender Fülle nach Castilien.

Frühzeitig schickte die Kirche ihre Sendboten an die Festlandküste in der Nähe Cubaguas. Schon 1516 gründete der Franziskaner Johann Garces, ein Franzose, das erste Kloster zu Cumaná, wo, von den Turumiquirebergen kommend, ein Fluß in den Cariacogolf fließt, welcher den Perlenfischern von Cubagua das Trinkwasser lieferte, da selbst die nahe Insel Margarita nur einige rasch austrocknende Jagueyes (Sammelteiche) besaß. Weiter westwärts, bei Piritú, setzten sich im nämlichen Jahre zwei Dominikaner fest, um jedoch schon nach wenigen Monaten

Digitized by Google

ihren Glaubensmuth durch den Tod von Indianerhand zu bezeugen, was die eifrigen Dominikaner-Missionäre aber nur anspornte, schon im folgenden Jahre fünf Leguas westlich von Cumaná, zu Chiribichi, eine Niederlassung Santa Fé zu errichten.

Zwei Jahre lang nahm das Missionswerk den gedeihlichsten Fortgang. Lustig klangen die Klosterglöcklein über das Gestade Venezuelas, die Caziken und ihre Unterthanen empfingen in der Taufe christliche Namen, und ein einzelner Spanier hätte, wenn wir dem Geschichtsschreiber Oviedo glauben dürfen, von Paria ab viele Tagereisen weit westwärts an der Küste dahinwandern können in aller Sicherheit. Aber die Sklavenjäger der Inseln und die gierigen Perlenfischer von Cubagua hatten füglich kein Verständniß für das Friedenswerk der Mönche. Da erhoben sich gegen das Ende von 1519 die Indianer von Maracapana, Tagarigua, Unare, Chiribichi, Cariaco und zuletzt selbst die allzeit friedfertigen von Cumaná. Zu Maracapana erlagen 40 Spanier, die gesamte Bemannung von 4 Carabelen, die arglos gelandet waren, ihrer Rache. Das Kirchlein von Santa Fé wurde während der Messe gestürmt, sämtliche Geistliche wurden niedergemacht, nichts Lebendes wurde verschont, die Klosterglocke wurde in Stücke geschlagen, Heiligenbilder und Kruzifixe wurden verbrannt, der Garten wurde verwüstet. Die Franziskaner von Cumaná flohen nach Araya und weiter nach Cubagua hinüber. Darauf schritten die Indianer zum Angriff auf Cubagua, das ihnen der Oberrichter Antonio Flores feige überließ. Die gesamte Bevölkerung, an 300 Köpfe, schiffte sich Hals über Kopf auf einigen Carabelen und Barken nach Española ein. Freilich bestand das Gesindel von Cubagua, meint Oviedo mit der Entrüstung eines tapferen Castilianers, mehr aus Krämern als aus kampfesfrohen Männern.

Der Admiral Diego Colon und die Audiencia von S. Domingo rüsteten sofort 300 Mann aus, welche im Jahre 1520 unter

Digitized by Google

dem Kommando des Gonzalo de Ocampo nach der Tierra firme, dem Festland, abgingen, um Cubagua zurück zu erobern und die Indianer der Perlenküste zu züchtigen. Das Geschwader ankerte vor Maracapana. Das bewaffnete Volk blieb unter Deck versteckt. Durch die Versicherung, er komme geradenwegs von Castilien, lockte Ocampo eine Anzahl angesehener Eingeborenen an Bord, die ihrerseits durch freundliche Einladungen und Geschenke die Spanier zu einer unvorsichtigen Landung zu bewegen suchten. Die Bewaffneten brachen hervor, und bald baumelten etliche Caziken an den Segelstangen, eine schreckende Warnung für den am Ufer versammelten Haufen. Ocampo nahm darauf Cubagua, setzte nach dem nahen Festland über, erschlug eine Anzahl Indianer und brachte den Caziken von Cumaná zur Unterwerfung. Eine halbe Meile oberhalb der Mündung des Flusses von Cumaná gründete er Toledo, eine ephemere Niederlassung freilich, da die Ankunft des bekannten Licentiaten Bartolomé de las Casas den Ocampo zum Abzug nach Cubagua veranlaßte. Es mag der entmuthigendste Abschnitt seines Lebens gewesen sein, als Las Casas von Puerto rico nach der Perlenküste hinübersegelte. Schon hatte eine große Schar der spanischen Ansiedler, die er mit sich führte, ihn auf die Nachricht von dem Indianeraufstand hin auf Puertorico treulos verlassen. Nun kam er mitten in die rauhe Pacifikationsthätigkeit des Ocampo hinein, welcher den königlichen Vollmachten des Defensors der Indianer trotzig die Befehle des Admirals und der Audienz entgegenhielt. Las Casas errichtete an der Stelle des verlassenen Toledo einen geräumigen Holzschuppen zur Bergung seiner reichen Vorräthe und zum Unterschlupf für den Rest der biederen spanischen Landbauern, mit denen er die friedliche Konquista der Perlenküste zu betreiben gedachte. Darauf ging er an die Audienz zu S. Domingo. Er hatte kaum das Gestade verlassen, als die Eingeborenen den

Digitized by

Schuppen überfielen, anzündeten und die Mehrzahl der Bewohner niedermachten. Einige wenige retteten sich nach Cubagua hinüber.

Las Casas hatte unter den Stämmen der Perlenküste eine auf christlicher Menschenliebe und ernster Kultivationsarbeit basirte Kolonie gründen, dem Könige Karl durch glänzende Erfolge beweisen wollen, daß die Raubbaupolitik seiner indischen Regierung in durchaus verfehlten Bahnen laufe. Jetzt war das Unternehmen, an dessen Realisirung er jahrelang mit der zähen Ausdauer des Fanatikers gearbeitet, durch unvorhergesehene Widerwärtigkeiten kläglich gescheitert. Er nahm das Ordensgewand der Dominikaner in der Hauptstadt Españolas. Der Spott und der Hohn der Inselspanier und der leitenden Männer an der indischen Regierung in Spanien folgten ihm hinter die Mauern des Klosters.

Im Osten der heutigen Küste von Venezuela blieb fast auf ein weiteres Jahrzehnt hinaus Cumaná der einzige dauernd von Spaniern besetzte Ort. Das Trinkwasser des Cumanáflusses war die Vorbedingung für eine ergiebige Ausbeute der Perleninsel Cubagua. Ende November 1522 setzte Jacome de Castellon im Auftrage der Behörden von S. Domingo von Cubagua an's Festland über, drängte die indianischen Giftpfeilschützen von der Flußmündung weg, verfolgte sie, tödtete viele und schickte die Gefangenen zum Sklavendienst nach Española. Darauf begann er am Ausfluß des Cumaná eine steinerne Burg zu errichten. Und als dann am 2. Februar 1523 das Banner Castiliens vom Thurme wehte und Castellon an der Spitze einer Besatzung die Burg bezog zum Schutze des Wassers, stand den Ansiedlern auf Cubagua nichts mehr im Wege, an Stelle ihrer flüchtig aufgeschlagenen Hütten das dauernde Steinstädtchen Neu-Cadiz zu gründen.

Ungefähr zu der nämlichen Zeit faßten die Spanier Fuß an der Küste, etwa 75 Meilen westlich von Cumaná den Inseln

Digitized by Google

Oruba und Curaçao gegenüber. Die genannten Inseln nebst Buen Ayre waren von der Krone einem Juan de Ampies als Lehen übertragen. Der hatte seine Leute auf einen Streifzug nach dem Festland hinübergeschickt. Unter den dort gemachten Gefangenen war ein Cazike, der sich taufen ließ und seinen Einfluß auf seine Landsleute benutzte, einen freundschaftlichen Verkehr mit den Spaniern anzubahnen. Namentlich durch die treue Anhänglichkeit eines anderen Caziken Manaure, der in der Taufe den Namen Martin erhielt, gelang es dem Ampies, im Jahre 1525 an der Küste zu Coro* eine Kolonie spanischer Familien anzusiedeln und seine Herrschaft auf 14 Leguas binnenwärts für einige Jahre zu behaupten.

Coro sollte bald ein Centralort regsten Konquistadorentreibens werden.

Im Jahre 1528 nämlich stellte das Bankhaus Welser zu Augsburg bei Kaiser Karl V. den Antrag, ihm zur Regelung seiner Forderungen an die kaiserliche Kasse eine der entdeckten Landschaften in der neuen Welt als Lehen zu überlassen. Die Agenten des Hauses in Spanien, Heinrich Alfinger und Hieronymus Sayller, schlugen als solches einen Theil der Perlenküste vor. Es wurde ein Vertrag abgeschlossen, der im wesentlichen das Folgende stipulirte.

Das Haus Welser rüstet auf seine Kosten vier Schiffe mit 300 Mann spanischer oder fremder Herkunft und mit Lebensmitteln für ein Jahr aus. Das Lehensgebiet erstreckt sich über die Küste von der Grenze der Statthalterschaft Santa Marta, dem Cap de la Vela, im Westen, bis zum Cap Codera (Maracapana) im Osten, über die Inseln vor dieser Küstenstrecke mit Ausnahme der zum Lehen des Juan de Ampies gehörigen, und über das Binnenland bis zum „anderen"

* Vela de Coro unserer Karten.

(pacifischen) Meer. Die Welser verpflichten sich, innerhalb eines Jahres nach Abschluß der Kapitulation ihre Schiffe nach Venezuela abgehen zu lassen und dort binnen zwei Jahren zwei Ortschaften und drei Burgen anzulegen. Sie deponiren dafür genügende Bürgschaft. Weiter verpflichten sie sich, innerhalb zweier Jahre mit 50 kundigen deutschen Bergleuten Kontrakte für sämtliche Theile Indiens abzuschließen.

Demgegenüber überläßt der König dem Hause Welser oder seinen Erben oder Nachfolgern die Statthalterschaft, das Militär-Kommando und die oberste Polizeigewalt in dem Lehensgebiet und das Kommando in den drei festen Plätzen. Er gewährt den Titel eines Adelantado Demjenigen, welchen das Haus dazu ausersehen würde. Er setzt für den Statthalter ein lebenslängliches Jahrgehalt von 200000 Maravedis (533 damaligen Dukaten = 18655 Mk.), für den Oberst-Kommandirenden ein solches von 100000 Mar. (266 Dukaten = 9330 Mk.) und für den Commandanten jedes festen Platzes ein solches von 75000 Mar. (200 Dukaten = 7000 Mk.) aus. Vier Prozent von den üblichen königlichen Gefällen, dem Quint, sollen dem Bankhaus zufließen. Dasselbe braucht keine Ausgangszölle auf Lebensmittel von Spanien zu bezahlen, so lange es nicht Handel mit solchen treibt. Es werden ihm 12 Quadratleguas in erobertem Gebiet zum Anbau eigenthümlich überlassen. Die Einfuhr von Pferden und Vieh von den Inseln unter dem Winde nach Venezuela wird gestattet. Den Ansiedlern werden die Bürgerprivilegien und das übliche Stück Ackerland zugesichert. Die Indianer, welche sich der Krone und dem Christenthum nicht friedlich unterwerfen, können unter Beobachtung der bestehenden Vorschriften als Sklaven weggeführt werden. Von den Eingeborenen des Landes können Sklaven unter der Aufsicht der königlichen Beamten und der Geistlichen und gegen eine Abgabe an den König angekauft werden. Für sechs Jahre stehen die

Arsenale von Sevilla für Ankäufe dem Hause zur Verfügung. Die königlichen Beamten, welche der Expedition beigegeben werden, sollen bei der rechtmäßigen Eintreibung des königlichen Quints die weitestgehenden Befugnisse haben.

Der Dominikaner Fray Antonio Montesinos wird als Protektor und Defensor der Indianer die Deutschen nach dem Lehensgebiete begleiten.

II.

Am 24. Februar 1528 legte sich das deutsche Geschwader unter Trompetengeschmetter und Trommelwirbeln in der Rhede von Coro vor Anker. Im glitzernden Waffenschmuck betrat der Statthalter Ambrosius Alfinger das Lehensgebiet des Hauses Welser. Deutsche Edelleute und spanische Hidalgos in strahlender Rüstung, Spanier, Portugiesen und Deutsche, die das Handwerk oder den Pflug daheim im Stiche gelassen, westindische Indianer und Neger von Neu-Guinea verließen die Schiffe und betraten in der übermüthigsten Stimmung ein Land, aus dem nur den wenigsten eine fröhliche Heimkehr beschieden sein sollte. Juan de Castellanos, der uns in 11000 Ottaverimen die Thaten der ersten Entdecker in den Ländern ums caribische Meer erzählt, spricht von 700 Mann, die an jenem Tage gelandet seien. Mit einer Mischung von Enttäuschung und Spott zogen sie in das elende Hüttennest Coro ein, wo sie von etlichen Ansiedlern des Ampies und nackten Eingeborenen empfangen wurden.

Zum Vicestatthalter ernannte Alfinger den Federmann, einen hochstrebenden, dabei treulosen Mann, einen tapferen und umsichtigen Soldaten, der sich bald die Anhänglichkeit der Konquistadorenhaufen zu erwerben verstand. Schatzmeister ward Alonso Vasquez, Zahlmeister Antonio de Navero. Pedro de San Martin besorgte die Geschäfte des ersten königlichen

Digitized by Google

Faktors, der die Interessen der Krone zu wahren hatte, die Kriegsmannschaft wurde unter die Hauptleute Vascoña, Sarmiento, Florin, Monserrate, Kasimir Nüremberg und Philipp von Hutten vertheilt. In welcher Eigenschaft ein Bartholomäus Welser den Zug begleitete, ist aus unseren Quellen nicht recht ersichtlich. Jedenfalls nahm er eine geachtete Stellung ein.

Der Statthalter traf die nothwendigen Vorkehrungen zur festen Besiedelung Coros als des Hafen- und Stapelplatzes von Venezuela. Von Española kam der vortreffliche Dekan an der Kirche von Santo Domingo, Rodrigo de Bastidas als neuernannter Bischof herüber und erhob Coro zum Mittelpunkt seiner Diöcese. Bald klangen die Glocken von der Kirche von Coro.

Unter den Leuten, welche man in Coro vorgefunden hatte, war ein Estéban Martin, ein ruheloser Gesell unbekannter Herkunft, dem es auch nur auf abenteuerlichen Märschen und im Kampfgetümmel wohl zu sein schien. Er kannte die Umgebung Coros auf viele Leguas und verstand die Sprache der benachbarten Indianerstämme. Er war der unentbehrliche Begleiter auf den Streifzügen, welche kurz nach der Ankunft Alfingers ihren Anfang nahmen. Rasch lernten die Neuangekommenen unter seiner Leitung, friedfertige Indianer in nächtlichen Ueberfällen aus den Hängematten zu schrecken, sie mit Sklavenketten zu fesseln und für ihren Erlös auf den Inseln Pferde, Waffen und Munition einzutauschen.

Im allgemeinen scheint die Stimmung zu Coro in den ersten Monaten eine fast fröhliche gewesen zu sein. Natürlich. Die Vorräthe an Lebensmitteln gewährten vorläufig ein sorgenloses Leben, und über die Unbilden eines ungewohnten Tropenklimas setzte ein lustig-derber Soldatenspaß hinweg.

„Vergiß deine Strumpfhosen nicht für das Mittagsschläfchen!“ rief wohl ein Nachbar dem Andern scherzend zu,

wenn sich eine Abtheilung zum Raubmarsch ins Land unter der stechenden Sonne Venezuelas rüstete.

Den Statthalter aber zog es gen Westen nach Santa Marta zu; von dort waren zahlreiche goldverheißende Nachrichten gekommen.

Las Casas hat den Ambrosius Alfinger zum Scheusal gestempelt und seine Leute zu Raubthieren. „Die spanischen Konquistadoren waren im Vergleich zu ihnen noch gute Menschen, denn die golddurstigen Deutschen fuhren drein wie wilde Tiger," sagt er im 15. Artikel seiner Geschichte der grausamen Thaten der Konquistadoren. Im übrigen will sich der biedere „Defensor der Indier" nicht sonderlich verwundern über die von den Deutschen angerichteten Greuelscenen, denn „allem nach waren der Statthalter und viele seiner Leute lutheranische Ketzer", was aber aus unseren genaueren Quellen nicht gerade hervorgeht.

Der Golddurst, und nichts als dieser, trieb auch die Deutschen in die todbergenden Landschaften Venezuelas; das ist unleugbar.

Heute mag der Menschenfreund einigen Trost in dem Gedanken finden, daß der Golddurst, der die Abenteurer des 15. und 16. Jahrhunderts über das Weltmeer trieb, eben auch nur eines der Mittel war, welche dem Fortschritte der Menschheit dienen müssen. Der Zeitgenosse Las Casas aber konnte nur mit Entrüstung die wilden Thaten betrachten, in denen jener Golddurst seine Befriedigung suchte, er konnte nur das Schicksal der braunen Völker der neuen Welt beweinen und die „Helden der Konquista" mit seinem Zorn und Hohn und Spott verfolgen. Und wenn er darin auf Schritt und Tritt über das gerechte Maß hinausgegangen, so wird man das dem vielenttäuschten und am Ende verbitterten Fanatiker einer guten Sache gerne nachsehen.

Viele aus den Konquistadorenscharen sind alte, abgehärtete

Digitized by Google

Verbrecher gewesen, die „mit abgeschnittenen Ohren auf den Inseln umherliefen". Das ist wahr. Aber auch gar manchen Biedermannes Gestalt mochte man unter ihnen erkennen. Es waren die Konquistadoren der Mehrzahl nach Gesellen, die samt dem Kragen den Hals auf das Spiel zu setzen gewillt waren, um einer wilden Gier nach reichem Besitz Genüge zu thun, die dem Menschenelend in seinen fürchterlichsten Gestalten trotzig entgegengingen mit dem Wagemuth des Spielers, der um sein Leben würfelt. Es waren rauhe Burschen, aber fähig oft, das eigene Leben für das des Kameraden dahinzugeben. Sie haben Greuelthaten vollbracht, die zum Himmel um Rache schrien, aber trotz aller Spott- und Hohnreden auf das Göttliche lebten sie dahin unter dem Einfluß der religiösen Anschauungen ihrer Zeit. Daß diese so traurige waren, war nicht ihre Schuld. Ihre Religion ließ in ihnen das übermütige Ueberlegenheitsgefühl über „diese Satanskinder von Indern" erwachen und zu oft zu fanatisch-grausamen Thaten auswachsen, diese Religion ließ sie in den amerikanischen Wüsteneien Altäre errichten und die Messe celebriren und in den letzten bangen Todesstunden den Pater und die zuversichtlich erwartete göttliche Verzeihung herbeiseufzen.

Ob solche Abenteurer aus Castilien und Estremadura waren oder aus Bayern und Schwaben, bleibt ganz gleichgültig. Die Konquista von Venezuela beweist das. Niedrige Triebe manifestiren sich eben im Menschen so ziemlich in derselben Weise, welchen Stammes und Volkes er auch sei. Wir können die Geschichte der deutschen Statthalterschaft in südamerikanischen Landen als einen deutlichen Beweis dafür betrachten, daß die ersten Zeiten der Entdeckung und Eroberung der transatlantischen Länder nicht wesentlich andere Züge tragen würden, wenn statt eines südeuropäischen Volkes ein nordisches zuerst seine Schiffe nach Mittel- und Südamerika entsandt hätte. Von der

Digitized by Google

auf die Eroberung folgenden elenden Politik Spaniens in der neuen Welt sprechen wir hier nicht.

Die Deutschen haben also in Venezuela nicht anders gehaust als die Spanier.

Aber das Bild Ambrosius Alfingers verdient die tiefschwarzen Farben nicht, welche Las Casas hineinzeichnet.

Er ist ein tapferer, rücksichtsloser Soldat gewesen, wie das sich von einem Konquistadorenoberst von selbst verstand. Er kannte keine Gewissensbisse, wenn er friedliche Indianerdörfer überfiel und ausraubte, die Gefangenen als Sklaven verhandelte oder grausam als Lastthiere verwandte. Da handelte er eben nach den Anschauungen seiner Zeit, in die erst da und dort die Lichtblicke von edleren Ideen fielen, und er hätte sich zum Ueberfluß auf die ausdrückliche Billigung der obersten Häupter der Christenheit berufen können. Er war ein leutseliger Befehlshaber, fürsorglich für seine Mannschaft, und, was so selten war in jenen Zeiten, er führte die Aufträge Jener, die ihn auf seinen entlegenen Posten jenseits des Weltmeeres gestellt hatten, treu aus, soweit es ihm die Verhältnisse gestatteten.

III.

Ambrosius Alfinger brach bald nach der Ankunft mit der marschfähigen Mannschaft von Coro auf und wandte sich der Küste des Maracaybogolfes parallel südwestwärts zur Lagune gleichen Namens. In einem riesigen Ceibastamm von 150 Fuß Länge, den man in ein Segel- und Ruderboot umgewandelt, durchfuhr er die Lagune und gründete an ihrem Westende in einer trockenen unfruchtbaren Gegend, wo das Indianerdorf Maracaybo lag, etwa 30 deutsche Meilen von Coro entfernt, eine Niederlassung. Die Eingeborenen lebten von Jagd und Fischfang und trieben mit Fischen und Salz Tauschhandel mit den maisbauenden Bewohnern des nahen Gebirges, das Alfinger nach

einem Stamme als die Sierra de Bubures bezeichnete, unsere Karten aber als Sierra negra oder de Parija kennen. In der Lagune fanden sich indianische Pfahldörfer, Hütten über zähem Rankengeflecht auf eingerammten Pfählen erbaut, von zahlreichen Canoes umschaukelt, deren Führer nackte, kräftige, starkgliedrige, wohlproportionirte, bräunliche Leute waren, an das Leben auf dem Wasser gewöhnt, die es verstanden, im Canoe stehend mit einem Fuß das Fahrzeug zu rudern und zu steuern und dabei mit niefehlender Sicherheit ihre Pfeile zu entsenden. Die Männer bedeckten ihre Blöße mit einem Kürbis. Die Frauen, denen die Spanier Schönheit und Willfährigkeit nachrühmten, trugen an einer Schnur um die Hüften die Pampanilla, ein Stückchen Baumwollenzeug.

Frühzeitig hatten die Kolonisten unter dem Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Streifzüge in die Umgegend, welche dem abhelfen sollten, hatten nur zu bald zur Folge, daß sich die Indianer der Lagune binnenlandwärts zogen und die Indianer des Gebirgs nicht mehr zum Tauschhandel herunterkamen. Bösartige Krankheiten stellten sich ein, und Eingeborene und Jaguare tödteten Manchen, der sich unvorsichtig allein vom Lager entfernte. In der höchsten Noth versuchte es Pedro de Limpias, mit 30 Mann das Cap de la Vela zu erreichen. Es war ein Marsch durch wasserarmes Land, das Jagdgebiet eines wilden, nackten, dunkelbraunen, dürrgliedrigen Stammes, der herzhaft zum Angriff auf die bärtigen Männer schritt. Man fand bei diesen Indianern castilische Waffen, welche sie vor ein paar Jahren von der hunger- und durstmatten Mannschaft eines spanischen Schiffes in leichtem Siege erbeutet hatten. Zahlreich lagen die bleichenden Gebeine castilischer Abenteurer umher. Beim Weitermarsch auf der Guajirohalbinsel traf Limpias endlich auf Anpflanzungen von Mais und Yuca. Es wurde eine Anzahl Eingeborener gefangen

genommen, in Ketten geschlossen und mit den Vorräthen belastet nach Maracaybo zurückgetrieben.

In der Kolonie herrschte allgemeine Unzufriedenheit. Die Goldbeute war nicht nennenswert. Alfinger selbst war krank geworden und beschloß, auf der Insel Española Erholung zu suchen. Auch trieb ihn von Maracaybo die Sorge weg, sein Vicestatthalter Federmann möchte seine lange Abwesenheit dazu benutzen, selbständige Konquistapläne zu verfolgen, ein Verdacht, der auch vollständig begründet war.

Denn Ambrosius Alfinger hatte sich kaum nach Española eingeschifft, als Federmann alle Hebel in Bewegung setzte, die Gelegenheit zu eigenem Vortheil auszubeuten. Er beredete 150 Mann, ihm unter seiner Führung auf einen Entdeckungs- und Raubzug ins Innere zu folgen. Die Ansiedler zu Coro ließen sich um so leichter zu einer solchen Unternehmung bewegen, als eben Nachrichten eingelaufen waren, daß sich der Statthalter Lerma von Santa Marta im Westen aus und Sedeño von Cubagua im Osten aus zu Märschen ins Binnenland rüsteten. Sollte man diese die Goldschätze Venezuelas vorwegnehmen lassen? Der unvermeidliche Estéban Martin und Pedro de Limpias schlossen sich Federmann an. Auch folgte ein Mönch dem Zug, der Fray Vicente Requejada. Diesem und einem Martin de Arteaga verdankte Castellanos, dessen Stanzen hier unsere freilich etwas trübe Quelle bilden, schriftliche Aufzeichnungen über die Expedition.

Federmann marschirte von Coro aus südlich und gelangte ohne sonderliche Abenteuer nach Barquisimeto, etwas südlich vom 10° N. B. Hier ließ er seine Kranken zurück. Dann scheint er in südlicher Richtung ein Stück weitermarschirt zu sein; aus unserer Quelle läßt sich seine Route nicht genau erkennen. Wo es irgend angänglich war, versuchte er, mit den Eingeborenen in friedlichem Verkehr auszukommen. Dazu waren

Digitized by Google

anfänglich auch die Stämme Venezuelas mehr geneigt als zum Kampf, bis vielfach erlittene Unbill sie zum Haß und zur Rache reizte. Beziehungen von allerlei Art bestanden zwischen den Indianern des Binnenlands und der Küste. Pfade führten von einem Dorfe zum andern. Man trieb Tauschhandel. Die Caziken vereinigten sich gelegentlich zu gemeinsamen Unternehmungen. Federmann wurde acht Tage lang im Innern von einem Caziken bewirthet, „weil er der Freund Manaures", des oben erwähnten Caziken von Coro, sei.

Die Schar der Abenteurer schmolz rasch zusammen. Als man daher auf den tapferen, blutgierigen Stamm der Chipas gestoßen war, bei dem sich anthropophage Gewohnheiten fanden, und als man kurz darauf im Kampfe mit einer überlegenen Anzahl von Caquetia-Indianern, welcher Stamm weit verbreitet war durch Venezuela, schwere Verluste erlitten, wenn auch am Ende gesiegt hatte, beschloß man, die Küste wieder aufzusuchen. Zwei in dem letzten Gefecht erbeutete Eingeborene wurden als Führer mitgeschleppt, aber am fünften Tage niedergestochen, da sie die Expedition in eine unwirthliche Landschaft geleitet hatten, in der Hunger und Durst den allgemeinen Untergang drohten. Der findige Estéban Martin übernahm nun die Führung und stieß auch wirklich nach kurzer Zeit auf ein von grünen Maispflanzungen umgebenes Dorf. Dasselbe wurde angegriffen, die Eingeborenen, welche nicht rechtzeitig geflohen waren, wurden gefesselt und mit den vorgefundenen Lebensmitteln bepackt. Im April 1531 kehrte die Expedition nach Coro zurück. Die Ausbeute an Gold war gering gewesen.

Mittlerweile war Alfinger, der auf Española rasch Genesung gefunden hatte, wieder in Coro eingetroffen. Er ließ den Federmann wegen Ueberschreitung seiner Befugnisse sofort in Ketten werfen und nach Europa transportiren, wo er sich vor dem Hause Welser rechtfertigen sollte.

Digitized by Google

Trotz des unglücklichen Verlaufs seiner Unternehmung verlor Federmann die Zuversicht nicht, daß in der neuen Welt ihm das Glück winke. Wenige Jahre später finden wir den kühnen Mann bereits zum anderen Male an der Küste des südamerikanischen Festlands.

IV.

Alfinger hatte auf den Inseln eine Menge neuer Soldaten angeworben und Pferde, Lebensmittel und Ausrüstungsgegenstände angekauft. Am 9. Juni 1531 verließ er Coro, wo Santillana als Statthalter zurückblieb. Nach kurzem Marsch traf er in Maracaybo ein. Er fand die Kolonie von Hunger und Krankheit fast ganz aufgerieben. Um den Vertrag mit der Krone zu erfüllen, beabsichtigte er, zunächst eine weitere Niederlassung anzulegen. Zu dem Ende übernahm er mit einer Bergantine und zwei wohlbemannten Barken eine Rekognoscirungsfahrt längs der Westküste der Lagune bis zum Fluß Guasare unserer Karten und ging diesen Fluß vier kleine Tagereisen weit hinauf. In der Mündung standen drei kleine indianische Pfahldörfer. Man fand die Gegend zu sumpfig für eine Niederlassung, gab deshalb den Plan vorläufig auf und kehrte nach Maracaybo zurück.

„Ihr seid über das weite Meer gekommen, Viele von euch haben Haus und Hof im Stich gelassen, um glücklichere Verhältnisse zu finden. Ihr seid tapfere Männer. Aber bisher war das Schicksal uns feindlich. Hier ist's nichts; wir müssen weiter vordringen. Früher konnten wir das nicht, weil wir zu wenige waren. Aber jetzt haben wir Soldaten, Pferde und Ausrüstung genug. Wohlan, vorwärts! Wer noch etwas bedarf, mag sich bei mir melden. Ich werde, wie ich es bisher gewesen, euer guter General sein. Die Kranken und Verheiratheten mögen hier zurückbleiben unter dem Schutz einer

Digitized by Google

Besatzung und unter dem Kommando Leivas, den ihr Alle als umsichtigen Soldaten kennt."

So ungefähr sprach Alfinger an einem Oktobertag von 1531 in einer Versammlung sämtlicher Kolonisten Maracaybos, in welcher sich alsbald 40 Berittene und 250 Fußsoldaten in die Listen eintragen ließen und sich für einen Wintermarsch ins Innere verpflichteten.

Am 1. November 1531 brach Alfinger an der Spitze des stattlichen Haufens, welchen Hunderte indianischer Lastträger begleiteten, von Maracaybo auf und wandte sich westwärts nach der Sierra zu, die heute die Grenze zwischen den Republiken Venezuela und Colombia bildet.

Der Marsch ging etwa 20 Leguas weit durch das Gebiet der nackten friedfertigen Buburen, welche in kleinen Ansiedelungen von vier oder fünf Hütten wohnten. Mit der Sierra betrat man die Wohnsitze der haarkronentragenden Bureden, bei denen die Männer völlig nackt gingen und nur die Weiber die kleine Pampanilla benutzten. Ihre Sprache war wenig verschieden von der ihrer östlichen Nachbaren. Sie besaßen Gold, aber fremden, unbekannten Ursprungs. Vom oberen Rio de la Hacha, der von den Schneegipfeln des Hochgebirgs von Santa Marta kommt, wandte sich Alfinger südlich in kleinen Märschen, da die Gegend Mais, Yuca und Bataten in reicher Fülle bot, nach dem Thale von Upar und weiter in die lagunenreichen Ebenen des Flusses Cesar hinein. Er befand sich also auf dem Gebiet des heutigen Colombia.

Die Stämme, welche er in den Ebenen antraf, die Coanao, Giriguana, Pacabueye und andere, standen offenbar auf einer höheren Kulturstufe als die Bergindianer. Sie waren mit Baumwollstoffen bekleidet. Die Coanao vertauschten ihr Salz gegen goldene Schmucksachen südlicherer Stämme. Die Weiber der Giriguana bemalten sich Brüste und Arme mit hübschen

Digitized by Google

schwarzen Zeichnungen. Auch körperlich waren die Indianer der Ebene vor denen der Sierra, die man obendrein zum Theil der Anthropophagie beschuldigte, bevorzugt. Und flüchteten sie auch zumeist bei der Annäherung der Weißen, deren Grausamkeit sie bereits von den Spaniern von Santa Marta erfahren hatten, so stellten sie sich doch auch häufig genug zum Kampf und thaten dem Trupp Alfingers besonders durch ihre vergifteten Pfeile viel Abbruch. In der Gegend der heutigen Laguna Zapataza, 9° N. Br., im reichbevölkerten Gebiet der friedliebenden Pacabueye machte Alfinger längere Zeit Rast. Von dem Pueblo (Dorfe) Pauxoto aus entsandte er am 6. Januar 1532 den Vascoña an der Spitze von 25 Mann mit der bisherigen Goldbeute — 30 oder 35 Tausend Pesos* — nach Maracaybo und Coro, um neue Streitkräfte, Pferde und Ausrüstungsgegenstände herbeizuholen. Kasimir Nüremberg begleitete die Abziehenden drei Tagereisen weit. Vascoña entschloß sich bald, die bekannten Gegenden zu verlassen und auf einem kürzeren Wege nach Maracaybo vorzudringen. Er sollte mit seinem Häuflein den fürchterlichsten Schicksalen entgegenmarschiren.

Die Landschaften der Pacabueye und Cendagua, in welchen Alfinger zurückblieb, das reichverzweigte Wassergebiet des Magdalena zwischen dem 8° und 9° N. Br., war fruchtbar und stark bevölkert. Alle erhöhten Punkte an den Lagunen und Flußufern, bis zu denen die ausgedehnten Ueberschwemmungen der Regenzeit nicht hinanreichten, waren besiedelt. Die Gewässer lieferten Fische, die Uferebenen Wild in unerschöpflicher Menge. Die Pacabueye waren reich an Gold, und die Beute Alfingers war erstaunlich groß. Was er aber durch seine Dolmetscher erfuhr von den Goldschätzen der Cendagua, die das edle Metall in den Strömen suchten, und sonderlich von deren

* 1398000 oder 1631000 Mk.

Digitized by Google

gewaltig großen Ortschaft Suandi, 3 Leguas von Simiti an einer Lagune des Magdalena (etwas südlich vom 8° N. Br.), und was er ein paar Monate später im Cendaguadorf Zomico, wo man allein bei dem mit Baumwollstoffen umhüllten Holzsarg eines Caziken an goldenen Rüstungen, Halsbändern, Ohren- und Armringen, Kämmen und Gefäßen einen Schatz von 2000 Pesos (93200 Mark) aufhob, mit eigenen Augen sah, war nur zu sehr geeignet, die Phantasie seiner rauhen Gesellen zu erhitzen, ihre Goldgier schier unbändig zu machen und bald über die Lagunenlandschaften des Magdalena den Märchenzauber eines Dorado zu weben. Alfinger hatte Mühe genug, den trotzigen Wagemuth, der seine Soldaten nach den goldlockenden Cendaguadörfern trieb, wenigstens in etwas zu dämpfen, auf daß nicht der bereits gemachte sichere Gewinn an einen bedeutenderen, aber zweifelhaften gesetzt werde. Denn die nackten, im Gesicht schwarztätowirten Cendagua waren zahlreich und tapfere Giftpfeilschützen, gewöhnt, auf dem Wasser zu kämpfen. Ihre Ansiedelungen aber lagen im Schutze des Wassers, und Fahrzeuge vermochte Alfinger nicht aufzutreiben. Nach Zomico waren seine Soldaten dreiviertel Legua weit bis an die Hüften im Wasser gewatet. Aber je weiter das Jahr vorrückte, desto gewaltigere Wassermassen strömten zusammen, und die Landschaft verwandelte sich mählich in einen weiten See.

Alfinger erachtete es für vortheilhafter, vorläufig das Gebiet der friedfertigen Pacabueye auszuplündern. Die waren ganz andere Leute als die Cendagua, von deren Reichthum, Anzahl und Tapferkeit sie so viel zu erzählen wußten. Sie theilten bereitwillig mit den Weißen, was sie besaßen. Sie hatten Goldschmieden mit Ambos und Hämmern von hartem Stein und kleinen Blasbälgen aus einem starken Rohr. Sie kannten genaue Schnellwagen aus Knochen oder festem schwarzen Holz, welche den spanischen glichen. In ihrem großen Pueblo

Digitized by Google

Thamara, das an die 1000 Buhios (Hütten) zählte, einem nach der Erfahrung der Weißen sehr gesund gelegenen Orte an einer Lagune, hielt sich Alfinger fast drei Monate auf. Am 10. April 1532 verließ er den Platz, um einen Beutezug nach den erreichbaren Ortschaften der Umgebung zu machen, auf welchem er gewaltige Mengen Goldes aufbrachte und von dem er Ende Juni in die Nähe von Pauxoto zurückkehrte. Er hegte Besorgnisse um Vascoña, der nun bereits seit fast sechs Monaten diese Gegend verlassen. Immer gewisser drängte sich ihm der Gedanke auf, daß demselben ein Unglück zugestoßen. Er fertigte deshalb am 24. Juni den Estéban Martin mit 20 Mann nach Maracaybo und Coro ab, Erkundigungen über Vascoña einzuziehen und dann mit frischen Leuten wieder zu ihm zu stoßen. Er selbst blieb mit dem stark zusammengeschmolzenen Häuflein seiner Soldaten im Lande der Pacabueye, nicht unthätig, und die gelegentlichen Streifzüge hatten guten Erfolg, bis das mehr und mehr überhand nehmende Wasser ihnen Einhalt gebot. Das Land gefiel ihm. Er dachte daran, unter dem friedlichen, fleißigen Stamm eine feste Niederlassung zu gründen. Die fruchtbaren Uferebenen schienen ihm für Viehzucht ganz vorzüglich geeignet.

V.

Estéban Martin gelangte auf dem bekannten Wege in 34 Tagen wohlbehalten nach Maracaybo. Daselbst war man gerade mit den Vorbereitungen zu einem Zug gegen einen feindseligen Stamm der Nachbarschaft beschäftigt. Martin entsandte sofort seine Vollmachten und etliche Goldproben an den Unterstatthalter Santillana zu Coro und stellte sich an die Spitze des Streifzuges. Er trug fünf Pfeilwunden davon und lag im Bett, als der von Santillana geschickte Nachschub nach 32 Tagen anrückte. Aber der Drang nach neuen Abenteuern,

Digitized by

Goldsucht und Ruhmbegierde überwanden Krankheit und Schwäche, und schon nach drei Tagen verließ Estéban Martin an der Spitze eines Haufens von 82 Mann Maracaybo.

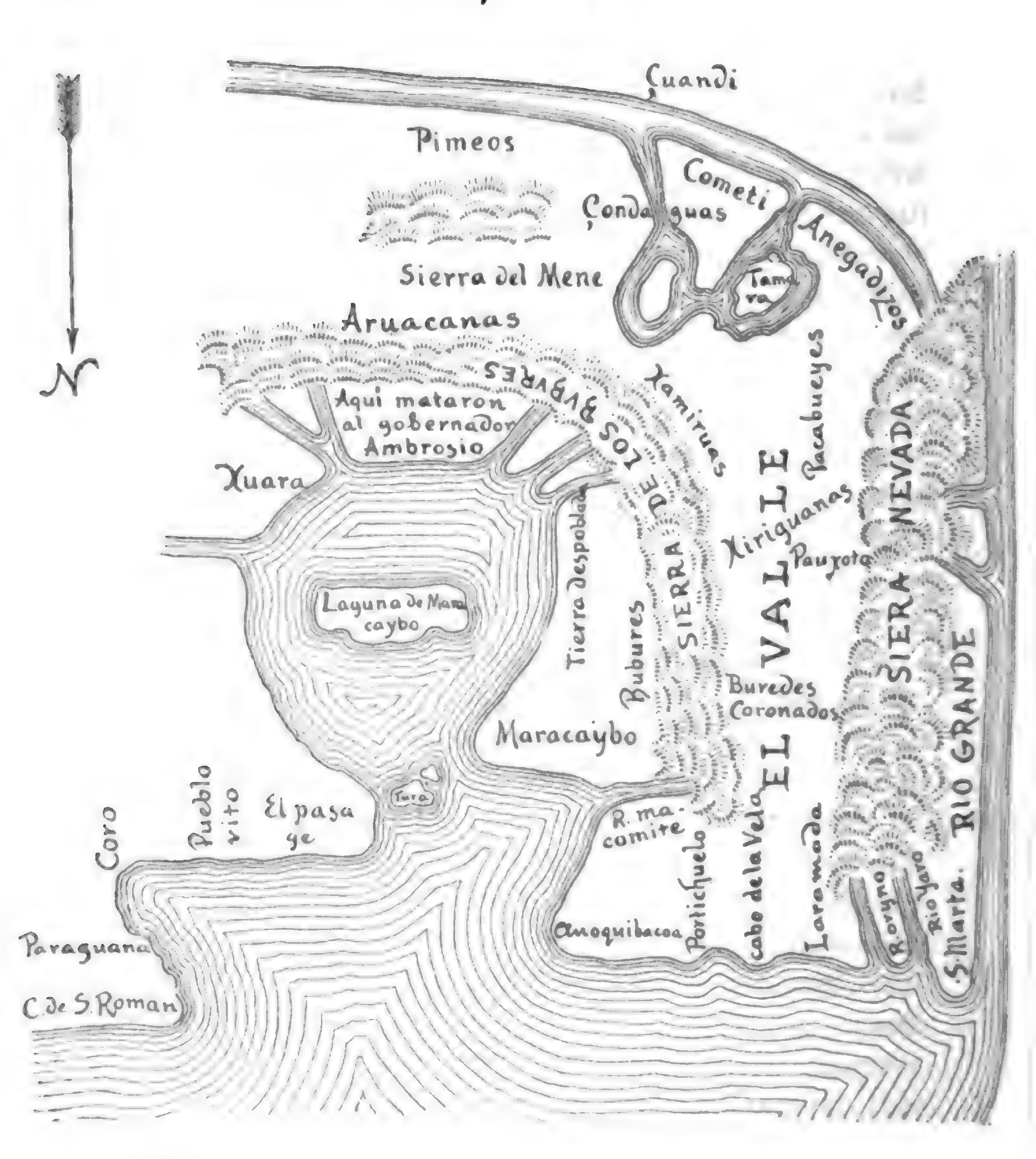
Nach Verlauf von etwa einem Monat stieß er im Cendaguadorf Zomico zu dem besorgt nach ihm ausschauenden Alfinger. Die traurige Vermuthung, daß Vascoña mit seinen Gesellen und dem Goldschatze verschollen sei, hatte sich in den Kolonien bestätigt. Das mag Alfinger hauptsächlich bestimmt haben, die Unternehmung vorläufig abzubrechen und seine werthvolle Goldbeute nach der Küste in Sicherheit zu bringen. Er schützte vor, Streitigkeiten in den Ansiedelungen machten seine Anwesenheit dort nothwendig, auch verhindere das Wasser für jetzt die Annäherung an die goldberühmten Cendaguadörfer Suandi und Simiti. Er stieß auf lebhaften Widerspruch. Die neuen Ankömmlinge, welche die Hoffnung auf reiche Beute zu ihm geführt, murrten, und die alten Soldaten drangen auf Goldvertheilung. Ueber diese konnte man sich aber nicht einigen, da Alfinger seine Vorschüsse zurückverlangte. So wurde sie denn aufgeschoben und der Rückmarsch unwillig angetreten.

Der Gewährsmann, dem wir hier folgen, ist Oviedo, der Geschichtschreiber beider Indien. Der mehrfach genannte Dichter Castellanos kannte die Abenteuer der Alfingerschen Expedition nur von Hörensagen. Oviedo hatte die Relationen der Statthalter von Venezuela an den König selbst vor sich. Die Skizze vom Maracaybosee, die wir auf Seite 26 geben, ist von ihm seinem großen Werke, der Historia General y Natural de las Indias beigefügt und jenen Relationen entnommen. Castellanos läßt irrthümlich den Alfinger auf seinem Rückzug südlich bis Pamplona gelangen, erzählt aber im übrigen die Ereignisse in genügender Uebereinstimmung mit Oviedo.

Alfinger ging einen von Osten kommenden, wahrscheinlich in die Laguna Zapateza strömenden Fluß hinauf, der das

Digitized by Google

„SLLT"



Digitized by Google

sumpfige Gebiet der goldarmen, aber an Kupfer reichen Pemeos durchzog, nach der Berglandschaft der kriegerischen Giriguana, die ihm 4 Soldaten und 1 Pferd tödteten. Das war überhaupt ein Zug voll Kampf mit den braunen Eingeborenen und dem Hunger. Man betrat die Sierra und stieß alsbald auf einen Stamm, welcher mit Pfeilen, Schleudern, Steinschwertern (Macanas) und 25 Spannen langen Lanzen zum Kampf antrat. Männer und Weiber desselben kleideten sich in gefärbte Baumwollstoffe. Estéban Martin mit Anderen wurde verwundet. Darauf zog man vier Tage lang durch rauhes, unbewohntes Gebirge. Ein Mann und etliche Pferde starben vor Erschöpfung. Die Pferde wurden aufgezehrt. Nach mehrtägigem mühseligen Marsch erblickte man ein Pueblo der Corbago-Indianer, die in großen Dörfern zerstreut im Gebirge wohnten, Mais und verschiedene Knollengewächse anbauten, sich in baumwollene Gewebe kleideten, mit Lanzen, Schleudern und kleinen Bogen stritten, im Kampf Steinblöcke von den Felsen rollten, sich vortrefflich gearbeiteter kleiner Schilde aus Wildhaut oder Baumrinde bedienten, ihre Wohnungen mit Menschenschädeln zierten. Estéban Martin führte eine starke Abtheilung gegen das Dorf. Er wurde feindlich empfangen, hielt sich aber etliche Tage, entsandte einen Theil seiner Leute nach einer Bergspitze, um die Gegend zu erkunden, grub den versteckten Mais aus und kehrte unter fortwährenden Scharmützeln mit den ihn verfolgenden Indianern am zehnten Tage ins Lager zurück, wo man bereits einige Hunde aufgegessen. Die Spitzen der Sierra waren am Morgen in Schnee gehüllt, kalte Winde heulten durch das Gebirge, die Vorräthe gingen wieder einmal zu Ende, Menschen und Thiere litten entsetzlich. In einem Pueblo hoffte man sich erholen zu können, aber die Bewohner zündeten ihre Hütten an und entflohen. Von Wunden gemartert, von Fiebern geschüttelt, vom Marsche erschöpft, erlagen da acht „Christen", unter ihnen der

Digitized by Google

Hauptmann Kasimir Nüremberg, ein Neger und mehr denn hundert indianische Lastträger dem Hunger und der Kälte. Dabei erklangen Tag und Nacht die Kriegshörner der Eingeborenen weithin durch die Berge. In kleinen Märschen, die von vielen Rasttagen unterbrochen wurden, rückte Alfinger in nordöstlicher Richtung, die Sierra langsam verlassend, thalwärts vor. Schon wagte er sich nicht mehr in die Nähe der großen Dörfer, die er auf rauhen Pfaden über Flüsse und durch Schluchten umging. Aber überall drohten die Eingeborenen mit Angriff.

Eines Morgens bei Tagesanbruch wollte Estéban Martin mit sechs Mann eine Rekognoscirung vornehmen. Gegen seinen Wunsch schloß sich Alfinger selbst ihm an. In einem kleinen Thal sahen sie sich plötzlich von Indianern umzingelt. Sie warfen sich ungestüm auf dieselben. Aber das Pferd des Martin wurde getödtet, er selbst in der Hand verwundet, und Alfinger stürzte, von einem vergifteten Pfeil tief in die Kehle getroffen. Trauer erfüllte Alle, als der todwunde General ins Lager getragen wurde und sich die Nachricht von der Verletzung des Estéban Martin verbreitete, denn bis dahin war noch Keiner den tödlichen Wirkungen des tückischen Pfeilgiftes entgangen. Am vierten Tage starb Ambrosius Alfinger. Unter schattigen Bäumen gruben sie ihm sein Grab, und ein guter Pater, aber schlechter Dichter schnitt in die Rinde ihm eine lateinische Grabschrift, die verdeutscht etwa so lautet:

Fern in Deutschland ward ich geboren. Vom Pfeile getroffen
Sank in dem wilden Gebiet frühe mein Körper ins Grab.
Und in das Jenseits folgt allein mir die tröstliche Hoffnung,
Daß diese Stätte dereinst freue sich christlichen Kults.

Nahe am Ziele war der erste deutsche Statthalter Venezuelas gestorben. Noch lange nannte man seinen Namen mit Stolz in den Ländern ums caribische Meer. Er war einer der vielen Trefflichen, die nach Indien zogen, sagt Castellanos, die

große Erfolge verdient hätten, die aber untergingen, während schlechtere Männer zu hohem Glanze emporstiegen. Das ist eben die Laune des Glückes, fügt er hinzu.

VI.

In der Versammlung, welche nach dem Tode des Statthalters zusammentrat, wurden die Befugnisse des Generals und Oberrichters dem königlichen Faktor Pedro de San Martin übertragen. Um des Estéban Martin willen, der schwer darniederlag, zögerte man sechs Tage mit dem Aufbruch. Zur Verwunderung Aller erholte sich der Vergiftete und vermochte dem Zuge zu folgen. Bald war er soweit hergestellt, daß er die Führung übernehmen konnte. Man schrieb es dem Umstande zu, daß er fünfzehn Tage nichts getrunken hatte.

Die Giftpfeile, Steinschwerter und Wurflanzen der Eingeborenen rieben Tag für Tag den trostlosen Haufen mehr auf. Fürchterliche Rachewuth erfüllte die Abenteurer und tollkühn warfen sie sich auf den Feind. Nicht mehr vermieden sie die starkbevölkerten Ortschaften; ihr einziges Streben war, die nunmehr vertheilte Goldbeute auf dem nächsten Wege nach Coro zu bringen. Als sie an den Mittellauf des Flusses Catatumbo unserer Karten gelangten, der sich von Westen her in das Südende der Maracaybolagune ergießt, trafen sie auf eine große indianische Palisadenverschanzung. Sie stürmten dieselbe zwei Tage lang. Zehn Mann, unter ihnen der Hauptmann Monserrate, blieben nach wildem Gefecht auf dem Platze, zahlreiche andere schleppten sich, schwer verwundet, nur mühsam weiter. Lange Tage schon hatte man keinen Führer auftreiben können. So rückte man aufs Gerathewohl nordwärts vor und gelangte ohne Ahnung von der Nähe der Lagune ins Gebiet des Buburstammes.

Eines Tages stieß eine Abtheilung, die zur Rekognoscirung vorgeschickt war, an einer Furt auf einen einzelnen Indianer

Digitized by Google

im Kriegsschmuck. Er kam ihnen mit Zeichen des Friedens entgegen, rief castilianische Worte von weitem, und als er herankam, erkannte man voll Freude in ihm einen Francisco Martin, einen der Begleiter des verschollenen Vascoña. Man führte ihn vor Estéban Martin zum Verhör. Er berichtete:

Vascoña beschloß, den kürzesten Weg über das Gebirge nach Maracaybo einzuschlagen. Wir geriethen in eine menschenleere Gegend, in der wir vierzig Tage nicht einmal die dürftigsten Früchte, kaum ein paar Kräuter und Blätter zur Nahrung fanden. Wir taumelten dahin wie Trunkene und Wahnsinnige. Am Ende wurden etliche der indianischen Lastträger niedergeschlagen und aufgezehrt. Wir belasteten uns selbst mit dem Gold. Vascoña, der an Geschwüren an den Beinen litt, vermochte sich nicht mehr fortzuschleppen. Da vergruben wir im dichten Walde am Fuße eines hohen Baumes das Gold. Dort blieb Vascoña liegen mit etlichen seiner Begleiter, nachdem ihm die letzten Indianer zur schrecklichen Nahrung gedient. Wahnsinn hatte sie Alle erfaßt, und sie flohen vor einander aus Furcht, der Stärkere möchte den Schwächeren tödten, der Eine dahin, der Andere dorthin hinein in den Urwald. Vascoña blieb liegen. „Heulen und Fluchen war seine einzige Medizin.“ Er ist wohl bald gestorben. Rasende Begierde nach dem Fleische von Menschen, das sie zuerst unter Grausen und Qualen verschlungen, hatte sie Alle erfaßt. Noch war ich mit Einigen zusammen. Da trafen wir an einem Fluß ein paar Indianer. Wir schickten sie nach ihrem Pueblo, uns Speise herbeizuholen. Acht Eingeborene kamen zurück mit Bataten, Yuca und Mais. Bei ihrem Herannahen aber beschlossen meine Gefährten, sie zu überfallen. Es gelang ihnen, nur Einen niederzumachen. Sie saugten sein Blut und verzehrten ihn. Dann vertheilten sie sich im Wahnsinn durchs wilde Gebiet. Ich allein hatte mich der schauerlichen Nahrung enthalten. Ich flocht mir ein Floß zu-

sammen und überließ mich auf demselben dem Treiben des Flusses. Gott hat mich gnädig erhalten.

Wunderbar genug waren die Abenteuer des armen Burschen gewesen. Er war in die Hände von Indianern gefallen, die er in der Sprache von Cumaná anredete und denen er vorlog, er sei ein von den Christen verfolgter Indianer aus dem Osten. Wetterbraun genug war seine Haut, um ihn für einen solchen halten zu können, sagt Castellanos. Er heilte einen Caziken, wurde von diesem um ein paar werthlose Halsbänder an einen kranken Caziken der Bubur verhandelt, der ebenfalls unter seiner Pflege gesund wurde, ihn zu einer Art Unterhäuptling machte und ihm eine Tochter zur Frau gab. Francisco Martin war in sehr kurzer Zeit vollständig indianisirt.

Die Geschichte von seiner Gefangenschaft unter den Eingeborenen und seiner raschen Verwilderung steht keineswegs als vereinzelter Fall aus den Zeiten der Konquista da.

Bekannter sind unter anderem die Schicksale jenes Aguilar geworden, der, von Hernan Cortes auf der Insel Cozumel, nahe der yucatekischen Halbinsel, wieder anfgefunden, diesem bei der Eroberung von Montezumas Reich als Dolmetscher so wesentliche Dienste geleistet hat.

Diese rasch barbarisirten Gesellen von der Klasse eines Aguilar und Francisco Martin haben jedenfalls auf nicht gerade hoher Civilisationsstufe gestanden. Das ist zuzugeben. Allein die gepriesene Civilisation ist allzeit und überall nur ein Mantel, der den Leuten recht locker um die Schultern hängt. Und noch eine andere Lehre ertheilen uns jene Beispiele rascher Verwilderung, die nämlich, daß nun und nimmer daran zu denken, daß Einzelne die Bildung ihres Volkes unter einen rohen Stamm zu verpflanzen vermöchten, eine Ansicht, die seltsamerweise immer noch unter den Erklärungsversuchen vom Ursprung der altamerikanischen Kulturen auftaucht.

Digitized by Google

Man suchte zusammen, was man entbehren konnte, und kleidete und rüstete den Franz Martin auf kastilisch aus. Der brachte seine alten Gefährten in sein Buburdorf und beredete die Indianer, dieselben freundlich aufzunehmen und sie mit Lebensmitteln für den Weitermarsch zu versorgen. Er selbst folgte dem Haufen mit seinem braunen Weibe, das „sein Leben lang treu bei ihm aushielt". Fröhlich verließ er ein Volk, das, wie er erzählte, nicht Gesetze und nicht Richter kannte, bei dem ein Jeder sein Recht und seine Rache selbst suchte, das eine elende Sprache redete, „welche zwei Stunden brauchte, um ein Ding als bitter oder süß zu bezeichnen", und in thierischem Stumpfsinn sein Leben lebte. Bald traf der Haufe auf etliche Leute aus Maracaybo, die sich auf einem Streifzug befanden, und am 29. August 1533 betrat man wieder Maracaybo und am 2. November Coro, das man vor mehr als zwei Jahren verlassen hatte.

Sobald die Nachricht vom Tode des Ambrosius Alfinger bekannt wurde, erklärten die zahlreichen Feinde des wegen seiner gerechten Strenge vielgehaßten Vizestatthalters Santillana, mit dem Tode des Adelantado seien auch die Vollmachten des Vizestatthalters erloschen, und setzten den Santillana gefangen. Die Behörden von Santo Domingo entsandten den Bischof Rodrigo de Bastidas, der für solche Fälle königliche Vollmachten in Händen hatte, nach Coro. Er befreite sofort Santillana und stellte die Ordnung in seiner Diözese rasch wieder her. Coro hat dem braven Bischof viele Sorgen und Mühe gemacht.

VII.

Die Welser ernannten unter Zustimmung des Königs an Stelle Alfingers den Georg Frohmuth von Speyer zum Adelantado von Venezuela. Im Anfang des Jahres 1535 betrat er zu Coro das Lehensgebiet, noch ein Neuling in

Konquistadingen, aber gerade deshalb von einem ungestümen Drange nach dem goldverheißenden Innern getrieben. Schon ein paar Wochen nach seiner Ankuuft schickte er 200 Mann unter drei Hauptleuten nach Barquisimeto voraus. Er selbst folgte am 13. Mai. Keiner unter dem stattlichen Haufen mochte ahnen, daß er im günstigsten Fall erst nach Ablauf von drei Jahren die Fluthen des caribischen Meeres wiedersehen sollte.

Frohmuth hatte vor seinem Abmarsch noch ein wichtiges Geschäft geregelt.

Die Relationen des unglücklichen Alfinger über das Dorado am Magdalenenstrom hatten nämlich zu Streitigkeiten zwischen den Statthalterschaften von Venezuela und Santa Marta über den Besitz des Kaps de la Vela geführt, das die beiden Gebiete voneinander schied. Die Kapitulationen mit dem Indienhause zu Sevilla hatten beiden Statthalterschaften die Konquista von der Küste südwärts bis zum pacifischen Meere gesichert. Eine genauere Kenntniß von den geographischen Längenverhältnissen der neuentdeckten Gebiete würde den Streit sofort behoben haben, denn der Meridian des Vela-Kaps läuft weit im Osten von den goldberühmten Indianerdörfern am Magdalena, und das Recht auf die Ausbeute derselben war somit klar auf der Seite der Statthalterschaft von Santa Marta. Aber jene Kenntniß fehlte, und man machte beiderseitig dies Recht vom Besitze des Kaps abhängig. Somit galt es, dasselbe so rasch als möglich zu besetzen, da der König bislang in der Frage nicht entschieden hatte. Georg Frohmuth wußte, daß kurz nach seiner Abreise von Spanien der neuernannte Statthalter von Santa Marta, Pedro de Lugo, mit einem Geschwader nach Südamerika abgegangen war. Er mußte ihm zuvorkommen. Zu einem derartigen Unternehmen war kein Mensch besser geeignet, als sein Vizestatthalter Nikolaus Federmann. Der

Digitized by Google

hatte sich von Augsburg, wohin ihn Alfinger geschickt, bald wieder nach Spanien begeben und sich am Hofe umhergetrieben. Es war ihm bereits gelungen, mit dem König eine Kapitulation abzuschließen, die ihm zum Nachtheile Alfingers Statthalterrechte in Venezuela einräumte. Die Kapitulation war jedoch rasch für null und nichtig erklärt worden, als Llana, der Procuradór von Coro, an den Hof gekommen war und den Kaiser über die wirklichen Zustände in Venezuela und den wahren Charakter des Federmann aufgeklärt hatte. Kurz entschlossen schiffte sich Federmann trotzdem nach Westindien ein, gelangte nach Santo Domingo, woselbst er sich von einigen Freunden auf Vorschuß bedeutende Geldmittel verschaffte, und kam nach Coro, wo eben Georg Frohmuth seine Statthalterschaft angetreten. Der ernannte ihn mit oder ohne Wissen der Welser zu seinem Vizestatthalter und fertigte ihn sofort mit einer Soldatenabtheilung nach dem Kap de la Vela ab. Federmann besetzte den Platz und ging alsbald südwärts vor, um die Goldschätze der Cendagua zu heben, allem Anscheine nach gegen den Wunsch und Befehl des Statthalters. Ein Brief Federmanns aus Jamaika vom 1. August 1539, mehr als vier Jahre also nach seinem Abmarsch von Coro, an seinen Freund und Gläubiger, den Regidór oder Stadtverordneten von Santo Domingo, Francisco Dávila, giebt uns über die Ereignisse auf seinem Zug Aufschluß. Hiervon später.

Mitte Juli 1535 stieß Georg Frohmuth in der Nähe Barquisimetos auf die vorausgeschickte Abtheilung, welche durch Strapazen, Krankheiten und Kämpfe mit einem an Zahl weit überlegenen Feind bereits starke Verluste erlitten hatte. Eine Musterung ergab noch 361 Mann und 80 Pferde im ganzen. Die Meisten waren erst kürzlich mit Frohmuth von Europa herübergekommen, noch nicht acclimatisirt und unerfahren in der Kampfweise gegen die Eingeborenen. Die alten erprobten

Soldaten hatte Federmann zum größeren Theile mit nach dem Velakap genommen; nur 60, unter ihnen Estéban Martin, waren dem Statthalter gefolgt. Mühselig schleppten sich die Verwundeten und Kranken von Barquisimeto nach einem nahen Ort, welchen Oviedo Cariga, Castellanos aber Hacarigua nennt. Daselbst ließ sie Frohmuth unter dem Befehl des Francisco Velasco zurück, er selbst ging mit 100 Fußsoldaten und 30 Reitern südlich weiter in das sumpfige Flußgebiet des Rio Portuguesa hinein, wandte sich aber aus den armseligen Ebenen bald wieder westwärts nach der Sierra zu, die er nun acht Tage lang zur Rechten behielt. Ein kriegerischer Stamm versuchte, ihm den Weitermarsch zu verlegen, Frohmuth trieb ihn aber auseinander und schlug auf dem Gebiete desselben sein Lager auf. Das scheint in der Gegend südlich von Barinas gewesen zu sein. Am 5. Oktober vereinigte sich Velasco mit mehr als 100 Kranken wieder mit dem General. Nach einem vierzigtägigen Aufenthalt ging man acht Tage in südwestlicher Richtung weiter und betrat das ausgedehnte Gebiet der friedliebenden Caquetia. Nach einem weiteren Aufenthalt von vierzig Tagen rückte man von neuem aus und machte schließlich in einem Caquetiadorf Halt, dessen Bewohner reichlich mit Mais versehen waren und dessen Umgebung Wild und Fische in Ueberfluß bot. Die große Zahl der Invaliden hemmte die Bewegungen des Haufens in unangenehmster Weise. Die Gesunden drängten vorwärts. Frohmuth ließ deshalb den Kapitän Murga mit 130 Mann und 19 Pferden in dem Dorfe zurück, er selbst verließ den Ort am 25. Januar 1536 an der Spitze von 150 Mann zu Fuß und 49 Reitern. Länger als einen Monat rückte er in kleinen Tagemärschen, die Sierra immer zur Rechten, im Gebiet der Caquetia vor, überschritt die Flüsse, die zum Apure zusammenströmen, traf auf den kriegerischen, wohlbewaffneten Nachbarstamm der Caquetia, die Guaypie,

Digitized by Google

und gelangte am 3. April 1536 an die Ufer des Rio Oppia, dessen reißende Wellen seinem Weitermarsch vorläufig ein Ziel setzten. Auf dem ganzen Wege hatten die Dolmetscher auf ihre Fragen nach Gold stets dieselbe Antwort erhalten, jenseits des Gebirges — der jetzigen Cordillera von Pamplona und von Bogotá im weiteren südlichen Verlauf — liege ein gold- und silberreiches Wunderland. Ein Cazike Guaygueri bot sich als Führer an und erklärte, binnen zwei Monaten könne man auf zwar rauhen, aber passirbaren Pfaden nach jenem Lande gelangen. Die Soldaten vergaßen ihre Leiden, achteten nicht mehr der Beschwerden des Weges und marschirten in fröhlicher Hoffnung längs des Gebirges hin, als ginge es mitten durch die Kornkammer Nordspaniens von Valladolid nach Medina del Campo. Zwar zeigte sich nirgends ein Weg über die Sierra, unübersteigbar wie eine Riesenmauer reckte sie sich empor. Aber dafür hörte man mit einem Male, daß man sich in der Nähe des Meta befinde, dessen Uferlandschaften unter den Spaniern der neuen Welt den Ruf eines wunderbaren Dorado hatten, nach welchem, wie die Leute Frohmuths wußten, verschiedene Konquistadoren-Abtheilungen, unter anderen diejenige des Sedeño von Cubagua aus, aufgebrochen waren. Demgemäß betrachtete man die Unnahbarkeit der Sierra als ein Zeichen besonderer göttlicher Gnade, welche den Haufen zum goldigen Meta führen wolle. In der besten Stimmung kam man also zum Rio Oppia. Nach ungefährer Schätzung war man jetzt bereits gegen 200 Leguas weit von Coro südlich marschirt.

Mehrfache Versuche, über den Fluß zu setzen, scheiterten, der Führer Guagueri ertrank, Mangel an Lebensmitteln stellte sich ein. Um nicht ganz unthätig zu bleiben, wurde Estéban Martin zurückgeschickt. Er sollte versuchen, etwas über das Schicksal Murgas und der Kranken zu erfahren. Nach dreißig

Digitized by Google

Tagen kehrte er unverrichteter Sache zum Lager zurück, wo wieder einmal Krankheiten ihren betrübenden Einzug gehalten. Am 5. August 1536 brach deshalb Frohmuth auf und ging 25 Leguas zurück nach dem Caquetiagebiet. Er verschob vorläufig den Plan, nach dem Meta zu marschiren, und schickte den Estéban Martin weg, einen Weg über die Cordillere zu suchen. Den Hauptmann Santa Cruz entsandte er weiter zurück, um nach Murga zu forschen. Santa Cruz erfuhr, daß dieser mit dem Rest seiner Leute zwei Monate nach Frohmuths Abmarsch demselben nachgerückt sei bis zum Apure, von da aber den Rückweg nach Coro eingeschlagen habe. Murga ist unterwegs gestorben, und ein alter Soldat, Martin Sanchez, brachte die wenigen Ueberlebenden nach der Küste.

Estéban Martin hatte keine Passage gefunden. Er rieth, wieder südlich zu gehen; einmal müsse man auf einen Pfad übers Gebirge stoßen, und vor allem solle man doch noch einmal versuchen, den Oppia zu überschreiten und nach dem Meta zu gelangen. Eine Musterung ergab, daß der Haufe auf 140 Fußsoldaten und 44 Reiter zusammengeschmolzen war. Trotzdem beschloß Frohmuth, dem Rathe Martins zu folgen. Diesmal gelang der Uebergang über den Oppia, und man näherte sich durch das Gebiet der immer feindseligen Guaypie dem Oberlauf des Meta. Castellanos erzählt uns, daß jener Indianerstamm nackt ging, seine Weiber sich das Haar kurz abschoren, während die Männer es lang herab bis auf die Hüften trugen, daß die Krieger, mit Federbüschen und den Schwanzringeln der Klapperschlange geschmückt, den Kampf mit Hörnerklängen eröffneten und in drei Reihen stritten, von denen die erste mit großen Schilden und Wurfspießen, die zweite mit vorn angekohlten Holzlanzen, die dritte mit Bogen und Schleudern ausgerüstet war.

Die Ausbeute an edlem Metall unter diesen Indianern

Digitized by Google

war gering. Das Wundermärchen vom Goldland an den Metaquellen hatte sich thatsächlich als solches erwiesen. Eine feste Hoffnung nach der anderen schlug fehl.

Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen aus den Zeiten der Konquista, die klärlich zeigt, wie eine fieberhafte, ruhiger Ueberlegung ermangelnde Stimmung alle Gemüther erfüllte, daß diese immer von neuem sich wiederholenden Enttäuschungen die Abenteurer keinen Augenblick davon abhielten, auf die vagesten Nachrichten hin sich tiefer und tiefer ins wilde Land hineinzuwagen. Die Grabhügel ihrer Kameraden bezeichneten ihre Marschroute, aber die Ueberlebenden zog es weiter, als ob tückische Dämonen sie lockten. Sie konnten gar nicht anders, und wenn sie gewollt hätten — sie mußten vorwärts bis ins äußerste Elend.

Estéban Martin suchte wieder an den Quellen des Meta und an anderen von den Eingeborenen bezeichneten Orten nach einem Aufgang ins Gebirge. Aber vergeblich. Nur Vögel könnten da hinauf, berichtete er dem General. Als man in die Nähe des heutigen San Juan de los Blancos, im Südsüdosten der columbianischen Hauptstadt Bogotá, gekommen war, hob man unter der Beute nach einem siegreichen Gefecht verschiedene silberne Gegenstände spanischer Arbeit auf. Man erfuhr, daß zwei Jahre zuvor 70 bis 80 Christen mit 9 Pferden unter Führung des Alonso de Herrera, der da sein Ende fand, auf Bergantinen den Guaviare, den Quellfluß des Orinoco nach damaliger Anschauung, heraufgekommen und von den Eingeborenen fast sämtlich erschlagen worden seien. Der Chirurg Diego de Montes fand in dieser Gegend mit Hülfe des Astrolabiums die geographische Breite = $2^2/_3{}^0$ N. Auf den Rath des Estéban Martin beschloß man, nach dem Aequator vorzudringen. Man durchwatete den Guaviare und marschirte in südlicher Richtung, wandte sich aber bald westlich, da die

Digitized by Google

Eingeborenen versicherten, daß nach Süden hin das Land weithin überschwemmt sei und von einem armen Volke bewohnt werde, das nur hölzerne Schmucksachen kenne. Mit vieler Mühe gelang es dem General, die Guaypie versöhnlicher zu stimmen und einigen Tauschhandel mit ihnen zu eröffnen. Immer wieder wiesen sie westwärts, als nach der Himmelsgegend, wo Silber, Gold und Lamas anzutreffen. Der Weg führe durch das rauhe Gebiet der kriegerischen, anthropophagen Choque, die von allerlei Gethier, selbst Würmern, lebten und sich durch ihre Schilde auszeichneten, auf welche sie die strahlende Sonne mit menschlichem Antlitz malten. Acht Tagemärsche drang man in dem Gebiete dieses Stamme südwestlich vor bis auf 1 ° N. B. nach der Berechnung des Montes an einen Fluß, den man wegen seiner Schlammfarbe den „Rothen" — rio bermejo — nannte, wahrscheinlich den Guamoes unserer Karten, einen linken Nebenfluß des Marañon. Die Goldgier jagte die Leute rastlos weiter, jeder Tag Aufenthalt erschien ihnen wie ein Jahr.

Estéban Martin ging mit 50 Mann flußaufwärts, eine Furt zu suchen. Nach acht Tagen kam er schwer verwundet ins Lager zurück. Er starb nach 20 Tagen.

Mit seinem Tode riß allgemeine Niedergeschlagenheit unter dem Abenteurerhaufen ein. Martin war die Seele der Expedition gewesen. Mehr denn ein Jahrzehnt hatte sein starker Körper dem Klima Venezuelas und den Strapazen der Konquistazüge getrotzt, sein Geist, der ihn ruhelos in die Wüsteneien und Urwälder Südamerikas hinter dem goldstreuenden Glück hertrieb, das neckend sich da und dort zeigte, um am Ende weiter und weiter in der Ferne unbekannter Länder sich zu verlieren, war durch tausend Enttäuschungen nicht gebeugt worden. Keiner verstand es wie er, in den schwierigsten Lagen einen Ausweg zu finden. Die Narben, die seinen Körper bedeckten, zeugten

Digitized by Google

von unzähligen heißen Kämpfen, in denen er wagehalsig sein Leben aufs Spiel gesetzt. Gerade als der weitberühmte „Pfadfinder Venezuelas“ mit dem ganzen Haufen vor Begierde brannte, seinen Fuß in die so lang ersehnte und nun so nahe geglaubte Gebirgslandschaft voll goldener Schätze zu setzen, traf ihn der Wurfspieß eines nackten Choque-Indianers. „Estéban ist todt, auf! zurück nach Coro!“ schrie es durchs ganze Lager. Noch einmal gelang es der Ueberredungskunst des Statthalters, den Ehrgeiz der Mannschaft anzuspornen. Aber für jetzt war es nicht mehr die Aussicht auf Goldbeute, es war der heiße Durst nach Rache für Martins Tod, was die halbnackten, halbverhungerten Burschen tiefer ins Choquegebiet hineintrieb. Die Rache wurde blutig genommen. Aber nun hielt das Häuflein, unter dem kaum fünfzig mehr kampffähig waren, nichts mehr in der armseligen Gegend. Noch einmal versuchte Georg Frohmuth, den Uebergang über den „Rothen Fluß“ zu erzwingen. Vergeblich. Schon war es mehr die allgemeine Unlust als das Wasser, was seine Versuche vereitelte. So gab er denn am 10. August 1537 den Befehl zum Rückzug. 100 Mann zu Fuß und 44 zu Pferde wandten sich zur Rückkehr nach Coro. Etliche Geräthe aus Messing ließ man zum Andenken zurück. Die fand später Orellana am Marañon, wohin sie von Stamm zu Stamm verhandelt sein mochten.

Der General beschleunigte den Marsch, so gut er konnte. Aber allein der Uebergang über den stark angeschwollenen Guaviare hielt ihn 40 Tage auf. Am Apure hörte er von anderen „Christen“, die vor zwei Monaten diese Gegenden betreten hätten. Zahlreiche Pferdespuren weiterhin bezeugten das. Eine Indianerin von der Küste, die einer von jenen Leuten in einem Caquetiadorf zurückgelassen, erzählte, es sei Federmann, der Vizestatthalter vom Cabo de la Vela gewesen. Philipp von Hutten folgte auf Befehl des Generals den Spuren der

Digitized by Google

Federmannschen Expedition, kehrte aber schon nach fünfzehn Tagen mit seinen Leuten ins Lager zurück, da er den ersten Fluß, an den er gekommen war, nicht hatte passiren können.

Frohmuth zog weiter. Krankheiten und Gefechte forderten noch ihre Opfer auf dem Rückzug. Am 27. Mai 1538 betrat er mit 110 Mann und 24 Pferden wieder Coro.

Mehr als zwei Drittheile aller Mannschaften und Gäule, die vor drei Jahren von Coro ausgezogen waren, und Hunderte indianischer Lastträger hatte eine Expedition verschlungen, deren Reinertrag sich für Frohmuth und die Welser-Compagnie ohne Abzug der von letzterer bis dahin gemachten Vorschüsse auf 1700 Pesos (etwa 80 000 Mark), für die Mannschaften auf 1262 Pesos (etwa 59 000 Mark) bezifferten und deren eigentliche Bedeutung in der Kenntniß eines schmalen Streifens des heutigen Columbias im Osten der Cordillera bis etwa auf 1° N. B. bestand. Für Frohmuth freilich und die übrigen Theilnehmer an diesem thatsächlich verunglückten Zug zum „Rothen Fluß", lag der Hauptwerth in der Kenntniß des Marschweges zu einem neuen Dorado hinter der Cordillere des Choguegebiets.

Rasch war in echter Konquistadorenweise alles ausgestandene Leid vergessen, nur die rosigen Berichte von dem fernen Goldland und eine bei dem Stamme der Guaypie aufgefangene Wundermär von einem Amazonenreich mit schönen Weibern tief in den Wäldern am Marañon hafteten im Gedächtniß und entzündeten, oft wiederholt während der Tage der Rast zu Coro im Kreise begierig lauschender Gefährten, die empfänglichen Geister, so daß, als Frohmuth seinen Werberuf für einen neuen Zug nach dem Aequator hören ließ, sich alles mit Hast zu den Listen drängte.

Am 9. Oktober 1538 sandte der Statthalter seine Relation an den König, die, von Oviedo ausgeschrieben, uns als hauptsächliche Quelle gedient hat.

Digitized by Google

Sobald das Gold zu Coro eingeschmolzen war, schickte der Statthalter die gesamte Ausbeute nach Santo Domingo hinüber, um mehr Soldaten anzuwerben und Ausrüstungsgegenstände und Pferde anzukaufen. Schon hatte er einen gewissen Mantaloo mit einer Abtheilung vorausgeschickt, als er mitten unter den Vorbereitungen zum eigenen Abmarsch nach dem Choqueland zu Coro — Ende Oktober oder Anfang November des Jahres 1540 — in kräftigem Mannesalter dem tückischen Küstenfieber erlag. In der Kirche zu Coro fand er die letzte Ruhestatt. Eine Inschrift über demselben lautete:

„Dieser Grabstein deckt Georgen Frohmuths Gebeine,
Neidete ihn das Glück, liebte ihn Gott dafür.
Daß er ein Tapferer war, besagte schon uns sein Name.
Kühneres hat er vollbracht. — Speyer sein' Vaterstadt war."

Die Leute aber, die Georg von Speyer, wie sie ihn zu nennen pflegten, an den „Rothen Fluß" geführt, bedauerten den frühen Tod eines Generals, dem sie seltenen Mannesmuth, Klugheit in gefährlichen Lagen und Biedersinn nachrühmten.

Die Statthalter des Hauses Welser hatten wenig Glück auf südamerikanischem Boden.

VIII.

Sobald die Nachricht vom Tode des Statthalters nach Santo Domingo gekommen war, schiffte sich der Bischof Bastidas mit 150 Mann und 120 Gäulen nach Coro ein, wo er nach einer neuntägigen Ueberfahrt anlangte und 300 gesunde Leute und 200 Pferde vorfand. Er ernannte sofort den Philipp von Hutten zum Gouverneur. In seiner Begleitung befand sich Pedro de Limpias, welcher mit Gold und Briefen von Federmann an dessen Gläubiger nach Santo Domingo gekommen war. Die Berichte des Limpias über den erfolgreichen Zug des Federmann machten seine Theilnahme an einer

Untersuchung, wie sie Frohmuth geplant hatte, wünschenswerth, und es war dem Bischof gelungen, ihn dafür zu gewinnen.

Es dürfte hier der Ort sein, mit ein paar Worten der Federmannschen Expedition zu gedenken.

Federmann hatte sich mit seinen Leuten vom Cabo de la Vela zunächst nach Maracaybo begeben, das er aber vollkommen verödet fand. Er ließ deshalb die Marschunfähigen zu Coro zurück und folgte über Barquisimeto und Carora hinaus der Marschroute des Statthalters Frohmuth. Daß er diese Richtung einschlug, anstatt vom Velacap nach den Cendagua-dörfern am Magdalena zu gehen, was doch anfänglich in seinem Plane gelegen hatte, dazu hatte ihn wahrscheinlich die Nachricht bestimmt, daß bereits Jiménez de Quesada im Auftrage des Adelantado von Santa Marta den Rio Grande oder Magdalenenstrom hinaufgegangen war.

Jedenfalls lag es nicht in seiner Absicht, mit Frohmuth zusammenzutreffen, mochte er auch an der Küste das Gegentheil als seine Absicht verbreitet haben und nachher noch, unter anderem in seinem oben erwähnten Brief an Dávila behaupten. Denn er hatte nicht sobald Nachricht von dem Abmarsch des heimkehrenden Frohmuth erhalten, als er diesem in die Llanos hinein auswich. Er wollte eben in seinen Unternehmungen nicht gestört werden, die wieder einmal zu den Verpflichtungen und Gerechtsamen eines Vizestatthalters in Widerspruch standen.

Nikolaus Federmann war von untersetzter, kräftiger Statur; die aufreibenden Beschwerden des Konquistadorenlebens schienen seinem Körper nichts anhaben zu können. Ein unersättlicher Goldhunger trieb ihn zweimal über die weite See. Er verstand es wie selten Einer, die Abenteurer an sich zu fesseln. Sie fanden Gefallen an einem Mann, der kein Mittel für unerlaubt hielt, das ihm rasche Erfüllung seiner Wünsche zu versprechen schien. Wo ein Alfinger oder Frohmuth von

Digitized by Google

Verträgen und Pflichten sprachen, ging er unbekümmert geradeaus dahin, wo das blinkende Gold lockte. Die Soldaten fühlten heraus, daß dieser General den letzten Tropfen Wasser mit ihnen theilen würde, sie drängten sich um ihn auf dem Marsch und im Lager und sie gingen selten ohne ein freundliches Wort oder einen Scherz von ihm fort, Allen war es bald klar, daß ihre eigenen Interessen mit denen dieses Führers solidarisch seien — so ward Federmann einer der beliebtesten Konquistadorengeneräle. Er hat nie daran gedacht, sein Wort zu halten, sobald ihm der Treubruch vortheilhaft erschien. So hatte er Alfinger betrogen, so betrog er Frohmuth und die Welser. Man hat ihn nie für treu gegen seine Herren gehalten, sagt Oviedo, er hatte ein weites Gewissen und „obendrein ging das Gerücht, er sei ein Lutheraner". Zweimal sahen wir ihn als Meuterer an der Spitze der ihm anvertrauten Haufen. Und während die Konquista Venezuelas einen ehrenhaften Mann nach dem anderen ins Grab warf, kehrte er als reicher Kapitalist nach Europa zurück. Er hatte erreicht, was er wollte.

Solche Leute treten uns übrigens häufig in diesen Zeiten entgegen. Das Meutern war an der Tagesordnung. Federmann war noch gar nicht weit vom Velacap wegmarschirt, als er auf einen Gefährten stieß, den Juan de Riveras, der dem Statthalter von Santa Marta entwischt war, und schon hinter Barquisimeto stellte sich als Dritter im Bund der Alderete ein, der seinen General Ortal im Stiche gelassen.

In der Regenzeit gelangte Federmann an den Meta. Auf dem ganzen Wege hatte man unter dem Mangel an Lebensmitteln zu leiden gehabt, da sich die Eingeborenen aus ihren alten Wohnsitzen auf der Marschroute des Frohmuth verzogen hatten. Am Meta zwang der Hunger die Leute, sich wochenlang von Wurzelwerk zu ernähren. Federmann sah sich

zur Umkehr genöthigt, schlug aber bald wieder den Weg nach Süden, näher an der Sierra, ein und gelangte ins Gebiet der Guaypie, die bei seiner Herankunft flohen. Hier fand er reichliche Lebensmittel. In der Gegend von San Juan de los Llanos beschloß er, die Cordillera zu ersteigen, und schickte den Pedro de Limpias zur Rekognoscirung voraus. Der meldete nach zwei- bis dreitägigem Marsch zurück, daß er einen Aufstieg gefunden. Enge, rauhe Gebirgspfade führten sie auf eine mit dürrem Gras bestandene, von kalten Winden überfegte, menschenleere Hochebene (Páramo), deren Durchkreuzung 22 Tage erforderte und zahlreiche Opfer an Menschen und Pferden kostete. Dann betrat man ein reichbevölkertes Hochthal, wo man von der Nachricht überrascht wurde, daß zwei Tagemärsche weiter andere Christen hausten. Das war in der Gegend von Bogotá.

Diese anderen Christen waren die Leute des Quesada, den Pedro de Lugo drei Jahre zuvor mit 500 Mann von Santa Marta aus auf Bergantinen und zu Fuß den Magdalena hinaufgeschickt hatte.

Quesada trieb sich in der Landschaft zwischen Bogotá und Tunja schon seit anderthalb Jahren umher. Seine Mannschaft war auf etwa 170 Köpfe geschmolzen, seine Goldbeute aber war bereits eine immense.

Kurze Zeit zuvor, während Federmann noch zur Cordillera emporklomm, hatte Quesada durch seine Dolmetscher die merkwürdige Nachricht erhalten, daß von Süden her ein starker Haufe Christen heranrücke, zu Fuß und zu Roß, eine große Schweineherde vor sich hertreibend. Vorsichtige Erkundigungen hatten ergeben, daß es der Hauptmann Benalcázar sei, der seinen General Francisco Pizarro in Peru verlassen hatte, um auf selbständige Untersuchungen auszugehen. Dreißig Leguas vom Real (Hauptlager) des Quesada lagerte sich Benalcázar und plünderte die Gegend. Noch war Quesada zu keiner Ent-

Digitized by Google

scheidung gekommen, wie er sich diesem Eindringling in das von ihm konquistirte neue Königreich Granada (Colombia) gegenüber zu stellen habe, als ihm die verwunderliche Kunde von einem zweiten Christenschwarm, der von Südost heranrücke, gebracht wurde. Es waren das Federmann und seine Leute. Seltsam genug war das Zusammentreffen von Abenteurerhaufen aus den entlegenen Statthalterschaften von Santa Marta, Venezuela und Peru auf der Cordillera von Bogotá. Wie drei Raubthiere, einander scharf beobachtend, lagerten sich die drei Parteien in der gemessenen Entfernung von 30 Leguas voneinander zwischen Neiva und Tunja, eine jede Fürsorge treffend, daß die beiden anderen über ihre wahre Anzahl und Stärke im Unklaren blieben. Ein solcher Zustand konnte auf die Dauer nicht anhalten. Namentlich lag es dem Quesada daran, möglichst bald von den unbequemen Nebenbuhlern um das reiche Gold- und Smaragdenland befreit zu werden. Er leitete deshalb Unterhandlungen ein, auf welche Federmann und Benalcázar um so lieber eingingen, als sie es bei ihren stark geschwächten Streitkräften auf eine Entscheidung durch die Waffen nicht mochten ankommen lassen. Man beschloß, beim Könige das Urtheil zu suchen, wem das Anrecht auf Neugranada zustehe. Zu dem Ende übertrugen die drei Hauptleute das Kommando über die vereinigten Truppen einem Bruder des Quesada, sie selbst fuhren mit kleiner Begleitung auf zwei Bergantinen den Magdalena hinunter, kamen unter allerlei Fährlichkeiten zur Mündung, gingen nach Cartagena und schifften sich dort auf einem gemietheten Schiff nach Cadiz ein. Federmann scheint die beiden Anderen nur bis Jamaica begleitet zu haben und dann allein nach Spanien gegangen zu sein, wo mittlerweile das Haus Welser einen Prozeß gegen ihn anhängig gemacht hatte.

Wenden wir uns wieder nach Coro.

Digitized by Google

Dort war der treffliche Bischof Bastidas sofort mit dem neuen Gouverneur, den königlichen Beamten und dem Bevollmächtigten des Hauses Welser in eifrige Unterhandlungen getreten.

Dem Hause Welser hatte die Statthalterschaft und Konquista von Venezuela in den bis dahin abgelaufenen zwölf Jahren bereits ganz erhebliche Summen gekostet, und vorläufig zeigte sich nirgens eine sichere Aussicht auf Wiedergewinnung derselben. Den bisherigen Gouverneuren hatte der Gedanke an eine Kultivation des Landes fern gelegen, ihr Sinn stand einzig nach reicher, rascher Goldbeute. Noch mußten darum die meisten Lebensmittel, Pferde und Rüstung von den Inseln importirt werden, die Ansiedlung Maracaybo war verfallen, Coro nicht gewachsen, andere Niederlassungen hatte man gar nicht an gelegt. Die Statthalter und ihre Leute hatten sich die königlichen Vorschriften über die Behandlung der Eingeborenen bald genug aus dem Kopfe geschlagen, sie hatten die Indianer Venezuelas, mochten sie sich ihnen feindselig gegenüberstellen oder geduldig die spanische Herrschaft über sich ergehen lassen, nur als Lastthiere und Tauschwerthstücke betrachtet, auf deren Ausbeutung sie ein unbestrittenes Recht hätten. Tausende waren auf den Expeditionen elend zu Grunde gegangen, Tausende auf die westindischen Inseln verhandelt worden. Ein grimmiger Haß gegen die Weißen erfüllte alle Stämme Venezuelas, und selbst die allzeit demüthigen Caquetia waren aufs Höchste erbittert. Von einer oberflächlichen Bekehrung zum Christenthum konnte höchstens in Coro und in seiner allernächsten Umgebung die Rede sein. Fuhr man in der hergebrachten Weise fort, so war die Zeit voraus zu berechnen, wo die Landschaften Venezuelas zu menschenleeren Einöden geworden sein würden.

Der menschenfreundliche Bischof erkannte mit tiefem Bedauern, daß er keinen Augenblick mehr zu versäumen habe, wollte er seinem Bisthum Diöcesanen und dem Könige vene-

Digitized by Google

zuelanische Unterthanen erhalten. Auf der anderen Seite drängte Melchior Grubel, der Bevollmächtigte der Welser, auf Rückzahlung der Vorschüsse und gewinnbringende weitere Ausbeutung des Landes. Es galt, die verschiedenen Interessen zu vereinigen.

Die Männer, welche der Bischof zur Berathung zusammenrief, waren sämtlich darin einig, daß der Plan des verstorbenen Frohmuth, noch einmal zum Rothen Flusse zu gehen, möglichst rasch ins Werk zu setzen sei. Allein eine erfolgreiche Expedition vermöge die Mittel an die Hand zu geben, die gerechten Welserschen Forderungen zu befriedigen und den Theilnehmern an den früheren Zügen, namentlich am letzten, zu einer Art Wohlstand zu verhelfen; auch sei eine solche Expedition wünschenswerth im Interesse der Krone. Jene Männer waren Hutten, der Statthalter, Pedro de San Martin, der erste königliche Faktor, Alonso Vazquez, der Schatzmeister, und Antonio de Naveros, der Zahlmeister. Sie alle waren vor zwölf Jahren mit Alfinger ins Land gekommen, waren mit Alfinger am Magdalena, mit Frohmuth bei den Chogue gewesen, sie kannten das Land und hofften viel von der Expedition. Melchior Grubel sprach in demselben Sinn, und der Bischof gab bereitwillig seine Zustimmung zn einem Unternehmen, das seinem Herrn, dem Könige, von großem Nutzen sein möchte. Zuvörderst jedoch ertheilte er an die in Aussicht genommenen Hauptleute Bartholomäus Welser und Pedro de Limpias und an Naveros, der als Veedor — Aufseher über die Handhabung der königlichen Vorschriften — den Zug begleiten sollte, die strengsten Befehle, sich aller Gewaltthätigkeiten gegen die friedlichen Indianer, insonderheit gegen den Stamm der Caquetia zu enthalten, keine Ketten zum Schließen von Gefangenen mitzuführen, auch solche unterwegs nicht anfertigen zu lassen. Leider war von vornherein zu

Digitized by Google

bezweifeln, daß die Führer die nöthige Autorität und Energie haben würden, den Befehlen des Bischofs nachzukommen. Der Menschenraub war unter den Soldaten zu einer schier unaustilgbaren Gewohnheit geworden. Während Bastidas noch zu Coro über das Wohl der Eingeborenen Verhandlungen pflog, brachen verschiedene Soldaten nächtlicher Weile maskirt in die Dörfer der nächsten Umgebung ein und schleppten Leute weg, um sie auf dem beabsichtigten Zug des Statthalters als Lastträger zu benutzen.

Die bisherigen Expeditionen waren aufs Gerathewohl in die unbekannten Landschaften hineinmarschirt und hatten gerade deshalb unverhältnißmäßig viele Opfer an Menschenleben gekostet. Der Bischof wünschte, das zu vermeiden. Er berief deshalb alle die genannten Personen und den Limpias zu einem Kriegsrath zusammen, um die Marschroute Huttens so gut als möglich festzustellen. Die Stimmen Huttens selbst und des Limpias gaben den Ausschlag. Man setzte fest, daß die Expedition sich von Coro über Barquisimeto auf der Marschrichtung Frohmuths und Federmanns nach dem Rio Oppia begeben und dort ein gewisses Thal besetzen sollte, falls daselbst sich nicht schon Leute aus Neugranada niedergelassen hätten. Sei letzteres der Fall, sollte Hutten die alte Route Frohmuths weiter verfolgen, ohne jedoch die Grenzen Venezuelas jemals zu überschreiten. Seinen Weg sollte er durch aufgerichtete Kreuze und andere Merkmale bezeichnen, damit man ihm gegebenenfalls Nachschub schicken könnte. Der Bischof nahm ein Protokoll über diese Abmachungen auf und ließ es von Allen unterzeichnen. Dann gab er die Erlaubniß zum Abmarsch. An einem Augusttage des Jahres 1541 brach Philipp von Hutten an der Spitze von 150 altgedienten Reitern nud etlichen zu Fuß von Coro auf, nachdem man feierlich Messe gehört und den Segen des Bischofs empfangen. Oviedo, dessen Geschichte hier abbricht, begleitet den Zug mit

den Worten: „Es steht zu erwarten, daß die Expedition mit der Hülfe Gottes große Erfolge erzielen wird." Allerdings war noch keine Expedition in Venezuela mit so viel Umsicht und gutem Willen ins Werk gesetzt worden.

Aber über Huttens Unternehmung standen keine günstigen Sterne. Hatte schon Federmann von Barquisimeto südwärts außerordentlich unter dem Mangel an Nahrungsmitteln leiden müssen, so wurden die Leute Huttens vom Hunger fast zur Verzweiflung getrieben. Sie hasteten vorwärts in der Hoffnung immer, der nächste Tag werde sie endlich in ein wohlversorgtes Indianerdorf führen, aber immer von neuem ward ihre Hoffnung getäuscht. So kamen sie auf den Tod elend zum Rothen Fluß und überschritten ihn. Wie Frohmuth vor Jahren suchte nun Hutten nach einem Pfad auf die Cordillera. In engen, steilwandigen, feuchten Schluchten, in welche kaum ein Sonnenstrahl fiel, kletterten sie aufwärts, oft Stufen in den Fels hauend, um auch die Pferde in die Höhe zu bringen. Häufige Regengüsse erschwerten den Marsch außerordentlich. Wenig Mais in verlassenen Indianerdörfern auf einer Hochebene war der Lohn für die schier übermenschlichen Anstrengungen. Hier entdeckte man die nordwärts, also zurück gerichteten Spuren von den Leuten, welche Quesada unter schweren Verlusten durch Neugranada nach Süden bis in die Gegend von Pasto (etwa $1\frac{1}{2}^{\circ}$ N. Br.) geführt hatte. Hutten entsandte den Limpias, diesen Spuren zu folgen und wo möglich den Quesada aufzufinden. Er selbst wandte sich ostwärts durch menschenleeres Gebirge. Mühselig schleppte man sich fort. Gewaltige tropische Gewitterstürme stürzten nieder, die Baumriesen des Urwaldes entwurzelnd. Zuletzt stieß man in der Landschaft von Caguan auf dreißig Ansiedelungen der friedseligen Chogue. Nicht lange, und man stand diesem Stamme in wiederholtem, erbitterten Kampfe gegenüber, an dem sich selbst

Weiber betheiligten, die dem Zuge folgten. Als Limpias, der nichts von Quesada gesehen, nach dreimonatlicher Abwesenheit zum Statthalter zurückkam, fand er diesen schwer verwundet, viele Leute an Wunden und Fiebern gestorben, andere erblindet, alle krank, in zerfetzten, schmutzigen Lumpen, die meisten Pferde todt, die übrigen elend. Seit langem hatte man kein Salz aufzutreiben vermocht. Der sehnliche Wunsch Aller war, nach Coro zurückzukehren, und Hutten und Arteaga, die noch vorwärts wollten, mußten sich schließlich fügen. Krank und vom Hunger gequält, schleppten sie sich bis ins Gebiet der Guaypie, wo sie sich heißhungrig auf die Vorräthe von Salz und Mais stürzten. In der Nähe des Guaviare beschlossen sie das Ende der Regenzeit abzuwarten. Auf einem ihrer Streifzüge nach Lebensmitteln entdeckten sie ein von den Eingeborenen aufgestelltes hohes Roß nebst Reiter, an dem diese sich im Kampf übten, um die Furcht vor dem „Menschenthier" zu überwinden.

Die müssige Ruhe des Lagerlebens gab Gelegenheit genug zu Betrachtungen über die trostlose Lage, in der sich die Expedition befand. Seit fast vier Jahren hatte man sich resultatlos in den Wildnissen des westlichen Orinocostromgebiets umhergetrieben. Schon deckte die Mehrzahl die Erde, die Ueberlebenden fristeten mühsam ihr Dasein. Nur Hutten und Arteaga zeigten äußerlich noch ungebrochenen Muth, aber es war der Muth der Verzweiflung. Da trat Hutten eines Tages vor die gelichteten Reihen seiner halbnackten, von Kummer und Elend niedergebeugten Unglücksgefährten. Was wollen wir an der Küste? sprach er. Wir haben nichts, bringen nichts mit. Wir finden nichts als unsere Gläubiger. Also besser, alles aufs Spiel zu setzen und auf neue Entdeckungen auszugehen. Vorwärts nur, gleichgültig, wohin! Trüben Auges lauschten sie den Worten ihres Generals, und Manchem mochte es be-

Digitized by Google

dünken, daß es gleichgültig sei, wann und wo er dieses Leben voll Elend beschließe. Aber wieder einmal griff ein Haufe Indianer die Erschöpften an, und Hutten und Arteaga wurden schwer verwundet ins Lager gebracht. Monate brauchten sie zur nothdürftigsten Heilung. Da war auch ihr Geist gebrochen, und sie wandten sich voll Sehnsucht nach der Küste.

Ungefähr zu der nämlichen Zeit schickte die Audienz von Santo Domingo den Juan de Carabajal nach Maracaybo hinüber, um endlich einmal wieder einige Ordnung in die seit Jahren vernachlässigte Kolonie zu bringen. Statt seine Aufträge zu erfüllen, wandte sich Carabajal mit einem Haufen ins Innere Venezuelas, setzte sich zu Tocuyo, etwa zwölf deutsche Meilen im Südwesten von Barquisimeto, fest und plünderte das umliegende Land. Einen gewissen Frias, den daraufhin die Audienz nach Venezuela entsandte, um ihm das Kommando abzunehmen und ihn zur Rechenschaft zu ziehen, wußte er durch seine Freunde zu Coro zurückzuhalten. Obendrein schickte er gefälschte Vollmachten von der Audienz dahin, nach denen dem Frias die Statthalterschaft an der Küste, ihm selbst diejenige über das Binnenland zugesprochen wurde. Durch Grausamkeiten aller Art zwang er die ihm erreichbaren Europäer, ihn als Gouverneur von Venezuela anzuerkennen.

Hutten hielt man zu Santo Domingo und zu Coro längst für todt. Die Audienz hatte in diesem Sinne an den König berichtet. Das Haus Welser scheint in dieser Zeit — Ende 1545 — den Vertrag gekündigt und das Lehensverhältniß zur spanischen Krone bezüglich Venezuelas aufgegeben zu haben. Bereits war Juan Perez de Tolosa als vom Könige ernannter Adelantado von Venezuela nach Südamerika unterwegs.

Hutten, der sich nur mühsam weiterschleppte, hatte den Pedro de Limpias mit einem Theil seiner Leute nach Coro

Digitized by Google

vorausgeschickt. Längst hatte der General alle Autorität verloren, nur das gemeinsame Elend hielt die todtmatten Abenteurer noch nothdürftig zusammen. Limpias beschloß alsbald, statt nach Coro nach Cubagua zu gehen. In Barquisimeto hörte er vom Regiment seines alten Freundes Carabajal zu Tocuyo. Sofort kehrte er um und vereinigte sich mit diesem. Es war das ein schimpflich treuloses Verfahren gegen den rechtmäßigen Statthalter und seinen langjährigen Waffengefährten Hutten, aber Limpias war eben auch Einer von Denen, die ihren persönlichen Vortheil rücksichtslos fassen, wo sie ihn greifen können, und nicht vergebens war er durch die Schule eines Federmann gegangen.

Carabajal und Limpias schickten sofort Leute aus, um Hutten nach Tokuyo einzuholen. Sein Einzug sah ganz nach einem Transport aus. Aber Carabajal hatte sich geirrt, als er glaubte, den gebeugten Mann mit leichter Mühe zur Anerkennung seiner angemaßten Statthalteransprüche bewegen zu können. Mit Verachtung wies Hutten die Forderung zurück, und fest stellten sich die wenigen Getreuen an die Seite ihres Generals, bereit, mit dem Schwert in der Faust seine Rechte zu vertheidigen. Dem Carabajal wäre es ein Leichtes gewesen, mit seinen Soldaten die wenigen Leute niederzuschlagen, trotzdem ließ er sich zu einem feierlichen Abkommen herbei, das Hutten den ungehinderten Abzug nach der Küste gestattete. Aber es war nicht das Mitleid mit einem vom Schicksal schwer getroffenen Mann, was den rohen Gesellen hierzu bestimmte. Er war überzeugt, daß die Pfeile des streitbaren Stammes der erbitterten Girahara, deren Gebiet Hutten zu durchkreuzen hatte, ihn aller weiteren Unannehmlichkeiten entheben würden.

So zog denn Hutten auf der vielbetretenen Straße über Quibor nach Carora. Ein Theil der Mannschaft Carabajals, seiner Schreckensherrschaft müde, hatte sich ihm angeschlossen.

Digitized by Google

Diese unerwartete Verstärkung des Huttenschen Haufens machte die Hoffnung Carabajals auf den Untergang des Statthalters höchst zweifelhaft. Schäumend vor Wuth gegen den Statthalter und die abtrünnigen Leute, brach er kurz nach deren Abmarsch an der Spitze einer wohlbewaffneten Schar mit Limpias von Tocuyo zu ihrer Verfolgung auf. In einer Schlucht bei Carora überraschte er sie. Nach kurzem Widerstand wurden Hutten, Welser und alle Kampffähigen niedergeworfen, in Ketten gelegt und in den Bock gespannt. Die Kranken, unter ihnen Arteaga und der Pater Fructos de Tolosa, wurden auf einen Haufen zusammengetrieben. Man hielt es nicht für nöthig, sie zu fesseln, so elend waren sie. Carabajals Auge funkelte, wie das eines blutdürstigen Raubthiers, als er die Reihe seiner Opfer hinabschritt. Sein höhnisches Lachen antwortete dem Wehgeheul und den Bitten der Unglücklichen. Ein grinsender Neger trat auf seinen Zuruf vor und schnitt Einem nach dem Andern den Kopf ab. Zuletzt rollten Welsers und Huttens Häupter auf den Boden. Grausiges Entsetzen schüttelte die Zuschauer des barbarischen Schauspiels, und die Kranken sanken, um ihr Leben flehend, in die Kniee. Mit fürchterlichem Spott schenkte ihnen Carabajal ihr Leben, „das ihnen die Indianer oder die Beschwerden und Entbehrungen des Marsches ohnedies früh genug nehmen würden“. Dem Pater Fructos ertheilte er nach langem Zögern die Erlaubniß, die Leichen Welsers und Huttens zu beerdigen. Dann übergab er dem Arteaga höhnisch ein Protokoll über sämtliche Geschehnisse, das er zu Coro vorzeigen sollte, „damit sein tapferer Charakter noch mehr bekannt würde“, und gestattete schließlich den hülflosen Kranken, nach Coro aufzubrechen. Es waren ihrer zwölf. Wunderbarerweise haben sie sich unter der Führung des Arteaga bis nach Coro zu schleppen vermocht. Es war kurz vor dem Osterfest des Jahres 1546, als die

letzten 12 von mehr als 150, an Körper und Geist gebrochen, den Strand des caribischen Meers wieder betraten, von dem sie mehr als $4^1/_2$ Jahre zuvor mit den fröhlichsten Hoffnungen ausgezogen waren.

Der Pater Fructos hatte den beiden Ermordeten ein paar lateinische Distichen aufs Grab geschrieben:

Bartholomäus Welsers und Philipps von Hutten Gebeine
Birgt das nämliche Grab. — Keinen liebte das Glück.
Tapfere Hauptleute waren sie beide und beid' waren Deutsche,
Beide auch streckte zugleich nieder die mordende Hand.

Der gute Pater hatte Recht. Das Schicksal war ihnen feind gewesen vom Tage an, als sie Venezuelas Küste betraten. Sechzehn Jahre ununterbrochener mühseligster Jagd hinter dem blanken Gold her hatten mit dem Tod von Mörderhand abgeschlossen.

Das Haus Welser hatte kein Glück mit seinem Pfandland in Südamerika, Venezuela keinen Vortheil von seiner Regierung, die drei deutschen Statthalter aber und ihre Hauptleute, sie haben, was sie Schweres gefrevelt, schwer gebüßt. Mit stolzen Erwartungen betraten sie die ferne Küste, trotzigen Muths drangen sie auf anderthalb hundert deutsche Meilen tief in die Wildnisse Venezuelas und Colombias ein, das rächende Schicksal aber versagte ihnen die Freude am ruhlos erstrebten goldigen Gewinn, versagte ihnen die ersehnte fröhliche Heimkehr und beschied ihnen einen frühen Tod.

Der neue Statthalter von Venezuela entsandte sofort seinen Bruder Alonso de Tolosa mit einem starken Haufen gegen Carabajal. Dieser wurde gefangen genommen, am Schweife eines Pferdes geschleift und dann am Aste eines Baumes aufgehenkt. Trotzigen Sinnes, wie er gelebt, starb er. Der Baum aber verdorrte alsbald. So erzählten sich noch lange die Konquistadoren am caribischen Meer.

Digitized by Google

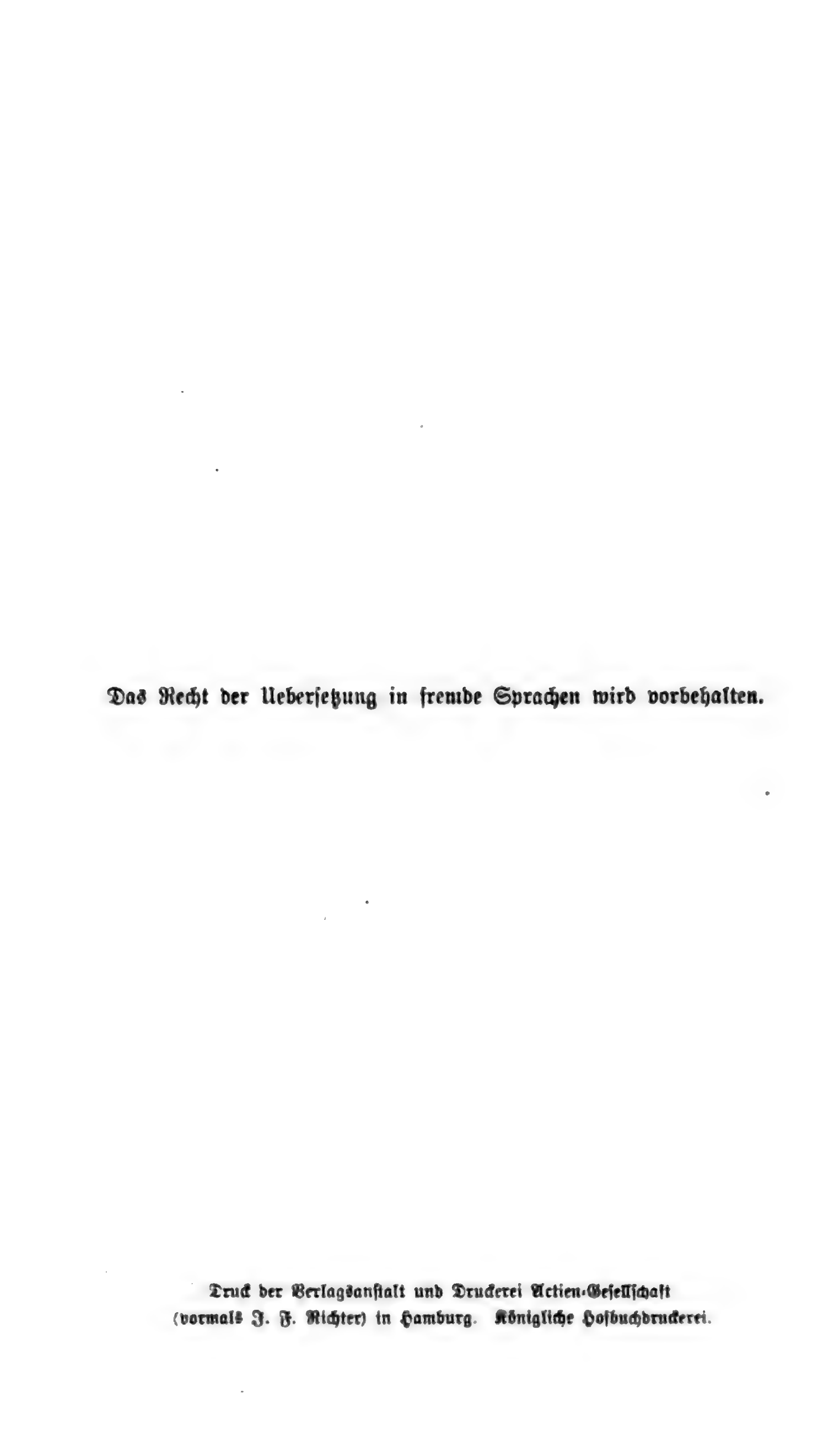
Die Thiersage.

Von

Dr. Jakob Nover.
in Worms.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Digitized by Google



Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Es wird von den Koryphäen der Germanistik, von Grimm und Wackernagel, behauptet, daß die Thiersage bei unseren Vorfahren in ihren ersten Anfängen in ein hohes Alter hinaufreiche, in eine Zeit, da sie noch als Jäger, Fischer, Hirten und Ackerbauer in vertrauterem Umgang mit der Natur und Thierwelt lebten. Von anderen namhaften Germanisten, wie Müllenhoff und Scherer, freilich wird aus dem Fehlen von Anspielungen auf Thiersagen in unseren ältesten Heldengeschichten geschlossen, daß die Entstehung von Thiersagen nicht über das 12. Jahrhundert zurückgehe, daß es von Geistlichen verfaßte Gedichte mit satirischer Tendenz gewesen, theils zur Ausmalung bekannter Bibelstellen, theils in Nachahmung Aesops, sowie anderer älterer, auch arabischer Quellen. Die Art aber, wie jene beiden Altmeister der Germanistik ihre Ansicht begründen, hat allerdings auf den ersten Anblick etwas Einschmeichelndes und Bestechendes. Und wenn sich auch die Existenz einer schriftlich ausgebildeten Thiersage oder eines größeren Thierepos vor dem 12. Jahrhundert nicht nachweisen läßt, so ist es doch nicht unwahrscheinlich und undenkbar, daß eine Behandlung von Thiersagen oder Thiermärchen wenigstens im Volksmunde schon früher bei unseren Vorfahren vorgekommen ist. Wie noch heute die Kinder des Volkes allerorten mit den Thieren reden, als wenn sie Ihres-

gleichen wären, so standen auch unseren Ahnen früher die Thiere des Waldes und Feldes näher. Ihrem aufmerksamen und theilnahmsvollen Auge konnte nicht entgehen, einmal wie ähnlich das Wesen der Thiere dem menschlichen ist, und wie doch andererseits dieselben uns in so mancher Hinsicht übertreffen. Welcher Mensch könnte sich an Schärfe des Gesichtes mit einem Raubvogel vergleichen, der aus verschwindender Höhe mit Sicherheit auf seine Beute herabstürzt, wer könnte an Feinheit des Geruchs und Gehörs sich mit einem Hunde messen, wer es einem Pferde an Schnelligkeit im Laufe zuvorthun? Und wie beneiden wir den Aar, der im weiten Aether gleich einem Könige der Lüfte umherschwebt! Mit einer gewissen scheuen Verehrung blickte der Mensch der Vorzeit zu diesen von der Natur bevorzugten Geschöpfen auf. Dazu kam das fabelhafte Alter, das man gewissen Thieren der Wildniß beilegte, ein Alter, das selbst dem gottbegnadetsten Menschen hienieden zu erreichen versagt ist. Auch bei den Griechen und Römern finden sich solche übertriebene Altersangaben bezüglich der Thiere. So legt Hesiod der Krähe eine neunmal größere Lebensdauer als einer Menschengeneration bei, d. h. 270 Jahre, dem Hirsche vier Krähenalter, also 1080, und dem Raben gar drei Hirschesalter, folglich 3240 Jahre. Damit steht in engem Zusammenhang die Räthselhaftigkeit ihres Todes, insofern sie von selbst sterben; ja, der irrige Glaube, daß man keine Vogelleichen finde, dauert bis auf unsere Tage. Der Abstand zwischen Mensch und Thier erschien vor alters nicht so groß wie heutzutage. Dies geht aus den mancherlei Sagen von Verwandlungen der Menschen in Thiere und umgekehrt, sowie aus der Annahme einer Art Seelenwanderung hervor. Begegnet man doch heute noch dem gruseligen Aberglauben vom Währwolf, d. h. einem in einen reißenden Wolf verwandelten Menschen. Und lesen wir nicht in Sagen und Märchen, daß einem sterbenden Kinde

Digitized by Google

die Seele in Gestalt eines Mäuschens entschlüpfe oder als Vogel entfliege? Ja selbst die Götter wählten nach dem Glauben unserer Vorfahren gerne Thiergestalten zu ihren höheren Zwecken. Wer konnte Einem also dafür bürgen, ob nicht der Wolf, dem man begegnete, oder der Vogel, den man über sich schweben sah, einen Menschen, wenn nicht gar einen Gott in sich bärge? Vor ihren unverständlichen Lauten, die gleichwohl wie eine geheime Sprache klangen, stand man wie vor einem Wunder. Man konnte nicht anders annehmen, als daß sie an den Geschicken der Menschen theilnähmen, ja, mitunter in dieselben eingriffen, wohl gar als Theilnehmer im Rathe der Götter oder geradezu als deren Boten. Nur wenig auserlesenen, von der Gottheit bevorzugten Menschen war es vergönnt, ihre Sprache zu verstehen. So lauschte Siegfried nach der Erlegung des Lindwurms dem weisen Rathe zweier Vögel im Gebüsche. Ja man glaubte an eine Zeit, da ein inniger Gedankenaustausch zwischen Thier und Mensch bestand wie zwischen Völkern, und daß die Sprache der Thiere durch die Schuld der Menschen vor ihnen verstummte oder sich auf unverständliche Laute beschränkte. Nur der unverdorbene Naturmensch in der Kindlichkeit und Harmlosigkeit seines Verkehrs ist, wie Rückert so schön in dem Volksliede singt, „unbewußter Weisheit froh, vogelsprachekund, wie Salomo!"

Kein Wunder also, wenn man Gang oder Flug, sowie Geschrei der Thiere aufmerksam beachtete, daß man sich daraus Glück oder Unglück voraussagte. Und wie man sich scheute, die Gottheit mit dem wahren, eigentlichen Namen zu nennen, so umschrieb man auch oft die Thiernamen. So nennt der Bauer in Schweden den Fuchs noch heute lieber „Waldgänger", den Wolf „Graubein", den Bären, weil er Honig nascht, „Süßfuß", oder mit dem begütigenden Schmeichelwort: „Großvater". Den innigen Beziehungen zur Thierwelt entsprechend, verleihen sich

aber auch die Menschen gerne Thiernamen, wie vom Adler abgeleitete, z. B. Aro, Arnamar (d. i. adlerberühmt) und Arnhild („Adlerkrieg"), ferner Hraban (Rabe), Isanpero (Eisenbär), Ebargrim (Eberhelm), Wulf (Wolf), Vulfila (Wölfchen) u. dgl.

Lagen nun solche innige Wechselbeziehungen zwischen Thier und Mensch vor, so war es auch natürlich, besonders auffallende Thiercharaktere zum Gegenstand der Dichtung zu machen. Freilich boten diese keinen so reichhaltigen Stoff von wirklichen Begebenheiten, wie sie uns das Epos der Heroenzeit oder der Weltgeschichte im Laufe der Zeiten vorführt. Die Phantasie mußte ihnen eine Geschichte erdichten, und hierzu baute die Vermenschlichung der Thiere die Brücke. Dadurch, daß die Thiere handeln und reden wie Menschen, vergessen wir, daß sie eigentlich nur wirkliche Thiere sind, und außerdem greifen richtige Menschen mit ein. Ja, in dieser Verkleidung menschlicher Typen, in der eigenthümlichen Vermischung menschlicher Leidenschaften mit unverkennbar thierischen Zügen liegt ein ganz unbeschreiblicher Reiz, ein Reiz, der dem Heldenepos abgeht. Es liegt darin zugleich ein so köstlicher, ungesuchter Humor, daß wir uns eines gewissen ästhetischen Behagens gar nicht erwehren können. Wir erinnern nur an das urkomische Leichenbegängniß der Henne im Reineke Fuchs, wo ihr mit feierlichem Pathos vor der Bahre das Todtenamt gesungen und die tragische Grabschrift gesetzt wird. Doch es drängt sich uns hier die Annahme auf, daß wir es mit einer beabsichtigten Satire zu thun haben, wenn der Wolf sich als Klosterbruder meldet und um die Tonsur bittet, und noch sarkastischer wirkt der Fuchs im Pilgerkleide, wenn er bei der Beichte seiner Missethaten nach den Hühnern schielt. Wie wir später noch ausführlicher hervorheben werden, haben wir es hier mit satirisch verkleideten Menschen zu thun. Und doch bleiben ihnen die charakteristischen Eigenheiten der Thierwelt. Der Hahn singt auf einem Beine stehend mit

Digitized by Google

geschlossenen Augenlidern, der Fuchs wendet im Kampf mit dem Wolf seine angeborenen Kniffe an, die Katze kann die Gier nach Mäusen, der Bär die Lust am Honig nicht verleugnen. Eben in der geschickten Verschmelzung des Thierisch-Menschlichen liegt der unsagbare Reiz der Thierdichtung. Und diesen Geist hat auch die Kunst in der Darstellung zu erfassen, wie dies Kaulbach so meisterhaft verstanden. Zugleich erhebt sich die Thiersage — insofern von einer solchen im eigentlichen Sinn überhaupt die Rede sein kann — an Frische und Lebendigkeit weit über die gewöhnliche Fabel oder ein Märchen, in denen irgend eine Lehre oder Moral nur im außermenschlichen Gewande gepredigt werden soll. Zu letzteren können ja auch todte oder scheinbar leblose Gegenstände redend und handelnd eingeführt werden, wie Stühle, Tische, Steine, Pflanzen u. dgl. So entbehren die Fabel und das Märchen von vornherein der Wahrscheinlichkeit oder Menschenähnlichkeit, sie ermangeln des frischen, natürlichen Lebens, sie lassen vor allen Dingen jenen feinironischen Zug vermissen, der eben in der Doppelnatur des Menschenthiers liegt. Natürlich eignen sich nicht alle Thiere zu Parallelen mit Menschen; kleine, unbedeutende entziehen sich zumeist menschlicher Beachtung, wenn sie nicht hervorstechende Eigenschaften verrathen, wie z. B. die Ameise. Ebenso stehen uns die Vögel schon vermöge ihres Fluges ferner, und selbstverständlich liegen uns die einheimischen und vor allem die Hausthiere am nächsten und unter letzteren auch nicht gerade diejenigen, welche sich wie Pferd, Ochs und Esel in gänzliche Dienstbarkeit des Menschen begeben haben, weil sie hierdurch zu zahm und prosaisch geworden. Unabhängiger erscheinen schon der Hahn und die Katze. Eigenthümlich ist dann freilich die Thatsache, daß mit der Einführung der Hauptträger der Thierdichtung, wie Fuchs, Wolf, Bär, Kater 2c. von der Gattung, d. h. der Vielheit, ganz abgesehen wird und jeder als einzig in seiner Art erscheint.

Wo fremde, nicht in Deutschland einheimische Thiere auftreten, wie z. B. der Löwe als König, dürfen wir mit aller Bestimmtheit Einflüsse griechisch-römischer, wie orientalischer Thierdichtung annehmen.

Die Hauptträger der Thierdichtung sind der Wolf und der Fuchs, weil sich in ihnen, nach Grimm und Wackernagel, die hervorstechenden Eigenschaften der alten Germanen, die kriegerische Tapferkeit und List wiederspiegelten. Dies besagen auch die Namen der beiden Haupthelden Isengrim („Eisenhelm") und Reinhart (d. i. „rathgewandt"). Auch bei den Griechen und Römern findet sich in ihren Thierfabeln des Aesop und Phädrus dieser Gegensatz ausgeprägt, wie in der Heldensage durch die Personen des Ajax und Odysseus; in den indischen Thierfabeln nimmt die Stelle des Fuchses der Schakal ein. Als dritte Hauptfigur erscheint der Löwe, und für den Orient ist dies auch ganz natürlich. Nun ist aber der Löwe in Deutschland gar nicht einheimisch und sicherlich aus der Aesopischen Fabel entlehnt. Der eigentliche König der germanischen Wälder ist ohne Zweifel der Bär, wie ihn die Finnen und Esthen ausdrücklich als solchen bezeichnen; er heißt dort Ohto oder Otso und bei Letzteren Ot. Aber auch in deutschen Thiergedichten finden sich noch Spuren von der einstigen Königsherrschaft des Bären.

Vergleichen wir nun die Helden der Thierwelt mit den menschlichen Heroen, einem Siegfried oder Hagen, so entbehren freilich bei aller Aehnlichkeit gemeinsamen Racheburstes und grausamen Hohnes die thierischen Charaktere jener edleren Züge der Liebe, Treue, Freundschaft und Großmuth, wie sie z. B. aus dem Nibelungen- und Gudrunliede uns entgegenleuchten. Isengrims Heldenhaftigkeit wird durch seinen räuberischen Sinn nnd seine Gier beeinträchtigt; ebenso fordert Reinekes Schlauheit durch die Anwendung der verwerflichsten Mittel und seine fühl-

lose Schadenfreude unsere sittliche Mißbilligung heraus, um so mehr, als der Fuchs zum Wolf in verwandtschaftlicher Beziehung erscheint. Ist ja doch das lateinische vulpes, Fuchs, offenbar dasselbe wie unser „Wolf". Und so werden auch häufig in der Thierfabel Fuchs und Wolf miteinander verwechselt. Die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen beiden werden nicht nur dadurch angedeutet, daß der Fuchs den Wolf als Oheim anredet, sondern sie gipfeln sogar in einem förmlichen Liebeshandel zwischen Fuchs und Wölfin; die älteste Fabel weiß allerdings bloß von einer Gevatterschaft, indem der Fuchs dem Wolf ein Kind aus der Taufe gehoben hat. Auch pflegt sonst wohl das kleinere und schwächere Thier vertraulich und einschmeichelnd gegen das größere den Namen „Oheim" anzuwenden, wie der Fuchs gegen den Bären und Dachs. Im übrigen treten gerade Fuchs und Wolf in einem bestimmten Gegensatze auf schon in der Farbe, indem der erste stets der „rothe", der andere der „graue" heißt. Da nun dem rothen Fuchse eine boshafte List eigen ist, so ist die rothe Haarfarbe, wie die Benennung „Fuchs" schon frühzeitig ein Vorwurf, und das Wort vulpecula, „Füchslein", gilt schon im salischen Gesetz geradezu als strafbares Schimpfwort. Noch heute wirkt dies in der sprichwörtlichen Redensart nach: „Rothhaar und Ellernholz wächst auf keinem guten Grund." Zur List des Fuchses gesellt sich noch seine Schmiegsamkeit, vermöge der er mit Leichtigkeit durch Grotten und Höhlen schlüpft, um seine Beute zu berücken. In der Thierdichtung glänzt er namentlich durch Klugheit im Rathe und durch Zungengewandtheit im Reden. Darum ist er bei Hofe der Rathgeber, der Arzt, ja schließlich der Reichskanzler.

Dagegen erscheint der Wolf als ein alter Gierhals, der plump und frech in allen Abenteuern zu Schaden kommt, aber dadurch nie klüger wird. Dies allein ohne Zuthun oder Mitwirken des Fuchses könnte tragisch erscheinen; dadurch aber, daß

Digitized by Google

die List über die Stärke triumphiert, erhält die ganze Darstellung eine komische Färbung.

Fragen wir nun nach der Heimath der Thierdichtung, so führen uns nach Grimm die ältesten Spuren ins Land der Franken, zu jenem Volke, bei dem auch die Siegfriedsage ihren Sitz hatte. Fuchs- und Wolfsnatur stimmen am besten zum Volkscharakter der Franken, deren Geschichte eine blutbefleckte und mit Verwandtschaftsgreueln angefüllte ist. In dem alten Gallien finden wir auch schon frühzeitig eine besondere Vorliebe für die lateinische Thierfabel, und diese hat sicherlich auf die germanische Thierdichtung eingewirkt. So mag der Löwe als König statt des ursprünglich germanischen Bären aufgekommen sein. Daß das Land der Franken die Heimath der sogenannten germanischen Thiersage war, beweisen auch die ältesten diesbezüglichen Litteraturdenkmäler. Schon zur Zeit der Merowinger überliefert uns Fredegar eine Erzählung von einem „Hirsch ohne Herz", der eben deshalb immer zu Schaden kommt, weil er sich seine Schädigungen nicht zu Herzen nehmen kann, — und dann ein Bruchstück einer ländlichen Fabel vom Wolfe. Ebenso finden sich nach Annahme Grimms und Wackernagels später in der Karolingerzeit Spuren germanischer Thiersage.

Allein, so bestechend und einschmeichelnd auch diese Theorie von einem hohen Alter einer sog. Thiersage in Deutschland sein mag, so lassen sich doch durchaus keine diesbezüglichen Litteraturdenkmäler nachweisen, die auf eine Entstehung im grauen Alterthum zurückführen. Vielmehr sind die uns überlieferten ältesten Schriftwerke der Thierdichtung in lateinischer Sprache abgefaßt, weil sich zuerst die Mönche des Stoffes bemächtigten, und reichen nicht viel über das 12. Jahrhundert zurück. Darnach, als die Laien sich dieser Dichtungsgattung zuwandten, schrieben sie französisch, da das Deutsche im

Digitized by Google

alten Frankenreich durch das romanische Idiom bereits verdrängt war.

Deutschen Ursprung bekunden allerdings in der französischen Form noch einige Eigennamen von Thieren, wie Isengrin für Wolf, Renart für Fuchs, Brun für Bär. Es ist sonach nicht undenkbar, daß in Deutschland vor der schriftlichen Fixirung von Thiergedichten in lateinischer Sprache mündliche Sagen und Märchen von Thieren im Volksmunde umgingen und vielleicht auch von Laien verfaßte Thiergedichte in deutscher Sprache existirten, doch sie sind uns unbekannt. Der Löwe als fremder Eindringling führt zuerst keinen Eigennamen, dann Rufanus, französisch Nobles. Und so erging es anderen Thieren auch. Ja das neue französische renard verdrängte das frühere eigentliche Wort für Fuchs „goupil“ gänzlich.

Von den ältesten lateinischen Thiergedichten muß zuerst die Ecbasis d. h. die „Flucht“, welche ohne Zweifel noch aus dem zehnten Jahrhundert stammt, erwähnt werden. Dies Gedicht entstand in Lothringen und bestand aus 1229 Versen in gereimten Hexametern; es schildert die Flucht eines Kalbes aus seiner Herde, das einem Wolfe in die Gewalt geräth und von diesem in seine Burg geschleppt wird. Hierauf erfolgt im Auftrage des Königs die Belagerung der Feste durch die übrigen Thiere unter Anführung des Fuchses. In einer Episode erzählt nun der Wolf seinen Mannen die Veranlassung seiner Feindschaft mit dem Fuchse. Hierauf erkrankt der Löwe — wodurch, wird nicht erzählt — und wird durch den Fuchs auf Unkosten des Wolfes geheilt: es wird diesem nämlich das Fell abgezogen, damit sich der König hineinhülle, um zu erwarmen. So muß der Wolf hautlos abziehen. Hierauf wird seine Burg erstiegen und das befreite Kalb zu seiner Herde zurückgebracht; schließlich wird der Wolf getödtet.

Vermuthlich aus derselben Zeit stammt ein kleineres lateini-

Digitized by Google

sches Gedicht: „Sacerdos et lupus“, „der Priester und der Wolf“, dessen Heimath unbekannt ist. Sein Inhalt ist kurz folgender: Ein Landpfarrer gräbt für den Wolf, der ihn schädigt, eine Fallgrube, fällt aber, nachdem er ihn glücklich gefangen, indem er ihm das Auge ausschlagen will, selbst hinein. Voll Angst singt und betet er, und gerade als er beim Vaterunser bei der Bitte: „sondern erlöse uns von dem Uebel!“ angelangt ist, springt der Wolf über seinen Rücken hinaus. Nach lange ausgestandener Angst wird der Geistliche endlich gefunden und herausgezogen. Hier ist also der Wolf so zu sagen der schlaue Fuchs, der sich aus der Noth hilft. Bei Aesop finden wir eine ähnliche Fabel vom Fuchs und Ziegenbock, die in den Brunnen gefallen sind; darnach entspringt ersterer auf den Hörnern des letzteren.

Vermuthlich aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammt das in gereimten Distichen abgefaßte lateinische Gedicht Luparius, wie Grimm vermuthet, von dem 1138 verstorbenen Dichter Marbod. Sein Inhalt ist kurz folgender: Der von einem Schäfer gefangene Wolf weiß sich gegen Versprechen, wiederzukehren und einstweilen einen anderen Wolf als Geisel zu stellen, freizumachen. Unterwegs begegnet er einem Mönch und läßt sich von ihm eine Platte scheren; als er wiederkehrt, hat der Hirte vor seinem heiligen Aeußern solchen Respekt, daß er ihn und seinen Bürgen ziehen läßt. Zum Dank fallen ihm die beiden Wölfe nachher in die Herde.

Wir kommen nun zu den zwei Hauptdenkmälern lateinischer Thierepik, die beide in Flandern entstanden, wie Wackernagel annimmt ums 11. oder 12. Jahrhundert. Das erste mit dem Titel Ysengrimus ist nach E. Voigts gründlicher Untersuchung 1146 bis 48 entstanden; es zerfällt in 7 Bücher und ist in lateinischen Distichen abgefaßt. Außerdem existirt noch ein abgekürztes Gedicht mit demselben Titel, das vermuthlich ein

Digitized by Google

Auszug aus dem größeren Ysengrimus ist, nach Voigts Vermuthung von einem Mönch in der Nähe Aachens am Ausgang des 13. Jahrhunderts gedichtet. Mit dem älteren und größeren Ysengrimus, worüber wir eine textlich gründlich revidirte und mit einer nach allen Seiten hin erschöpfenden Einleitung versehene Ausgabe dem Forscherfleiße des Germanisten Ernst Voigt (Halle, 1884) verdanken, wollen wir uns nun im Folgenden etwas eingehender beschäftigen.

Mit dem Inhalt der ersten beiden Kapitel über Beschreibung und Verhältniß der Handschriften, der nur die Fachgelehrten interessiren dürfte, wollen wir unsere Leser nicht behelligen, auch über die prosodischen und metrischen Eigenthümlichkeiten, sowie über die Grammatik in der Sprache unseres Gedichtes wollen wir uns möglichst kurz fassen. Bemerkenswerth und sicherlich nicht ohne Absicht des Dichters ist u. a. das Vorkommen von Allitterationen, namentlich in sprichwörtlichen Redensarten, oder bei nachdrücklicher Hervorhebung eines Wortes und endlich der sog. Cäsurreim, welch' letzterer übrigens auch bei den Dichtern des Alterthums, besonders bei Ovid, nicht selten ist. Mag nun auch gerade dieser Cäsurreim, zumal im Pentameter bei dem gleichen Kasus aufeinander sich beziehender Wörter, sich oft von selbst ergeben, so läßt sich doch in Gedichten in Distichonform vom 10. Jahrhundert an seine Anwendung als immer mehr sich einbürgernd erkennen, ohne Zweifel, um dadurch eine gewisse Tonmalerei zu bewirken. Im allgemeinen verräth unser Dichter eine gründliche Kenntniß des Versbaues des antiken Hexameters und Pentameters und zeigt sich so vorwiegend als würdigen Schüler seines unverkennbaren Vorbildes, des römischen Meisters der Elegienform, Ovids. Daß diese Dichtungsform, die der Elegie nämlich, keineswegs, wie die erst später typisch damit verbundene Deutung, ihrem Inhalt nach immer eine schwermüthige und klagende sein muß, dies dürfte unseren Lesern

Digitized by Google

schon aus Goethes berühmten „römischen Elegien“ bekannt sein; daß die Distichonform vielmehr vorwiegend bei Gedichten satirisch gefärbten Inhalts beliebt war, das lehren u. a. Goethes „venetianische Epigramme“ und unserer beiden Litteraturkoryphäen inhaltlich beißend gewürzte Xenien. Mit Unrecht tadelt daher Wackernagel (Kl. Schriften II. 265) die Distichonform für die mittelalterlichen Thierdichtungen überhaupt, so für unseren Ysengrimus besonders als „eigentlich ungehörig, da diese Strophenform der Elegie, nicht der epischen Poesie zukomme“; denn nicht einmal im Alterthum ist dieser nun einmal spezifisch elegisch anerkannte Ton durchaus in Distichongedichten gewahrt, sondern mit satirischem gemischt. Der Hexameter in ununterbrochener Reihenfolge, der ja fast ausschließlich der neueren Dichtung eigen ist, würde nach Voigt bei einem durch und durch satirisch-elegischen Werke geradezu einen Mißgriff bedeuten.

Was nun den Stil unseres Gedichtes betrifft, so ist es bedeutsam, daß die Person des Verfassers selten hervortritt und dann auch nicht, um uns biographische Mittheilungen über Namen, Stand und Lebensschicksale zu geben, sondern es geschieht dies in der Regel nur, um Reflexionen, sei es schalkhafter oder mitleidiger Art zu machen, oder auch um für einen unschuldig Verfolgten in die Schranken zu treten, oder um im voraus auf die zu erwartende Katastrophe im prophetischen Ausblick hinzudeuten. Mitunter sind es auch, Stellen, die das Verhältniß des Dichters zum Leser beleuchten, wenn er z. B. die Wahrheit einer etwas unglaublich klingenden Erzählung oder Beschreibung ausdrücklich betont, indem er ihn geradezu, entweder im Singular oder Plural, anredet (wie „Bruder“ oder „Genossen“), oder wenn er die rückhaltloseste Offenheit, fern von jeder Beschönigung oder „Verdunkelung“, bei seinen Berichten hervorhebt, wie z. B. V, 465: „Das Rechte verdrießt

Digitized by Google

die Schlechten ebensowohl einzusehen als zu sagen.“ An einzelnen Stellen, namentlich da, wo er über die Aebte seiner Zeit den Stab bricht und nur zwei wie „durch ein Wunder diesem wilden Stamme entsprossene“ Männer anerkennt, nämlich Walter v. Egmond und Balduin v. Liesborn, und sie als Muster in jeglicher Tugend und als berufene und auserwählte Aebte preist, da „tritt die Persönlichkeit des Dichters unmittelbar in unvergleichlicher Deutlichkeit hervor, da fühlt man aufs Lebhafteste den Pulsschlag seines edlen und großen Herzens“.

Der eigentlichen Beschreibung ist in unserem Gedichte überall nur ein knapper Raum zubemessen. Bezeichnend ist sicherlich, daß der Fettleibigkeit, ohne Zweifel nach bekannten Mustern, mit besonderer Vorliebe eine breitere Ausmalung zu theil wird. Dagegen werden innere Vorgänge, wie Gemüthsstimmungen und Reflexionen, eingehender behandelt. Hie und da läßt sich eine äußerst glücklich durchgeführte Tonmalerei, wie in Nachahmung der stammelnden und zischenden Aussprache zahnloser und katarrhalisch affizirter Personen, (II, 7 und V, 885), ferner des pustenden Chorgesanges in der Klosterkirche (V, 839 bis 868) sowie des Wuthschnaubens der 66 Schweine (VII. 149) u. a. erkennen, und als wahre Kabinetstücke bezeichnet Voigt den Vexirlauf und Scheintod des Fuchses (I, 335), die träge und säuische Melkmagd (VII, 327—360) und besonders die Prügelscenen (I, 1047 und IV, 611—634). Die psychischen Vorgänge verdeutlichen uns oft zum voraus die Motive der folgenden Handlungen, ja gipfeln zuweilen in einem förmlichen Monolog, den übrigens der Dichter nur den beiden Haupthelden, dem Wolfe und dem Fuchse, in den Mund legt, sei es zu leidenschaftlicher Verwünschung oder schroffer Abweisung. Desto größeren Spielraum hat der Dichter dem Dialog gelassen, so daß die Erzählung dagegen oft mehr als Bindeglied und Vermittelung erscheint. Es liegt dies im Charakter des

Digitized by Google

mittelalterlichen Thierschwanks, der im wesentlichen nichts anderes ist als eine erweiterte Fabel und nicht wie das eigentliche Epos Veranlassung zu behaglicher Breite und ausgesponnener Schilderung bietet. Hauptzweck ist Schaffung komischer Situationen, und alles läuft in der Erzählung auf dieses Endziel hinaus. Die Figur, um die sich alles dreht, ist der Wolf, der bald als Einsiedler oder Mönch, bald als Beutetheiler, Fischer oder Feldmesser, bald als Arzt oder Hofmann, dann als Gläubiger und Kläger und schließlich als Prediger auftritt, immer aber infolge seiner Dummheit und Habgier zu Schaden kommt, nie aber durch Schaden klug wird. Unglaublich ist dabei seine Gutmütigkeit und Einfalt, mit der er sich stets von seinem an Verstand und List überlegenerem Gegner, dem Fuchse, übertölpeln läßt. Und dies läßt auch im Leser kein Mitleid aufkommen, eher Heiterkeit, andererseits aber auch keine Bewunderung für den Fuchs; denn sein Gegner erscheint nicht ebenbürtig, und ihn zu besiegen, ist nichts weniger als Heroismus. Zu der Kürze der Erzählung trägt auch die Vereinfachung des Schauplatzes bei: die beiden Hauptpersonen, der Wolf und der Fuchs, weilen nie weit voneinander, sei es, daß dieser jenem folgt, um Zeuge seines Unglücks zu sein, oder sei es, daß der erstere den letzteren beobachtet. Obwohl sich nun eine Reihe ziemlich lose miteinander verbundener Abenteuer unterscheiden läßt, darf doch dem Dichter eine gewisse planmäßige Anlage nicht abgesprochen werden. Voigt nimmt, so zu sagen, ein fünfaktiges Drama an, deren Abschnitte dann wieder in einzelne Unterabteilungen zerfallen, Grimm nimmt 12, Mone 15 Fabeln an, in einer Handschriftenfamilie wird das Werk in 24 Fabeln zertheilt, die ganze Handlung umfaßt einen Zeitraum von 1¼ Jahren.

Die Sprache des Dichters erreicht ihre höchste Meisterschaft im Dialog, der stets geistreich und witzig dahinfließt und nie

Digitized by Google

von schwulstiger und gesuchter Gelehrsamkeit verdunkelt wird. Man sieht, daß man es mit einem scharfsinnigen, dialektisch geschulten und andererseits mit echtem Volkshumor wohlvertrauten Verfasser zu thun hat. Letzteres zeigt sich namentlich in treffender Anwendung von Sprichwörtern und volksthümlichen Bildern, in seinen Neckereien und Kunststückchen und in seiner gründlichen Kenntniß der Sitten und Gebräuche des Volkes. Wie meisterhaft weiß er Liebe und Freundschaft zu heucheln, wenn er seinem Opfer das Netz über den Kopf wirft, wie weiß er sich in sittlicher Entrüstung oder in Pessimismus zu verstellen, wie weiß er Ruhe, Würde, Spitzfindigkeit, Spott und Hohn zu zeigen! Kurzum er durchläuft in meisterhafter Verstellungskunst die ganze Skala der Gefühle. Das Volkstümliche des Gesprächstons liegt zunächst in der Gemüthlichkeit und Vertraulichkeit der Anrede, in dem angenommenen gegenseitigen Verwandtschaftsverhältniß, wonach sich die einander eigentlich fernstehenden Personen als Oheim und Neffe, Gevatter und Pathe, Herr und Diener, Freund und Gefährte behandeln. Ferner in der unverhüllten Nennung aller Verrichtungen, die sonst die Prüderie nur verschleiert andeutet. Auch in den Versicherungen und Beteuerungen bekundet sich eine leicht erkenntliche Volksthümlichkeit, sowie in den Flüchen und Schimpfreden. Endlich fehlen auch die im Volkston so beliebten Uebertreibungen nicht und die Betonung gewisser Schlagwörter. In den einzelnen Bezeichnungen selbst bekundet sich, namentlich in den bildlichen Ausdrücken, eine feine Ironie, die ihre Wirkung vorzugsweise durch den Gegensatz des thierischen Körpers erhält, oder wenn die Püffe und Stöße mit Speisen und Getränken verglichen werden, wie wir ja wohl auch von einer Prügelsuppe sprechen; in diesem Sinne werden Bisse wohl mit Küssen, die Löcher im zerbläuten Felle mit Fenstern verglichen. Einen ungeheuren Reichthum der Phantasie aber und eine seltene Welt- und Menschenkenntniß, sowie feine

Beobachtung des Thierlebens verräth sich bei unserem Dichter namentlich in der Anwendung von Bildern, Metaphern und Gleichnissen, die aus dem weiten Reiche der Natur gleichermaßen, wie aus dem mancherlei Gewerbe der Menschen in treffender und origineller Verwendung uns in Erstaunen setzen. Dem Charakter der Dichtung gemäß, die „den Triumph der Klugheit über die rohe Kraft, des Geistes über die Materie, des gebildeten Laienelements über eine in Unwissenhaft und Sinnenlust verkommene Geistlichkeit, fast möchte man sagen der Neuzeit über das Mittelalter in so beredter Weise feiert", läßt sich die geistige Ueberlegenheit gerne in Sentenzen aus. So kommt es, daß der Ysengrimus, wie kaum ein anderes mittelalterliches Dichterwerk, eine wahre Fundgrube deutscher Sprichwörter oder sprichwörtlicher Redensarten geworden ist. Viele, die wir heute im Munde führen, stammen wohl daher, wie z. B.: „nicht um alles Gold", „Spaß verstehen", „seinen Augen trauen", „in's Mauseloch kriechen", „ins Gesicht sagen", „nicht weit her sein" u. v. a.

Was wir aber bei unserem Dichter besonders hochschätzen müssen, das ist die Eigenart: nirgends wandelt er ausgefahrene Geleise, nirgends erinnert er an bekannte Muster, und die wenigen Anklänge, die an römische Dichter erinnern, mögen wohl natürliche Zufälligkeiten sein, die bei gleichartigen Naturen und ähnlichen Situationen überall vorkommen werden. Am meisten erinnert er noch im Stil an Ovid, und an diesem mag er wohl vorzugsweise seine Sprache gebildet haben. Und doch ist auch hier keineswegs eine sklavische Nachahmung oder Abhängigkeit zu erkennen. Um so hinfälliger muß nach Voigts Beweisführung also Grimms Hypothese erscheinen, als sei der Dichter unseres Ysengrimus nur ein Plagiator eines so mittelmäßigen Produktes wie des kleineren Gedichtes gleichen Titels. Was die Namen der Thiere betrifft, so sind es zunächst Eigennamen,

Digitized by Google

deren persönliche Anspielungen uns jedoch nicht mehr völlig klar sind, so vor allem Ysengrimus für den Wolf, Reinardus für den Fuchs; dann für die Rehgeiß Bertiliana, eigentlich wohl nur eine Erweiterung für Berta, ferner Balduinus (woher französisch baudet) für den Esel, Bernardus für den Widder (auch Joseph und Abel genannt). Auf die Farbe des Felles deuten die Namen Rufanus (der Löwe) und Bruno (der Bär), Corvigarus (der Rappe) und Sprotinus (d. i. der Fleckige, der Hahn), der Eber heißt Grimmo, der Hase Gutero, der Gänserich Gerardus. Einige Namen sind nach der Stimme, andere nach der Gesichtsbildung, andere nach der Tragkraft oder sonstigen Charaktermerkmalen beigelegt. Von der Belagerung entlehnt ist die Bezeichnung Berfridus für Bock, d. i. der an die Festungsmauer heranzurollende hölzerne Thurm oder vielleicht auch der Sturmbock (Widder).

Von dem Verwandtschaftsverhältniß der Thiere war schon vorübergehend die Rede. Namentlich erscheint der Wolf als Oheim des Fuchses, als Bruder seines Vaters, worauf sich der listige Schmeichler lieber bezieht, als der andere, der es nur, wenn er bei guter Laune ist, erwähnt; dann nennt er den Fuchs auch wohl Bruder. Außerdem kommt die Anrede „Gevatter" vor, so im Munde Ysengrims dem Bock und von Reinard dem Hahn gegenüber. Sonst kommen wohl noch die Bezeichnungen „Herr" in ehrender und „Gefährte, Genosse, Kollege, Freund und Bruder" in freundschaftlicher Weise vor.

Verheirathet erscheinen der Löwe, der Wolf und der Hirsch, aber nicht der Fuchs auf der älteren Stufe der Fabelentwickelung; ferner erscheint der Hahn Sprotin wie der Sultan mit einem wahren Harem von Hennen und das Schwein Salaura (d. h. die Schmutzige) hat eine zahlreiche Familie. Der Hauptheld ist ursprünglich der Wolf, nicht der Fuchs, der vielmehr nur als der „unermüdliche Gegenspieler" jenes auftritt.

Digitized by Google

Die von Mone angegebenen 12 Hauptfabeln führen folgende Titel: 1. Schinkentheilung, 2. Fischfang, 3. Feldmessung, 4. Hoftag des kranken Löwen, 5. Wallfahrt, 6. Fuchs und Hahn, 7. der Wolfsmönch, 8. Hengst und Storch im Sumpf, und Hengst und Wolf, 9. Josefs Rachensprung, 10. Beutetheilung von Löwe, Wolf und Fuchs, 11. Ysengrims Schwur auf das Wolfseisen, 12. Ysengrims Untergang. Der Schluß von der Zerreißung und Verschlingung des Wolfes, der sonst alles zerriß und verschlang, findet sich sonst in der Thierfabellitteratur nicht und ist, wie der Dichter selbst andeutet, der Muhammedsage entlehnt; er begiebt sich damit des sonst in der Thiersage so beliebten Motivs des Begräbnisses.

Fragen wir nun nach den Quellen unserer Dichtung, so darf trotz hie und da genannter schriftlicher Ueberlieferung, nicht im Ernste an eine solche gedacht werden, sondern alles weist vielmehr auf eine mündliche Tradition hin. Uebereinstimmungen einzelner Theile unseres Ysengrimus mit der Dichtung „Reinhart“ lassen sich wohl auf ältere mündliche Vorgänge, nicht aber mit zwingender Nothwendigkeit auf ein älteres schriftliches Original zurückführen.

Hiermit rücken wir auch der Frage nach der Zeit der Entstehung und Entwickelung des mittelalterlichen Thierschwanks näher, und da vertritt Voigt entschieden die Ansicht Müllenhoffs und Scherers, die im Gegensatz zu Grimm das Vorkommen von Thiersagen in der uralten deutschen Volksseele schon darum leugnen, weil in unseren ältesten nationalen Litteraturprodukten sich nirgendswo eine Anspielung darauf findet; auch nicht „im alten skandinavischen Norden, sonst dem treuesten Hüter der alten Schätze gemeinsamer nationaler Poesie“ findet sich eine Spur von Isengrim und Reinhart. Wenn sich wirklich aus alten Zeiten von Generation zu Generation eine Thiersage fortgepflanzt und weiterentwickelt hätte, so müßte, meint Voigt,

im 12. Jahrhundert, wo zuerst diese Dichtung schriftlich ans Licht der Oeffentlichkeit getreten ist, sich eine großartige Schöpfung gezeigt haben, „getragen von der ganzen Innigkeit und Tiefe des deutschen Gemüths, vorgeführt mit dem ganzen Schwung, den die Begeisterung, die Ehrfurcht vor dem Erbe der Ahnen verleiht, sachlich gerichtet auf die Kämpfe der Riesen des germanischen Waldes, als ein Zeugniß dafür, daß Seelengröße und Heldenkraft auch in den Heroen der Thierwelt wohne"; statt dessen empfangen wir zunächst eine armselige Uebersetzung aus dem Französischen. Zunächst bemächtigen sich die Mönche des Stoffes und nachmals fahrende Kleriker und Spielleute, anfangs ist der Wolf, dann der Fuchs die Hauptperson; als Zeitpunkt des Uebergangs von der geistlichen zur weltlichen, von der den Wolf als Titelhelden behandelnden zu der den Fuchs zum Mittelpunkt machenden Thierdichtung läßt sich die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts festsetzen. Als zum Reinhartcyklus gehörige Fabeln etwa bis zum Jahre 1112 lassen sich historisch folgende nachweisen: 1. Fuchs (Schlange), dickgefressen, 2. Hirschherz, 3. Heilung des kranken Löwen durch die Wolfshaut, 4. Fuchs und Hahn, 5. Fuchs, sich todt stellend, 6. Wolf als Einsiedler und Mönch, 7. Parder Kronprinz, 8. Sänger Esel für eine Stange Gold zum Priester geweiht, 9. Beutetheilung zwischen Löwe, Wolf und Fuchs, 10. Wolfmönch verzehrt Fische, 11. Wolfmönch verzehrt Schinken, 12. Wolfmönch empfiehlt Rohgenuß des Fleisches, 13. Wolfmönch in der Schule, 14. Wolfmönch und Hirt, 15. Wolfmönch im Klosterkeller, 16. Bauer verwünscht Ochsen, 17. Brunnenabenteuer. Von diesen 17 Fabeln gehen mehrere auf Aesop, dessen Gedichte mündlich über Italien und sehr frühe schriftlich ins Abendland einwanderten, andere auf den Physiologus und wieder andere auf Petrus Alfonsi, also auf arabische Quellen zurück. Der Rest ist nach Voigt eine Ausbildung der im Evangelium

Digitized by Google

Matth. 7, 15, enthaltenen christlichen Symbolik vom Wolfmönch, die je nach der ernsten Auffassung zur Allegorie oder nach der humoristischen zur Ironie oder Satire sich gestaltete. So kommt es, daß zunächst der Wolf unter der Maske eines scheinheiligen Pfaffen und später der Fuchs als aalglatter Höfling die Hauptfigur der Thierdichtung wird.

Die Stelle aber (Matth. 7, 15), die zur Ausbildung der Thierfabel vom scheinheiligen Wolfe Veranlassung gegeben haben mag, lautet also: „Hütet euch vor den falschen Propheten, die zu euch kommen in Schafspelzen, inwendig aber reißende Wölfe sind; an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Und auf den Fuchs wendet Voigt die andere Bibelstelle (Matth. 10, 16) an: „Siehe! ich sende euch wie Schafe in die Mitte der Wölfe. Seid also klug wie Schlangen und einfältig wie Tauben." Der letzte Passus freilich will uns weniger passend auf den Fuchs angewandt erscheinen, es sei denn, daß er nicht wörtlich aufzufassen ist, sondern nur die scheinheilige Maske bedeuten soll. Aus den Klostermauern hinaus geriethen dann diese zuerst in lateinischen Versen abgefaßte Thierschwänke in die Hände von Vaganten und Spielleuten, bis sich der französische, zur Ironie und Satire geneigte Geist ihrer bemächtigte und sie uns in neuer Form darbot. Unser Ysengrimus aber scheint an der Grenzscheide der geistlichen und weltlichen Produktionszeit entstanden zu sein und darf wohl „als die Krone und der Gipfel der ältesten, klösterlichen Aera des mittelalterlichen Thierschwanks" bezeichnet werden. Was aber sonst in stiller Klosterzelle sich in ernster Allegorie oder auch als ausgelassener Faschingswitz geltend machte, das trat jetzt als schonungslose Satire gegen das eigene Klosterleben in die Oeffentlichkeit. Da wird die Geißel geschwungen über die unersättliche Habgier, Simonie und Unwissenheit der Kloster- und Weltgeistlichkeit, über die Rückfälligkeit der Mönche zur Weltlust, über die

Digitized by Google

Trägheit, Schlemmerei und Trunksucht der feisten Aebte, die Gründungssucht neuer Mönchsorden, die wölfische Raublust rivalisirender Bischöfe, die dabei aber doch sehr ihren Untergebenen auf die Finger sehen, so daß diese sich nur ganz insgeheim ein Diebstählchen gestatten können, die frivole Sophistik des gesamten Klerus in der Umgehung ihrer Gesetze und Vorschriften; ja sogar die Berechtigung der Hierarchie wird angegriffen. Auch persönliche Angriffe kommen im Ysengrimus vor, so gegen Anselm, den Bischof seiner Diözese, als ob er seinen neugeschaffenen Sprengel unerhört ausbeute, ferner gegen Bernhard von Clairvaux nach dem Scheitern des zweiten Kreuzzuges und gegen Eugen III. und Roger von Sicilien. Maßvoller sind die Ausfälle gegen Hof und Gesellschaft, wenn auch von dem verderblichen Einfluß der Geistlichkeit auf die Fürsten, von der Unbeständigkeit ihrer Gunst, von den gefährlichen Einwirkungen der Höflinge, von der Macht des Reichthums und der Unterdrückung wahren Verdienstes die Rede ist. Doch bleibt dabei die Würde des Herrschers unberührt. Ueberhaupt ist der edle Ton in der Sprache des Dichters hochzuschätzen, der nie zur Gemeinheit und Niedrigkeit herabsteigt, vielmehr, wie auch Grimm anerkennt, „auf dem Grunde einer sittlichen Persönlichkeit ruht“ und nach Voigt „die ganze Indignation einer hochgestimmten Seele athmet, welche unter dem geistlichen Firniß den Materialismus des Klerus und die daraus entspringende allgemeine Korruption erkannte, von der krassesten Selbstsucht der Hierarchie sich abwendend auf Rückkehr zu der reinen Sittenlehre des Evangeliums drang und unter dem Banner der ehrwürdigen Regel des h. Benedict zur Bildung einer auserlesenen Schar von Gottesheiligen aufforderte, von denen sich wie von einem Paradiese eine neue Menschheit bilden sollte“.

Schließlich beschäftigt uns noch die Frage nach der Person und Heimath unseres Dichters des Ysengrimus. Nach E. Voigts

Digitized by Google

scharfsinniger Untersuchung geben uns hier schon die in unserem Gedichte genannten „Heiligen" einigen Anhaltspunkt und darnach können nur als Länder in Betracht kommen: Frankreich, Deutschland und die Niederlande, besonders das alte Flandern. Geradezu auf Gent weisen die genannten Patrone dieser Stadt: Bavo und Pharahild-Herodias; letzterer ist sogar eine Elegie von 24 Versen gewidmet. Allerdings wird in unserem Gedichte auch den Franzosen, als treuen Anhängern des päpstlichen Stuhles, sowie ihrer im 12. Jahrhundert vorwiegenden Civilisation großes Lob gespendet, doch daraus darf nach Voigt eher geschlossen werden, daß unser Dichter kein geborener Franzose war; denn gerade die Deutschen, wie überhaupt die Fremden, gaben sich dem Zauber französischer Bildung gern gefangen. Von dem inneren Deutschland und namentlich dem Osten weiß der Verfasser wenig zu sagen; erst in den Rheinlanden weiß er einigermaßen Bescheid; namentlich preist er Köln, die Stadt des h. Gereon, als berühmten Wallfahrtsort. Schilderungen von Fischer- und Inselleben weisen dagegen deutlich auf die Küsten der Nordsee und die Mündungen der Schelde hin und noch deutlicher auf den südlichen Theil der Niederlande, das heutige Belgien. Als reichste Stadt nennt der Wolf Arras, die Hauptstadt Flanderns, einen Banditen schimpft er mit dem Namen der östlichen Grenznachbarn Flanderns einen „Brabanter", und als Hauptstätte der flandrischen Wollspinnerei nennt er Ypern. Und so führen auch die Beziehungen zu Klöstern und Geistlichen auf Flandern; u. a. kämpft der Dichter scharf gegen den Bischof von Tournay, zu dessen Diözese auch Gent gehört. Auch die sonstigen geographischen Angaben, wie der Weg von Gent nach Köln, führen auf Flandern. Sonach kommt Voigt zum Ergebniß seiner gründlichen Untersuchungen: Der Dichter, wenn auch nicht nachweislich ein geborener Flamländer, muß in Flandern gelebt und gedichtet haben und war in Gent heimisch.

Digitized by Google

Was nun die Zeit anbetrifft, in der er lebte und dichtete, so führen die Erwähnungen von Geistlichen, namentlich des hl. Bernhard von Clairvaux, auf die Zeit des zweiten Kreuzzuges, über dessen Mißlingen vielfach geklagt wird. Darnach läßt sich der Zeitpunkt der Abfassung und Vollendung des Ysengrimus zwischen den Jahren 1146—48 begrenzen.

Der Name unseres Dichters lautete nach dem Zeugniß einer Handschrift Nivardus, und er war Magister, also kein eigentlicher Klostergeistlicher, womit auch der Ton des Gedichtes stimmt, den kein Mönch gegen seinen Vorgesetzten und seine Brüder angeschlagen haben würde. Die Stellung eines Magisters damaliger Zeit dagegen offenbart sich in des Dichters Gelehrsamkeit, Schlagfertigkeit, Dialektik und umfassender Welt- und Menschenkenntniß.

Nach Zusammenstellung der inneren Zeugnisse kommt Voigt zu der einleuchtenden Kombination: Unser Dichter ist im ersten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts an der deutsch-belgischen Grenze aus einem edlen Geschlechte entsprossen, im Kloster St. Peter zu Gent zum geistlichen Stand erzogen, studirte in Paris, nach der Sitte damaliger Zeit, und ward schließlich Domherr und Scholastikus an der Kirche St. Pharaildis in Gent.

Das zweite größere Gedicht heißt Reinardus und wird gleichfalls einem Dichter Nivardus, vielleicht entstellt aus Nidardus, zugeschrieben (12. Jahrhundert). Es enthält eine ganze Kette von lose aneinander gereihten Abenteuern, von denen die bekannten zwei des Isengrimus wiederkehren; sie sind von Bruno dem Bären abgefaßt, und Grimmo der Eber liest sie am Hofe des Königs Rufanus vor. Bemerkenswerth ist auch der überlieferte Doppeltitel der Dichtung: Isengrimus et Reinardus. Ohne Zweifel bestanden die einzelnen Geschichten zuvor im Volksmunde für sich. In fast allen Fällen endet es mit einem Unglück Isengrims, das Reinardus der Fuchs anstiftet; nur

Digitized by Google

einigemal kommt Letzterer auch zu Schaden. Das Gedicht schließt mit Isengrims Tod durch eine Herde wilder Schweine ohne Zuthun Reinhards.

Alle diese Gedichte waren von Klostergeistlichen oder doch von Verfassern, die mit dem Mönchsleben vertraut waren, in der ihnen geläufigen lateinischen Sprache und im üblichen Versmaß des Hexameters oder auch in Distichen und zwar zum Theil mit Endreimen abgefaßt; nur das Gedicht: Sacerdos et lupus besteht aus vierzeiligen, paarweise reimenden Strophen in iambischem Rhythmus und war ohne Zweifel, wie die lateinischen Kirchenlieder, auch zum Gesange bestimmt. Mehr oder minder ahmen die Verfasser die alten Klassiker, wie Horaz und Ovid, nach; freier und naturwüchsiger bewegt sich der Dichter des Reinardus, seiner Zeit mehr entsprechend.

In allen bisher betrachteten Gedichten steht der Wolf als Hauptheld im Vordergrund; selbst im Reinardus, der ja ursprünglich den Doppeltitel Isengrimus et Reinardus führte war noch der Wolf die Hauptfigur.

Dem Geiste der Zeit entsprechend verschärften die Geistlichen den ursprünglich nur ironischen Zug der Thiersage in Satire, mitunter in persönliche. So werden im Reinardus Bischöfe und Aebte ganz unverkennbar verspottet. Aber auch der ganze scharfe Konflikt zwischen Reich und Kirche, Klerus und Laienwelt, ja innerhalb des Mönchthums die Auflehnung gegen den alten Benediktinerorden vonseiten des Ordens der Cisterzienser, spiegelt sich in diesen lateinischen Thiergedichten wieder. Darin, daß die Geistlichkeit ihren eigenen Stand mit bitterem Spotte angreift, liegt etwas Keckes, und es zeugt von geistiger Selbstkritik. Aber auch die Vertreter der alten Ordensregel des Benedikt wehren sich ihrer Haut und eifern gegen den Koryphäen der Cisterzienser, gegen Bernhard von Clairvaux. So ist es wohl kein Zufall, wenn im Reinardus

Digitized by Google

ein Widder auch Bernardus heißt. Im Mönchskleide erscheint vorzugsweise in diesen älteren Gedichten der Wolf, wie wir bereits beim Isengrimus erwähnt, wohl im Anklang an jene Stelle der hl. Schrift (Matth. 7, 15), wo der Herr von den Wölfen im Schafskleide redet.

Verkehrt ist das Bestreben des Alterthumsforschers Mone, in den Thiernamen historische Persönlichkeiten entdecken zu wollen, wie im König Rufanus durch Buchstabenversetzung Arnulfus; in Isengrimus vermuthet Eccard einen bayerischen Grafen Isanricus. In Reinardus hat man Aehnlichkeit mit einem lothringischen Grafen Raginarius finden wollen, der auch einmal in seiner Burg belagert ward, im Esel Balduin einen flandrischen Grafen des Namens u. dgl. Darnach müßten diese Gedichte schon im 9. Jahrhundert abgefaßt worden sein, der Reinardus aber weist deutlich auf das 12 Jahrhundert hin. Für die späteren Thierdichtungen mußten vollends Anspielungen auf so unwichtige historische Persönlichkeiten des 9. Jahrhunderts allen Reiz verlieren.

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts aber ging die Poesie aus den Händen der Geistlichkeit in die des Adels über und legte französisches Gewand an; denn in Lothringen und Flandern überwog schon das romanische Idiom. Als Hauptdenkmal dieser Zeit gilt der dreibändige Roman de Renart in paarweis reimenden Versen. Er enthält 27 lose aneinander gereihte Erzählungen, sogenannte branches verschiedener Verfasser und verschiedener Jahrhunderte. Daher fehlt es nicht an Widersprüchen, wie z. B. Bernart bald der Widder, bald der Esel ist.

Aber auch der Ton des Gedichtes hat sich geändert. Die Satire gegen die Geistlichkeit und mit ihr die Hauptperson, der Wolf, treten mehr in den Hintergrund. Statt dessen wird jetzt mehr das Hofleben gegeißelt, und so wurde der Fuchs

Digitized by Google

als der gewandte Schmeichler und schlaue Ränkeschmied zur Hauptfigur; er spielt besonders dem König Noble und seinem Hofe übel mit und an Isengrim vergreift er sich nur, insofern er mit dazu gehört. Auch schließt der französische Roman nicht mit Isengrims Tode, sondern mit dem Begräbniß des vom Wolfe verwundeten Fuchses; es ist freilich nur ein Scheinbegräbniß.

In dieser Bevorzugung des Fuchses gleicht die so veränderte Thiersage der äsopischen Thierfabel, die ohne Zweifel darauf eingewirkt hat. Unter diesem Einfluß stehen noch einige französische Thiergedichte des 13. und 14. Jahrhunderts, worin die Thiernamen fast nur als Allegorien dienen, um Ausfälle gegen Mönchs- und geistliche Ritterorden zu verkleiden. Im Uebrigen ist in Frankreich von da ab die Thierdichtung im Verlöschen, wenn auch ihr Einfluß bis nach Italien und Griechenland reicht. Ebenso läßt sich ihre Rückwirkung auf das Land verfolgen, von dem die Thiersage ausging, nämlich auf Flandern, und nun begegnen wir nach den lateinischen und französischen Gedichten auch Produkten in deutscher, d. h. flämischer Sprache.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hat ein Flamländer, Namens Willem den Reinaert vorwiegend nach französischen Mustern gedichtet, wie denn die Namen darin französisch sind. Trotzdem zeigen sich darin auch Spuren einheimischer Ueberlieferung, und die Oertlichkeiten spielen auf flämischem Boden, oder doch in der Nachbarschaft. Spezifisch deutsch ist eine Einfügung aus der deutschen Heldensage, worin Reinaert dem König etwas von dem Schatz des Königs Ermeline vorschwindelt; unter Ermeline ist aber der in Dietrichs Sage vorkommende Gothenkönig Ermenrich zu verstehen, der in Gent eine Burg gehabt haben soll. Der Inhalt des Reinaert ähnelt sehr dem des niederländischen Reinke de vos, hat aber

Digitized by Google

keinen rechten Abschluß. Es giebt eine lateinische Bearbeitung davon in Distichen von einem gewissen Baldwinus ums Jahr 1280 und diese führt den Titel: „Reynardus vulpes“. Wir sehen, der Fuchs ist zur Hauptperson geworden. Zu Ende des 14. Jahrhunderts hat ein anderer Flamländer das Gedicht fortgesetzt, offenbar nach französischen Mustern, aber nicht sehr glücklich. Ein langweilig dozirender und allegorisirender Ton macht sich darin breit, auch fehlt es nicht an Ausfällen gegen Geistlichkeit und Hofleben.

Die flämischen Thiergedichte wurden vielfach in anderer Sprache und Gestalt behandelt, zunächst vom verwandten Holland in Prosa und in Versen. So erschien ein holländisches Volksbuch Reinaert de vos, das ins Französische unter dem Titel Reynier le renard zurückkehrte und auch ins Englische überging.

Daneben gab es aber auch eine holländische Umdichtung in Versen, von der leider nicht mehr viel übrig ist. Als Verfasser dürfen wir wohl nach einer Vorrede zu der niederdeutschen Bearbeitung Heinrich von Alkmar vermuthen, der um 1485 Erzieher der Tochter des Herzogs Renatus II. von Lothringen gewesen sein mag; fälschlich nannte er sein Original französisch, statt flämisch, vielleicht um dadurch seiner Arbeit mehr Ansehen zu verleihen.

Wenn wir nun zu dem eigentlichen Deutschland im engeren Sinne übergehen und die Spuren der dortigen, außerfränkischen, d. h. flandrisch-lothringischen Thiersage verfolgen, so entdecken wir in dem hochdeutschen Gedichte „Isengrims Not“ (um 1170), von dem gleich noch ausführlicher die Rede sein soll, Elemente einer nothwendig schon im 10. Jahrhundert vorhandenen deutschen Thiersage. Es wird darin u. A. erzählt, wie der König der Thiere auf Betreiben Reinharts den Elephanten mit Böhmen belehnt und das Kamel aus Toskana zur Aeb-

Digitized by Google

tissin von Erstein einsetzt, und Brune der Bär tritt als Kaplan und Kanzler des Königs auf. Dies sind deutsche Anspielungen auf Kaiser Otto I., der die Lehensabhängigkeit Böhmens von Deutschland neu befestigte, die Abtei Erstein in Elsaß seiner italienischen Schwiegermutter Bertha, der Mutter Adelheids, vermachte und dessen Bruder Bruno Kanzler des Reichs und Erzbischof von Köln war. Vermuthlich schöpfte der Verfasser von Isengrims Noth aus einer älteren lateinischen Quelle.

Führt nun diese Spur, nach der Abtei Erstein zu schließen, zum Elsaß, so leitet uns eine andere weit ab von da nach Bayern. Der bayerische Mönch Froumunt vom Tegernsee (im 10. und 11. Jahrhundert) nämlich spricht von theatralischen Belustigungen innerhalb der Klostermauern und spielt auf die Rollen des Bären, Wolfes und Fuchses an, die drei Hauptträger der uralten Thiersage, von denen der Bär der König war. Als solcher tritt der Bär auch in der bekannten Erzählung vom „Hirsch ohne Herz" auf, die sich in der Kaiserchronik vom 12. Jahrhundert wiederfindet. Nicht viel später finden wir in den Liedern Spervogels mehrere Züge aus der Thiersage, speziell vom Wolf, der darin einmal als Hirte, ein andermal als Mönch auftritt. Aus diesen Beispielen erhellt, daß auch im engeren Deutschland die Thiersage als Gemeingut aller germanischen Stämme lebte, aber sie entwickelte sich nicht so früh zur Thierepik, wie auf dem alten fränkischen Boden, und nachmals konnte sie sich französischem Einflusse nicht entziehen. Mußte doch auch die urdeutsche Heldengestalt Karls des Großen erst aus französischen Quellen in die deutsche Ependichtung durch das Rolandslied des Pfaffen Konrad eingeführt werden (1171) und so auch um dieselbe Zeit (1170) die echt altdeutsche Thiersage durch Heinrich den Gleißner in seinem Gedicht von „Isengrims Noth".

Digitized by Google

Heinrich der Glichezare (Glichesaere, Glichsenaere), d. i. der Heuchler oder Gleißner, war kein Franke, sondern ein Elsässer, ein Alemanne und muß, wenn er sich auch für einen fahrenden Dichter ausgiebt, doch eine gewisse höhere Bildung besessen haben. Er schöpfte seinen Stoff sowohl aus lateinischen Quellen, wie auch aus einem französischen Epos. An letzteres erinnern namentlich die französischen Namen: Isengrîn, Chantecler u. a.; doch finden sich auch Verdeutschungen wie Reinhart, Hersint für Hersent (die Wölfin) und Dieprecht für Tibert (den Kater), ja förmliche Uebersetzungen wie „Uebelloch" aus Malpertuis und zweimal Brevel für Nobles.

Der Inhalt des aus 12 Abenteuern bestehenden Gedichtes ist kurz folgender: Nach vier verfehlten Abenteuern, die Reinhart allein unternommen, erwirbt er sich den Wolf zum Gesellen, der in dem darauffolgenden fünften zu Schaden kommt. Dann wird von des Königs Krankheit und von der Vorladung Reinharts erzählt. Den ersten Boten schändet er aber, erscheint vor Gericht und heilt den König auf Kosten seiner Ankläger. Das Gedicht schließt mit der Vergiftung des Königs und dessen Jeremiade über sich selbst und Reinhart. Im ganzen giebt der Dichter eine gewisse Vorliebe für den Fuchs als die Hauptperson kund, dessen boshafte Listen er gewissermaßen als Nothwehr gegen den Wolf, der ihn übervortheilt, in Schutz nimmt; der Fuchs erscheint somit als Anwalt der Schwächeren, die ihm folgen.

Die Satire gegen die Geistlichkeit tritt der Verspottung des Hoflebens gegenüber in den Hintergrund. Wie der Titel „Isengrins Not" lehrt, steht der Dichter im Banne einer älteren, echteren, deutscheren Auffassung, wonach der Wolf die eigentliche Hauptperson war. Leider besitzen wir von Heinrich des Gleißners ursprünglichem Gedicht nur Bruchstücke und jüngere Umarbeitungen, wovon eine den versifizirten Titel trägt „Fuhs Reinhart"; auch diese besitzen wir nicht vollständig.

Digitized by Google

In der Folge wandte man sich immer mehr von der Thiersage ab: man zog Gedichte vor, in der Menschen auftraten, und kamen ab und zu Thierfabeln vor, so liebte man mehr den äsopischen lehrhaften Ton. Hierher könnte man aus dem 12. und 13. Jahrhundert die beiden lateinischen Gedichte: „Poenitentiarius“ (Der Büßer) und „Lupus monachus“ (Mönch) rechnen, die zwischen Thiersage und Thierfabel stehen und eine Satire gegen die Geistlichkeit enthalten. Die weitere Fortbildung der lateinischen Fabellitteratur im 14. und 15. Jahrhundert können wir hier nicht verfolgen.

Deutsche Fabeln und Parabeln finden wir schon bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts, z. B. bei Spervogel. Wir begegnen bald dem Namen bîspel oder bischaft für Fabel oder Parabel. Im 13. Jahrhundert tritt der Stricker (1250), vermuthlich ein Oesterreicher, als Fabeldichter auf in seiner Sammlung: „diu welt“; dann Bonerius mit seinem „edelstein“ u. A. Ein Bamberger Schulmeister, Hugo von Trimberg, dichtete 1300 den Renner. Vorwiegend ist Aesop das Muster, aber auch Avian und Romulus. Am Schlusse findet sich immer eine sogenannte Moral; an die Stelle der thierischen Eigennamen treten zumeist die Gattungsnamen. Eine eigene Art von Fabeln sind eine Reihe von Vogelgedichten (aus dem 14. und 15. Jahrhundert), in denen der kleinste Vogel, der Zaunkönig, zum Herrscher erwählt wird. Auch das Bestreben zu lokalisiren haben sich die deutschen Thierfabeln von der deutschen Thiersage angenommen.

Interessant ist auch die Verwendung von Thiernamen aus Sage und Fabel in deutschen Sprichwörtern, z. B. aus Spervogel: „weistu wie der igel sprach? viel guot ist eigen gemach“, und aus Bonerius „edelstein“: „ein wolf was siech; dô er genas, er was ein wolf, als er ê was“, und so m westäflischen Volksmund noch heute: „se is mi to krumm,

Digitized by

sach de vofs, da satt de katte met'ner wuorst omme bomme", offenbar eine Parallele zum Fuchs und den sauren Trauben. Aehnlich schon bei Seb. Franck: „die wort seindt guot", sprach jener Wolf, „aber ich komm ins dorf nit."

Auch die bildende Kunst fand schon frühzeitig dankbare Vorwürfe in der Thiersage, wie denn die Sitte, Handschriften mit Bildern zu illustriren, im Mittelalter allgemein war. Besonders aber fand man in Kirchen an Wänden, Pfeilern und Chorstühlen Bilder aus der Thierwelt mit vorwiegend satirischer Spitze gegen die Geistlichkeit. Da sieht man namentlich den Wolf als unaufmerksamen Schüler, der nichts sieht und hört als „Lamm". Im Chor des Freiburger Münsters erkennt man an einem romanischen Kapitäl des 12. Jahrhunderts den Wolf vor einem Meister schreibend, aber er sieht sich nach einem Schafe um; daneben ist er noch einmal dargestellt mit einem Widder zwischen den Klauen und von dem Meister mit der Ruthe gestrichen. Und ähnliches sieht man im Kreuzgang von St. Paul bei Rom und auf Backsteinen der westlichen Schweiz.

Nächst dem Wolfe bietet der Fuchs der bildenden Kunst ein dankbares Feld. So sieht man in der Kirche des westfriesländischen Dorfes Oosterbierum einen Fuchs in einer Kapuze an einen Balken gemalt, wie er Gänsen predigt. Auch im Münster zu Straßburg befand sich ein 1298 gefertigtes Bildwerk an zwei Kapitälen der Kanzel gegenüber, das Begräbniß des scheintodten Fuchses darstellend, das 1685, um Aergerniß zu verhüten, entfernt ward. Nach Fischarts Beschreibung und Abbildung befand sich auf dem einen Kapitäl der Leichenzug: voran der Löwe mit Weihkessel und Weihwedel, dann der Wolf mit dem Kreuz und der Hase mit der Kerze; dahinter die Bahre mit dem Fuchs, von Eber und Bock getragen, und darunter am Boden kauernd der Affe. Am anderen Kapitäl war das Todtenamt; am Altar mit Kelch und Buch steht, in

Digitized by Google

letzterem lesend, der Hirsch, dahinter der Esel, dem der Kater gleichfalls ein aufgeschlagenes Buch vorhält. An einem Hause in Breslau sieht man den Bären abgebildet, wie er anderen Thieren die Orgel vorspielt. Aber auch an fortlaufenden derartigen Bildwerken fehlt es nicht. So sieht man auf den Pfeilerfriesen der Krypta in Basel so ziemlich den ganzen Inhalt von Isengrims Noth abgebildet, besonders die Krankheit und Heilung des Königs. Sehr beachtenswerth ist eine Stickerei in Lübeck aus dem 14. Jahrhundert, vermuthlich eine frühere Altardecke. Dies beweist das Heimathsrecht der Thiersage auch in Niederdeutschland. Statt Reinhart ist hier die Verkleinerungsform Reineke üblich und statt Cuwaert für Hase (d. h. Memme) heißt er Lampe, d. i. Lambrecht.

Somit sind wir zugleich mit dem Ende des 15. Jahrhunderts bei dem letzten Ausläufer der germanischen Thiersage, den niederdeutschen Reineke de Voß, angelangt. Doch hängt dies innig mit dem bedeutendsten hochdeutschen Litteraturdenkmal, womit das Mittelalter ausklingt, mit dem „Narrenschiff" Sebastian Brants, des berühmten Humoristen und Rechtsgelehrten zu Basel und Straßburg, zusammen. In diesem großartigen satirischen Lehrgedicht prägt sich die verzweiflungsvoll ironische Stimmung aus, die auf den Trümmern einer alten Welt eine neue ersehnt: „alles Leben und Treiben der Menschen erscheint dem Dichter als eine große Fastnacht, als eine Narrheit Aller, aber in dem ernst-biblischen Sinne, wo Weisheit und Gottesfurcht eins sind, also auch Der ein Narr ist, der die Gebote Gottes übertritt". Dieses Gedicht machte ungeheures Aufsehen und ward sofort ins Lateinische, die damalige Weltsprache, dann in mehrere lebende Volkssprachen, auch ins Niederdeutsche übersetzt.

Um dieselbe Zeit (1498) erschien gleichfalls in Lübeck die erste Ausgabe des niederdeutschen Reineke de vos, vielleich

Digitized by Google

veranlaßt durch die Bearbeitung des „Narrenschiffs". Eine ähnliche Grundidee von der Verderbtheit der Welt durchdringt auch den Reineke de vos, daß nämlich Schlauheit und Bosheit den Sieg davontragen. Wie im Narrenschiff stehen auch hier Bild und Spruch Kapitel für Kapitel zu allervorderst, und textlich stimmt die Vorrede des ersteren mit dem Schlusse des letzteren überein. Im Narrenschiff heißt es nämlich: „Hie findet man der welt ganzen louf: Diſs buchlin wurt gut zu dem kouf, und im Reineke am Ende: Dit bôk is sêr gût tô deme kôp: hir steit vast in der werlde lôp. Sonst haben beide Gedichte allerdings keine Uebereinstimmungen; in Oberdeutschland, der Heimath des Narrenschiffs, scheint damals die Thiersage verklungen gewesen zu sein; in Niederdeutschland dagegen lebte sie noch in der Erinnerung, wie wir aus den bildlichen Darstellungen ersehen.

Der niederdeutsche Reineke de vos ist nun durchaus kein originales Werk; er geht auf eine holländische Uebersetzung des flämischen Reinaert von Heinrich von Alkmar zurück, dessen Name sogar in der übersetzten Vorrede steht. Wenig Wahrscheinlichkeit hat Rollenhagens Ansicht, Verfasser des niederdeutschen Reineke sei Niklaus Baumann gewesen, der sich durch diese Satire an dem Kanzler des Herzogs von Jülich habe rächen wollen, in dessen Diensten er vordem gestanden. Viel besser begründet ist Zarnckes Vermuthung, der erste Uebersetzer und Drucker des niederdeutschen Reineke sei derselbe, der auch die Uebersetzung des Narrenschiffs besorgt, nämlich Herman Barckhusen. Soviel steht fest, daß der niederdeutsche Reineke nur eine Uebersetzung des holländischen ist; daran erinnern sogar einige fremde Worte, für die der Uebersetzer kein niederdeutsches fand; mitunter scheint er sein Original nicht recht verstanden zu haben, hie und da kommen auch Abweichungen vor, besonders in Namen. So nannte Heinrich

Digitized by Google

von Alkmar den Hahn Cantecleer (d. i. Singehell) — im Reineke steht Henninck, — den Kater Tibert statt Hinze, und der Hase heißt wieder deutsch Lampe. Auch niederdeutsche Oerlichkeiten sind im Reineke an die Stelle getreten wie: von Poitrow (im Lauenburgischen) an wente to Luneborch. Dann wird Lübeck und Slukup, ein Ort bei Lübeck, erwähnt und ebenso Krummesse.

Der niederdeutsche Reineke wurde so viel gelesen, daß von den ältesten Ausgaben, der Lübecker und Rostocker, nur noch einzelne Exemplare vorhanden sind. Zahllose Uebersetzungen erschienen in der Folge, von denen für uns die hochdeutsche Bearbeitung des 16. Jahrhunderts die wichtigste ist; es war dies der letzte Sproß, den der uralte Baum der Thiersage getrieben, aber ein Sproß, der grünte bis auf unsere Tage und bewies, ein wie zähes Leben der Fuchs auch in der Litteratur hat.

Der Verfasser jener älteren hochdeutschen Umarbeitung war Michael Beuther, ein nicht sonderlich bekannter Name; auch hat seine Arbeit wenig dichterischen Werth. Das einzige Verdienst, as er hat, ist, daß er den Stoff wieder in Erinnerung brachte und in der Folge noch mancherlei Umarbeitungen auch in strophischer Hinsicht veranlaßte. Sogar eine lateinische derart erschien im 16. Jahrhundert mit dem Titel: Speculum vitae aulicae. De admirabili fallacia et astutia Vulpeculae Reinikes libri quattuor auctore Hermanno Schoppero (aus Neumarkt in der Oberpfalz). Ebenso wirkte der Reineke Fuchs befruchtend auf die Litteratur der Folgezeit, ward gern gelesen und von namhaften Männern, wie z. B. Luther, warm empfohlen „als lebendige Kontrafaktur des Hoflebens“. Besonders wurde durch ihn die Fabeldichtung belebt, wie bei Burkard Waldis und Alberus. Ersterer giebt seinen Thieren auch gerne die nachgebildeten Eigennamen, wie Eisengrimm und Henning; den Fuchs nennt er wieder Reinhart oder Reynolt. Der Hauptausfluß des Reineke Fuchs aber ist der „Frosch-

Digitized by

meuseler" des Georg Rollenhagen zu Ende des 16. Jahrhunderts, der allerdings zunächst eine Nachahmung der homerischen Batrachomyomachie, in seiner didaktisch-satirischen Tendenz aber ohne Zweifel von Reineke Fuchs beeinflußt ist. Aber auch andere Ueberlieferungen der alten Thiersage, wie den Ysengrimus, hat er benutzt.

Rollenhagen hatte zugleich mit seinem Froschmeuseler den Anstoß gegeben, außer Wolf und Fuchs andere Thiere in den Vordergrund zu stellen. Dahin gehört der „Ganskönig" des Wolfhart Spangenberg aus Mansfeld (1607), „ein kurtzweylig gedicht von der Martins-Ganſs: wie sie zum könig erwehlet, resigniret, jhr testament gemacht, begraben, in himmel gekommen und an das gestirn kommen", ein reizvolles Gemisch von Humor und Pedanterie, in Verbindung gebracht mit der Sitte des Verschmausens einer Martinsgans. Hierauf erfolgte (1617) der „Eselskönig", worin der Esel zum Nachfolger des verstorbenen Löwen gemacht wird, dessen Verfasser sich pseudonym Adolf Rose von Kreutzheim mit spottender Bezugnahme auf die Kabbalisterei des Geheimbundes der Rosenkreuzer nennt. Die Thiere haben darin zum Theil andere Namen, als im Reineke Fuchs: so Grimbart für Löwe, Brummer für Bär, Leutsch für Wolf und Simpel für Esel.

Von da ab ruhte die Thierdichtung, wenn sie auch nicht erstorben war, bis 1794 die Neubearbeitung Goethes in hochdeutscher Sprache erschien. Wie Goethe selbst sagt, vertiefte er sich 1793 hierin, um der leidigen Welthändel, der Revolution, zu vergessen. Ohne Zweifel im Banne der homerischen Batrachomyomachie wählte Goethe die Form des Hexameters, wie uns dünkt, nicht zum Vortheil des ursprünglichen, naturwüchsigen Tones. Doch hat er durch Verwischung und Verfeinerung mancher Derbheiten den Stoff zum Gemeingut der Nation gemacht. Nicht wenig gewann die Goethesche Ausgabe des

Digitized by Google

Jahres 1846 durch die vortrefflichen Illustrationen Kaulbachs, welche diejenigen Everdingens bei der früheren Gottschedschen himmelweit übertreffen. Bei Kaulbach bewundern wir zumeist den charakteristischen Gesichtsausdruck. Die Illustrirung an und für sich war nichts neues. Schon die Bearbeitung Heinrichs von Alkmar war mit Holzschnitten geziert. In den älteren niederdeutschen Ausgaben sind die Thiere nicht so naturgetreu, sondern mehr mit heraldischen Schnörkeleien versehen, dargestellt. Dies mag für die damalige Auffassung der Symbolisirung und Allegorisirung didaktischer und satirischer Ideen gepaßt haben.

Mit Goethes Reineke Fuchs schließt die Thierdichtung ab, die eigentlich schon vom flämischen Reinaert im 14. Jahrhundert ab zu Ende ist; denn von da an haben wir nur Uebersetzungen und Bearbeitungen. Dies kam wohl daher, daß der ursprüngliche rein epische Ton immer mehr von satirisch-didaktischer Tendenz durchtränkt wurde. Der unverwüstliche Werth und Reiz verblieb aber dem Stoffe, wie die Litteraturgeschichte vom 15. Jahrhundert bis auf unsere Tage, sowie das Nachklingen in unseren deutschen Volksmärchen beweist, so daß Goethe mit Recht dichtet:

„Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut". —

Wir können unsere Betrachtung über die Thiersage nicht schließen, ohne der Charakteristik ihrer Hauptträger noch einige Worte zu widmen.

Im allgemeinen fällt sofort ins Auge, daß im Vergleich mit den bekannten Heldengedichten des Mittelalters, einem Nibelungen- und Gudrunliede, den Sagen von Dietrich v. Bern, Walther v. Aquitanien, Roland und selbst den hl. Gralsrittern Parcival und Lohengrin, das Thierepos jener großartigen Charakterzüge entbehrt, die unsere Vorfahren adelten. Weder männliche Tapferkeit, noch ritterliche Gastlichkeit, noch vor allem

Digitized by Google

die deutsche Treue und Hochachtung vor dem weiblichen Geschlechte, wie sie schon Tacitus den alten Germanen nachrühmt, noch endlich die Tugenden der Schweigsamkeit und Entsagung werden im „Reineke Fuchs" verherrlicht. Im Gegentheil! Hier triumphiren Hinterlist, Betrug, Treubruch, Ehrlosigkeit, Verletzung des Gastrechts und der ehelichen Treue. Dies liegt denn freilich zum Theil in der Natur der Sache, daß nämlich der thierische Charakter gewahrt bleibt und daß von vornherein vom Dichter die Tendenz verfolgt wird, das schwächere Thier, nämlich den Fuchs, über das stärkere, das ihn früher mißbraucht hat, den Wolf, triumphiren zu lassen. Man merkt es sofort daß der Dichter für den Fuchs Partei ergreift; denn mit einer gewissen Schadenfreude werden die Streiche erzählt, die dieser dem plumpen und gefräßigen Wolfe spielt. Freilich können wir mit einem so gierigen und raubsüchtigen Nimmersatt kein rechtes Mitleid haben, ja wir gönnen ihm vielfach den Schaden und die Strafe, die ihm seine rohe Freßlust zuzieht. Allein andererseits können wir uns auch nicht überall mit den Mitteln befreunden, die der hinterlistige und schadenfrohe Fuchs anwendet, seinen Gegner in die Falle zu locken. Dazu kommt, daß er nach Anschauung des Dichters mit dem Wolfe in blutsverwandtschaftlicher Beziehung steht. Auf das schmählichste kann er die Familienehre seines Gegners beschimpfen, ihn verleumden und in seinem Unglücke höhnen. Mit ausgesuchter Schadenfreude und Hinterlist spielt er auch anderen Thieren mit, die ihm nichts zuleide gethan; mit teuflischer Bosheit lockt er den biederen Tölpel, den Bär, und den mäusegierigen Kater in die Falle, und grausam kann er ihrer Qualen spotten. Mit welcher Arglist ferner weiß er vertrauensselige und leichtgläubige Geschöpfe, wie den Hasen, die Hühner und die Krähen, zu berücken. Welchen Hohn endlich treibt er mit den heiligsten Gefühlen, mit der Religion, mit welcher Scheinheiligkeit weiß er Reue

Digitized by Google

und Buße zu heucheln! Ist er nicht ein abgefeimter Spitzbube und Betrüger, ein ehr- und gewissenloser Schurke? Gewiß! Und doch, wie sieht es überhaupt mit der Moral in dem ganzen Thierstaate aus? Nicht zum besten. Vor allem herrscht vom König herab bis zum niedrigsten Vasallen der krasseste Egoismus und angeborene Beutelust. Wie funkeln die Augen des Löwen und der Löwin, als ihnen der Fuchs von dem verborgenen Schatze vorschwindelt, wie schonungslos kann er seine Unterthanen opfern, wenn es seinem vermeintlichen Wohle gilt! Und selbst der biedere Tolpatsch Braun kann seinen königlichen Auftrag vergessen, sobald seine Gaumenlust nach dem Honig erregt wird. Nicht minder der Kater, als ihm der Fuchs von Mäusen vorschwatzt. Von der Gier des Wolfes und der Wölfin wollen wir nicht reden; denn es gehört unbedingt zu ihrer Charakteristik. Aber auch bei den anderen Geschöpfen sehen wir den thierischen Charakter gewahrt; alle sind beutegierig und haben nur ihren Vortheil im Auge. Am schlimmsten freilich treibt es der Erzschelm, der Fuchs. Er scheut nicht davor zurück, seinen Vater bis ins Grab hinein zu verleumden, seinem Weibe zärtliche Treue vorzuheucheln, den König zu beschwindeln, Frömmigkeit, Reue und Buße zu erheucheln und das Vertrauen eines Jeden auf das Niederträchtigste zu hintergehen. „Reineke ist die gewissenlose Intelligenz, die sich heutzutage eben so breit macht, wie im Mittelalter, vielleicht mehr noch als damals.“ Man sieht in ihm das Urbild eines aalglatten Höflings, eines gewissenlosen Strebers, der rücksichtslos über die Köpfe von ihm geschändeter und zu grunde gerichteter Geschöpfe wegschreitet, um durch Intriguen und Verleumdungen seinen Weg auf der Ehrenstaffel der höchsten Staatsstellungen zu machen, als wolle er höhnisch den Trumpf ausspielen: „Warum seid ihr nicht so schlau und raffinirt wie ich?“

Wir können nicht umhin, die feinfühlige und scharfsinnige

Digitized by

Beobachtungsgabe des Dichters anzuerkennen, der zum Träger eines solchen, allerdings nicht ehrenhaften, aber doch sehr aus dem Leben gegriffenen Charakters gerade den Fuchs erwählt hat. Man betrachte nur einmal genau das Wesen und Gebahren dieses Thieres in der Natur. Schon in seinem Kopfe prägt sich die ganze Schlauheit und Verschlagenheit seines Charakters aus. Man schaue nur, wie das listigfunkelnde Auge zwischen den beiden scharfgespitzten und weit nach vorne geschobenen Ohren vorsichtig umherlugt, bald scheinbar harmlos, bald spöttisch, bald hinterlistig und gierig; wie die langgestreckte, feinzugespitzte Nase schnuppert und sich zurückzieht, wo sie nicht traut, wie lautlos der schlanke Leib mit der buschigen Fahne und den dünnen Beinen über den Boden huscht, wenn es gilt, ein argloses Geschöpf zu berücken! Und was er für ein Meister in der Verstellung ist, davon wissen alle Jäger gar mancherlei Stücklein zu erzählen. Wenn er sich dadurch zu retten hofft, kann er sich maustodt stellen; steckt er in der Eisenfalle gefangen, beißt er sich heroisch die gefangene Pfote ab und hinkt triumphirend auf drei Beinen davon. Den dummen und neugierigen Hasen weiß er an sich zu locken, indem er in hellen Mondnächten ihm nach Hasenmanier Männchen vormacht und dann über den Arglosen mit einem plötzlichen Sprunge herfällt, um ihn an der Kehle zu würgen. Zu welchem fallenähnlichen Labyrinth er sein Malepartus eingerichtet hat, um unvorsichtige Kaninchen in seinen Schlupfwinkeln zu fangen, davon erzählt Held Reineke ja selbst in unserem Gedichte. Sogar den gutmüthigen Dachs weiß er mit List aus seinem Bau zu locken, um sich in Zeiten der Gefahr in sein warmes Nest zu legen. Es hat zugleich einen feinironischen Anstrich, wenn er gerade diesem treuen „Hampel", der ihn sicherlich nicht verräth, in unserem Epos seine Sünden beichtet.

In einem sehr wirkungsvollen Gegensatze zum Fuchse steht

Digitized by Google

der plumpe, gefräßige, raubgierige Wolf mit seinen ausgeprägt lüsternen Augen, seinen kurzen, spitzen Ohren, seinem hageren, knochigen Bau und seinem lendenlahmen Gange, sowie seinem hängenden Wedel. Steht schon der Fuchs in des Wortes verwegenster Bedeutung nicht in gutem Geruche, so ist diese Eigenschaft beim Wolfe noch viel unausstehlicher. Ueber seine rohe Raublust und unersättliche Freßgier, die ihn zunächst ins Unheil bringen, hat sich die Volksphantasie in mannigfachen Variationen ergangen; Fabel und Märchen sind voll davon.

Noch erscheint uns der Bär einer kurzen Beachtung werth, schon um deswillen, weil er ohne Zweifel in der echt germanischen Thiersage der König war. Auch entbehrt der Bär trotz des täppischen Wesens der ritterlichen Kampfesweise nicht: tapfer und geraden Weges, oft in aufrechtem Gange, nimmt er den Kampf auf und selten ergreift er die Flucht. In der Art, wie er mit den beiden Vordertatzen seinen Gegner zu umspannen und mit ihm zu ringen versucht, möchten wir sogar eine menschenähnliche Kampfesweise erblicken. Daß aber in dem Wesen des Meisters Petz, in dem treuherzigen und gutmüthigen Ausdruck seiner Augen, in der etwas unbeholfenen Art seines Ganges urechtgermanische Züge sich wiederspiegeln, — im Gegensatz zu den aalglatten Manieren anderer Rassentypen, wer wollte dies in Abrede stellen, und wenn auch den Sohn der deutschen Urwälder die Kultur aus einem ungeleckten Bären noch so sehr beleckt hat? Züge davon tragen so manche Helden deutscher Dichtungen und Erzählungen, von dem in der Waldeinsamkeit erzogenen hörnernen Siegfried und dem blöden Thoren Parcival an bis zu dem in ländlicher Tölpelhaftigkeit aufgewachsenen Simplicissimus und dem etwas blöden und unanstelligen Helden in Goethes „Hermann und Dorothea". Der Humor freilich, der dieser natürlichen Unbeholfenheit innewohnt, kommt bei dem drolligen Wesen, der von Natur in dem Aeußern

des Meisters Petz liegt, so recht drastisch zum Ausdruck. Und hiermit kommen wir zu einem Hauptzug in unserem Thierepos, zu dem Humor, einem Momente, das uns vielleicht in anderer Weise den Mangel des eigentlich Heldenhaften ersetzen mag. Dieser Humor liegt, wie bereits von uns angedeutet, schon in der eigenthümlichen Mischung thierischer und menschlicher Züge. Nachmals aber hat sich wohl der scheinbar unbewußte und urwüchsige Humor geradezu zur Satire gesteigert, — offenbar in tendenziöser Färbung der ursprünglich harmloseren Auffassung der Thiercharaktere, wozu freilich ältere schriftliche Belege fehlen.

Der Humor ist den Germanen ein ebenso eigenthümlicher Zug wie die Reckenhaftigkeit; auch vereinigt er sich sehr wohl mit dem Heldenhaften einer Nation. Hierfür finden sich auch bei anderen Völkern Zeugnisse. Neben den homerischen Helden Achilles, Diomedes, Ajax und Hector sehen wir die Karrikatur eines Thersites, und einen komischen Gegensatz zu Odysseus bildet der plumptäppische Cyklope Polyphem. Ebenso fehlen in den germanischen Sagen solche Typen nicht. Man denke an den Riesen Kuperau in der Sage vom gehörnten Siegfried und an den sonderbaren Heiligen, den grimmigen, rauhbärtigen Mönch Ilsan in der Sage vom Rosengarten zu Worms. In der Thiersage liegt das Komische schon in der Art, wie menschliches Leben und Gemeinwesen von den Thieren nachgeäfft wird. Und welche Schalkhaftigkeit läßt sich schon in der Wahl gewisser Thiere für gewisse Stände, wie z. B. den Geistlichen, den Sekretär und dergl., anwenden. Wessen Phantasie nicht lebendig genug sein sollte, sich die einzelnen Scenen, wie z. B. die Leichenprozession der gemordeten Henne, menschlich auszumalen, den erinnern wir an die meisterhaften Illustrationen Kaulbachs oder an die vortrefflichen Wiedergaben ausgestopfter Thierexemplare, wem sie bekannt sind, s. Z. im Zooplastischen Kabinet zu

Frankfurt a. M. Und wer könnte sich bei den Streichen des Erzschelms Reineke, über die Art, wie er Allen mitspielt, des Lachens erwehren? Wohnt doch eine gewisse Schadenfreude den meisten Menschen inne.

Die Komik bekundet sich aber auch schon in den Namen. Aehnlich wie in der fälschlich dem Homer zugeschriebenen Parodie, der Batrachomyomachie, d. h. „Frosch- und Mäusekrieg", die Helden auf beiden Seiten komische Namen je nach ihrem Aufenthalt und ihrer Lebensweise führen, z. B. die Frösche: „Pausback, Sangfreund, Schlammbewohner, Sumpfgern", die Mäuse dagegen: „Topfdurchkriecher, Tellerbelecker, Schinkenbenager und Käseaushöhler" heißen, so auch in der Thiersage die Henne „Kratzfuß", der Widder „Bellin" d. i. der Blökende, der Esel „Baldewein" d. h. der Selbstzufriedene, die Wölfin „Giermut", der Rabe „Merkgenau" und seine Frau „Scharfknipp". Klingen diese schon harmlos, so fehlt es auch nicht an solchen voll beißender Satire — ohne Zweifel späterer Entwickelung. So wenn ein Abt „Schluckauf", ein päpstlicher Legat „Krümmsrecht", ein Kardinal „Nimmersatt", ein Dekan „Nimmvonallen" und dergl. genannt wird. Die Satire blieb aber bei den bloßen Namen nicht stehen. Wie bereits angedeutet, fühlt man die Beziehungen auf den großen weltgeschichtlichen Streit zwischen Reich und Kirche klar heraus. Eine große Verbitterung der Laienwelt gegen die Geistlichkeit macht sich geltend, und man spürt innerhalb des Mönchthums selbst den Zug der Reformation des alten Benediktinerordens durch den der Cisterzienser. Da die Verfasser selbst Geistliche sind, so liegt in dem Angriff gegen den eigenen Stand etwas Großartiges. Bald geißeln sie ihre eigenen inneren Mönchszustände, bald kehrt sich der Stachel nach außen gegen die Weltgeistlichkeit, bald fühlt man gehässige Eifersucht gegen den neuen Cisterzienser-Orden heraus, besonders gegen dessen Hauptvertreter Bernhard v. Clairvaux. Enthält

Digitized by Google

schon der scheinheilige Fuchs im Mönchskleide mit seiner erheuchelten Reue und Buße, sowie seinem raschen Rückfall eine bittere Satire auf die äußere Werkheiligkeit gewisser Geistlicher, so erweckt der Wolf in der Kutte unwillkürlich die Erinnerung an jene bekannte Bibelstelle vom Wolf im Schafskleide. Und welcher Hohn liegt in der Beichte Reinekens, indem er, statt sich seiner eigenen Sünden anzuklagen, zumeist von den Sünden Anderer spricht, als wolle er sich damit weiß waschen! Doch lag, auch unserer Meinung nach, dieser ausgeprägte Zug einer scharfen Satire gegen die Geistlichkeit nicht in dem ursprünglichen Charakter der ältesten Thiersage; hierfür fehlen aber schriftliche Belege.

Nicht minder scharf wird die Satire nachträglich gegen das weltliche Regiment, gegen Hofleben und zerfahrene politische Zustände. Es ist ein wahrer Hohn, wenn hier vom Landfrieden gesprochen wird, wo beinahe alles räubert nach seiner Weise, wo der König und die Großen nicht besser sind als die Kleinen, wo ein aalglatter Schuft und Heuchler triumphiren kann über Recht und Ehrlichkeit. Auch hier erblicken wir ein treues Spiegelbild der Zeit vor der Reformation, der Mißbräuche in der damaligen Kirche, den grobsinnlichen Anschauungen, wie man Sünde durch Ablaß und Romfahrt wieder gutmachen könne und wie auch die weltlichen Machthaber mit schlechtem Beispiel vorangingen. Dies sind also tendenziöse Geißelungen religiöser und politischer Zustände, wie sich überhaupt je nach der Strömung der Zeit Wandlungen und Zusätze in unserer Thiersage vollzogen haben mögen, so daß sich ein bestimmtes Jahr für die Ausbildung der deutschen Thiersage, wie wir in Obigem entwickelt haben, nicht nachweisen läßt. Führte z. B. die Erwähnung des Gothenkönigs Ermenrich auf die Dietrich-Sagen, so fehlt es auch nicht an einer offenkundigen Anspielung auf die Gralsage. Unter den Kostbarkeiten des vergrabenen Schatzes des Königs

Digitized by Google

Ermenrich nämlich, von dem der Fuchs dem König Nobel und seiner Gemahlin vorschwindelt, befand sich auch ein Ring von wunderbaren Eigenschaften, deren Aufzählung auffallend an die Wunderkraft des hl. Grals erinnert: er schützt vor allen Gefahren, heilt alle Krankheiten, verleiht unüberwindliche Kraft, und sein Karfunkel leuchtet nachts wie die Sonne; ja selbst die Inschrift fehlt ihm nicht. Solche Bestandtheile datiren also wie alle Parodien aus einer Zeit, wo man die heldenhaften Stoffe schon ironisirte. Beobachtenswerth sind in dieser Partie auch die Erwähnungen antiker Sagenstoffe, wie das Urtheil des Paris, als Reliefdarstellungen auf dem Wunderkamm und Spiegel.

Unterscheidet sich nun schon der Stoff der zuletzt in plattdeutscher Sprache fixirten Thierepik wesentlich von dem der mittelalterlichen Heldenlieder, so wandelt naturgemäß auch die Sprache und Rhythmik nicht auf dem hohen Kothurn und in der heroischen Form eines Nibelungenliedes oder Parcival. Schon der niederdeutsche Dialekt, wie auch die kurzen gereimten Zeilen, sogenannte Knittelverse, markiren die Muse niederer Dichtgattung und nähern sich dem geschwätzigen Volkston des gewöhnlichen Lebens. An Stelle des heroischen Pathos, kühner Bilder und Vergleiche treten volksthümliche Sentenzen, Witzworte und Sprichwörter, ja humoristische Spitznamen, an denen das gemeine Volk ja bis auf den heutigen Tag unerschöpflich ist. Eigenthümlich ist die Vermischung der Thierwelt mit wirklich auftretenden Menschen, während doch die Thiere an und für sich schon menschliche Züge an sich tragen. Doch die eigentliche Menschenwelt tritt nur im Hintergrund als Staffage auf, wie z. B. der Zimmermann Rustevil, d. h. verrostete Feile, ferner der Pfaffe und seine Haushälterin Jutte, eine Koseform für Judith, aber unmöglich für Johanna, was sprachlich ganz undenkbar ist. Damit fällt die in dem Namen gesuchte Anspielung auf die

Digitized by Google

Päpstin Johanna (812—822) weg, für welche auch sachlich jeder Vergleichungspunkt mit der Haus- und Zuhälterin unseres Pfaffen fehlt. Von wesentlich eingreifendem Einfluß sind aber diese Personen nicht, wenn auch die Satire auf das Leben der Geistlichkeit darin fortgesetzt erscheint.

Das wahrhaft Volksthümliche der Thiersage bekundet sich aber zunächst in der Vorliebe des Volkes, den Menschen mit Thieren zu vergleichen, ganz besonders in der häufigen Anwendung sprichwörtlicher Redensarten, wie sie in unserem Thierepos besonders dem Helden Reineke in den Mund gelegt werden. Klingen auch manche in seinem Munde nicht recht ernst gemeint, oder gar frivol, so enthalten doch viele treffliche Lebensweisheit und praktische Klugheitsregeln, und insofern wohnt, auch abgesehen von dem getreuen Spiegelbilde menschlichen Lebens, hie und da eine Moral in unserem Gedichte. Als solche wollen wir zum Schlusse noch einige anführen. „Uebel gewonnen, übel zerronnen“, „Maß ist zu allen Dingen gut“, „Wer die Obrigkeit nicht ehrt, ist keiner guten Obern werth“, „Das Glück, das nur dem Kühnen frommt, dem Blöden nie zu Hülfe kommt“, „Nach seinen Tugenden und Gaben wird man erniedrigt und erhaben“, „Wem's wohl geht, dem ist Jeder hold, er schwimmt in Freundschaft, wie in Gold“. Verfänglicher klingen schon in Reinekens Munde die Mottos: „Noth kennt kein Gebot“, „Lieber geschworen als geschoren“ und „Wer immer Wahrheit reden will, wird überhaupt verfolgt sehr viel“ u. a. Wenn also der Schluß unseres Gedichtes empfiehlt, sich immer in Klugheit zu üben, so ist dies eine bedenkliche Mahnung am Beispiele Reinekens, der durch Lug und Trug obsiegt und zu Ehren kommt. Ebenso klingt die Lehre, das Laster zu fliehen und die Tugend zu lieben, fast wie Ironie; denn wir erkennen keine Bestrafung der Bosheit in unserem Gedichte. Viel eher können wir das andere Facit,

Digitized by Google

das der Dichter zum Schlusse zieht, unterschreiben und das nach Soltaus Uebersetzung also lautet:

„Dies Büchlein zeigt, um guten Kauf,
Die Welt und ihrer Bürger Lauf.
Wer's fleißig liest und wohl versteht,
Sieht, wie's in allen Ständen geht."

Der Schelmenroman der Spanier und seine Nachbildungen.

Von

Albert Schultheiß
in München.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by

Im Jahre 1553 erschien zu Antwerpen ein Büchlein in spanischer Sprache unter dem Titel: „Das Leben Lazarillos de Tormes, seine Freuden und Leiden". Der Name des Verfassers war nicht genannt, aber das Werkchen selbst fand alsbald so viele Freunde und Leser, daß noch im selben Jahre eine neue Ausgabe und im nächsten drei andere zu Antwerpen, zu Burgos und zu Alcala de Henares veranstaltet wurden. Dem Buche ward eine immer wachsende Beliebtheit in allen Gesellschaftskreisen zu theil, und es verbreitete sich rasch in fremden Ländern. Mehrfach fortgesetzt und in andere Sprachen übertragen, hat es seinen Gang durch die Weltlitteratur angetreten und im Wechsel der Zeit siegreich den Platz behauptet, den es bei seinem ersten Erscheinen eingenommen. Grundlegend für eine neue Gattung von Prosadichtungen ist es für die Entwickelung der erzählenden Dichtung überhaupt von entscheidendem Einfluß gewesen, daher es in reichem Maße jene eingehende Würdigung verdient, welche die vergleichende Litteraturgeschichte von jeher ihm geschenkt.

Hier in aller Kürze der Inhalt des merkwürdigen Buches:

Lazarillo, also Klein-Lazarus, als Sohn eines bitterarmen Müllers bei Salamanka am Ufer des Tormes, geradezu auf dem Wasser zur Welt gekommen, wird in seinem achten Lebens-

Digitized by Google

jahre von seiner Mutter einem blinden Bettler als Führer beigegeben und beginnt seinen wenig anmuthigen Beruf damit, den Alten um die Gaben seiner Wohlthäter zu prellen. Deshalb strenge bestraft, sinnt er unablässig auf Rache, verübt immer ärgere Streiche und läuft schließlich ganz davon, den boshaften Blinden seinem Schicksal überlassend. Lazarillo gelangt nach Maqueda und sucht als Messediener bei einem Geistlichen Unterkunft. Der neue Herr ist schmutzig geizig, alle Lebensmittel hält er aufs ängstlichste in einer gut schließenden Kiste verwahrt, die auf listige Art zu öffnen dem allzeit hungrigen Lazarillo endlich gelingt. Aber der argwöhnische Geistliche kommt bald hinter solche Schliche, der diebische Diener wird hart bestraft und obendrein noch fortgeschickt. Bettelnd erreicht er Toledo, wo ein Edelmann sich seiner annimmt, der aber leider! außer dem Stolze eines ächten Hidalgo, außer einem stattlichen Mantel und einem langen Schwerte nichts, auch gar nichts sein eigen nennt. Während der Herr die Messe hört und dann auf den Promenaden herumstolzirt, muß Lazarillo vor den Kirchenthüren sich den kärglichen Lebensunterhalt zusammenbetteln, doch ist der Edelmann immer so herablassend, an den Mahlzeiten des Dieners theilzunehmen, bis schließlich das Erscheinen des Alguacil mit seinem Schreiber der lumpigen Herrlichkeit ein Ende macht. Der Edelmann hat es verstanden, geschickt den Nachstellungen seiner Gläubiger zu entgehen, der unschuldig befundene Lazarillo sucht sich einen neuen Herrn und dient nacheinander einem Ablaßkrämer, einem Tamburinmaler, einem Kaplan und schließlich einem Alguacil. Dann beginnt der Domkapitular oder Erzpriester der Kirche San Salvador sich für ihn zu interessiren. Lazaro heirathet eine seiner Mägde und führt bis zum Schlusse, trotz aller Lästerzungen, mit seiner drallen Frau ein ruhiges und gemüthliches Leben.

Zu allen Zeiten hat die nationale und die fremde Kritik

Digitized by Google

diesem Werke, das in seiner prägnanten Kürze nur die Skizze eines Romans darstellt, das höchste Lob zuerkannt, und für seine Beliebtheit spricht ja am allerdeutlichsten die ganz enorme Verbreitung, die das Büchlein alsbald nach seinem Erscheinen gefunden. In einem ebenso kühnen und reichen, wie echt kastilischen Stile verfaßt, bietet es uns, aus treuester Beobachtung hervorgegangen, anschaulich-frische Schilderungen spanischen Lebens und spanischer Sitten. Die heiter-elastische Frechheit Lazaros wird uns vorgeführt in drastischem Gegensatze zu feierlich-unbeugsamer Haltung altkastilischer Figuren, und wer heute, also fast $3^{1}/_{2}$ Jahrhunderte später, als es erschienen ist, das Werkchen zur Hand nimmt, dem muß eine flüchtige Lektüre alsbald die Ueberzeugung aufdrängen, daß die vorgeführten Personen samt und sonders vollgewichtige Vertreter der damaligen Gesellschaft sind: der „Picaro" so gut wie der „Escudero", der Edelmann, der Kaplan genau wie der „Buldero", der Ablaßkrämer. Das Werk ist seiner ganzen Tendenz nach eine bittere Satire auf die sozialen Zustände jener Zeiten und wurde von den Mitlebenden sofort als solche erkannt, daher die Geistlichkeit in hohem Grade aufgebracht war über die naiv-drollige Art, mit welcher der geistreiche Schelm Lazaro diejenigen Vertreter des Standes schildert, denen er im Leben begegnet. Alsbald nach dem Erscheinen des epochemachenden Romans wurden denn auch jene Kapitel, die ausdrücklich vom Treiben der Mönche handeln, unterdrückt. Sie fehlen auch in derjenigen Ausgabe, die Aufnahme gefunden in dem großen Nationalwerke, der Biblioteca de autores españoles, denn nur unter der Bedingung solcher Auslassung gaben die kirchlichen Autoritäten ihre Genehmigung zu Wiederabdrücken. Im Jahre 1559 hatte Ferdinand von Valdes, Erzbischof von Sevilla und Großinquisitor, das Buch anfänglich mit einem absoluten Verbot zu unterdrücken geglaubt. Wie richtig der Autor den niederen spanischen Adel

Digitized by Google

in seinem Escudero gezeichnet, beweist uns schier die gesamte nachfolgende Litteratur belletristischen Genres. Die unendlich komisch wirkende Grandezza, mit welcher dieser Herr von Habenichts sich geberdet, ist als ein sehr bezeichnender Charakterzug auf eine weit verbreitete Gesellschaftsklasse übergegangen, deren Vertreter in allen Romanen und Komödien vorkommen. Daß aber der Spötter nicht eigentlich übertrieben, muß uns klar werden, wenn wir die Urtheile vernehmen, welche fremde Beobachter damaliger Zeiten fällen. Der Venetianer Andrea Navaglero wurde 1524 im Auftrage der Republik an Karl V. abgeschickt. Er verweilte vier Jahre in Spanien und hat über seinen Aufenthalt in diesem Lande ein Büchlein geschrieben, welches 1563 unter dem Titel: Il Viaggio fatto in Spagna. Vinegia erschienen ist und viel des Anziehenden und Belehrenden enthält, wie denn bekanntermaßen die venetianischen Gesandtschaftsberichte überhaupt sich dem Historiker von unschätzbarem Werthe erweisen. Navaglero also findet bereits, daß der mit wenig Ausnahmen verarmte Adel das, was ihm an Besitz abgeht, durch seinen Stolz, oder wie das bezeichnende Wort lautet: fantasia ersetzt, dessen er soviel inne hat, daß, wenn ihm Genüge geschehen sollte, die Welt sich als zu klein erweisen würde.

Aber keineswegs auf die Adelsklassen allein beschränkte sich diese Verarmung, sie hatte während der Regierung des großen Kaisers, in dessen Reichen ja nach einem trivial gewordenen Spruche die Sonne nicht untergegangen, bereits in allen Schichten der Bevölkerung begonnen, unter dem zweiten Philipp reißende Fortschritte gemacht und einen Höhepunkt erreicht unter den Habsburgern, als noch fast ganz Europa an die gewaltige, achtunggebietende Macht Spaniens glaubte.

Wir würden den Schelmenroman, wenn wir diese Uebersetzung für den schwer zu definirenden Ausdruck novela picaresca

beibehalten, in seiner Eigenart kaum völlig verstehen, wollten wir uns nicht, in Grundzügen wenigstens, die Signatur der Zeit vergegenwärtigen, der er seine Entstehung verdankt.

Was die weltgeschichtliche Größe und Bedeutung Spaniens ausgemacht, war auch die vornehmlichste Ursache seines Niederganges: jener ungeheure Hochmuth, jene schrankenlose fantasia, von höchster Stelle herab langsam, aber sicher sich den niederen Klassen mittheilend, sie haben es bewirkt, daß das ganze Volk ruhmlos herniedergeglitten von jener Höhe, zu der es sich vordem in heißer Bethätigung der edelsten Kräfte aufgeschwungen.

Genugsam ist bekannt, daß Karl V. sich unausgesetzt in finanziellen Nöthen befunden. Berichtet uns doch sein Geschichtsschreiber, der Spanier Sandoval, daß der große Kaiser ein Jahr nach den großen Festlichkeiten zu Toledo (1525) die reiche Mitgift seiner jungen portugiesischen Gemahlin zum erneuten Widerstande gegen Franz I. brauchte, und daß er wiederum drei Jahre später den Erlös aus den an Portugal verkauften Molukken zur Reise nach Italien verwendete. Aus den venetianischen Gesandtschaftsberichten erhellt, daß Karl V. zwar jährlich von Kastilien und Flandern eine runde Million eingenommen, doch verpflichtet gewesen, 950000 Dukaten auszugeben, so daß dem reichsten Erben der Erde fast nichts übrig blieb und er auf ein Extraordinarium aus Kastilien, auf eingezogene Vermögen der Morisken und auf andere Kasualien angewiesen war. Als er, frühe zu einem müden Greise geworden, Ruhe gesucht in den stillen Klostermauern, mag er eingesehen haben, wie nutzlos sein Bemühen gewesen, eine Universal-Monarchie zu gründen. Die Hartnäckigkeit, mit welcher sein Sohn Philipp an dem Gedanken festgehalten, seinem Mutterlande den Prinzipat zu sichern, war gewiß für Spanien selbst nicht von Segen, aber das Verhängniß, daß der starre Autokrat sich für berufen hielt, den angeblich bedrohten christlichen Glauben zu schirmen, hatte die schlimmsten

Digitized by Google

Rückwirkungen im Gefolge. Die unnachsichtige Strenge der Priester gegen Andersgläubige vernichtete mit dem Austreiben der Morisken Ackerbau, Handel und Gewerbe in ihren Wurzeln, wandelte blühende Provinzen zu öden Wüsteneien, öffnete in der Folge der Verarmung Thür und Thor.

Als Philipp II. nach der Abdankung seines Vaters zur Regieruug gelangte, galt noch das oft citirte Wort: Wenn Spanien sich rührt, zittert die Erde (Como se mueve España, la tierra tembla). Das Heer, wie Karl es sich in zahlreichen Schlachten herangebildet, fand in der ganzen Welt seinesgleichen nicht, der spanischen Seemacht gehörte unbestritten die Herrschaf auf allen Gewässern, denn, streng genommen, datirte der Aufschwung Englands als maritimer Staat erst von dem Tage der Vernichtung der unüberwindlichen Armada. Noch standen in Toledo, in Sevilla und in den anderen Städten des Südens Industrie und Handel in herrlichster Blüthe, die Huerta von Valencia glich einem sauber bestellten, in üppiger Fruchtbarkeit sich entfaltenden Garten. Vier Jahrzehnte und die Regierung eines von maßlosem Ehrgeiz beseelten Königs haben hingereicht, dieses reich gesegnete Land an den Rand des Abgrundes zu führen, und auf seine Kosten stiegen Frankreich, England und die Niederlande. Wenn die Vernichtung des Maurentums ein politischer Fehler von erschreckender Schwere gewesen ist für das innere Gedeihen der Halbinsel, so erwies sich der Erwerb von „Neu-Spanien" gleicherweise als verhängnißvoll für das Mutterland. Man hat behauptet, daß die Kolonisation der neuen Welt Spanien mehr als 30 Millionen Menschen gekostet, kaum weniger mögen die vielen Kriege an Opfern gefordert haben; nachgewiesen ist, daß einzelne Provinzen des Reiches binnen unglaublich kurzer Zeit nahezu entvölkert wurden.

Unter dem Volke ging der Spruch: Drei Dinge giebt es, reich zu werden: das Meer, des Königs Dienst und die Kirche.

Digitized by Google

Die Einkünfte Philipps II. schätzte Campanella auf mehr denn 20 Millionen Dukaten; davon nun waren 80 033 Civildiener zu besolden. Diese Ziffer wird angegeben in einer während der Mitte seiner Regierungszeit vorgenommenen Zählung. Erwägt man nun, daß die mit allen Nationen geführten Kriege ungeheure Summen verschlangen, der Kampf mit den Niederlanden allein 150 Millionen, so vermögen wir es zu begreifen, daß während Philipps Regierung die Staatsschuld von 35 auf 140 Millionen Dukaten gestiegen war, daß der König seinem verdienten Großadmiral Andrea Doria 1595 den rückständigen Gehalt von 10 000 Dukaten für sechsjährige Dienstzeit nicht zu zahlen im stande war, und daß, nachdem alles Erdenkliche verpfändet war, der Herr beider Welten in Städten und auf dem flachen Lande durch Mönche Almosen für sich betteln ließ (á pedir limosna de puerta en puerta. Gonz. Dávila, Vida del rey Felipe III., p. 35.)

So schwer es uns gemacht ist, dem Charakter des zweiten Philipp völlig gerecht zu werden, soll doch nicht verschwiegen bleiben, daß er mehr gewesen, als ein finsterer Frömmling. Er zeigte ein feines Verständniß für hervorragende Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur, auch er begünstigte einen Tizian, und wenn Lope de Vega am Schlosse von Madrid vorüberging, zeigte er es voll Stolz den fremden Gesandten. Wenn er seine Prachtliebe auch zumeist nur bei Aufführung kirchlicher Bauten zu entfalten liebte, die Errichtung des Klosters Escorial kostete weit über 5 Millionen Dukaten, so wollte er doch, daß seine Granden ein Haus machten und über ihre Kräfte hinaus repräsentirten, auch auf die Gefahr hin, sich zu ruiniren, was ihm, dem König, und seinem Günstling Alba eher gut als schlimm dünkte, da er Reichthum und Macht, in die Hände des Einzelnen gelegt, als ein Hinderniß zu seiner Autokratie betrachtete. Die Herzöge von Medina de Rioseco und von Osuna hatten

Digitized by Google

jeder ein Einkommen von 130 000 Dukaten, die übrigen Granden nicht sehr viel weniger. Der Prachtliebe des hohen Adels geschah aller Vorschub, mancher hielt sich 400 bis 500 Lakaien; die Sitte erheischte es, daß Sänger und eine kostbare Kapelle zu seiner Verfügung standen, während die Gemahlin des Granden sich häufig, gleich der Fürstin, nur von knieenden Frauen bedienen ließ. Fast alle Stoffe zu Kleidungen bezog in der Folge der hohe Adel aus der Fremde; England und die Lombardei lieferten die Mäntel, Schuhwerk kam aus Deutschland, Leinwand aus Holland, Seidenzeug aus Florenz oder Mailand. Selbst arme Edelfrauen durften, wollten sie nicht gegen die Sitte verstoßen, nur im Wagen auf der Straße erscheinen.

Der Prachtliebe der Großen entsprach der Luxus der Handwerker. Die meisten derselben sah man mit seidenen Stoffen bekleidet, den Degen an der Seite. Der Handwerker schämte sich seines Gewerbes, weil er sich durch dasselbe in seiner politischen Stellung gedrückt fühlte. Auf der Industrie ruhte ein Makel, der sich auch darin kundgab, daß Adelige, welche sich mit ihr beschäftigten, des Wappens verlustig gingen. Kein Bürgerlicher, pechero, konnte in den Cortes sitzen, noch das Amt eines Alcalden, eines Corregidor bekleiden. Wegen dieser Zurücksetzung suchten sich die Pecheros auf alle Weise in den Stand des Adels einzudrängen, und seit dem Ende des 16. Jahrhunderts beschäftigten sich die Gerichte an jedem Sonnabend mit der Prüfung der von Handwerkern eingereichten Beweise, daß sie die Nachkommen von Hidalgos seien. Aus dem nämlichen Grunde fühlten sich die Pecheros veranlaßt, die Betriebsamkeit ihrer Väter aufzugeben und entweder in das Heer zu treten oder sich einem Mönchsorden beizugesellen.

Auch dem Handel, wenn schon nicht in dem Grade, wie der Beschäftigung mit dem Handwerke, widerstrebte der kastilische Stolz. Ohnehin lasteten auf ihm unerschwinglich hohe Steuern

Digitized by Google

und Abgaben, denen nur der fremde Kaufmann sich schlau zu entziehen vermochte. Für den Granden, welcher die Wolle seiner Merinoheerden verkaufte, war es ein hartes Schimpfwort, wenn man ihn mercador nannte. Der Adel zog es vor, in den Kriegsdienst zu treten und als armer Fähnrich, alférez, mit Verachtung auf den Reichthum des Großhändlers herabzublicken.

So entstand jener bettelarme, wappenstolze Adel, der in den Schelmenromanen so meisterhaft persiflirt wird, wennschon die viel belächelte Grandeza an sich einen hervorstechenden Zug des spanischen Nationalcharakters ausmacht. Im zweiten Theile seiner Lebensgeschichte verdingt Lazarillo sich einmal gleichzeitig als Kammerdiener an sieben Bürgersfrauen, die es den Adligen gleich thun wollen und doch nicht die Mittel besitzen, jede für sich einen Escudero zu halten, der mit dem Degen an der Seite sie zur Messe begleite. Jetzt weiß die Frau des Bäckers, des Schuhmachers, des Schneiders, des Maurers u. s. f., es so einzurichten, daß Lazarillo abwechselnd einer Jeden dienen kann.

Eine weitere Ursache der auffallenden Verarmung des Landes lag in dem zur Abnahme der Bevölkerung (unter Philipps II. Regierung betrug die Minderung nach ungefährer Schätzung 2 Millionen, ein volles Fünftel der Bewohnerschaft in einem schreienden Mißverhältniß stehenden rapiden Zunehmen der geistlichen Stiftungen. Das Verlangen, sich in die Geheimnisse der Religion zu versenken und andererseits die Bequemlichkeit des geistlichen Lebens lockten zum Priesterstand. Dem Beispiele Philipps II. folgend, wetteiferten die Granden in der Stiftung von Klöstern. Des öfteren ist auf das unwiderleglichste nachgewiesen worden, daß unter den Habsburgern das Mißverhältniß der konsumirenden zur produzirenden Klasse sich immer schlimmer gestaltete, hat doch der allmächtige Günstling des dritten Philipp, der Herzog von Lerma, allein sieben Klöster mit einem Aufwand

Digitized by Google

von mehr als 1 Million Dukaten gegründet, welchem Vorgehen jeder Großgrundbesitzer sich anschloß, so daß man ohne jegliche Uebertreibung behaupten kann, daß mindestens ein Fünftel des gesamten Grundbesitzes in den Händen der Geistlichen gewesen, und diese selbst nahezu ein Drittel der zurückgegangenen Bevölkerung ausmachte. Da Klerus und Adel abgabenfrei waren, lastete die Steuerpflicht einzig auf dem dritten Stande; was Wunder, wenn dieser solcher Bürde unterlag und der Nationalwohlstand für immer dahinschwand. In dem Maße aber, als die Klöster sich mehrten, nahm die Menge der Bettler und Vaganten zu, welche Städte und Landstraßen überschwemmten und zu einer gräßlichen Plage wurden. „Die Häuser verfallen", klagt der Rath von Kastilien, „und Keiner ist, der sie wieder aufbaut, die Einwohner der Städte flüchten, die Dörfer sind verlassen, die Felder unbestellt, und selbst die Kirchen stehen leer." (Dávila: Vida del rey Felippe III., p. 218.)

Wahrlich, Philipps Nachfolger konnte als absoluter König mit Recht zu seinen zahllosen Titeln auch den eines Vaters der absoluten Armuth hinzusetzen.

So war der Boden beschaffen, dem das género picaresco, der Schelmenroman, entsproßte; nur im damaligen Spanien, wo alle Bedingungen hierfür in reichem Maße vorhanden waren, konnte die dichterische Phantasie, anknüpfend an vorhandene Gestalten, an gegebene Verhältnisse, Gebilde schaffen, die eine unverwüstliche Lebenskraft durch Jahrhunderte hindurch behauptet.

Unter dem Titel: „Leben des Lazarillo von Tormes, seine Leiden und Freuden" erschien also, wie schon bemerkt, zu Antwerpen im Jahre 1553[1] ein Büchlein in kastilischer Sprache, welches alsbald neu aufgelegt und an anderen Orten nachgedruckt wurde, ein Zeichen des großen Beifalls, den es in der Leserwelt gefunden. In seiner Eigenart, ganz ohne Vorbild, wirkte es in der Litteratur geradezu bahnbrechend, indem es eine ganze Reihe

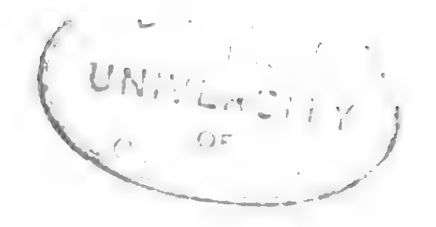
von Autoren zu Schöpfungen ähnlicher Art anregte. „Lazarillo de Tormes“ ist als anonymes Werk erschienen, und noch bis heute hat sich der wahre Verfasser nicht mit Sicherheit bestimmen lassen, wennschon in den Litteraturgeschichten fast ausnahmslos der Staatsmann Don Diego Hurtado de Mendoza genannt wird, der als Student in Salamanka diese Geschichte soll niedergeschrieben haben. Sicher ist nur das eine, daß man das Manuskript, besser vielleicht das Konzept zum Lazarillo unter dem Jahr 1532 in der Zelle des zum Ordensgeneral beförderten Hieronymitermönches Fray Juan de Ortega gefunden, der denn auch deshalb von mehreren Seiten her zum Verfasser des ersten Schelmenromanes gemacht worden ist, und in der That sprechen viele Umstände dafür, den Urheber des Lazarillo in geistlichen Kreisen zu suchen, denn unmöglich konnte ein blutjunger Student, der glänzende Sprößling des erlauchtesten Geschlechts von Spanien, jene eingehende Kenntniß von den Lebenszuständen unter den armen und ärmsten Klassen haben, wie sie uns auf eder Seite des kleinen Romans entgegentritt. Weit eher hatte ein Geistlicher Gelegenheit, bei Ausübung seines Berufes in Fühlung zu treten mit den Enterbten und Ausgestoßenen, mit den fahrenden Helden der Landstraße, die er oft in ihren dumpfigen Herbergen, in ihren geheimen Schlupfwinkeln aufsuchen mußte. Es darf uns nicht irre machen in unserer Ansicht von der Herkunft des Lazarillo aus geistlichen Kreisen, wenn es heißt, daß es nicht Zufall war, der einen Vertreter der hohen Aristokratie des Landes angetrieben, dem verachteten Stande der Bettler und Vaganten einen Platz in der Litteratur zu erobern, seiner Zeit ein getreues Spiegelbild vorzuhalten, ungeschminkt wahr in allen Zügen und doch in geistreich-anmuthiger Form. Aber wir können mit bestem Willen den Lazarillo nie als das Werk eines dichterischen Genius erkennen, der noch sozusagen an der Schwelle des Lebens steht, denn auf so mancher Seite des Buches bricht durch

Digitized by Google

die heiter-frische Darstellung des jungen Landstreichers denn doch deutlich genug die ernste Lebensanschauung eines gereiften Mannes, der durch manche Enttäuschung gegangen. Zwar wissen wir zur Genüge, daß Don Hurtado de Mendoza, der kühne und beredte Legat Karls V. auf dem Konzil zu Trient, auch als Schriftsteller viel gegolten, daß er mit erstaunlichem Fleiße, mit reichen Mitteln kostbare alte Handschriften in Italien gesammelt, diese samt arabischen Manuskripten der Bibliothek im Escorial einverleibt, daß er Balladen und Romanzen, auch lockere Liebeslieder gedichtet, daß seine Geschichte des Maurenkrieges ihm den Beinamen eines spanischen Sallust eingebracht, aber daß er als ganz junger Mann den Lazarillo verfaßt, können wir nimmermehr glauben. Auffällig zum mindesten muß uns immer der Umstand erscheinen, daß Mendoza in seinen späteren Jahren den Geschicken dieses Aufsehen machenden Büchleins nie die geringste Beachtung schenkte, denn gerade er hätte ja gar keinen Grund gehabt, eine solche Jugendsünde zu verleugnen. Anders freilich gestaltet sich die Sachlage, wenn wir Fray Juan de Ortega, den Günstling Karl V. in dessen letzten Lebensjahren, als Autor annehmen, welchen Pater José von Siguenza im dritten Bande seiner Geschichte des Hieronymiterordens vom Jahre 1605 schildert als einen Mann von sehr offenem Kopfe, lebhaftem und anmuthigem Geiste, liebenswürdig und sanft, ganz und gar nicht verschlossen, Freund der schönen Litteratur, dabei aber von unruhigem, neuerungssüchtigem Wesen.

Wollen wir also die Frage nach dem Verfasser des Lazarillo als eine offene und ungelöste stehen lassen, so müssen wir, in unserer Betrachtung weiter fahrend, erwähnen, daß das Werkchen bald mehrere Fortsetzungen und Nachahmungen veranlaßte. Weil das siebente oder achte Kapitel, tratado (hier und auch anderenorts zeigen die einzelnen Ausgaben ziemliche Verschiedenheiten)

Digitized by


UNIVERSITY OF

mit den Worten schließt: Dies geschah in dem Jahre, als unser siegreicher Kaiser in unsere Stadt (Toledo) einzog (1538) und hier seinen Hof hielt ꝛc.", hat man lange geglaubt, die Abfassung des Werkes in dieses Jahr verlegen zu müssen, doch fehlen auch hierfür positive Beweise. Eine Fortsetzung des Romans unter dem einfachen Titel: „Zweiter Theil des Lazarillo de Tormes" in Antwerpen zum ersten Male gedruckt, greift den Faden der Erzählung da auf, wo der Original-Autor ihn fallen gelassen, spielt aber die Handlung baldigst auf das Gebiet des Grotesk-Abenteuerlichen hinüber. Lazaro nimmt theil an der Expedition Karls V. gegen Algier; im Sturme geht das Schiff, auf dem er sich befindet, im Meere unter; er kriecht in eine unterseeische Höhle und wird in einen Thunfisch verwandelt, hat dann Gelegenheit, das Leben dieser Meeresbewohner von seiner glücklichen Seite kennen zu lernen, bis es ihm gelingt, wiederum menschliche Formen anzunehmen, worauf er in Salamanka die Geschichte seines Lebens niederschreibt.

Eine höchst langweilige Nachahmung des Originals existirt unter dem Namen des „Lazarillo von Manzanares"; in diesem nunmehr mit Recht gänzlich vergessenen Werke wird von einem gewissen Juan Cortés de Tolosa der Zustand der Madrider Gesellschaft satirisch beleuchtet. Das Buch erschien 1620.

Besser, was Stil und Inhalt anbelangt, ist die Arbeit eines Juan de Luna, Interpreten der spanischen Sprache in Paris, der seinen zweiten Theil des Lazarillo angeblich alten toledanischen Chroniken entnommen. Lazaro selbst dient wiederum mehreren Herren hintereinander, zuletzt einer Dame von hohem Range, aber bitterlich arm, dann zieht er sich von der Welt zurück und wird Eremit, um seine Lebensschicksale niederzuschreiben. (Auf dem Titelblatte einer von der Firma Didot veranstalteten Ausgabe findet sich sogar der wenig geschmackvolle Vermerk, Lazarillo sei als Einsiedler am 12. September 1540, 39 Jahre,

5 Monate, 11 Tage alt zu seinen Vätern versammelt worden!) Juan de Luna veranstaltete auch eine Ausgabe des Original-Romans, in welcher die von der Inquisition verbotenen und gestrichenen Parthien wieder aufgenommen sind; ein Exemplar besitzt die Wiener Hofbibliothek, das neunte Kapitel bringt den Bericht Lazaros über seinen Verkehr mit den Deutschen, dessen in anderen Ausgaben nur sehr leichthin gedacht ist. Noch immer ist Lazarillo de Tormes ein sehr volksthümliches Buch und als solches im spanischen „Reclam", der Biblioteca universal, Madrid, aufgenommen worden. Keine der Fortsetzungen oder Nachahmungen des „Lazaro de Tormes" hat auch nur entfernt das Vorbild erreicht, geschweige denn übertroffen.

Dagegen ist eine sehr bedeutende litterarische Leistung der zweite selbständige Roman der Spanier auf diesem Gebiete: „Leben und Abenteuer des Schelmen Guzman de Alfarache" mit dem anderen Titel: „Leuchtwarte des menschlichen Lebens", Atalaya de la vida humana geheißen. Als Verfasser dieses in seinem ersten Theile 1591 erschienenen Buches wird uns Mateo Aleman genannt; doch wissen wir nur sehr wenig von dem Leben dieses zweifellos hochbegabten Mannes. In Sevilla geboren, bekleidete er längere Zeit ein Amt bei der königlichen Schatzkammer, welche Stelle er freiwillig niederlegte, um, nachdem er größere Reisen unternommen, unter dem Jahre 1608 Mexiko besucht, ganz seinen litterarischen Arbeiten zu leben. Möglich, daß er auch im Heere gedient, wie man schließen will aus einem dem zweiten Theil des Romans vorgesetzten Elogio.

Auch „Guzman de Alfarache" ist die Autobiographie eines Picaro, Schelmen, der in Sevilla als Sohn eines aus Genua stammenden Kaufmannes zur Welt gekommen. Nachdem der Vater bankerott gemacht und gestorben, entläuft der Knabe seiner Mutter, gesellt sich einem Maulthiertreiber zu und gelangt unter vielen Abenteuern nach Madrid, wo es ihm aber ziemlich

schlecht ergeht. Er durchzieht bettelnd die Straßen der großen Stadt und tritt dann bei einem Koch in Dienst, den er verläßt, um wiederum Bettler zu werden, bis ein bei einem Apotheker verübter Diebstahl ihm die Mittel giebt, nach Toledo zu entweichen. Dort besteht er als wohlausgestatteter Jüngling verschiedene Liebesabenteuer, betrügt dann in Barcelona einen Goldschmied und besteigt eine Galeere, um in Genua die Angehörigen seines Vaters aufzusuchen. Er findet sehr kühle Aufnahme und geht bald weiter nach Rom, dem Paradies der Bettler. Binnen kurzem erlangt er die Gunst eines mächtigen Kardinals, der ihn als Page in seinen Dienst nimmt, aber im Grunde nur Undank erntet. Guzmann, der allerlei schlimme Streiche ausführt, muß, da er im Spiel viel Unglück hat, den Palast des Kardinals verlassen, doch findet er bald in der Person des französischen Gesandten einen neuen Herrn.

Hier endigt der erste Theil des trotz seiner vielen Längen höchst anziehend geschriebenen Romans. Er fand gleich bei seinem Erscheinen den ungetheilten Beifall aller Kreise. Innerhalb einiger Jahre wurden in 26 Ausgaben 50000 Exemplare abgesetzt, außerdem erfuhr das Werk mehrfache Uebertragungen ins Französische, Italienische, Englische, Holländische und Deutsche, sogar ins Lateinische durch die Bemühungen des deutschen Gelehrten Kaspar Ens. Die weitaus verbreitetste unter allen war die von Le Sage (1668 bis 1747) besorgte, mehr eine Bearbeitung des Originaltextes darbietend als eine eigentliche Uebersetzung. Als Grundlage diente ihm eine ältere Version, von Bremont herrührend, der, in einem holländischen Gefängnisse eine längere Haft abbüßend, sich mit dem Spanier beschäftigt hatte. In vielen Punkten freilich ist Le Sages Uebersetzung des „Guzman de Alfarache von überflüssigen Moralitäten gereinigt“ genauer als Bremonts Werk. Eine deutsche Uebersetzung aus dem Jahre 1615 von Aug. Albertinus besorgt und

Digitized by Google

in München gedruckt: „Der Landstörtzer Guzman von Alfarache oder Picaro genannt, dessen wunderbarliches, abenthewerlichs vnd possirlichs Leben, was gestallt ꝛc. ꝛc." ist trotz des umständlichen Titels nichts als ein verstümmelter Auszug, der nur manchenorts an das Original sich anschließt. Die Ausgabe ist ziemlich selten geworden, ein Exemplar hat sich in der Münchener K. Hof- und Staats-Bibliothek erhalten. Eine zweite Auflage, 1617 zu Frankfurt a. M. erschienen, bringt im zweiten Theile die Geschichte von Guzmans Weib, der Landstörtzerin Justina, die Bearbeitung einer unechten Fortsetzung des Alemanschen Romans. — „Vida y hechos del picaro G. de Alf." selbst hat in dem dritten Band der Biblioteca de autores españoles, Madrid, 1846, Aufnahme gefunden.

Der überraschende Erfolg, den Aleman mit dem ersten Theil seines Romans gehabt, veranlaßte einen Unbekannten, im Jahre 1603 eine Fortsetzung unter dem Titel: „Zweiter Theil des Lebens des Picaro Guzman de Alfarache" herauszugeben. Das Werk (gleichfalls der Biblioteca de aut. esp. einverleibt) ward einem Mitgliede des hohen Adels gewidmet, der Verfasser nannte sich Mateo Lujan de Sayavedra, aus Sevilla gebürtig. Dieser Name war gefälscht, der wirkliche Verfasser hieß aller Wahrscheinlichkeit nach Juan Marti und war Advokat zu Valencia. Aleman, welcher selbst schon die Fortsetzung zu seinem Werke vollständig ausgearbeitet hatte und unvorsichtigerweise vielfache Mittheilungen aus dem Manuskripte gemacht, sah sich zu einer Umformung der Arbeit genöthigt, weil jener „Sayavedra" ihm die besten Gedanken zum Voraus weggenommen hatte, was Alemans Freund, der Fähnrich Luis de Veldes, mit Entschiedenheit behauptet. Die „unechte" Fortsetzung des Guzman, im ganzen nicht ohne litterarischen Werth, gehörte lange zu den höchst selten gewordenen Büchern.

Der echte zweite Theil erschien 1605. Er beginnt mit

Digitized by Google

einer Schilderung des Lebens, welches Guzman im Hause des französischen Gesandten in Rom führt, wo er sich zu den niedrigsten Dienstleistungen muß verwenden lassen. Endlich vertreiben seine eigenen Thorheiten und Verbrechen ihn aus einer Stellung, die dennoch seinen Neigungen vollständig zu entsprechen schien. Er kommt nach Siena, wo er mit Sayavedra zusammentrifft, der uns späterhin als das Muster eines vollendeten Schurken vorgeführt wird. Im achten Kapitel des ersten Buches sagt Guzman, und in diesem Falle ist es Aleman ganz genau selber, der spricht: „Er theilte mir mit, daß er Andalusier, in Sevilla, meiner Vaterstadt, geboren sei und Sayavedra heiße; aus seinen Papieren ging hervor, daß er einer unserer ältesten und ausgezeichnetsten Familien angehöre. Wer würde nun unter solch einer schönen Außenseite Betrug argwöhnen? Und doch war alles Lüge, denn er war aus Valencia. Ich will aus guten Gründen seinen wahren Namen nicht nennen; aber bei seinem fließenden Kastilianisch, seinem guten Aussehen und seinen angenehmen Formen, war es mir unmöglich, zu erkennen, daß er ein Spitzbube, ein Beutelschneider, ein Betrüger war, daß er, mit Pfauenfedern geschmückt, nur in mein Haus gekommen, zu stehlen, was er erreichen konnte."

Bekanntlich behandelte ein Jahrzehnt später Cervantes in ganz ähnlicher Weise seinen unberufenen Nachahmer Avellaneda, als dieser sich hatte beifallen lassen, vor Erscheinen des echten zweiten Theiles eine fingirte Fortsetzung vom „Leben des sinnreichen Ritters Don Quichote" herauszugeben.

Die Person des Sayavedra nimmt, wie Ticknor in seiner klassischen Geschichte der spanischen Litteratur mit Recht betont, in dem zweiten Theile von Guzmans Leben einen zu breiten Raum ein, weil es dem Verfasser sichtlich schwer wird, seinem litterarischen Nachtreter auch nur das Geringste zu schenken. Freilich weiß der Leser nicht, wer im Grunde der größere

Digitized by Google

Spitzbube ist, ob Sayavedra, ob Guzman, dem er diente und den er auf seiner Gaunerfahrt durch Italien begleitet, bis die Beiden sich in Spanien trennen. Dann wird Guzman in Madrid Kaufmann, macht bankerott, heirathet und beschließt nach dem frühen Tode seiner Frau, in Alcalá das Studium der Theologie zu beginnen, in der Hoffnung, eine geistliche Pfründe zu erlangen. Er giebt diesen Plan aber auf, weil er sein Glück in einer zweiten Heirath sucht. Doch verläßt ihn seine Frau, schnöderweise mit ihrem Liebhaber, einem Galeerenkapitän, nach Italien entfliehend; Guzman bleibt mittellos zurück, und da er mit seiner gänzlich verkommenen Mutter nicht zusammenleben mag, tritt er durch Vermittelung eines Dominikaners als Intendant in Dienst bei einer alten reichen Dame, die er bestiehlt, welches Verbrechen ihn auf die Galeere bringt. Dort soll er, von den Mitgefangenen hierzu angestiftet, das Schiff in die Hände der Korsaren spielen; statt dies zu thun, verräth er das Komplott und erlangt dafür seine Freiheit wieder.

Damit schließt der zweite Theil; der versprochene dritte ist nie erschienen. Das ganze Werk, in neun Bücher geschieden, deren jedes 8 bis 10 lange Kapitel umfaßt, führt uns in epischer Breite das Leben eines verschmitzten und gewissenlosen Gesellen vor, der in jeder Lage des Lebens sich zu helfen weiß, jederzeit und allenthalben seinen eigenen Vortheil aufs beste wahrend. Insoferne der Verfasser seinen Helden in die verschiedensten Kreise der damaligen Gesellschaft einführt und ihn in solch stets wechselnder Umgebung heimisch werden läßt, möchte der zweite Titel: „Leuchtthurm des menschlichen Lebens", welchen Aleman seinem Buche gegeben, füglich ganz wohl passen: der Leser kann wie von einer hohen Warte aus die Bilder und Gestaltungen des menschlichen Lebens an sich vorüberziehen lassen. Die eingehenden Schilderungen italienischer Städte, die wir im „Guzman de Alfarache" antreffen, lassen den Gedanken an einen längeren

Digitized by Google

Aufenthalt Alemans in jenem Lande auskommen, doch fehlen hierfür die bestimmteren Nachweise. Sicher ist aber, daß der Autor über umfassende Kenntnisse, reiche Beobachtungsgabe und fertigen Witz verfügt; die Situationen sind frei erfunden, keck und sicher entworfen, fleißig und sauber ausgeführt mit jener peinlichen Treue, welche die Darstellungen der Spanier auf den verschiedenen Gebieten der Kunst zu damaliger Zeit charakterisirt. Die nächtliche Begegnung Guzmans im Hause des Koches (2. Buch, 6. Kap.) mit dessen Frau, als beide, durch dasselbe Geräusch erwacht, der Ursache nachforschend, auf dem Gange ganz unvermuthet zusammenstoßen, ist mit drastischem Humor geschildert, und kann solche Realistik sicherlich sogar ein Zola nicht mehr überbieten. Die Art und Weise, wie Guzman in Verbindung mit den beiden Wundärzten infolge eines fingirten Geschwüres am linken Bein sich die Aufnahme in den Palast des römischen Kardinals sichert (3. Buch, 6. Kap.) sei nur als ein bezeichnendes Beispiel citirt für den Schelmencharakter des Helden, der sich rühmt, einer Zunft anzugehören, welche in aller Form Rechtens Statuten, Ordenanzas mendicativas, für alle Mitglieder geltend, entworfen hat, deren 20 Paragraphen uns einzeln bekannt gegeben werden. Besser, als es in manchem Geschichtswerke geschieht, werden in diesem Romane die trostlosen Zustände Spaniens und der Nebenländer geschildert, und solche Momentaufnahmen der damaligen Gesellschaft, wenn wir so sagen dürfen, verleihen dem Buche neben dem rein litterarischen auch einen hohen kulturhistorischen Werth. Aber schon die Zeitgenossen haben in dem Roman ihr Spiegelbild erblickt, und so läßt sich der immense Beifall erklären, den „Guzman de Alfarache“ von seinem ersten Erscheinen an gefunden. „Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte“, heißt es im Faust.

Ein Zugeständniß freilich mußte Aleman seinem Publikum

Digitized by Google

machen, wollte er sich den Erfolg des Werkes nicht selber schmälern und der Verbreitung des Buches unter den Augen einer sorgsam wachenden Geistlichkeit schaden; sein Held ergeht sich bei jedem Anlaß in weitschweifigen moralischen Betrachtungen, die oft mit der Handlung selbst nur in einem sehr losen Zusammenhange stehen, wenn ein solcher überhaupt nachweisbar ist. Zudem nehmen derartige Reden rein sittlicher Tendenz sich recht sonderbar aus im Munde eines vollendeten Gauners, dessen Leben die direkte Verneinung einer jeglichen Tugendlehre ist. Bis zu einem gewissen Grade freilich finden wir den Kontrast, wie er zwischen Theorie und Praxis zum Ausdruck kommt, höchst ergötzlich und freuen uns über die Naivetät, mit welcher der Schelm ohne jegliche Spur von Scham oder Reue seine schlechten Thaten erzählt, dann aber erfaßt uns oft lebhafte Ungeduld, wenn dem Vortragenden über solchen Abschweifungen der Faden der Erzählung zu entgleiten droht.

Ein gewisser didaktischer Zug ist den Werken spanischen Schriftthums auf so manchem Gebiete eigen und tritt besonders in der Novelle mit vollem Bewußtsein zu Tage. Wir wollen als Zeugen hierfür einen der glänzendsten Namen citiren. In der Vorrede zu seinen „Novelas ejemplares“ sagt Cervantes mit bezeichnendem Selbstgefühl: „Ich bin der Erste, der spanische Novellen schrieb, denn die vielen Dichtungen dieser Art, welche in spanischer Sprache verbreitet wurden, sind fremden Nationen abgeborgt, aber diese gehören mir, sie sind nicht nachgemacht, nicht gestohlen; mein Geist hat sie erzeugt, meine Feder hat sie ans Tageslicht gebracht.“ — Und weiter: „Man ist nicht immer in der Kirche, die Kapellen sind nicht immer gefüllt, und nicht immer betreibt man die Geschäfte, sie mögen nun so wichtig sein, wie sie wollen, sondern es giebt Stunden der Erholung, wo der ermüdete Geist ruht, und darum pflanzt man Lusthaine, sucht Quellen, ebnet Hügel und baut mit Sorgfalt

Digitized by Google

schöne Gärten.“ Wenn der Dichter an dieser Stelle den Zusatz „und darum schreibe ich Novellen“ unterdrückt, so läßt er um so deutlicher seinen „nervösen“ (vidriero) Licentiaten Tomaho Rodaja sprechen: „Darum sind dem Staate die Schauspieldichter so nöthig, wie Wälder, schöne Aussichten und alle Dinge, die ein anständiges Vergnügen gewähren.“ Und wiederum an anderem Orte schreibt Cervantes: „Könnte ich Dir nicht in allen meinen Erzählungen die saftige und köstliche Frucht zeigen, die daraus sprießt, würde ich mir die Hand abschlagen, mit der ich sie geschrieben.“

Da waren denn die moralischen Betrachtungen, wie sie im „Guzman“ so oft und vielfach den Gang der Erzählung hemmen, im Geschmack der Zeit begründet. Mit sicherem Takte hat Le Sage ein Jahrhundert später seine Uebertragung des „Guzman“ an vielen Stellen gekürzt, und für moderne Leser wenigstens hat dies Werk an Werth dadurch nur gewonnen.

Eine andere Beifügung, die wir uns jedoch gerne gefallen lassen, sind die da und dort meist recht willkürlich eingefügten Novellen, deren jede aber für sich ein abgeschlossenes Ganzes darstellt. Auch das ist eine bei den Spaniern sehr beliebte Art der Unterbrechung des Vortrags und kommt bekanntermaßen in jedem größeren Romane einige Male vor.

Ungetheiltes Lob verdient Aleman, der, nebenbei bemerkt, noch andere Werke von geringerem Werthe, darunter ein Schriftchen über die kastilische Orthographie, verfaßte, wegen der sicheren Handhabung und Beherrschung der Sprache, die ihn zu einem Meister des Stiles gemacht, daher nach dem Urtheile berufener Kenner sein Roman, rein von linguistischem Standpunkte aus beurtheilt, einen würdigen Gegenstand eingehenden Studiums darstellen dürfte.[2]

Angeregt durch den Erfolg, welchen Aleman mit „Guzman de Alfarache“, gehabt, glaubte ein Geistlicher, der Dominikaner-

Digitized by Google

mönch Andreas Perez von Leon, sich berufen, ebenfalls auf diesem Gebiete seine schöpferische Kraft bethätigen zu können. Im Jahre 1605 war die Novelle „Die Picara Justina“ erschienen. Der Verfasser nannte sich pseudonymisch Licentiat Francisco Lopez de Ubeda aus Toledo. Der Roman, von welchem mehrere Ausgaben existiren, findet sich im 33. Band der Bibl. de aut. esp. aufgenommen und besitzt, was schon die allerflüchtigste Lektüre ergiebt, wenig oder gar keinen künstlerischen Werth. Nach Ticknor, den wir als Autorität wollen gelten lassen, ist die „Picara Justina“ nichts als eine Nachahmung, und noch dazu eine sehr armselige, des „Guzman de Alfarache“ in vier Büchern; Inhalt und Fassung sind in gleichem Grade unbedeutend. Die Escribana erzählt uns mit ermüdender Weitschweifigkeit die Geschichte ihrer Vorfahren, welche, samt und sonders den untersten Klassen angehörend, die Taschenspielerkunst (maese coral) im verwegensten Sinne des Wortes betrieben. Justinas eigene Geschichte bietet nichts, was unser Interesse wecken könnte; sie verheirathet sich einige Male und wird schließlich das Weib Guzmans von Alfarache, worauf sie in wortreichen Sentenzen von dem Leser Abschied nimmt. Jedes Kapitel wird mit ein paar Strophen, Reimspielereien aller Art eingeleitet, jedes schließt mit einer moralischen Lehre, aprovechamiento; die Sprache dieses langweiligen Buches ist nichts weniger als rein und edel zu nennen, der Witz ist matt und gesucht, die Bilder verschroben, die Anspielungen oft mehr als einfältig.

Eine ganz andere Leistung dagegen ist Vicente Espinels: „Marcos de Obregon“, und dieser Roman darf unbedingt neben Lazarillo und Guzman als das Beste bezeichnet werden, was die Spanier auf dem Gebiete des género picaresco hervorgebracht. Wir wissen nur wenig von dem Leben dieses Schriftstellers, doch ist mit guter Begründung anzunehmen, daß sein

Digitized by Google

Hauptwerk: „Relaciones de la Vida del Escudero Marcos de Obregon“ viel autobiographische Einzelheiten enthält.

Espinel, aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 1551 zu Ronda in Granada geboren, vollendete seine Studien in Salamanka, fand später eine Anstellung als Kaplan, lebte lange Zeit in Madrid, woselbst er auch 1634 gestorben sein soll. Wennschon weder sein Geburts-, noch sein Todesjahr genau festzustellen ist, bleibt doch das eine gewiß, daß er ein sehr hohes Alter erreicht hat. Lope de Vega, der ihm befreundet war, apostrophirt ihn gar in dem Gedichte: Laurel de Apollo, 1630 erschienen, als einen Neunzigjährigen, was, da solche Annahme alle Chronologie umstürzen würde, sicherlich nur als schwungvolle Hyperbel aufzufassen ist. Mehrseitig wird uns berichtet, daß Espinel den letzten Theil seines bewegten Lebens — er soll auch als Soldat in Flandern gedient und weite Reisen unternommen haben — in Dürftigkeit und in unfreundlichen Beziehungen zu Cervantes verbracht. Außerdem wissen wir, daß er Gedichte in lateinischer und kastilischer Sprache verfaßt, gilt er doch als der Verbesserer der Decima-Strophe, nach ihm „Espinela“ genannt. Lope de Vega erwähnt in dem Stücke: „Doreta“, daß Espinel, ein Virtuos auf der Guitarre, derselben als der Erste die fünfte Saite angefügt und somit wesentlich zur Vervollkommnung dieses nationalen Instrumentes beigetragen hat.

Der Escudero „Marcos de Obregon“ erschien im Jahre 1618 zu Barcelona und ist von dieser ersten Ausgabe, dem Erzbischofe von Toledo zugeeignet, ein Exemplar in der Münchener K. Hof- und Staatsbibliothek vorhanden. Seitdem häufig wieder abgedruckt und in andere Sprachen übersetzt, hat der Roman noch heute sich großer Beliebtheit zu erfreuen und ist in billigen ganz modernen Ausgaben leicht zugänglich.

Er ist als ein Erzeugniß der reiferen Lebensjahre seines

Digitized by Google

Urhebers zu betrachten, der seinen Helden uns als „gesetzten" Mann vorführt, welcher erst im späteren Verlaufe der Erzählung seine ersten Jugenderinnerungen zum Besten giebt. Für das Wort escudero existirt so wenig wie für picaro eine völlig entsprechende Verdeutschung; weit besser als die Uebertragungen „Knappe" oder gar „Stallmeister" kommt das französische écuyer, das englische squire dem ursprünglichen Begriffe nahe, doch hat es auch die Nebenbedeutung von Kammerdiener. In zahllosen Komödien der Spanier ist der Escudero daher nur der ständige Begleiter vornehmer Damen, gehört also in gewissem Sinne zur höheren Dienerschaft.

Der Roman „Marcos de Obregon" erreicht bei weitem nicht den Umfang des Alemanschen Werkes: „Guzman de Alfarache". Die Handlung hat an Fülle, der Vortrag an Lebendigkeit gewonnen, des Autors moralische Betrachtungen sind auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt, aber in sprachlicher Hinsicht hat „Marcos de Obregon" seinen Vorbildern nachzustehen.

Mit allem Rechte wird behauptet, daß Espinels Schreibart, bei relativer Leichtigkeit der Darstellung, doch häufig gesucht, dunkel und nicht ohne pedantische Wendungen ist, Eigenschaften, die bereits die nahende Herrschaft des estilo culto ankündigen.

Uebergehend auf den Inhalt dieses Buches, das sich zusammensetzt aus drei Theilen, Relaciones geheißen, davon jede wiederum eine erkleckliche Anzahl von Kapiteln, hier Descansos, Ruhepunkte genannt, umfaßt, sei bemerkt, daß des Escuderos Erzählung seiner Lebensschicksale manche Aehnlichkeit zeigt mit der Autobiographie des Picaro Guzman de Alfarache. Nur ist die Vortragsweise Alemans eine wesentlich andere als die Espinels, denn nicht in streng zusammenhängender Form, sondern bruchstückweise erfahren wir, was dem Helden des Letzteren alles begegnet ist auf seinen weiten Fahrten durch die

Digitized by Google

Welt bei den verschiedenen Herren, denen er gedient. Künstlerisch betrachtet, mag ein solches Abweichen von den traditionellen Vortragsnormen ja einen Fortschritt bedeuten, nur müssen dabei vor allem die elementarsten Gesetze der Chronologie beobachtet werden, und darf der Leser nicht in Gefahr gerathen, die erzählenden Personen miteinander zu verwechseln, was leicht geschehen kann, wenn solche Nachträge und Rückerinnerungen einen allzu breiten Raum für sich beanspruchen und die Grenzen zwischen Vergangenem und Gegenwärtigem nicht immer klar erkennbar sind. An manchen Stellen des Buches finden wir uns geradezu führerlos und wissen nimmer, ob Espinel selbst oder irgend ein bis dahin uns gänzlich Unbekannter zu uns spricht. Angesichts solcher Fehler, von deren Vorhandensein sich jeder Leser ja leicht überzeugen kann, bleiben wir nicht ungerührt, wenn der Verfasser im Epilog von sich selber ausspricht: „Ich beschrieb mein Leben in einer einfachen, verständlichen Sprache, damit der Leser es ohne Mühe verstehen kann. Findet sich etwas Ungereimtes (algunas inadvertencias) in diesem Buche, so bitte ich, es meinem geringen Verstande und nicht dem Mangel an gutem Willen zuzuschreiben."

Wenn daher, als ein Ganzes betrachtet, die Geschichte des Marcos de Obregon uns nicht völlig zu befriedigen vermag, so verdient das Werk in seinen einzelnen Theilen sicher noch heutzutage das anerkennende Lob, welches Espinels Zeitgenossen ihm gespendet. Die verschiedenartigsten Abenteuer, welche Marcos erst als Student, dann als Soldat und Gefangener in Tunis besteht, sind mit herzgewinnender Frische und Lebendigkeit erzählt, die Beschreibungen italienischer Städte und Landschaften geben uns anschauliche Bilder damaliger Zustände; die Vorliebe, mit welcher das Leben zur See geschildert wird, beweist, wie die Spanier auch zu jener Zeit noch sich auf dem Meere heimisch gefühlt.

Digitized by Google

Obschon „Marcos de Obregon" in gewissem Sinne einen Fortschritt in der Kunst des Vortrages bei den Spaniern bezeichnet, hat der Roman doch bei weitem nicht die Verbreitung gefunden, wie seine Vorläufer. Ja, man darf behaupten, daß er erst durch einen Nicht-Spanier zum Gegenstande allgemeiner Beachtung geworden ist. Espinel hatte seinen Roman 1618 herausgegeben, hundert Jahre später erschien zu Paris der erste Theil des „Gil Blas de Santillana" von Le Sage und erregte ungeheures Aufsehen in der Leserwelt aller Kreise. Voltaire war der Erste, welcher 1752 die leichtfertige Beschuldigung aussprach, daß „Gil Blas" gänzlich dem spanischen Romane: „La Vidad de lo Escudiero Dom Marcos d'Obrego" (sic!) entnommen sei. Diese Behauptung wurde geglaubt und nachgesprochen, späterhin dann von einigen spanischen Litteratoren aufgegriffen, dazu benutzt, einen Streit ins Leben zu rufen, der, lange Zeit mit ziemlicher Erbitterung geführt, schließlich doch zu dem Resultate führte, daß Le Sages „Gil Blas" nicht eigentlich als Plagiat zu betrachten ist. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, auf diesen Fall zurückzukommen, der interessante Beiträge zur vergleichenden Litteraturgeschichte darbietet.

Wie Alemans „Guzman de Alfarache" Anlaß gegeben zur Schaffung der „Picara Justina", so entstand nach dem Vorbild des „Marcos de Obregon" der Schelmenroman: „Der geschwätzige Bruder, Leben und Abenteuer Alonsos, des Dieners vieler Herren" (El donador hablador, vida y aventuras de Alonso, mozo de muchos amos. Als Verfasser des Werkes nannte sich der Doktor Jerónimo de Alcalá Yanez y Rivera. Der erste Theil erschien 1624 zu Madrid, der zweite Theil einige Jahre später. In der Folge wurde das Buch zu verschiedenen Malen neu aufgelegt; die letzte Ausgabe erschien 1804 zu Madrid. Aufgenommen wurde der Roman in die Bibl. de autores esp. Tomo 18.

Digitized by Google

In Dialogform, erst ist ein Vicario, dann ein Cura sein Interlocutor, erzählt Alonso, was er erlebt, als er nacheinander einem Offizier, einem Sakristan, einem gentil hombre, einem Rechtsgelehrten, einem Arzte, einer vornehmen Dame und dann noch vielen anderen Herrschaften gedient. Das Ganze ist eine Satire auf die verschiedenen Gesellschaftsklassen, die der Verfasser jedenfalls genau studirt hat. Der zweite Theil schildert mit deutlichen Anklängen zwar an „Marcos de Obregon", aber doch mit stark realistischer Wahrheit Alonsos Abenteuer unter den Zigeunern und seinen Aufenthalt als Gefangener in Algier.

Der Engländer Gg. Borrow (1803—1881), dem wir neben einem Wörterbuch der Zigeunersprache (Romano Lavo Lil 1874) das gründliche, völlig auf Autopsie fußende Werk: „The Zincali, an account of the gypsies of Spain" verdanken, äußert sich sehr anerkennend über den kulturhistorischen Werth des Schelmenromans: „Der geschwätzige Bruder, Diener vieler Herren", welchen er weit über „Gil Blas" stellt.

Eine andere Leistung auf dem Gebiete der novela picaresca ist Quevedos Roman: „Paul der Erzschelm"; mit seinem vollständigen Titel: „Historia de la vida del Buscon, llamado don Pablos, ejemplo de vagamundos y espejo de tacaños", erschienen im Jahre 1626. Seitdem unzählige Male aufgelegt und in fremde Sprachen übertragen, gilt es noch heute als ein beliebtes Buch, das in billigen Ausgaben Jedem zugänglich gemacht ist.

Francisco Gomez de Quevedo y Villegas war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller, dessen Werke drei stattliche Bände des großen Nationalwerkes der Bibl. de aut. esp. füllen. Als Sproß einer vornehmen Familie im nordwestlichen Spanien geboren, verlebte er seine erste Jugend am Madrider Hofe, studirte in Alcalá nacheinander die verschiedensten Disciplinen und erwarb sich umfassende Kenntnisse. Nachdem er einen Neben-

Digitized by Google

buhler im Duell getödtet, floh er nach Neapel, wo ihn der Vicekönig, Herzog von Osuna, gnädig aufnahm und bei verschiedenen Sendungen verwendete. Mit seinem Beschützer fiel auch er in Ungnade und beschloß, der Staatscarriere entsagend, fortan nur den Wissenschaften und der Litteratur zu leben. Einer fälschlicherweise ihm zugeschriebenen Spottschrift gegen Philipp IV. halber schmachtete er vier Jahre in engster Haft und starb bald nach seiner Freilassung 1645.[3]

Der „Gran Tacaño“ ist die Autobiographie eines feigen, ebenso unverschämten als erfindungsreichen Glücksritters, dem es, da er in der Wahl seiner Mittel durchaus nicht ängstlich ist, gelingt, sich emporzuarbeiten aus den niedersten und gemeinsten Schichten der Gesellschaft, natürlich immer auf Kosten Anderer. Er erzählt uns in ermüdender Breite, mit wenig Witz und viel Behagen, seine oft recht unsauberen Abenteuer während der Studentenzeit in Alcalá, auf der Landstraße, in den schmutzigen Dorfkneipen, im Gefängniß unter dem Madrider Diebesgesindel oder anderswo, in einer Sprache, welcher die ursprünglich klassische Reinheit und Einfachheit bereits abhanden gekommen ist. Die vielen Anspielungen, die oft weither geholten Wortspiele tragen in Verbindung mit dem an sich ziemlich widerwärtigen Gegenstande des Vortrages nicht dazu bei, uns die Lektüre des Buches zu einer genußreichen zu machen, um so weniger, als eine eigentliche fortschreitende Handlung ja gänzlich fehlt, und wir immer und immer nur von verübten Gaunereien hören.

Direkt gab das viel verbreitete und übersetzte Buch Anlaß zur Schaffung eines anderen Schelmenromanes, der in holländischer Sprache erschienen, und von dem wir weiter unten reden wollen.

Quevedo ist auch Verfasser eines anderen viel genannten Werkes: „Sueños“, Träume, Visionen, die uns ein wenig erfreuliches Gemälde von Lastern oder Thorheiten darbieten in

Digitized by Google

einem wunderlichen Gemisch von Genialität, Formlosigkeit und Gemeinheit; grandios und packend wirken eigentlich nur die Schilderungen aus der anderen Welt, das Todtenreich, das jüngste Gericht u. a., sonst tritt mitunter recht aufdringlich des Dichters Menschenverachtung, sein innerer Groll zu Tage. Anzuerkennen ist, wie auch im „Gran Tacaño", seine scharfe Beobachtungsgabe, seine eingehende Menschenkenntniß, doch kommen schier immer und überall nur die niederen Triebe und Leidenschaften zu ihrem vollen Rechte.

Quevedos „Sueños" haben, allerdings erst in der französischen Uebertragung des Sieur de la Geneste, unseren Moscherosch angeregt zur Abfassung seines Buches: „Wunderliche und wahrhafttige Gesichte Philanders von Sittewald" (Straßburg 1650.)

Gleicherweise als Vorbild diente einem anderen deutschen Autor, von dem weiter unten geredet werden soll, ein Schelmenroman der Spanier: „Leben und Thaten des lustigen Bruders Estebanillo Gonzales" (Vida y hechos de Estevanillo Gonzales, Hombre de buen humor, compuesta por el mismo) zuerst 1646 zu Antwerpen, dann 1652 zu Madrid erschienen. Seitdem des öfteren neu aufgelegt, ist es noch heutigestags in billigen Ausgaben stark verbreitet und hat im 33. Band der Bibl. de aut. esp. Aufnahme gefunden.

Die Editio princeps, mit dem Bildniß des „Urhebers und Verfassers dieses Buches" geziert, enthält eine langathmige Widmung an den „Excelentissimo Señor Octavio Picolomini de Aragon, Duque de Amalfi, conde del Sacro Romano Imperio etc." und gereimte Lobsprüche auf andere Heerführer und Offiziere. Sie ist durch ein Exemplar in der Pariser National-Bibliothek vertreten[4] und hat wohl, wie Audiffret in der „Notiz über Leben und Werke Le Sages" annimmt, auch Le Sage bei seiner Bearbeitung gedient, doch waren damals

nur noch zwei Exemplare dieser ersten Ausgabe vorhanden, deren eines der Bibliothèque du Roi einverleibt war, das andere im Besitze des bekannten Philologen Renouard war.

Dieses Werk also, längere Zeit hindurch von namhaften Litterarhistorikern dem Luis Velez de Gueavara, Verfasser des „Diablo cojuelo" und dann Anderen, freilich mit allem Unrechte, zugeschrieben, hat einen Unbekannten zum Verfasser und giebt gleichfalls die Autobiographie eines Abenteurers, der sich als Barbier, Bettler, Pilgrim, Soldat, Marketender, Branntweinschenker, Kurier durch die Welt schlägt, bis es ihm gelingt, in Dienst zu treten bei Octavio Piccolomini, dem Herzog von Amalfi, der ihn als bufon in seiner persönlichen Umgebung duldet. Mit großer Anschaulichkeit werden uns Episoden aus den Schlachten bei Nördlingen und Leipzig geschildert. Der Erzähler bewegt sich viel in Spanien, Italien, Flandern, sieht den Hof in Wien und wird nach Polen gesendet. Uns Deutsche mag es bis zu einem gewissen Grade interessiren, die Schillersche Gestalt des Piccolomini, des Kothurns der hohen Tragödie entkleidet, hier en robe de chambre betrachten zu dürfen. Der berühmte Heerführer und sein Gefährte in der Schlacht bei Nördlingen, der Kardinal-Infant Don Ferdinand, Sohn Philipps III. von Spanien, treiben mit dem bufon — dem hombre de buen humor — wie er im 6. Kapitel seiner Lebensgeschichte erzählt — allerlei Kurzweil, und solche Kavalierslaunen der damaligen Großen lassen auf ein grausam-rohes, entmenschtes Gemüth schließen. Gonzales Sprache ist nichts weniger als rein; oft gesucht und gekünstelt, verräth sie deutliche Spuren des Gongorismus. Aber trotz der zahllosen Plattheiten, denen wir in dem Büchlein begegnen, erkennen wir in dem Verfasser einen Mann von Witz und Wissen, was sich auch in den eingestreuten Versen kundgiebt.

Daß der freilich uns ganz unbekannte gebliebene Estebanillo

Digitized by Google

Gonzales und kein Anderer der Urheber des Buches sein muß, geht aus der ganzen Anordnung der ersten Ausgabe, enthaltend: Vorrede, Bildniß des Verfassers, Widmung, Approbation ꝛc., auf das deutlichste hervor.

Est. Gonzales' Roman ist meines Wissens noch nicht weder in das Deutsche, noch in andere Sprachen übertragen worden, gegentheilige Angaben beruhen immer auf Verwechselungen mit der Bearbeitung des Le Sage, welche freilich große Verbreitung gefunden hat und in fremde Sprachen übersetzt wurde, mit dem Originale aber so gut wie gar nicht in Zusammenhang gebracht werden kann, da sie den Lesern nicht den historischen Estebanillo Gonzales, sondern einen rein fiktiven Abenteurer als etwas chargirten Gil Blas den Lesern vorführt.

Vielleicht ließe sich der Kreis der von uns hier besprochenen Schelmenromane noch erweitern; für unsere Zwecke genügen die angeführten Werke. Alle zeigen ein Gemeinsames in Form und Fassung: es sind freilich immer von gebildeten, oft sogar hochgelehrten Männern abgefaßte Autobiographien von Leuten der untersten Stände, wenn man will Reisebeschreibungen, angeblich von Landstreichern und Abenteurern niedergeschrieben. Was sie zu ganz originalen Schöpfungen gemacht hat, ist der Umstand, daß hier zum ersten Male das eigentliche Volk zu seinem Rechte gekommen. Es kann füglich unerörtert bleiben, wann der Roman im strengen Sinne des Wortes seinen Anfang genommen, ob die bekannten Erzählungen des Alterthums bereits dieser Gattung zuzuzählen sind, wir haben nur zu erwähnen, daß vor der novela picaresca so ziemlich die Alleinherrschaft behauptete der Ritterroman, welcher, der Poesie des Mittelalters entsprungen, eine prosaische Bearbeitung jener epischen Gedichte bietet, deren Helden ursprünglich dem fränkisch-karolingischen, dem bretonischen, dem normannischen, dem antik-romantischen Sagenkreis angehörten. Bekanntlich gilt „Amadis von Gaula" als Stamm-

vater aller der zahllosen Ritterromane des Mittelalters, in denen aber nur der hohe Adel und unglaubliche Personifikationen fabelhafter Phantasiegebilde agierten. Vom Volke war in diesen Geschichten, die sich irgendwo in Wolkenkukuksheim abspielten, nirgends eine Spur zu finden.

Wir wissen nicht, was den bisher unentdeckt gebliebenen Autor veranlaßt haben mag, in seinem „Lazarillo de Tormes" den Lebensgang eines schmutzigen, zerlumpten Bettlerjungen zu schildern, ob er bei Abfassung des kleinen Romanes in der That nur beabsichtigte, satirische Zeitbilder zu geben. Sicher ist, daß das von dem „großen Unbekannten" geschaffene Genre reichen Beifall gefunden, daß sein Vorgehen auf einem bis dorthin unbebaut gebliebenen Beobachtungsfelde bahnbrechend gewirkt, nicht nur auf dem Gebiete der Litteratur, sondern auch auf dem der Malerei. Der liebevollen Pflege des Realismus danken die spanischen Meister, ein Velasquez, ein Murillo, von den Anderen zu schweigen, nicht zum kleinsten Theile ihre großartigen Triumphe. Auch der große Cervantes (1547—1616) konnte dem Zuge der Zeit nicht widerstehen; mit der Novelle: „Rinconete und Cortadillo" huldigte er dem género picaresco; viel des Realistischen enthält sein unsterbliches Werk, der „Don Quijote", den wir, künstlerisch urtheilend, als den ersten modernen Roman preisen müssen und der in der Absicht geschrieben wurde, die Ritterbücher zu verdrängen, um an ihrer Statt der Leserwelt anderes und besseres zu bieten.[5]

Cervantes hat in glänzender Weise erreicht, was er erstrebte, nach dem Erscheinen seines Hauptwerkes, in welchem er mit der Souveränität eines freien Geistes die vollen Schalen einer wahrhaft göttlichen Satire ausgießt über eine ganze höchst verderblich wirkende Moderichtung. Wenn aber, was Ticknor in seiner klassischen Geschichte der spanischen Litteratur, 2. B. 12. Kap., sogar statistisch nachweist, der Nation mit einem Male die Lust

Digitized by Google

an dem Vortrage solch unwahrer, oft herzlich albern erfundener Abenteuer gründlich vergangen ist, so läßt sich diese Geschmacksänderung leichtlich erklären durch den immer mehr erstarkenden Zug eines gesunden Realismus, der durch die Litteratur gegangen.

Aber der Schelmenroman wäre vielleicht, trotz der weiten Verbreitung, die er gefunden, eine eminent-nationale Leistung geblieben, hätte in gewissem Sinne die Grenzen Spaniens kaum überschritten, wenn nicht unter den Franzosen ein freier Geist es verstanden hätte, den lokalen Typus in einen universellen auszugestalten. Den Schelmenroman zu seiner Wanderung durch die Weltlitteratur passend umgeformt zu haben, ist das unsterbliche Verdienst Le Sages (1668—1747). Mit feinem Verständniß hat er es vermieden, den Helden seines großen Romanes „Gil Blas de Santillana" ohne weiteres zu einem Franzosen zu machen, er mußte es lernen, mit castilischer Grazie die Golilla, die Capa und Spada zu tragen, denn die Geschichte, obgleich ein veritabler Franzose mit all der liebenswürdigen Bonhommie seiner Nationalität sie vorträgt, spielt ja in Spanien, und so peinlich genau ist Le Sage oft bei Abfassung seiner Erzählung zu Werke gegangen, daß sogar gelehrte Spanier getäuscht wurden und kühnlich behaupteten, „Gil Blas" sei nichts anderes als die verderbte Uebersetzung eines ursprünglich in spanischer Sprache verfaßten Buches. Erst, nachdem trotz eifrigsten Suchens sich nirgends eine Spur von dem benutzten Originale hat auffinden lassen, beruhigten sich die Gemüther, und jetzt gilt der Roman des Franzosen in der unterdes verbesserten und ergänzten Uebertragung des Pater Isla unter den Spaniern schier als ein klassisches Buch.

Alain René Le Sage, 1668 bei Vannes geboren und dortselbst im Jesuitenkollegium erzogen, kam frühzeitig nach Paris, das er bis zu seinem im Jahre 1747 zu Boulogne erfolgten Tode

Digitized by Google

nie auf längere Zeit verlassen, erst als Advokat, dann aber ausschließlich als Schriftsteller thätig. Der Abbé von Lyonne, erster Sohn des vormaligen französischen Gesandten am Hofe von Madrid, bestimmte ihn, das seit Corneilles Tod etwas vernachlässigte Studium der spanischen Litteratur wieder aufzunehmen. Die Frucht solcher Bemühungen war die Adaptirung mehrerer spanischer Komödien für die Pariser Bühne, sowie die Uebertragung und Bearbeitung des unechten zweiten Theils des Don Quijote, von Avellaneda herrührend, des Guzman de Alfarache von Aleman, des hinkenden Teufels von Guevera, der Geschichte des Estebanillo Gonzales. Dagegen müssen, neben verschiedenen Lustspielen, als mehr selbständige Werke angesehen werden: „Gil Blas de Santillana" und sein letzter schwächerer Roman: „Der Bachelier von Salamanca oder Memoiren des Don Cherubim de la Ronda", einem spanischen Manuskripte entnommen.

Wir können füglich die beiden Vorläufer Le Sages auf dem Gebiete realistischer Darstellung: Charles Sorel, Sieur de Sauvigny, Verfasser des „komischen Romanes Francion", erschienen 1622, und Paul Scarron, Verfasser des „komischen Romanes" übergehen, denn für uns kann hier nur „Gil Blas" in Betracht kommen, der eine geradezu beispiellose Verbreitung gefunden und, in die Sprachen aller Kulturnationen übersetzt, jedem Gebildeten ohne weiteres bekannt ist. Ein vollkommener Schelmenroman, bringt er die Autobiographie eines jungen Menschen, der, im Begriffe die Hochschule zu beziehen, seiner geringen Habe beraubt, sich genöthigt sieht, so gut oder schlecht es geht, für sein Fortkommen zu sorgen. Er ist nacheinander der Diener verschiedener Herren, wird bei vornehmen Familien Intendant, dann Privatsekretär des Herzogs von Lerma, schließlich selbst Schloßherr. Als anstelliger und höchst gutmüthiger Junge findet er immer gleich wieder einen neuen Platz,

Digitized by Google

wenn er das Unglück hat, verabschiedet zu werden, und nichts ist unterhaltender, als ihm zu folgen auf seinen Kreuz- und Querzügen, die ihn in schier alle Städte Spaniens führen, wo er in allen Ständen der Gesellschaft Beschützer, Gönner, Freunde, auch wohl Neider findet. Freilich, und dies hat man dem Roman als schweren Fehler angerechnet, wird der Held, trotzdem er alle möglichen Erfahrungen gemacht, eigentlich nicht älter, er bleibt nach wie vor verharrend in seinen liebenswürdigen Irrthümern, in seiner fröhlichen Sorglosigkeit, in seiner harmlosen Unbefangenheit, die ihn abstumpft gegen das Böse wie auch gegen das Gute. Dabei zeigt das Werk, zumal in seinem letzten Theile, erhebliche Mängel in der Anlage und Ausführung, die keinem aufmerksamen Leser entgehen können. Wenn somit „Gil Blas" nicht eigentlich den wirklich bedeutenden Werken der Weltlitteratur beizuzählen ist und der Roman als Kunstleistung, von den überschwenglichen Lobeserhebungen französischer Litterarhistoriker gänzlich abgesehen, kaum das uneingeschränkte Lob verdient, das W. Scott (Biograph. Memoirs of eminent novellists. Miscell. prose works. Vol. III. p. 230) ihm spendet, müssen dennoch Le Sages Verdienste um die Pflege und hohe Förderung der Novellistik unbestritten anerkannt bleiben.

Was nun die Frage nach der Originalität des „Gil Blas" anbetrifft, so soll gleich zu allem Anfang festgestellt werden, daß es zur Zeit noch an einer zusammenfassenden Darstellung der Beziehungen Le Sages zur spanischen Litteratur fehlt. Wollte man eine solche versuchen, so müßten die drei Romane: „Gil Blas", „Der Bachelier von Salamanca" und „Estebanillo Gonzales" in ihrer Gesamtheit nach ihrem inneren Zusammenhange geprüft und in ihren einzelnen Theilen mit den uns bekannten spanischen Quellenwerken verglichen werden, denn es ist im Grunde genommen immer derselbe Held, der immer wieder eine bunte Reihe von Abenteuern besteht. Immer aber

Digitized by Google

könnte es sich nur um Einzelheiten handeln, welche der französische Romancier allerdings oft wortwörtlich den spanischen, oft auch italienischen Vorbildern entnommen und sorglos seinen eigenen Werken einverleibt. Daß er den „Gil Blas" ganz und gar einem spanischen Autor „geraubt", wie Voltaire, Pater Isla und ein spanischer Literator, Buigblanch, behaupteten, davon kann nie die Rede sein.

Nachdem Voltaire im Anhange zu seinem Zeitalter Ludwigs XIV. behauptet, daß Le Sage, gegen den er persönlichen Groll hegen mochte, seinen „Gil Blas" gänzlich dem spanischen Roman mit dem Titel: „La Vidad de lo Escudiero Dom Marcos d'Obrego" (so citirt!) entnommen, und diese leichtfertige Anschuldigung in mehrere Encyklopädien untergeordneter Bedeutung übergegangen, erschien im Jahre 1787 zu Madrid eine Uebersetzung des Gil Blas unter dem sensationellen Titel: „Abenteuer des Gil Blas von Santillana, Spanien geraubt und Frankreich angepaßt durch M. Le Sage, ihrem Vaterlande und ihrer Heimathsprache wieder zurückgegeben durch einen eifrigen Spanier, der nicht duldet, daß man sich über seine Nation lustig mache." Als Verfasser dieser Uebersetzung galt der Ex-Jesuit Pater Josef Isla, bereits 1781 zu Bologna verstorben, auf dem Titel mit dem Pseudonym Issalps benannt. Ohne im stande zu sein, irgend welche Belege oder Beweise vorzubringen, behauptete Pater Isla in dem Vorworte, conversacion preliminar, kühnlich, daß „Gil Blas" das Werk eines andalusischen Advokaten sei, welcher das Manuskript dem Le Sage gegeben, der in Spanien gewesen, entweder als Sekretär bei der Gesandtschaft oder als Freund des Gesandten. Aber dies alles blieb ohne jegliche Begründung, denn niemals wurde das Manuskript in Vorlage gebracht, noch der Name des Advokaten genannt, auch war ja Le Sage nie in Spanien gewesen. Aber die Spanier gaben dennoch die

Digitized by Google

Sache noch nicht als verloren auf. In zwei geistreichen und gelehrten Schriften: „Kritische Bemerkungen über den Roman Gil Blas von Santillana", als Denkschrift an die französische Akademie gerichtet, während die andere, in spanischer Sprache verfaßt, mit etwas abweichendem Inhalt ebenfalls 1822 in Madrid erschienen ist, sucht Antonio de Llorente, der berühmte Verfasser der „Geschichte der Inquisition", nachzuweisen, daß der französische Roman spanischen Ursprungs sei, nur habe er nicht einen andalusischen Advokaten, sondern den Historiker Antonio de Solis y Ribadeneyro zum Autor. Dieser, so behauptet wenigstens Llorente, habe einen Roman geschrieben: „Der Bachelier von Salamanca", das Manuskript dieses Romanes sei in Le Sages Besitz gekommen, der erst daraus das Material für seinen „Gil Blas" geschöpft und dann den Rest 1736 als „Bachelier de Salamanque" herausgegeben habe.

Nun ist allerdings an der Sache richtig, daß der französische Romancier seinem letzten Werke, welches er selbst am höchsten schätzte, den zweiten Titel beifügte: Memoiren des Don Cherubim de la Ronda, einem spanischen Manuskripte entnommen. Le Sage kann ein Manuskript, solchen Stoff zu einem Roman enthaltend, von dem Abbé de Lyonne ausgehändigt erhalten, er kann vieles daraus für den „Gil Blas" gezogen, und erst den Rest im „Bachelier de Salamanca" verwerthet haben, denn zweifellos besteht eine ganz frappante Aehnlichkeit in der Anlage der beiden Werke, denen sich als drittes das „Leben des Estebanillo Gonzales" anreihen läßt, aber wie darf man so ohne weiteres behaupten, daß Antonio de Solis einen Roman „Der Bachelier von Salamanca" verfaßt habe?

Freilich sucht Llorente seine Behauptungen nicht ohne Scharfsinn zu vertheidigen, auch klingt das, was er vorbringt, ziemlich plausibel, denn Le Sage kann nur an der Hand eines

Digitized by Google

überreichen Materials an die Schaffung seines „Gil Blas“ gegangen sein, der auf jeder Seite beinahe eine ganz verblüffend genaue Kenntniß der Sitten und Gebräuche des Landes, seiner natürlichen Beschaffenheit, seiner Geschichte offenbart. Was aber wollen neben einer solch peinlich gewahrten Treue des Lokalkolorites die offenbaren Fehler, groben Versehen und Flüchtigkeiten, die Le Sage sich da und dort hat zu Schulden kommen lassen? Er that es absichtlich, behauptet Pater Isla wenig höflich, um seinen Diebstahl besser zu verbergen. Er hat sein Manuskript nicht immer verstanden, behauptet Llorente, und zählt schulmeisterlich 24 Verfehlungen gegen Chronologie, 10 gegen Topographie auf.

Genau so gründlich verfährt er, wenn uns 30 Aehnlichkeiten zwischen dem „Gil Blas“ und dem „Bachelier“ nachgewiesen werden und unter 36 Schriftstellern des 17. Jahrhunderts ganz genau der Eine Antonio de Solis als der wahre Verfasser des „Bachelier“ zur Vorstellung kommt.

Nun ist aber fatalerweise das hier alles beweisende Original-Manuskript des „Bachiller de Salamanca“ verschwunden und absolut unauffindbar geblieben. Ebensowenig war auch nur die geringste Spur zu entdecken, von einem anderen „gedruckten“ Quellenwerke, dessen sich Le Sage bei Abfassung seines Hauptromanes bediente, wie der schon erwähnte Dr. Antonio Buigblanch in seinem 1833 zu London erschienenen Buche: „Opúsculos grammatico-satiricos“ glauben machen will. Doch ist dieser Gelehrte wenigstens so gerecht, dem Le Sage nicht alles schöpferische Verdienst abzusprechen.

Für Le Sage ist mit aller Wärme der Comte François de Neufchâteau eingetreten. Die Abhandlung ist in die bei dem älteren Didot in Paris 1820 erschienene Ausgabe des „Gil Blas“ aufgenommen worden, nachdem sie zwei Jahre früher als Denkschrift in der französischen Akademie zur Ver-

Digitized by Google

lesung gekommen ist. Die französisch gefaßte Entgegnung ist ebenfalls an diese litterarische Körperschaft gerichtet.

Sicherlich braucht die Llorentische These heutzutage durchaus nimmer ernsthaft genommen zu werden, denn die Belege für ihre gänzliche Unhaltbarkeit lassen sich in erdrückender Menge beibringen. Was man auch sagen mag über Le Sages ungenirte Art, von den Schätzen der castilischen Litteratur sich anzueignen, was er in jedem einzelnen Falle just brauchte, sein ganzes Schaffen war im Grunde genommen gleichwohl ein selbständiges zu nennen, seine äußerst geschickte Verwerthung fremder Motive bei Herstellung der eigenen Arbeiten darf nun und nimmer allzustrenge verdammt werden, denn gerade der Umstand, daß ein Mann wie Llorente mit einem ganz achtungswerthen Aufwand von Fleiß, Scharfsinn und Belesenheit sich bemüht, die Autorschaft des „Gil Blas" für einen seiner Landsleute zu beanspruchen, ohne in diesem Vorhaben zu reussiren, beweist im Grunde auf das unwiderleglichste das eine, daß Le Sage ein großes und schöpferisches Genie gewesen.

Nur auf einem solchen Wege konnte es geschehen, daß der Schelmenroman der Spanier, jene ganz originale Dichtungsart, wiederum in ganz eigenartiger Weise gepflegt, zu einem internationalen Gemeingut der Gebildeten wurde, was uns alsbald klar werden muß, wenn wir übergehen zur einschlägigen Litteratur der Engländer. Denn obgleich es als ausgemacht gilt, daß der Keim der englischen Novellistik im Essai zu suchen ist, darf doch keinen Augenblick verkannt werden, welch übermächtigen Einfluß die novela picaresca der Spanier auf die Gestaltung und den Ausbau des englischen sogenannten Sittenromanes gehabt. Es ist hier nicht der Platz, des Breitern zu sprechen über die verschiedenen, in rascher Folge sich ablösenden moralischen Wochenschriften, nur sei hervorgehoben, daß die im „Spectator", später im „Guardian" und im „Lover" sich ein-

Digitized by Google

führenden Personen des Sir Roger de Coverley, des Will Homycomb, des Kapitäns Sentry u. A. bereits ganz glücklich erfundene Romanfiguren darstellen. Hier brauchte der Buchdrucker Samuel Richardson (1689—1761) nur einzusetzen, um der Begründer einer in England ganz neuen litterarischen Erscheinung des Familienromanes zu werden. Auch er konnte, gleich Cervantes, mit dem er freilich sonst blutwenig gemein hat, behaupten: „Alle meine Erzählungen enthalten, ich darf es dreist aussprechen, eine nützliche Lehre." Auch er machte, gleich dem großen Spanier, mit seinen drei erfolgreichen Romanen: Pamela, Clarissa, Grandison, wie W. Scott in seinem „Leben Richardsons" (Memoirs of eminent novellists) sagt, jenen Romanen, im altfranzösischen Stile geschrieben ein Ende, „die in unendlichen Liebesgeschichten von Prinzen und Prinzessinnen bestanden, welche in einer kalten und doch schwulstigen Schreibart die unsinnigsten Ansichten vortrugen". Uns Spätgeborenen gilt freilich Richardson als ein vergessener Mann, der einst so glänzend gefeierte Name hat seitdem schier seinen ganzen Klang eingebüßt, und wenn wir, durch irgend einen Umstand veranlaßt, einen seiner entsetzlich breit angelegten Romane durchblättern, vermögen wir mit bestem Willen nicht zu begreifen, wie ein Diderot ihn neben Moses, Sophokles und Euripides nennen, ein Rousseau ihn dem Homer gleichstellen konnte. Uns erscheinen seine Menschen in der That nicht als ein Abbild der wirklichen Welt; wenn sie auch durch die genaue und sorgfältige Kleinmalerei, mit der sie von jeder geheimsten Herzensbewegung Rechenschaft ablegen, eine Art von Glaubwürdigkeit sich zu erzwingen wissen, bleiben sie doch „idealische Affektationen, reine Kompendienmenschen", welche darstellen zu wollen unser Schiller in der Vorrede zu den Räubern so energisch ablehnt.

Der witzige Horace Walpole (1717—1797) nennt die

Digitized by Google

Romane Richardsons, in denen, so ließe sich kurz deren Vortragsart charakterisiren, bald tadellos tugendhafte Menschen und dann wiederum kraß lasterhafte endlose Briefe schreiben, was im wirklichen Leben ganz gewiß nie vorgekommen ist und nie vorkommen wird, „erbärmliche Jammergeschichten, welche die Welt nach den Ideen eines Buchdruckers oder methodistischen Predigers schildern".

Daß Richardson, trotz der großen Erfolge, deren er sich zu erfreuen hatte, keine Nachahmer gefunden, war für die Entwickelung des englischen Romanes nur von Nutzen, sollte er nicht, nach hoffnungsreichem Anlaufe in einer lehrhaften und philiströs beschränkten Richtung öde verkümmern. Der Erste, welcher gegen diese Einseitigkeit eines puritanerhaft angelegten Autors zu Felde zog, mit glänzenden Geisteswaffen jenes trockene Haec fabula docet bekämpfte, das sich in Richardsons Romanen so aufdringlich gebärdet, war Heinrich Fielding. Wenn, wie es in den Litteraturgeschichten heißt, die geistreiche Art, wie er seinen Gegner schlug, ihn zu einem der größten Romandichter aller Zeiten gemacht, so dürfen wir niemals vergessen, daß Fielding bei den spanischen Novellisten in die Schule gegangen.

Abgesehen von einem Jugendwerk: „Don Quijote in England", einem kühnen Versuch, den edlen Ritter de la Mancha auf der englischen Bühne vorzuführen, tragen die frühesten Ausgaben seines ersten Romanes: „Geschichte der Abenteuer Joseph Andrews und seines Freundes Abraham Adams" die Titelbemerkung: „Geschrieben in Nachahmung der Art des Cervantes, Autor des Don Quijote".

Heinrich Fielding, als Sproß einer alten und hochangesehenen Familie, sogar mit dem Habsburger Kaiserhause verwandt (der Gründer der Familie, ein Graf von Habsburg, naher Verwandter des Königs Rudolf, hat, so behaupten Lawrence und Dobson, des Dichters Biographen, den neuen

Digitized by Google

Namen von seiner Besitzung Rheinfielding abgeleitet) hatte in einem nicht langen, aber reich bewegten Leben genugsam Gelegenheit, mit den verschiedensten Klassen und Ständen der Gesellschaft in den innigsten Verkehr zu treten. Er war nacheinander Student, Lebemann, Direktor einer Schauspielergesellschaft, Gutsbesitzer und wiederum Student, dann öffentlicher Sachwalter, Friedensrichter und schließlich Romanschriftsteller, der, aus seinen reichen Lebenserfahrungen schöpfend, uns Charaktere und fesselnde Bilder aus der Wirklichkeit bietet, während Richardsons Figuren lediglich Gebilde einer oft bis zur Ermüdung abgehetzten Einbildungskraft sind, wahre Ausgeburten des Himmels oder der Hölle. Fielding gehörte nach dem übereinstimmenden Urtheile aller seiner Biographen zu jenen liebenswürdigen und leichtlebigen Naturen, die vielleicht nicht immer den allerstrengsten Forderungen einer ängstlichen Moral zu entsprechen vermöchten, aber bei allen Schwächen und Verirrungen nie das Ideal reiner Menschlichkeit aus den Augen verlieren, und diese Charaktergrundzüge wußte der Autor in jedem der Helden seiner Romane verkörpert zur Darstellung zu bringen. Außerdem spiegelt sich in seinen Hauptwerken: „Joseph Andrews" (1740), „Tom Jones" (1749), „Amelia" (1752), wie in dem Gaunerroman „Jonathan Wild der Große", der Geschichte eines 1725 gehenkten Diebes und Einbrechers, die Zeit, in der Fielding lebte, auf das getreueste wieder, genau wie in den oben besprochenen Novellen der Spanier.

Die Regierungszeit des ersten George bietet denn auch in mehr als einer Hinsicht ein merkwürdiges Analogon der gesellschaftlichen Zustände unter den Habsburgern in Spanien, wie die Vertreter der oberen Klassen die getreuen Kopien der am Hofe des fünfzehnten Ludwigs tonangebenden Kavaliere darstellen. In Windsor schienen die lustigen Tage des zweiten Karl zurückgekehrt, die Skandalgeschichten der Lady Worseley,

Digitized by Google

der Miß Chudleigh, späteren Herzogin von Kingston, und anderer Damen aus den höchsten Ständen beweisen auf das schlagendste die Verderbtheit der damaligen vornehmen Welt. Die Memoirenwerke Horace Walpoles, seine geistreichen und witzigen Briefe an Sir Horace Man, den britischen Gesandten am toskanischen Hof, die Korrespondenz der Lady Mary Wortley Montague enthalten überreiches Material zur Beurtheilung der in den Hof- und Adelskreisen herrschenden Grundsätze über Sitte und Wohlanständigkeit. Wie Amerika an Spanien, so lieferte Indien an England seine unerschöpflich scheinenden Reichthümer. Ein zweiter Cortez, war Clive ausgezogen, beseelt von einem mächtigen Drange, in fremden Landen die kühnsten Abenteuer zu bestehen, und wie der stolze Hidalgo wurde der arme Schreiber zum Begründer eines neuen Reiches und kehrte dann, mit Ehren überhäuft, in die Heimath zurück. Sein Vermögen ward auf 1 200 000 Pfd. St. geschätzt, ein seiner Frau gehöriges Schmuckkästchen repräsentirte einen Werth von 200 000 Pfd. St. In dem Gefolge dieses britischen „Konquistadoren" befanden sich Leute, die, von Haus aus ohne jegliche Bildung, in dem Wunderlande schnell und mühelos reich geworden, das Gold mit vollen Händen um sich her verstreuten und einer genußsüchtigen Jugend schlimme Vorbilder toller sinnloser Vergeudung waren. Der Nabob wurde in den Kreisen der jeunesse dorée zu einer Art von Respektsperson; an der Börse begann alsbald ein schwindelhaftes Spiel um hohe Werthe, die meist nur in der Einbildung existirten; in den Klubs aber wechselten oft in einer einzigen Nacht gewaltige Vermögen ihre Herren. Eine andere Folge dieses unerwartet raschen Anwachsens des Kapitals war das Ueberhandnehmen des Räuberunwesens auf den Heerstraßen des Landes, wodurch die öffentliche Sicherheit in schlimmster Weise gefährdet erschien. Wie im Schelmenroman der Spanier der picaro, der Land-

Digitized by Google

streicher, so spielte in der englischen Erzählung der highwayman, der Straßenräuber, seine bedeutsame Rolle. Aber damit endet die Aehnlichkeit. Dem Mutterlande Spanien brachten die Ansiedelungen in der neuen Welt geringen Segen, während Englands Aufschwung just von der Zeit der Erwerbung überseeischer Kolonien an datirt; im katholischen Spanien versank die ganze Nation mählich in verderbliche Indolenz, während im protestantischen England ein tüchtiges Bürgerthum unaufhörlich bedacht war, in regem Wetteifer der Bethätigung aller Kräfte ein gedeihliches Aufblühen, eine ruhige Weiterentwickelung mit dem Hinzugekommenen zu ermöglichen. Freilich erwies es sich bald, auf dem Gebiete des Romanes, daß die Zeit der rührseligen Beschränktheit eines Richardsonschen Talentes unwiederbringlich dahin sei; mehr und besser als an den mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ausgeführten und doch unwahren Figuren des braven Londoner Buchdruckers erfreute die Leserwelt sich an den frisch und keck entworfenen, mit aller Wahrheit ausgeführten Gestalten Fieldings, der das wirkliche Leben in seinen Höhen und Tiefen so genau kannte und mit solch überzeugender Kraft der Darstellung zu schildern wußte. Seine Romane sind nicht alle gleichwertig, aber zu dem besten, was die englische Litteratur überhaupt auf diesem Gebiete aufzuweisen hat, wird immer „Tom Jones, die Geschichte eines Findlings“, gezählt. In dem Helden hat wohl der Autor sich selbst gezeichnet, mit seinem ganzen Leichtsinn, seiner Offenherzigkeit und Bravheit; nicht minder gelungen sind die Figuren des tugendstrengen aber leichtgläubigen Alworthy, der gutmüthige, aber brüske und adelsstolze Squire Western und seine pretentiöse Schwester, die liederliche Lady Bellaston, deren Urbild die in den höfischen Skandalgeschichten oft genannte Lady Townshend gewesen, die zärtliche und muthig liebende Sophie, des Helden Schwester, und viele Andere. Freilich hat Fielding, und das ist ihm meines Erachtens von einseitig Urtheilenden mit Unrecht

Digitized by Google

zum Vorwurf gemacht worden, nichts idealisirt, wollte er doch Richardsons, seines Antipoden, Fehler um jeden Preis vermeiden. Aber die herzgewinnende Frische seiner Darstellung, die packende Komik der vorgeführten Situationen, wirkt noch heute auf uns späte Nachkommen wie auf die Lesewelt von damals. Von den Spaniern hat Fielding die Art herübergenommen, in den Gang der Erzählung selbst wieder lange Episoden einzuflechten. Diesem Anpassen an fremde Muster verdanken wir die sechs Kapitel füllende Geschichte des Mannes vom Hügel, welche sich genau liest wie irgend eine einem pikaresken Romane einverleibte Historia.

In noch höherem Grade als Fielding ist ein Meister in der Darstellung des Realistischen Tobias Smollet, der noch zu des Ersteren Lebzeiten als dessen Rivale aufgetreten. Auch Smollet (1720—1771) gehörte einer vornehmen Familie an, auch ihm drückte nach manchen fruchtlosen Versuchen, sich eine gesicherte Existenz zu gründen, die bittere Bedrängniß die Feder in die Hand, auch er schilderte in seinen Romanen vorwiegend Selbsterlebtes. In gewisser Beziehung übertrifft Smollet, besonders da, wo es sich um das rein naturalistische Moment dreht, seinen Vorgänger, der ihm freilich im übrigen an künstlerischer Durchbildung weit überlegen ist.

Wenn Heine in der Vorrede zu einer Prachtausgabe des „Don Quijote“ bemerkt: „Es sind prosaische Naturen, diese englischen Romandichter seit Richardsons Regierung, der prüde Geist ihrer Zeit wiederstrebt sogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir sehen jenseit des Kanals jene bürgerlichen Romane entstehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoisie sich abspiegelt. Diese klägliche Lektüre überwässerte das englische Publikum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Romane eine Revolution oder eigentlich eine Restauration bewirkte“, — so beweist er

Digitized by Google

damit auf das unwiderleglichste nur das Eine, daß er nie eine Zeile weder von Fielding noch von Smollet mit dem richtigen Verständniß gelesen.

Smollet, 1720 in einem romantischen Thale Schottlands geboren, studirte auf Wunsch seines Großvaters unter Leitung eines berühmten Wundarztes Heilkunde in Glasgow, trat dann als Unterarzt in der Marine ein, machte die Expedition nach Carthagena mit, lebte lange Zeit auf Jamaica und kehrte 1746 nach England zurück, wo er anfangs als Arzt praktizirte, dann aber sich der Schriftstellerei widmete, bis er später zur Herstellung seiner gestörten Gesundheit nach dem Süden übersiedelte und 1771 zu Livorno verstarb. Seine Hauptwerke sind: „Roderick Random" (1748), „Peregrine Pickle" (1751), großentheils während eines Aufenthalts in Paris geschrieben, „Abenteuer Ferdinands, Grafen von Fathom" (1753), „Expedition Humphry Clinkers" (1771). Außerdem hat Smollet u. a. eine wenig gerühmte Uebersetzung des „Don Quijote" herausgegeben.

Alle diese Romane unterscheiden sich von jenen Richardsons so sehr, daß beide Darstellungsarten schlechterdings ein Nebeneinanderstellen nicht vertragen. Dort auf jeder Seite ein peinliches Ueberwachen der Hauptpersonen, die kaum einen selbständigen Schritt ins Leben hinauswagen dürfen, ohne daß sie zum voraus schon uns volle Rechenschaft ablegen von ihrem eigentlichen Vorhaben, von ihrem gesamten Thun und Treiben, von all ihren Absichten und Zielen: die ganze Enge spießbürgerlicher Beschränktheit; hier dagegen die denkbar freieste Entfaltung, durchgehends in schrankenlose Weite schweifende Charaktere. Keinen der Smolletschen Helden würde es nur eine Stunde dulden in den steifen Zirkeln, darin die Richardsonschen Figuren in genau vorgezeichneten Bahnen automatenhaft sich bewegen müssen. Die Random, Peregrine, Ferdinand wollen sich austummeln auf der sonnenbeschienenen Landstraße,

Digitized by Google

im dichten Wald, auf der brandenden See, sie wollen zu jeder Stunde immer wieder ein anderes Abenteuer bestehen und sind überall dabei, wo es toll und wüst hergeht. In jedem steckt ein gut Theil jener pikaresken Laune, die einst einem Lazarillo, einem Guzman, einem Marcos de Obregon und wie sie Alle heißen mögen, zu eigen gewesen, keiner unterscheidet sich just allzustrenge vom Landstreicher und Gauner. So vermögen sie uns, mit den Fieldingschen Helden verglichen, nicht sonderlich viel Interesse abzugewinnen, ja oft erscheinen sie uns als rohe und unangenehme Bursche, die mit brutaler Rücksichtslosigkeit sich ihren Weg durch die Welt bahnen. Smollet, der nach jeder Richtung hin sich die Schelmenromane der Spanier zum Vorbild genommen, weiß auch so gut wie nichts von einem künstlerischen Aufbau in der Darstellung, welchem Fielding bei aller scheinbaren Buntheit der Handlung immer hohe Beachtung geschenkt, Abenteuer reiht sich an Abenteuer, die unter sich nur durch den schwachen Faden der Lebensgeschichte des Helden verbunden sind. Aber es bleibt Smollets ureigenstes Verdienst, als der Erste kernige Darstellungen des Lebens zur See gebracht zu haben, und in dieser Hinsicht ist er einer ganzen Reihe von tüchtigen Schriftstellern Meister und Vorbild geworden.

Der Vortrag eines Smollet, eines Fielding bezeichnet für den Roman auch insofern einen bedeutsamen Fortschritt, als diese Autoren ihren Stil den verschiedenen Charakteren anzupassen wissen. Bei Richardson ist es immer er selbst, der spricht, seine Nachfolger lassen ihre Helden sprechen, wie es ihren Charakteranlagen, ihren Sitten und Gewohnheiten, kurz, ihrem ganzen Naturell entspricht, und zeigen sich, nach dem Vorbild der Spanier, nicht immer prüde im Ausdruck bei getreuer Wiedergabe rasch wechselnder Empfindungen.

Man hat oft Random mit Gil Blas verglichen, und doch ist trotz der frappanten Aehnlichkeiten dieser Figuren Smollet

Digitized by Google

ein ganz Anderer als Le Sage. Randoms Bedrängnisse als Schüler, seine Lehrzeit bei dem Apotheker, seine Reise nach London, seine Erlebnisse bei der Marine sind völlig der Wirklichkeit entnommene Begebenheiten; ein Lieutenant Bowling, ein Jack Rettlin hat in der That existirt. Solche Figuren, sagt Thackeray mit Recht, brauchte der Dichter nicht erst zu erfinden, er ist ihnen schon im Leben begegnet.

Wie die Spanier zu thun pflegten, hat auch er in seinem Roman „Peregrine Pickle" eine Episode aufgenommen, die mit der eigentlichen Erzählung gar nichts zu thun hat. Die „Memoiren einer Dame von Stand" haben in gewissem Sinne eine Lady Vane zur Verfasserin, welche Smollet den Stoff zu pikanter Verarbeitung übergeben und nach geschehener Einschaltung der „Memoirs" in den Roman reich belohnt hatte. Lady Vane war die Tochter des Francis Hawes, eines der Direktoren der berüchtigten Südsee-Gesellschaft. Erst mit Lord William Hamilton vermählt, heirathete sie nach dessen Tod Lord Vane, den Neffen des Herzogs von Newcastle, mit welch Letzterem sie später einige ärgerliche Prozesse führte. Smollet gehörte zur großen Zahl der von ihr begünstigten Anbeter. Thackeray, der in seinen „Vorlesungen über die englischen Humoristen des achtzehnten Jahrhunderts" nach einer gerechten Würdigung Smollets das Lob Fieldings in den höchsten Tönen singt, hat zweifellos viel gelernt von diesem Meister der Erzählerkunst. Englische Kritiker behaupten, sein „Pendennis" schildere das Leben eines Tom Jones unserer Tage; gemeinsam ist bei den Autoren, als Zeichen ausgesprochener Kongenialität, ein charakteristischer Zug leichter Ironie, der bei Thackeray freilich oft zur bittersten Satire wird.

In welch bedeutendem Grade Fielding, wie auch Smollet bestimmend gewesen für die Weiterentwickelung des realistischen Romanes in England, bedarf keines weiteren Nachweises,

Digitized by Google

waren sie doch die eigentlichen Schöpfer dieses Genres. Ein neuerer Litterarhistoriker, E. Gosse, behauptet in seiner „Litt.-Gesch. des achtzehnten Jahrhunderts“, daß ohne Smollet ein Dickens nicht das geworden wäre, was er für die erzählende Litteratur des 19. Jahrhunderts bedeutet.

Der Schelmenroman fand in Holland einen Bearbeiter in der Person des Dr. Nicolaas Heinsius, geb. 1656 im Grafenhaag als natürlicher Sohn des berühmten Philologen und Staatsmannes Nic. Heinsius (1620—1681). Die Mutter, Margarethe Wullen, eine Predigerstochter, hatte am lockeren Hofe der Königin Christine zu Stockholm die Bekanntschaft des damaligen holländischen Residenten gemacht und kam 1658 urplötzlich mit zwei Knaben nach Amsterdam, den dortigen Stadtschreiber als Gatten und Vater ihrer Kinder zu reklamiren. Im Briefwechsel der Philologen Vossius und Gronovius kommt die „schwedische“ Lais, Thisbe, Aspasia sehr schlecht weg, doch gelang es ihren unablässigen Bemühungen, für sich durchzusetzen, daß sie und ihre beiden Kinder den Namen Heinsius führen durften. Dann verzog sie mit einem Deutschen nach Schweden. Der Freigebigkeit dieses unbekannt gebliebenen Freundes hatte Heinsius jun. eine gute, gelehrte Erziehung zu danken, die an deutschen Universitäten vollendet ward, dann kehrte der junge Mann als Doktor der Medizin nach Holland zurück, sich eine Lebensstellung zu gründen. Wir können unmöglich annehmen, daß er ein guter und dankbarer Sohn gewesen, denn nicht nur belästigte er seinen soi-disant Vater mit den übertriebensten Forderungen und bedrohte ihn einige Male sogar mit dem Tode, auch dem Andenken der Mutter setzte er in seinem größten Roman ein litterarisches Denkmal herzloser Roheit. Im Haag geschah es, daß er, am 28. Dezember 1677 abends mit zwei Freunden lustwandelnd, in einen ärgerlichen Streit mit ein paar Fleischergehülfen gerieth, von denen einer, aus tiefer Wunde blutend, todt

Digitized by Google

auf dem Platze blieb. Heinsius flüchtete nach Paris, von dort nach London, kehrte nach Frankreich zurück, das er nach allen Richtungen durchzog, kam auch nach Deutschland, nach Italien, trat in Rom zum Katholizismus über, in der Absicht, Leibarzt der Königin Christine zu werden, die dort Hof hielt. Einige Jahre harrte er aus, dann finden wir ihn in Deutschland, wo er 1687 als Leibarzt des Kurfürsten von Brandenburg auftritt und in der Folge eine Reihe medizinischer Schriften herausgiebt. Ueber den Ausgang seines vielbewegten Lebens sind wir in ziemlicher Dunkelheit gelassen. Dasjenige seiner Werke, welches uns hier in erster Linie interessiren muß, der Schelmenroman: „De vermakelyke Avanturier-wonderlyke Levens-loop van Mirandor“ ist 1695 zu Amsterdam erschienen.[6]

Wenn Jonckbloet in seiner „Geschichte der Niederländischen Litteratur“ („Geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde“) aus einer Stelle des Buches, vom neulichen Tode Turennes handelnd, schließen will, daß der Roman etwa 1675 entstanden sei, werden wir doch besser thun, das Datum um circa 15 Jahre später zu verlegen. Jedenfalls haben wir es mit einem Werke zu thun aus den reiferen Lebensjahren seines Verfassers, der seinen Namen nur durch die Initialen N. H. auf dem Titelblatte angegeben hat. „Der ergötzliche Abenteurer Mirandor“ bringt in zwei Theilen, deren jeder sechs Bücher umfaßt, zwar nicht des Autors eigenen Lebenslauf, aber in den dort vorgetragenen „vermakelyken Bejegeningen, wonderlyken Toevallen, aangenamen Amourettes“ spiegeln sich aufs deutlichste der Charakter und die Neigungen dieses letzten Sprosses einer in der gelehrten Welt hochangesehenen Familie.[7]

Mirandor kommt in einer Stadt Hollands als der Sohn eines Kleidermachers, der die Köchin eines Edelmannes geheirathet, zur Welt. Während der Vater im Wirtshaus sitzt, scharmirt die Mutter mit den flotten Studenten, und der Knabe hat eine

harte Jugend durchzumachen, bis es ihm gelingt, nach Antwerpen zu entfliehen, wo er sich als Stalljunge fortbringt. In Brüssel wird er dann Schreiber bei einem „gelehrten“ Advokaten. Er macht die Bekanntschaft Belindors, des Sohnes eines vornehmen Klienten, nimmt Theil an des Freundes Erziehung und bezieht mit ihm die Hochschule zu Löwen. Dort und in Paris, wo Belindors Oheim, der Graf von Aspremont weilt, bestehen die Jünglinge allerlei Liebesabenteuer. Wir hören viel von einer Diana, einer Clarissa, einer Rosamir, eingehende Schilderungen aus dem Hofleben des vierzehnten Ludwig werden eingeflochten, ein Amsterdamer Bauernjunge, Philax benamset, tritt auf als Typus eines echten Picaro, auch Florimond, Mirandors Bruder, nimmt in der Erzählung einen breiten Raum ein. Die Vorkommnisse spielen sich in Holland, Flandern, Brabant, Frankreich und London ab, wohin Florimond gegangen. Clarissa stirbt, Mirandor hat sich wieder nach Holland begeben, wo er mit einem Nachwort an den „waarden lezer“ seine Aufzeichnungen abschließt.

Der Roman fand bei seinem ersten Erscheinen den Beifall der Leserwelt. Er wurde achtmal im Original herausgegeben, zweimal ins Französische, einmal ins Italienische übertragen, auch gab er Anlaß zu verschiedenen, freilich recht werthlosen Fortsetzungen und Nachahmungen.

„Der ergötzliche Abenteurer Mirandor“ ist wohl nur im bedingten Sinne als eine Originalarbeit zu betrachten, denn seine Abhängigkeit von spanischen und französischen Vorbildern ist allzuleicht ersichtlich, und Heinsius hat weit dreister noch, als Le Sage dies gethan, und ohne jegliche Grazie die Romane und Novellen eines Aleman, eines Espinel, eines Quevedo, eines Sorel, eines Scarron für seine Zwecke ausgeplündert.

Ein anderer Schelmenroman des Heinsius: „Don Clarizel de Gontarnos“, dem eben besprochenen weit zu unterstellen, ist

1697 zu Amsterdam erschienen und wurde einige Jahre später noch einmal aufgelegt. Er ist vielleicht nicht mehr als die holländische Verarbeitung eines französischen Vorbildes: „Chevalier Hypocondriaque par Du Verdier.“[8]

So hat das Schriftthum der Spanier zwar einen Holländer direkt angeregt zur Produktion auf einem ganz eigenartigen Gebiete, aber Heinsius ist doch eigentlich ohne berufene Fortsetzer geblieben, auch war seine schöpferische Kraft offenbar zu gering, um hier bahnbrechend zu wirken. Dasselbe gilt für uns Deutsche. Wir alle wissen, daß zu allen Zeiten englische und französische Vorbilder maßgebend waren für den Ausbau und die künstlerische Gestaltung der deutschen Prosadichtung. Direkt hat zwar die novela picaresca nichts dazu beigetragen, aber in dem „abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus“, 1669 zu Mömpelgard erschienen, besitzen wir einen Schelmenroman par excellence. Es kann als ausgemacht gelten, daß Christoph von Grimmelshausen, der Verfasser, welcher bekantlich als Amtmann zu Renchen im Schwarzwald 1676 verstorben, bei Abfassung dieses seines Hauptwerkes, das Viele als seine eigene Lebensbeschreibung betrachten, Kenntniß gehabt von dem bereits oben besprochenem Buche: „Vida y hechos de Estevanillo Gonzales, Hombre de buen humor, compuesto por el mismo“, welches ja bereits 1646 zu Antwerpen erschienen war. Daß von dem Buche keine deutsche Ausgabe veranstaltet ward und daher nur im Original zugänglich gewesen, konnte für Grimmelshausen, der ja ungemein sprachenkundig war, einer allenfallsigen Benützung kein Hinderniß in den Weg stellen.

Eine flüchtige Inhaltsangabe mag die zwischen der deutschen und der spanischen Erzählung bestehenden Aehnlichkeiten, die freilich in den einzelnen Episoden noch schärfer zu Tage treten, darthun.

Simplicius, als Bauernknabe im Spessart ohne alle Er-

Digitized by Google

ziehung aufgewachsen, wird von einem Einsiedler nothdürftig unterrichtet und kommt dann nach Hanau in das Haus des Gouverneurs, der ihn zu seinem Schalksnarren abrichten will. Er entflieht, geht unter die Soldaten, macht reiche Beute, verliert aber unerwartet rasch Geld und Gut, wendet sich nach Paris, wo er eine Zeit lang herrlich und in Freuden lebt, bis das Glück urplötzlich umschlägt. Jetzt zieht er als Musketier und Quacksalber durch die Lande und gelangt auch in die Schweiz. Später erfährt er, daß der Einsiedler, welcher ihn erzogen, sein Vater, der Gobernador sein Oheim mütterlicherseits gewesen. Dann folgen wiederum abenteuerliche Reisen und zuletzt verbringt Simplicius als Einsiedler seine Tage in stiller Beschaulichkeit.

Hier schließt die Erzählung, die, in epischer Breite ausgeführt, gleichfalls nach spanischen Vorlagen kürzere und längere Erzählungen episodisch mit dem Ganzen verbunden enthält. Wir können mit bestem Willen den „Simplicius" nicht als eigentliches Kunstwerk betrachten, denn Anlage und Ausführung eisen dem Romane eine inferiore Stellung in der Weltlitteratur neben den bezüglichen Leistungen anderer Nationen an. Das geringere Können des deutschen Autors muß uns alsbald klar werden, wenn wir ergründen, in welch ungeschlachten Formen, aus einem schier überreichen Material geschöpft, die Geschichte eines ganzen Menschenlebens hier zur Darstellung kommt. Dagegen wird, abgesehen also von rein litterarischen Mängeln, das Buch jederzeit hohen kulturhistorischen Werth zu beanspruchen haben, da es, seinen Inhalt vielfach direkt dem wirklichen Leben jener Zeiten entnehmend, uns mitten in die Greuel des dreißigjährigen Krieges führt. In freilich oft recht kunstlosen Schilderungen stellt der Verfasser uns das wüste Treibe der Landsknechte vor Augen, ihre Spielwuth, ihre Rauflust, ihren Aberglauben, das damals grassirende Hexenwesen, den tollen Teufels-

Digitized by Google

spuk, die unmenschliche Entartung der Großen, der Heerführer wie der zuchtlosen Soldateska, das üppige Wollustleben zu Paris. Für den Historiker hat der Roman ohne weiteres den realen Werth eines Memoirenwerkes, und findet sich bekanntlich der „Simplicissimus" vielfach angezogen in Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit".

Die Schreibweise ist kurz und einfach, natürlich bis zur Roheit, volksmäßig, durch Sprüchwörter und bildliche Redensarten reich belebt, witzig und humoristisch, die vielen spruchartigen Wendungen verleihen dem Ausdruck eine gewisse sinnliche Heiterkeit und machen eben dadurch die Darstellung lebendig und anschaulich. Aber die schlichte Prosa des Vortrags steigert sich an vielen Stellen zu poetischer Wärme, und mitten aus den Schilderungen verübter Niedrigkeiten und Roheiten leuchtet dann ein heißes Verlangen nach den ewigen Idealen. Wenn Simplicius uns erzählt von seinem Aufenthalte in den Schweizer Landen, wirkt der Kontrast der Friedenssehnsucht in der Seele des Helden mit den Erinnerungen aus dem blutigen Soldatenleben und dem wilden Abenteuerthum ergreifend auf den Leser. Das schöne Lied „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall" gilt als eine Perle der Volkspoesie jener Zeiten.

Alles in allem ist der „Simplicissimus" das Werk eines kern-deutschen Mannes, der den gräßlichen Krieg mitdurchlebte dessen ganze gesund-derbe und urwüchsige Darstellungsweise uns aber zugleich auf jedem Blatte reichlich Gewähr leistet, daß trotz allem Jammer, trotz alles Elends eine Nation nicht untergehen kann, wofern sie nur nicht selber sich aufgiebt.

Wir können die ganze Litteratur der Vagabundenromane, wie sie „Simplicissimus" im Gefolge hatte, mit Schweigen übergehen. Was sollen uns Werke, wie der Schelmuffski, Hepelies akademischer Roman u. a. m.? Wenn wir sogar in den ausführlichsten Litteraturgeschichten wenig mehr als den

Titel verzeichnet finden, so ergiebt sich mit Gewißheit das Eine, daß die Bücher selbst bald einer wohlverdienten Vergessenheit anheimgefallen.

Im französischen Schriftthum hatte, wie wir gesehen, das génoro picaresco starke Wurzeln geschlagen und in Le Sages Romanen treffliche Früchte gezeitigt. Auch Beaumarchais, der Vielgewandte und Vielerfahrene, hatte sich an den Spaniern herangebildet; sein Figaro ist, so läßt sich wohl behaupten, der verfeinerte picaro des 18. Jahrhunderts. Champfleury, der in seinem ersten, nach dem Helden genannten Roman „Le Chien-Caillou" (1847), den V. Hugo für ein Meisterwerk im Fache realistischer Darstellung erklärte, uns so erschütternde Scenen von Noth und Elend entrollt, daß wir schaudernd uns abwenden von solch ungeschminkter Wiedergabe des Gräßlichen, beweist auf jeder Seite seiner Geschichten aus der Bohême, wie fleißig und getreulich er jene alten Meister der Realistik studirt.

Während unter den Neueren und Neuesten ein Daudet u. A., gleich einem Dickens und seiner Schule, uns erfreuliche Bilder und Gestalten aus dem wirklichen Leben unserer Tage in weltbekannten Romanen vorführen, hat Emil Zola, der Chorage der äußersten Linken bei dieser litterarischen Bewegung, sich vorgenommen, die Verneinung des Romantizismus in den radikalsten Kundgebungen zu predigen. Die konsequente Durchführung eines solchen Programms wäre zugleich die Vernichtung der Poesie überhaupt. Das Sonderbarste an der ganzen Sache ist der Umstand, daß Zola sich entschieden dagegen auflehnt, ein Dichter genannt zu werden, und dennoch wäre er ohne poetische Begabung ja niemals im stande gewesen, einen allereinzigen seiner Romane, mit denen er so durchschlagende Erfolge erzielte, zu schreiben. Wie verderblich aber sein Beispiel auf seine Nachahmer in Deutschland gewirkt, denen oft alles

Digitized by Google

Talent zu fabuliren abgeht, braucht nicht erst hier angeführt zu werden.

In Vapereaus L'année littéraire vom Jahre 1858 findet sich die Stelle: „Wir stehen am Anfang eines Prozesses, der noch lange nicht erschöpft ist; wir werden den Kelch bis auf die Hefe zu leeren haben." Heute, also mehr denn drei Jahrzehnte später, läßt sich behaupten, daß die ganze Bewegung schon stark im Niedergang begriffen ist. Der Naturalismus, so wie Zola ihn definirt, kann nicht den Anfang, sondern nur das Ende aller dichterischen Bestrebungen bezeichnen.

Für Zolas Anmaßung, „praktische Soziologie zu machen und mit seinem Schaffen den politischen und ökonomischen Wissenschaften zu Hülfe zu kommen", wie er in der Zeitung „Voltaire" verkündigt, hat die ernste Kritik jederzeit nichts gehabt als das Lächeln der Geringschätzung. Zola ist kein Mann der Wissenschaft, kann nie als solcher gelten; er ist kein Forscher, sondern, er mag sich sträuben wie er will, nur ein Dichter, der nicht mit der Urtheilskraft ausschließlich, sondern mit der rege schaffenden Phantasie arbeitet. Wie viele der gröbsten Verstöße gegen die Elemente der Physiologie und der Psychologie Zola sich in seinen Romanen hat zu Schulden kommen lassen, ist ihm von seinen Widersachern bis zum Ueberdruß bereits vorgeworfen worden, und wenn wir nun, freilich im Widerspruch mit der nicht gerinden Zahl seiner begeisterten Verehrer, die Werthschätzungen seiner Novellen nach ihrer wissenschaftlichen, politischen und kulturhistorischen Bedeutung arg herunterstimmend uns fragen, wie sieht es überhaupt aus mit der Originalität seines rein poetischen Schaffens, denn noch einmal, einzig als darstellender Künstler, kann er uns etwas bedeuten, so lautet die Antwort, daß er nur da wirklich groß genannt werden darf, wo er, wenngleich mit innerem Widerstreben, den alten und oft gehöhnten Gesetzen der Aesthetik zu folgen

Digitized by Google

produzirt, was ja zum Theil in seinen frühesten Werken der Fall ist.

In mehr als einer Hinsicht erinnern Zolas Romane lebhaft an die Erzeugnisse der Spanier im género picaresco, zumal was ihre Technik anbelangt; die meisten könnten ohne allzu großen Aufwand an Mühe in Autobiographien umgewandelt werden, und dann hätten wir in seinen Helden und Heldinnen die legitimen Nachfolger eines Lazaro, eines Guzman u. A., die moralischen Betrachtungen, in denen die fahrenden Ritter der Landstraße sich ergehen, werden bei Zola durch breite und eingehende Detailschilderungen, sei es der Lokalität, der just herrschenden Witterung, des Aeußeren der auftretenden Personen ersetzt. Hier wie dort, was nur zu loben bleibt, ist die Fabel der Erzählung immer einfach und klar, keine künstlich ausgesponnenen Intriguen, keine weit verzweigten Verwickelungen suchen die Neugierde des Lesers in unnatürlichem Grade zu reizen. Aber Zola thut auch, obgleich ihn Jahrhunderte trennen von seinen Vorläufern, eigentlich keinen entscheidenden Schritt weiter in der Kunst der Vorführung wirklicher Charaktere; Effekt erzielt er nur, wenn er uns Leute aus den unteren und untersten Schichten schildert, die er mit photographischer Treue uns vor Augen stellt, was ihm freilich oft nur durch ein wahres Uebermaß beschreibender Mittel ermöglicht ist. Wenn es, um mit Goethe zu sprechen, wahr ist, daß in der Beschränkung sich der Meister zeige, dann hätte Zola von den Spaniern noch weit mehr lernen können; den charakteristischen „Arme-Leut-Geruch" plastisch, so zu sagen handgreiflich zu malen, reichten diese mit einem recht kleinen Vokabular aus. Aber die Spanier wußten gelegenlich auch eine Figur aus den höheren Ständen treffend zu bezeichnen, bei Zola sind die Vertreter des Adels, der Finanz, der Kunst und der Journalistik doch samt und sonders plumpe, öde und geistlose Gesellen. Zolas Einseitigkeit, sein partielles

Digitized by Google

Unvermögen wird uns aufs deutlichste klar, wenn wir „Excellenz Rougon" mit irgend einem Werke Daudets vergleichen. Seine Darstellungsweise äußert nur da ihre packende Kraft, wo er mit drastischen Mitteln wirken kann, der stärkste Ausdruck gilt ihm in der Regel als der beste, und es ist sicher eine zweifelhafte Bereicherung, die dem französischen Sprachschatze dadurch zu theil geworden, daß er der langue verte, dem Jargon, dem denkbar rohesten Ausdruck Bürgerrecht in der Litteratur verschaffte. Nichts wäre thörichter, als die Zolaschen Romane ohne weiteres den pikaresken Novellen anreihen zu wollen, aber keinen Augenblick darf geleugnet werden, daß zwischen beiden Arten eine große innere Verwandtschaft besteht, und vielleicht ist es mehr als Zufall, daß Zola rein südländischer Provenienz, der Sohn eines Italieners, der Enkel einer Candiotin ist. Die Schelmenromane der Spanier sind nicht Kunstwerke in jenem höheren Sinne des Wortes, nie wurden sie von den Verfassern als solche ausgegeben, aber sie boten in oft recht ansprechendem Gewande, in leichter gefälliger Vorführung frisch und flott gezeichnete Bilder aus dem wirklichen Leben jener Zeit, dem sie ihre Entstehung verdanken. Sie sind die Vorbilder geblieben für realistische Darstellungen später Geschlechter, so zwar, daß, wer sie kennt, nimmermehr glauben kann an die Entdeckung des Naturalismus durch einen Zola. Die novela picaresca hat ihre Lebenskraft durch Jahrhunderte hindurch siegreich behauptet, wer will heute sagen, wie unsere Enkel über den Experimental-Roman urtheilen werden?

Wofern nicht alle Anzeigen trügen, hat der Naturalismus, als rein litterarische Bewegung aufgefaßt, längst seinen Höhepunkt erreicht und überschritten. Bald wird eine Zeit kommen, wo man das Berechtigte der Forderung einsehen lernt, die unser Schiller aufgestellt: „Der Dichter soll sich über die Wirklichkeit erheben, aber innerhalb des Sinnlichen stehen bleiben.

Digitized by Google

Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen formlosen Natur verläßt er mit dem Wirklichen auch das Sinnliche und wird Idealist — wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch. Oder er bleibt bei dem Wirklichen stehen, wird realistisch, und wenn die Phantasie fehlt, knechtisch und gemein."

Anmerkungen.

[1] Auch das Büchlein: La vida de Lazarillo de Tormes y sus Fortunas y Adversidades hat seine Schicksale. Von der ersten Ausgabe dürfte wohl, wenn wir den Aussagen Brunets (Manuel 1862) trauen, kein einziges Exemplar mehr existiren, dagegen sind in der Wiener Hofbibliothek, in den Büchern des Herzogs von Devonshire, auf dem Schlosse von Chatsworth und im britischen Museum zu London in einem Exemplar die (zweite) Ausgabe von Antwerpen, die zu Burgos und die zu Alcala de Henares 1554 veranstalteten Nachdrucke vertreten. Nähere bibliographische Einzelheiten finden sich in dem sehr anziehend geschriebenen Nachwort, welches W. Lauser seiner vortrefflichen Verdeutschung des Lazarillo: Der erste Schelmenroman. Stuttgart 1889. J.G. Cottas Nachfolger, angefügt hat.

[2] Die Vorzüge der Alemanschen Diktion, seine rein litterarische Bedeutung sind warm gewürdigt in dem lesenswerthen Aufsatz: Navarrete: Bosquejo histórico sobre la novela española. LXXIII. Bibl. de aut. esp. Tomo XXXIII.

[3] Die interessante Erscheinung dieses hervorragenden Staatsmannes und Dichters findet eingehende Würdigung in Reinhold Baumstarks lesenswerthem Buche: „Don Francisco de Quevedo. Ein spanisches Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Freiburg 1871.

[4] Herr Dr. J. Stürzinger, Professor für romanische Sprachen und Litteraturen an der königl. Universität Würzburg, hatte die große Liebenswürdigkeit, gelegentlich einer nach Paris zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reise in der National-Bibliothek Umschau zu halten, und drängt es mich, genanntem Herrn für seine große Bereitwilligkeit, meinen Zwecken zu dienen, an dieser Stelle verbindlichsten Dank auszusprechen.

[5] Die bezeichnende Stelle findet sich am Ende des zweiten Theils

Digitized by Google

des „Don Quijote“, wo es heißt: „No ha sido otro mi deseo, que poner en aborrecimiento de los hombres las fingidas y disparatas historias de los libros de Caballerias.“

[6] Der vollständigere langathmige Titel dieses trotz seiner acht Auflagen ziemlich selten gewordenen Werkes findet sich in der hochinteressanten Schrift des bekannten Litterarhistorikers Dr. Jan ten Brink, Professor an der Reichsuniversität Leyden: „Dr. Nicolaas Heinsius jun. Eene studie over den Hollandschen Schelmenroman der zeventiende eeuw. Rotterdam 1885.

[7] Die Münchener königl. Hof- und Staatsbibliothek besitzt ein Exemplar der selten gewordenen 2. Auflage vom Jahre 1704: Op nieuws overgesien en verbeterd. — Versiert met Copere Figuren.“ Eerste Deel, 356 bl. — Tweede Deel 376 bl.

[8] Von N. Heinsius herrührend sind vielleicht noch zwei Bücher zu nennen, deren in ten Brinks Schrift nicht Erwähnung geschieht:

Het zeltzame Leven von een vermaerde en alom beroemde Troep France Comedianten. Naer't fransch van den Heer N. H. Amsterdam 1779. 2 dln. 8°.

Het vermakelyke levensverhaal van den gelukkigen Corillon door N. H. Rotterdam z. j. (17 . . .) 12°.

Digitized by Google

Erfurt und das tolle Jahr.

Ein Geschichtsbild.

Von

Carl Reineck
in Arnstadt.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofverlagshandlung.
1898.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Daß ich dich nicht aufhalte, Wanderer, schaue das wohlgeschmückte Hennebergische Haus des Priesters an, des berühmten und gerechtesten Mannes Werk.

Deinen heiligsten Sitz, Martinus, mehrte der Vater mit wahrem Ruhm; jetzt freut sich sein Geist in Gott, aber weithin verbreitet ist seines Namens Klang.[1] . . .

Unter den denkwürdigen Stätten, welche die alte Metropole Thüringens, das thurmreiche Erfurt, die filia fidelis Moguntinae sedis,[2] aufweist, darf wohl keine höheren Anspruch auf Beachtung erheben als diejenige, welcher vorstehende Worte gelten. Ein äußeres Merkmal ihrer einstigen Bedeutung existirt zwar nicht mehr, und die umgestaltende Zeit hat niedergerissen, was bestimmt war, Jahrhunderte zu überdauern; den Reichthum geschichtlicher Vergangenheit aber, welcher einem Ort Weihe und Werth verleiht, vermochte sie nicht zu zerstören. Namen und Ueberlieferungen ziehen heute noch ihre bannenden Kreise um dieselbe, und wer sie betritt, fühlt, daß sein Fuß auf historischem Boden steht.

Dessen wird sich der Wanderer wohl bewußt, welcher nach seinem Eintritt in Thüringens Hauptstadt von der Höhe des Severistiftes hinunter in die Brühler Vorstadt steigt, um den Ort zu betreten, wo sich einst der Mainzerhof[3] und bei demselben die Kapelle — das wohlgeschmückte Hennebergische Haus,

wie sie der Erbauer nennt — befand. Die Stätte, auf welcher das Erzstift in Erfurt zuerst festen Fuß faßte, um von hier aus die von ihm beanspruchten oberhoheitlichen Rechte über die stolze Stadt geltend zu machen und die Aufgabe zu lösen, sie unter den Krummstab zu beugen.

Herbe Geschicke, welche dieselbe namentlich im 16. und 17. Jahrhundert trafen, Erinnerungen traurigster Art an Vorgänge, welche ihre Selbständigkeit untergruben und mit blutiger Schrift ihre Annalen füllten, aber auch glückliche und segensreiche Jahre der nachfolgenden Zeit knüpfen sich an den Mainzerhof.

War derselbe für das Erzstift im wahren Sinne des Wortes ein Vorwerk und wurden von ihm aus seit dem 15. Jahrhundert — zuerst durch Erzbischof Diether — unablässige Versuche gemacht, den Samen der Zwietracht in das Regiment der Stadt zu werfen, damit derselbe aufgehe und nach und nach die Blüthe echten Bürgersinnes und autonomer Kraft überwuchere, so muß doch auch ausgesprochen werden, daß sich der Sieger, nachdem er sein Ziel erreicht hatte, nicht damit begnügte, das verwilderte Feld brach liegen zu lassen, sondern sich beeilte, es von neuem mit Wohlwollen, Liebe und Fürsorge zu bestellen, auf daß es wieder grüne und hundertfältige Frucht bringe.

Nachdem im Jahre 1664 — vor dessen Beginn schon, herbeigeführt durch die Vierherrenwahl[4] und die Forderung, den Kurfürsten von Mainz ins offene Gebet einzuschließen, von neuem bürgerliche Unruhen in Erfurt ausgebrochen waren — Erzbischof Johann Philipp, als Vollstrecker der Reichsacht, die Stadt belagert und erobert hatte, zog er nicht als zürnender Sieger, sondern als Friedensfürst in dieselbe ein. Anstatt Strenge ließ er freundliche Milde walten, brachte Ordnung in die zerrütteten Verhältnisse der Stadtverfassung und regelte durch treffliche Gesetzgebung die bürgerlichen Gerechtsamen.

Digitized by Google

Nicht minder waren die Statthalter von Mainz, welche von hier an bis 1802 in Erfurt residirten, bemüht, das Friedenswerk weiter zu fördern, die geschlagenen Wunden zu heilen und sich des ihrer Obhut anvertrauten Kindes so in Liebe anzunehmen, daß es zuletzt die Hüter unter Thränen dankbar anlächelte. Gottlieb Philipp Joseph Faust von Strohmberg, Philipp Wilhelm Reichsgraf von Boineburg, Karl Wilhelm Joseph Adam Freiherr von Breitenbach zu Bürresheim und vor allem der am 11. Oktober 1772 still und unbekannt mitten in der Nacht eingezogene Karl Theodor von Dalberg bleiben in Erfurt unvergessen.

Boineburg, der — nach Dominikus — bei seiner Hinkunft eine nahrungslose, durch Auflagen, Frohnen und Accisen verarmte Stadt, Unterthanen ohne Hochsinn für Verfassung des Staates, einen Stadtrath ohne Ansehen und eine Universität ohne Studenten fand, hinterließ seinem Nachfolger eine wohlgeordnete Schuldenverwaltung. 58000 Thaler waren zurückgezahlt, Handel und Wandel, Justizpflege, alles nahm unter seiner Amtsführung einen neuen Aufschwung, und auf die Verschönerung der Stadt war er so eifrig bedacht, daß heute noch die am Anger liegende Wage, die Statthalterei, der neue Theil des früheren Rathhauses und das Leihhaus im Brühl als Denkmäler seines Wirkens gelten können. Der ehrliche, gerade Bürresheim, dessen Lebenslust und epikureischen Neigungen dafür sorgten, daß den guten Erfurtern für eine gleiche Lebensanschauung der höhere Maßstab nicht fehlte, machte das kirchliche Regiment auch profanen Naturen zu einem milderträglichen, und der letzte Statthalter, der edle Dalberg, der gute Genius, den der Himmel Erfurt sandte, krönte durch Liebenswürdigkeit und inniges Versenken in die Wünsche und Bedürfnisse der Bewohner das Werk seiner Vorgänger.

Dalberg war ein wahrer Vater des Vaterlandes. Seine

Liebe und Menschenfreundlichkeit ließen es ihm leicht werden, die durch Kummer und Sorge muthlos gewordenen Gemüther aufzurichten. Seine Jugend und die Vollkraft seines Geistes überwanden mühelos die Schwierigkeiten, mit denen seine Amtsführung verbunden war, und die Fülle der Kenntnisse, über die er verfügte, in Gemeinschaft mit einer ausgesprochenen Vorliebe für alles Schöne und Gute, befähigte ihn, seine Residenz auf längere Zeit zum Centralpunkt eines unbefangenen, dem geistigen Bedürfniß Einheimischer und Fremder dienenden Verkehrs zu machen.

Unvergeßlich werden jene Assembleen bleiben, welche er einrichtete und an die sich, weil sie jedem anständigen Bürger und Fremden zugängig waren, sowohl bezüglich des gesellschaftlichen Tones der Stadt, wie für ihren Fremdenverkehr, die vortheilhaftesten Folgen knüpften. Dalberg war die Seele derselben. Ein edler Gastfreund, mischte er sich theilnehmend unter die Menge, griff hier und dort mit freundlichen Worten in die Unterhaltung der einzelnen Kreise ein und ermunterte durch herzliche Theilnahme Diejenigen, welche in die allgemeine Fröhlichkeit das attische Salz ihres Witzes streuten.

Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Gotter und andere berühmte Männer waren in diesen Assembleen zugegen und besonders Schiller, welcher sich damals — mit der Arbeit des dreißigjährigen Krieges beschäftigt — längere Zeit in Erfurt aufhielt und indirekt durch seine Braut, direkt durch deren Freundin, Karoline von Dacheroeden, Dalberg näher getreten war, besuchte dieselben oft und gern.

Die Zeit des Kurfürstlichen Regiments war für Erfurt eine Aera bürgerlicher und religiöser Wohlfahrt. Eine weitgehendere Toleranz, als die, welche damals vom Kurfürsten Friedrich Karl Joseph bei seinem im Jahre 1777 gemachten Besuch an den Tag gelegt wurde, existirte kaum an einem

Digitized by Google

anderen Ort, und wie noch vor fünfzig Jahren die Erinnerung daran von den Kindern jener Zeitgenossen gepflegt wurde, so mag sie sich auch in uns, durch das Gedächtniß an den Freimuth, welchen der leutselige Fürst der protestantischen Geistlichkeit gestattete und ihr schlagfertiger Senior des öfteren zum Ausdruck brachte, lebendig erhalten.

Dieser, welcher oft bei dem Kurfürsten zur Tafel war und seiner Originalität halber von ihm sehr geschätzt — gut gelaunt, auch manchmal „Herr Kollege" genannt wurde, kreuzte gern die Waffen seines Witzes mit denjenigen seines fürstlichen Gastfreundes; ja, einstmals als jener die Vorzüge der katholischen Kirche vor der protestantischen rühmte, welche nur zwei, jene aber sieben Sakramente habe, erwiderte er ihm sogar: Ihro Kurfürstliche Gnaden mögen Recht haben; indeß wir sind zufrieden! Mit vielem hält man Haus, mit wenigem kommt man aber auch aus! —

Doch es ist nicht unsere Aufgabe, dem Leser die Zeit vorzuführen, wo das staatsrechtliche Verhältniß Erfurts zu Mainz mit der erreichten oberhoheitlichen Machtstellung des Letzteren über die im Sturm kommunaler Kämpfe ermüdete Stadt seine endliche Regelung gefunden, wo der Mainzer Hof seine Bedeutung als vorgeschobene Warte, von welcher ununterbrochen die Versuche, Macht über die stolze Stadt zu gewinnen, ausgingen, verloren hatte. Nein, es genüge, dieselbe im allgemeinen durch die vorhergehende Darstellung gekennzeichnet und die kurze Andeutung gemacht zu haben, in welchem Maß Kurmainz den endlich errungenen Sieg schätzte und bestrebt war, durch mildes Regiment die Stadt ihren Freiheitsverlust verschmerzen, sowie die Mittel überwinden zu lassen, welche angewendet wurden, um den Besitz des heiligen Martinus zu mehren.

Um begreifen zu lernen, was Erfurt vordem war und trotz der gesegneten Jahre, welche es unter dem Kurhut verlebte,

Digitized by Google

nicht vergessen konnte, wollen wir rückwärts schaun auf jene Zeit, wo es sich aus den widerspruchsvollsten Verhältnissen im Innern zu einer kräftig aufblühenden Gemeinde entwickelt, wo es mit klarem Blick, ja, wenn es galt, mit den Waffen in der Hand, das Ziel seiner Freiheit im Auge behielt und die Fesseln zu lösen suchte, welche hierarchische Anmaßung, ererbte Vorrechte und fürstliche Gewalt ihm anzulegen sich bemühten.

Mit Bewunderung wird unser Blick auf dem Bilde ruhen, welches das ehrwürdige Erfurt, nicht bloß äußerlich durch seine zahlreichen Stifte, Kirchen und Kapellen, durch seine gewaltigen, mit Thürmen gekrönten Mauern und den erhabenen Hochbau seiner Marien- und Severikirche bot, sondern auch innerlich gewährte durch seine Verfassung, kommunalen Einrichtungen und den Reichthum seiner Bürger, von dem uns die Verrechtsbücher,[5] in welche der Gesamtbesitz derselben eingetragen wurde, erzählen.

Der erste Ursprung der Stadt Erfurt liegt in voller Dunkelheit, welche erst nach und nach mit der Ankunft von Bonifacius, welcher die damals noch kleine Stadt zum Bisthum erhob, einer schwachen Dämmerung historischer Erkenntniß weicht. Das Bisthum ging zwar mit dem Märtyrertod des von Bonifacius eingesetzten Bischofs Adelar (755) wieder ein und sein Sprengel wurde dem Mainzischen[6] einverleibt; der Funke sittlicher Kultur und kraftvoller Entwickelung war aber in dem kleinen Gemeinwesen erweckt. Mächtig loderte derselbe im Laufe der nächstfolgenden Zeit zur Flamme auf, und bald leuchtete diese durch den gewonnenen Einfluß der Kommune in politischer, sowie durch ihre Universität in geistiger Beziehung weit hinaus über die Grenzen des Thüringer Landes.

Durch seine centrale Lage, durch den Fleiß seiner Bewohner erstieg Erfurt unaufhaltsam die Höhe äußerer Machtstellung und inneren Wohlstandes, und schon zu Karl des Großen Zeiten

Digitized by Google

war es bedeutend genug, um von demselben zu einer Stapelstadt ernannt zu werden, mit der Bestimmung, daß die Kaufleute, welche mit den slavischen Völkern jenseits der Saale und Elbe Handel trieben, hier für einen gewissen Umkreis ihre Niederlagen zu halten hatten.

Der hierfür eintretende und mitsprechende Grund, die geographische Lage der Stadt, nebenbei aber wohl nicht minder ihre durch Umstände und Verhältnisse bedungene Selbständigkeit, wenn sie sich auch nicht bis an die Grenze derjenigen einer freien reichsunmittelbaren Stadt ausdehnte, erhielten ihr auch in den nachfolgenden Zeiten die Gunst der deutschen Kaiser. — Hielt schon Ludwig der Deutsche 852 hier einen Reichstag, so trat die Neigung, in der thüringschen Metropole wichtige politische Fragen zu lösen, durch Friedrich Barbarossa noch mehr in die Erscheinung. Im November des Jahres 1181 fand jener merkwürdige Reichstag statt, auf welchem sich der welfische Löwe vor Kaiserlicher Majestät beugen mußte, und bei derselben Gelegenheit wurde der Kreuzzug beschlossen, welcher die letzte Heerfahrt des ritterlichen Kaisers bildete.

Auch Rudolf von Habsburg zeigte sich Erfurt günstig. Dem Rufe des bedrängten thüringschen Landes folgend, zog er Ende Dezember 1289 in der Hauptstadt desselben ein, hielt dort strenges Gericht über den raubsüchtigen willkürlichen Adel und schaffte dem untergrabenen Landfrieden neuen Boden.

So unerbittlich hart er aber den Bruch desselben auf dem vor dem Rathhause errichteten Blutgerüst sühnte, so mild erwies er sich als Freund des Bürgerthums. Nachdem er verschiedene Irrungen zwischen Rath und Gemeinde beigelegt hatte, hielt er einen Hof in der Abtei des Petersklosters, gab glänzende Feste und schloß sich so leutselig den Sitten und Gebräuchen seiner bürgerlichen Gastfreunde an, daß man die Erzählung, er sei

Digitized by Google

einstmals, als der Bierrufer [7] nach hergebrachter Sitte seines Amtes waltete, mit dem gefüllten Glas auf die Straße getreten und habe gut gelaunt ausgerufen: „Wohlan, Wohlan! Ein gut Erfurtisch Bier hat Herr Seyffart aus Buttstedt aufgethan," recht gut als glaubwürdig hinnehmen kann.

Nach fast einjährigem Aufenthalt, mit dem Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit, aber auch dem der Trauer, sahen die Bürger Erfurts am Abend vor Allerheiligen den ihnen wohlgesinnten königlichen Herrn scheiden. —

Das Wohlwollen der Kaiser, welches auch noch zweihundert Jahre später Friedrich III. der Stadt Erfurt erwies, als dieselbe zur Zeit des Bruderkrieges, infolge ihrer thatkräftigen Mitwirkung an dem Sturz der Vitzthume, durch deren Helfershelfer eingeäschert wurde, nicht minder die offene Parteinahme dieses Kaisers für die Erfurter, welche sich zur selben Zeit von dem Mainzer Prinzipat zu befreien suchten, indem sie dem Erzbischof Diether, welcher von neuem das Oberhoheitsrecht über Erfurt geltend machte, oppositionell entgegentraten, könnten als weiterer Beweis gelten für die fortwährend bestehende Neigung der Kaiser, eine Erstarkung Erfurts durch wiederholte Bestätigung seiner erworbenen Freiheiten und Rechte herbeizuführen.

Vielseitig würde sich dabei der Ausblick eröffnen auf Zeiten, wo Erfurt heute dem, morgen jenem Fürsten seinen starken Arm lieh, wo es, nicht ohne Eigennutz, Albrecht dem Unartigen Hülfe leistete, um dafür von dessen Sohn Friedrich mit der gebissenen Wange belagert zu werden; wo es sich in der Grafenfehde, welche der Rangstreitigkeit des Hauses Orlamünde und der Landgrafen von Thüringen ein Ende machte, auf die Seite der Letzteren stellte und unter der Wechselwirkung dieser Vorgänge mit Klugheit den Vortheil nutzte, nicht allein den Kreis seines

Digitized by Google

territorialen Besitzes zu erweitern und nach und nach die Herrschaft Stotternheim, die aus fünfzehn Dörfern bestehende Grafschaft Vieselbach, sowie das wichtige Amt Kapellendorf mit dreizehn, theilweis vom Kaiser und Reich zu Lehen gehenden Dörfern zu erwerben, sondern auch innerhalb seiner Mauern den Reichthum seiner Bürger durch monumentale Bauten zu veranschaulichen und unter Benutzung der Rivalität zwischen den Päpsten Clemens VII. und Urban VI. sich von Ersterem die wichtige Urkunde ausstellen zu lassen, welche sie vierzehn Jahre später berechtigte, ihre den Glanz und das Ansehen der Stadt wesentlich vermehrende Universität zu eröffnen.

Freilich würden wir dabei nicht zu der Erkenntniß der Ursachen kommen, aus denen sich die Umwandlung der namentlich im 15. Jahrhundert finanziell blühenden Gemeinde in eine schuldenverstrickte Stadt vollzog. Wir würden in Betrachtung dieser äußerlichen Vorgänge den Zusammenhang verlieren, zwischen jener Zeit, wo Erfurts Staatsverfassung[8] eine festgefügte auf der Grundlage jener 42 Statuten ruhende war, die später mit Hinzuziehung anderer Gesetze unter dem Namen: „Statuta civitatis erfordiensis vetustissima" oder dem Titel „Die Willkür" eine der wichtigsten Quellen für das Gewohnheitsrecht von Erfurt wurde, und der späteren Zeit, wo Parteiwuth und Geringschätzung der Bürgerwürde und bürgerlichen Unabhängigkeit die Schlüssel des alten herrlichen Staatsarchivs auslieferte, um die geheimsten Sekrete des Rathes den erzbischöflichen Abgeordneten preiszugeben, und würden nur mit verschleiertem Blick in die Betrachtung der kommunaleu Wirren jener Zeit, welche die Geschichte mit dem Namen „das tolle Jahr" bezeichnet, eintreten.

Um das zu vermeiden, um eine richtige Anschauung der Verhältnisse zu gewinnen, unter welchen sich jene Umwandlung vollzog, namentlich um zu begreifen, wie das blühende und

Digitized by Google

reiche, nach außen gefürchtete und geachtete Erfurt innerlich mehr und mehr erkrankte, händelsüchtig und verschwenderisch, ein Tummelplatz feindlicher Parteien wurde und schließlich seine Freiheit nur dadurch noch zu fristen im stande war, daß es mit den beiden nachbarlichen Staaten Kur-Mainz und Sachsen, welche ihre Hände begehrlich nach seinem Besitz ausstreckten, bald im Anschluß an den Einen, bald im Widerstand gegen den Anderen ein Doppelspiel trieb, um endlich Mainz als reife Frucht in den Schooß zu fallen, müssen wir die Blätter der Erfurter Geschichte aufschlagen, welche das staatsrechtliche Verhältniß der thüringschen Hauptstadt zu Mainz und Sachsen beleuchten. Wir werden dadurch zu der Möglichkeit gelangen, die Ursache des Niederganges von Erfurts Herrlichkeit zu finden und ein Verständniß für die Vorgänge jener eigenartigen Revolution gewinnen, deren Bild wir langsam entschleiern wollen.

Wohl keine Stadt in Thüringen zeigt, was Mannigfaltigkeit und Verwickelung der Staatsverhältnisse betrifft, eine solche Verworrenheit als Erfurt im Mittelalter. — Bald stößt man bei Untersuchung seiner Verfassungszustände auf umfangreiche Hoheitsrechte, welche die Erzbischöfe von Mainz ausübten, bald auf eine Herrschaft, welche den Grafen von Gleichen wegen der Reichsvoigtei, womit sie belehnt waren, zustand, bald stellen sich die Landgrafen von Thüringen als Inhaber gewisser schutzherrlicher Rechte dar. Nur mühevoll vermag man sich dem Labyrinth widerspruchsvollster Verhältnisse zu entziehen, und erst nach und nach, wenn auch in schwachen Umrissen, zeigt sich dem forschenden Blick ein Bild, wie es die nachfolgenden Worte zu zeichnen versuchen.

Danach war Erfurt noch im 9. Jahrhundert eine Königsstadt, ein „locus regalis", überragt von dem auf dem Petersberg liegenden Königshaus der sogenannten „sala" und verwaltet von einem an Stelle des Königs regierenden Grafen.

Digitized by Google

Wie weit über diese Zeit hinaus sie aber ein königlicher Ort blieb und die Befugnisse jener Grafen als königliche Statthalter fortdauerten, ist nicht bekannt. Gerade bezüglich des 10. Jahrhunderts zeigt das städtische Urkundenmaterial die bedenklichsten Lücken, und kein Blatt der Erfurter Verfassungsgeschichte ist so dunkel als dasjenige, welches uns Aufschluß über die Grafengewalt und Diejenigen, welche sie ausgeübt haben, giebt.

Redete man aber noch 1289 in Erfurt schlechtweg nur von den Grafen, von der Mühle der Grafen bei den langen Stegen, dem Haus der Grafen an der Ecke der Grafengasse und bringt man diese Thatsache mit den Grafen von Gleichen in Verbindung, welche neben ausgedehnten grundherrlichen Rechten auch diese Grundstücke besaßen, so ist es wohl mehr als eine hypothetische Behauptung, wenn man sich die Vertreter dieses mächtigen Dynastengeschlechts als die einstigen Burggrafen vorstellt und Erfurt noch über das 10. und 11. Jahrhundert hinaus den Charakter einer Königsstadt zu wahren sucht. — Die Stadtvoigtei der Grafen von Gleichen, mit dem Recht, welches vom Volk Voigtgeding genannt wurde, ist, obgleich dieselbe später vom Erzbischof von Mainz zu Lehn ging, muthmaßlich nichts anderes, als ein späteres Stadium der alten Burggrafschaft.

Frühzeitig wuchs aber aus dem Boden der also geschilderten Verhältnisse neben der Königsmacht diejenige der Erzbischöfe von Mainz kräftig empor. Ihr grundherrlicher Besitz beschränkte sich innerhalb der Stadt zwar nur auf den Theil derselben, welchen man das Brühl nennt, und auf einen besonderen Hof — den Mainzer Hof —, in dem sich der erzbischöfliche Vizedom, später Verwalter, auch Küchenmeister genannt, aufhielt; im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts befanden sich aber schon alle die Rechte in ihrer Hand, deren Summe man unbedenklich in dem Begriffe von Landeshoheit aufgehen lassen kann. Im

Digitized by Google

Besitz des Erzbischofes waren Ende des 13. Jahrhunderts die herrschaftlichen Rechte an dem Erbzins und den Freigütern, die Rechte der Münze, des Schlägeschatzes, des Marktzolles, der Markt-, Straßen- und Baupolizei, vor allem aber, wie in dem Konkordat des Erzbischofes Gerhard seitens der Stadt ausdrücklich anerkannt wird, die hohe Gerichtsbarkeit, das Richten über den Gottes- und Burgfrieden.

Mit Zähigkeit hielt das Erzstift an diesen Privilegien fest; Erfurt mußte dieselben, wie oben bemerkt, Gerhard II. verbriefen, die Bürger wie auch die Räthe der Stadt in dem Eid, welchen sie abzuleisten hatten, ausdrücklich geloben, daß sie ihrem gnädigsten Herrn zu Mainz, ihrem rechten Erbherrn getrewe und hold sein sollen und wollen, und viel zu eifersüchtig auf die also errungene Stadtherrlichkeit, ließ es keine, auch nicht die Gelegenheit vorübergehen, wo die Grafen von Gleichen ihre Voigteigerechtsame an Erfurt verkaufen, ohne seine lehns- und stadtherrlichen Rechte durch Auferlegung beschränkender Bedingungen zur Geltung zu bringen. So sehr man aber anerkennen muß, daß die Gesamtheit dieser Rechte genügt, um die Beziehungen des Erzstiftes zu Erfurt einem landesherrlichen Verhältniß gleichzustellen, so wenig läßt sich leugnen, daß diese Rechtstitel mehr und mehr an Bedeutung verloren, als die Bürger anfingen, theil am Regiment der Stadt zu nehmen, ihren Einfluß auf dasselbe mit der Zeit zu erweitern und der, zunächst aus 23 burgenses (d. h. Patrizier) bestehende, von Mainz Anfang des 13. Jahrhunderts ernannte Beirath dem Erzbischof die ganze Stadtverwaltung entriß, um sie vierzig Jahre später als selbständig regierender Rath in die Hand zu nehmen. — Die Kaiser, anstatt diese Machtentfaltung zu hindern, suchten sie durch Schutzbriefe zu fördern; das kaiserliche Privileg von 1234, worin Friedrich II. die Erfurter cives nennt, gedenkt ihrer Abhängigkeit von dem Erzbischof mit keinem Wort, bestätigt

aber dafür von neuem ihre Gerechtsame und Gewohnheiten, und König Rudolf I., noch weiter gehend, bewilligt ihnen sogar in einem Diplom vom 22. September 1282 das Recht, daß sie weder einzeln noch gemeinsam vor fremde Gerichte [9] gefordert werden dürfen.

Daß man im Hinblick auf diese Verhältnisse, auf die fernere Verfassungsentwickelung der Stadt, auf ihre politische Thätigkeit, mit der sie ohne Rücksicht auf den Erzbischof Bündnisse mit den Landgrafen schließt und hochbedeutende Rechte, wie das Münzregal, das Voigtgeding u. s. w., an sich bringt, ein Emporwachsen zur Reichsfreiheit anerkennen muß, wer wollte das leugnen? Wer wollte leugnen, daß Erfurt zu dem Glauben berechtigt war, der erzbischöflichen Macht entwachsen zu sein, als deren Schutzfähigkeit sich in den unsicheren Zeiten des Mittelalters zu schwach erwies und die Bürger allein ihrer eignen Kraft vertrauen mußten? — Professor Kirchhoff sagt mit Recht: Wenn Köln ähnlich wie Erfurt seine vom Reich stammenden Gewalten mit bischöflichen vertauschte und dann nach Erblühen der Gemeindemacht der Botmäßigkeit seines Herrn und obersten Richters im Wesentlichen dadurch entwuchs, daß es Letzterem unmöglich wurde, sich die freie Verfügung über die finanziellen und militärischen Kräfte der Bürgerschaft zu sichern, so dürfen wir die Rolle, die Erfurt thatsächlich in der deutschen Geschichte gespielt hat, derjenigen der Freistadt Köln durch keine wesentlichen Verschiedenheiten der staatsrechtlichen Stellung fernrücken.

Dessenungeachtet beharrte aber Mainz darauf, seine landeshoheitlichen Rechte über Erfurt als zweifellos hinzustellen, und wenn es damit vorläufig in immer neu aufflammendem Streit auch keinen praktischen Erfolg erzielte, des öfteren sich sogar gefallen lassen mußte, daß die stolze Stadt vor seinen Fürsten die Thore schloß und ihnen den Einzug weigerte, so war sein Arm doch stark genug, um unter Benutzung der kirchlichen

Digitized by Google

Macht, unter Beihülfe des Klerus, vor allem unterstützt durch den Unfrieden zwischen dem Rath und den Bürgern, Einfluß auf das städtische Regiment zu gewinnen und auf diese Weise sich auf Sprungweite dem gesteckten Ziel, die Stadt ganz in seine Gewalt zu bekommen, zu nähern.

Freilich nur auf Sprungweite, denn zum Angriff kam es nicht; daran wurde Mainz vorläufig noch durch einen ebenbürtigen Rivalen, dem Umstände und Verhältnisse nicht minder großen Einfluß auf Erfurt eingeräumt hatten, gehindert. — Es war Sachsen, welches durch sein Eingreifen die Pläne des Erzstiftes nicht nur nachtheilig beeinflußte, sondern dem Gang ihrer Ausführung auch eine Dauer und Richtung verlieh, welche demselben nur geringe Hoffnung auf baldigen Erfolg ließ.

Wie es kam, daß Sachsen mit Mainz in Konkurrenz treten und ebenfalls Anspruch auf oberhoheitliche Rechte bezüglich Erfurts geltend machen durfte, werden wir aber gleich sehen.

Wie überall, schon unter den Karolingern, sich die Gauverfassung bildete, nach welcher Deutschland in Herzogthümer und diese in kleinere Distrikte, „Gaue“, eingetheilt wurden, so griff diese Einrichtung auch in Thüringen platz. Als Vorsteher dieser Distrikte, als sogenannte Gaugrafen, welche das Richteramt und die Verwaltung der Reichsgüter besorgten, traten hier die Grafen von Schwarzburg, von Kirchberg, von Orlamünde, von Kevernburg und Gleichen auf, über diesen aber herrschte der Landgraf, gleichsam der oberste Verwalter des Landes und, im Namen des Königs, auch der oberste Verwalter des Landgerichts.

Obwohl nun, wie wir gesehen haben, die Stadt Erfurt nicht unter diesem Landgericht stand, sondern als eine ihrer wichtigsten Freiheiten das Recht besaß, daß ihre Bürger vor kein auswärtiges Gericht gefordert, sondern nur von ihren

Digitized by Google

städtischen Gerichten abgeurtheilt werden durften, so erscheint es doch ganz natürlich, daß in dem gleichen Maße, wie nach und nach die Grafen und Herzöge sich nicht mehr an den Ursprung ihrer Machtstellung erinnerten, vielmehr dieselbe als Erbe und Eigenthum betrachteten, auch die Landgrafen und ihre Nachfolger, obwohl sie außer der Schirmvogtei über das Marienstift und das Geleitsrecht keine anderen Rechte in Erfurt besaßen und ebensowenig vermochten, sich in demselben festzusetzen, bemüht waren, die ihnen anvertrauten oberhoheitlichen Rechte mit der Zeit als erblich wohl erworben darzustellen und als solche sich neu bestätigen zu lassen.

Der letzte der Landgrafen war Heinrich Raspe! Als dieser kinderlos starb, verband man Thüringen mit der Markgrafschaft Meißen; dieselbe war mit Sachsen verbunden, und so trat dieses, dem es weder an Kraft noch an Willen fehlte, neben Mainz, wie bereits angedeutet, als Mitbewerber um den Besitz Erfurts auf, zunächst dahin wirkend, seine verbrieften Rechte in eine Schutzgerechtigkeit über die ganze Stadt zu entwickeln und dabei das Schutzgeld, welches ihm Erfurt zuweilen auf gewisse Jahre vertragsmäßig und freiwillig zahlte, in ein Recht und eine fortwährende Abgabe zu verwandeln.

Diese Politik verfolgte Sachsen im Jahre 1440 und derselben blieb es treu, als Erfurt, im Streit mit Erzbischof Diether sich der Macht der Verhältnisse beugend, mit diesem, sowie mit Kurfürst Ernst von Sachsen, welcher durch seinen Sohn, Diethers präsumptiven Nachfolger, in nähere Verbindung mit Mainz getreten war, an einem Tag die Konkordate zu Amorbach und Weimar schließen mußte. Durch diese empfing Erfurt zwar seine Freiheiten und Rechte seitens Mainz' und Sachsens von neuem bestätigt, mußte aber auch für künftige Zeiten ausdrücklich das Schutzrecht Sachsens über sein Gebiet anerkennen und dafür ein jährliches Schutzgeld von 1500 Gulden zahlen.

Digitized by Google

Daß Erfurt unter diesen Umständen sehr zu leiden hatte und sich, um den Schein seiner Selbständigkeit und die Achtung vor seiner Machtstellung zu wahren, Repräsentationspflichten auferlegen und Opfer bringen mußte, die nicht im richtigen Verhältniß zu seinen Einkünften standen, ist zweifellos. Dessenungeachtet hätte es, wie Erhard treffend bemerkt, bei verständigem Gemeingeist, redlicher Verwaltung nnd rechtzeitiger Benutzung der Zeitumstände auch ferner mit Ehren bestehen können. Das frühere Glück aber, der Erfolg seiner Waffen und der Einfluß, den es folgedessen zeitweilig auf die politischen Verhältnisse Thüringens auszuüben im stande war, hatte die Erfurter übermüthig gemacht. Anstatt auf Mittel zu sinnen, den Aufwand, welchen kostspielige Bauwerke, Kriegsrüstungen und Unterhandlungen verursacht hatten, durch gute Staatswirthschaft wieder zu ersetzen, verschwendete man, scheinbar um der Stadt Ehre zu machen, beträchtliche Summen nutzlos an kostbare Feste,[10] untergrub damit mehr und mehr die Wohlfahrt der Stadt und bereitete der Sinnenlust und Sittenverderbniß den üppigsten Boden. Nur noch bei Wenigen fand sich damals Treue und Hingebung an das öffentliche Wohl, vorherrschend wurde dagegen bei den Reichen üppiger Hochmuth, bei den Bürgern Eigennutz, bei allen Ständen aber, je nach ihrem Interesse, eine gedanken- und gesinnungslose Parteisucht, die im Verlauf der Zeit nicht allzu selten ihre Augen begehrlich auf Mainz und Sachsen richtete und ihr Heil bei diesen Mächten suchte.

So war der Zustand, als das Jahr 1509 finster und unheildrohend heraufzog!

Die Stadt war tief verschuldet. Bereits seit 1478 arbeitete ihr Magistrat mit einer beträchtlichen Unterbilanz. Alle Versuche, dieselbe zu überwinden, waren vergeblich; der letzte, das Defizit durch Aufnahme einer Menge kleiner Kapitalien zu

Digitized by Google

decken, aber geradezu verderblich, weil dadurch die Unzufriedenheit in viele Kreise getragen wurde. — An 509 verschiedene Gläubiger mußten Zinsen bezahlt werden, die bestehende Kalamität ließ die Frage, wieviel Prozent der einzelne Gläubiger forderte, vollständig unberücksichtigt und man zahlte je nachdem 4, 5, 6 und 7½ Prozent. Erfurt hatte 1509 32494 Schock Zinsen[11] zu entrichten, während die Gesamteinnahme nicht mehr wie 33498 Schock betrug.

Leider sind die hierauf bezüglichen Dokumente, wie alle Zeugen aus damaliger Zeit, z. B. auch die Rathsrechnungen bis 1528, beseitigt worden, aus der einzigen vom Jahre 1505 stammenden Rechnung sind ganze Einnahme- und Ausgabetitel herausgerissen, und wenn man versucht, sich aus einer noch erhaltenen Hauptrechnung dieses Jahres, aus der großen Mater — Erfurter Stadtarchiv — ein Bild der damaligen Finanzverwaltung zu bilden, so ist es kein erfreuliches. Nicht eine Rechnung gewährt dem Forscher klaren Einblick, es fehlt an der Summirung der Einzelbeträge, bedenkliche Rechenfehler laufen unter, die Bilanz der Einnahme und Ausgabe fehlt, und die einzelnen Kapitalbeträge sind nicht einmal mit ihrem Zinsfuß angegeben. Die von der Gemeinde erwählten Abgeordneten, als sie beim Beginn des tollen Jahres im Auftrag des tobenden Volkes die Revision des Rathsarchives vornahmen, hatten nicht Unrecht, wenn sie beim Einblick in dasselbe den Ausspruch thaten: „Alles ist dunkel und bedeckt!“

Und doch wäre es vielleicht, trotz dieser Verwirrung, nicht unmöglich gewesen, der hereinbrechenden Katastrophe einen Damm entgegenzusetzen, wenn Offenheit und Vertrauen den Rath und die Bürgerschaft verbunden und beide sich, wie im Jahre 1628, wo die Stadt eine viel größere Schuldenlast — 1312207 Thaler 12 Groschen — drückte, die Aufgabe gestellt und gelöst hätten, eine verständige Schuldentilgung zu vollziehen.

Digitized by Google

Dazu fehlten aber die Bedingungen ganz und gar. Noch blühte zwar Erfurts Handel, noch bot der Waidanger, das forum glastarium, jenes Bild, wie es uns eine handschriftliche Chronik von 1581 entwirft, das Bild eines mächtig pulsirenden Marktverkehrs mit einer Wagenburg, welche sich oft von der Krämpferstraße bis nach dem Brunnen bei St. Bartholomäus am Anger erstreckte; es zeugten noch die stattlichen Paläste der Stotternheims, der Millwitze, der von der Sachsen, von der Margarithen, der Kranichfelds, Zieglers und Kellners von dem großen Reichthum der Patrizier; die glänzende Schale umschloß aber nicht mehr wie früher den gesunden Kern bürgerlichen Gemeinsinns und bürgerlicher Eintracht, sondern bildete einen Deckmantel, unter welchem sich nur nothdürftig die Gegensätze landesherrlichen Hochmuthes und anarchistischer Gelüste verbargen. Der Rath erlaubte sich mehr als je ein eigenmächtiges Verfahren, und die Vierherren, welche einstmals, als während der Belagerung der Stadt durch Landgraf Friedrich den Freudigen heftige Kämpfe zwischen den Patriziern und Bürgern tobten, aus der Mitte der Letzteren gewählt wurden, um die Rechte der Gemeinde beim Rath — unabhängig von demselben — zu wahren und im Namen derselben zu stimmen, hatten längst ihren Beruf als Vertheidiger der Volksrechte vergessen und machten mit den Patriziern gemeinsame Sache.

Es wurde dunkel und dunkler am Horizonte Erfurts.

Man war nicht mehr im stande, die öffentlichen Ausgaben in ein richtiges Verhältniß zu den Einnahmen zu bringen, der Eigennutz übte freche Eingriffe in das Vermögen der Stadt, und die Schuld stieg so hoch, daß man nicht mehr die Zinsen zu zahlen vermochte. Als nach den Rechtsanschauungen jener Zeit die Gläubiger sich der Personen einzelner Bürger bemächtigten und die Erfurter sich nicht mehr ungefährdet aus den Thoren der Stadt zu begeben vermochten, war es nicht mehr allein das

Digitized by Google

Mißtrauen in die Redlichkeit der Verwaltung, welches die Gemüther bedrückte, sondern mehr noch ein tiefer gegen die Häupter der Stadt, namentlich gegen den Obervierherrn Heinrich Kellner, genährter Haß, welcher sie erfüllte und des Signales harrte, um in allgemeine Empörung auszubrechen.

Da gab der Rath der Stadt oder, wie man glaubte, eigenmächtig und unabhängig von demselben, der Obervierherr Heinrich Kellner, dieses Zeichen, indem er, um der dringendsten Verlegenheit abzuhelfen, den wichtigsten Bestandtheil des städtischen Gebietes, „das Amt Kapellendorf", an Kursachsen verpfändete und den Stolz der Gemeinde tief verwundete.

Der Damm war nun gebrochen, der Strom entfesselter Leidenschaft ergoß sich ungehindert über die geängstete Stadt, und gegen Ende Mai, nach der letzten Abrechnung der Ostermesse, wo dem Rath die Unhaltbarkeit der Zustände klar geworden, beschloß man, einige Vertreter der Geschlechter und, da diese aus Furcht vor dem Pöbel den Antrag ablehnten, die größeren Handwerke und Viertel ins Vertrauen zu ziehen, d. h. den Vertretern derselben — zwölf für jedes Viertel —, die Lage der Sache zu eröffnen.

Anfänglich wagten zwar diese Vertrauensmänner dem Rath gegenüber kaum feste Stellung zu nehmen und wurden bei Ausübung ihres Mandates sehr von dem Bewußtsein beeinflußt, es mit einer mächtigen Partei, welcher man nicht ungestraft die Wahrheit sagen dürfe, zu thun zu haben; nachdem ihnen aber seitens der Gemeinde die eidliche Versicherung gegeben worden, daß ihnen kein Nachtheil geschehen, sondern für alle Fälle Schutz und Schadloshaltung zugesichert sein solle, übernahmen sie ihr Amt.

Die Verhandlungen begannen; eifrig berieth man über Mittel und Wege, einen Ausgang aus dem Labyrinth zu finden, und wurde endlich schlüssig, von dem Rath kurz und bündig

Digitized by Google

zu verlangen, daß er den Deputirten einen klaren Einblick in den Stadthaushalt gestatte.

Zu jeder andern Zeit würde eine solche Zumuthung von dem stolzen übermächtigen Rath kurz und schroff abgelehnt und Diejenigen, welche sie zu stellen sich erkühnten, mit schwerer Buße belegt worden sein. Jetzt lagen die Sachen anders. Der Rath sehnte sich, seine Sorge durch ein befreiendes Bekenntniß mit auf die Schulter der Gemeinde zu wälzen, empfing deshalb die Deputation auf dem Rathhaus und machte ihre Mitglieder, unter Vorlage der Schuldregister, zu Mitwissenden des niederschmetternden Geheimnisses, daß auf der Stadt eine Schuldenlast von 600 000 Gulden ruhe und die darauf zu zahlenden Zinsen eine Höhe von 30 000 Gulden erreicht haben.

Furchtbar war die Wirkung dieser Eröffnung auf das Volk; in hellen Haufen zogen aufgeregte Massen nach dem Fischmarkt, und nur den Vierherren, den Erwählten der Gemeinde, indem sie den Bürgern die Erklärung gaben, in eine weitere Untersuchung der Angelegenheit treten und volles Licht über dieselbe verbreiten zu wollen, gelang es, grobe Ausschreitungen zu verhindern.

Die Abgesandten des Volkes forderten denn auch in diesem Sinne von dem Rath die Ablage einer dreißigjährigen Rechnung — einmal, um zu erfahren, wozu die nicht unbeträchtlichen Bürgerschatzungen der letzten Jahre verwendet worden, das andere Mal, um den Rath während der Untersuchung in die Zwangslage zu bringen, unlösbaren Räthseln und Fragen gegenüber seine Schuld und Ohnmacht zu bekennen. —

Das Erstere erreichten die Deputirten nicht; denn abgesehen von seiner ungenügenden Entschuldigung, „es habe ja alljährlich ein Rath dem anderen Rechnung abgelegt und sei daher keine weitere Rechnung vonnöthen“, konnte er ohne Schwierigkeit die Theilnahme Erfurts an dem sächsischen Bruder-

Digitized by Google

krieg, den Feldzug nach Neuß, die während der Zwistigkeit mit Erzbischof Diether erfolgte Befestigung der Cyriaxburg, vor allem aber den sächsischen Schutz und die Konkordate von Weimar und Amorbach, welche über eine Million Gulden gekostet hatten, als die Hauptursachen der Verschuldung angeben.

Glücklicher waren die Deputirten, als das schnaubende, dem Rath mißtrauende Volk sie beauftragte, die Aushändigung der Schlüssel zu den Thoren der Stadt und der Cyriaxburg zu verlangen. Nicht nur, daß der Rath in unbegreiflicher Schwäche dieser Forderung nachgab, er ließ es auch geschehen, daß sich der Pöbel bewaffnete, die Wälle der Stadt und Cyriaxburg besetzte und damit die Hand auf das Regiment der Stadt legte.

War es da nicht eine natürliche Folge der eingetretenen Schwäche, daß der Rath zur Beseitigung dieser Wirren, anstatt sich selbst zu schützen, seine Augen hülfesuchend auf Sachsen richtete und es geschehen ließ, daß in derselben Zeit die Bürger den Abgang einer Gesandtschaft beschlossen, welche sich nach Mainz begeben nnd den Beistand des Erzbischofes Uriel anflehen sollte? Konnten bei der eignen Fassungslosigkeit seine Bemühungen, diese Gesandtschaft durch Vorstellung der Gefahr, welcher die städtische Freiheit durch diesen Schritt ausgesetzt werde, zu verhindern, noch auf Erfolg rechnen?

Nein! Es mußte kommen, wie es die durch das Dunkel jener traurigen Zeit spärlich dringenden Nachrichten schildern.

In den alten Rathhaussaal, an dessen Wänden die Schilder edler Geschlechter prangten, durch dessen mit Glasmalerei herrlich geschmückte Fenster Kaiser und Fürsten herabgesehen hatten auf das buntbelebte Bild freistädtischer Herrlichkeit, in dessen Raum so mancher hochpolitische Machtspruch der kraftvollen Stadt gefällt worden, drangen — als der Rath versammelt war — unter großer Bedeckung die Deputirten mit

Digitized by Google

ihren Handwerksmeistern. Bar der gewohnten Ehrfurcht vor der Würde des Rathes, riefen sie dem Obervierherrn Heinrich Kellner zu: Ob es wahr wäre, daß durch ihn das Amt Kapellendorf verkauft oder versetzt sei und ob er dies ohne des Rathes und der Gemeinde Wissen und Zustimmung gethan habe?

Es war ein verhängnißvoller Augenblick; bedeutungsvoll und folgenschwer. Bedeutungsvoll, weil er zur Erkenntniß führte, daß die Vertreter der Gemeinde einen Umsturz der Verhältnisse herbeizuführen entschlossen waren, und folgenschwer, weil die Antwort Kellners auf lange Zeit hinaus das letzte achtunggebietende Wort war, welches unterm Schutz autokratischer Gewalt an dieser Stelle gesprochen wurde.

Mit Würde erhob sich der Obervierherr und erwiderte den Abgeordneten: Das sagen schlechte Leute, daß ich das Amt Kapellendorf verkauft habe. Dann aber heftiger fragte er dieselben: Was sie denn eigentlich unter der Gemeinde verständen? Und stolz — als die Deputirten antworteten: Ihres Wissens nach sei dies die ganze Bürgerschaft — rief er ihnen endlich, sich dabei auf die Brust schlagend, zu: Hier steht die Gemeinde!

Dieser Ausspruch kostete ihm in der Folge sein Leben.

Die Abgeordneten antworteten: Es geziemet einer Gemeinde nicht, solche Worte zu leiden, trugen auf seine sofortige Verhaftung an und besiegelten damit ihren Entschluß, von nun an keine andere Autorität als die des Volkes gelten zu lassen. — Zwar gelang es dem Zuspruch der übrigen Rathsherren, die Festnahme Kellners vorläufig noch zu verhindern und seine Ankläger zu bestimmen, ihn gegen sein Versprechen, die Stadt ohne Erlaubniß des Rathes und der Gemeinde nicht zu verlassen, freizugeben. Diese Freiheit war aber nichts anderes als ein wohlkontrollirter Arrest im eigenen Hause. Dasselbe, in der

Digitized by Google

Neustadt belegen, damals wie heute noch unter dem Namen „zum bunten und neuen Schiff" als eines der stattlichsten Patrizierhäuser in Erfurt wohlbekannt,[12] war Tag und Nacht von Haufen aufgeregten Volkes umstanden. Haßerfüllte Zurufe desselben, welche sich, namentlich nach Verbreitung des Gerüchtes, daß die Stadt alljährlich ein Defizit von 10000 Schock aufzuweisen habe, zu beängstigenden Wuthausbrüchen steigerten, ließen Kellner mehr und mehr an seiner Sicherheit zweifeln und bestimmten ihn endlich, sich unter dem Schleier der Nacht aus seinem Hause in die nahegelegene Viti-Kirche[13] zu flüchten, um sich dort während der nächsten acht Wochen in einem öden, über der Orgel liegenden Bodenraum zu verbergen.

So endete der erste Akt der Tragödie, welche Erfurt unter den Augen seiner oberherrlichen Nachbarn — Mainz und Sachsen — in Szene gesetzt hatte. —

Wie aber verhielten sich derselben gegenüber diese?

Mainz, welches, wie bekannt, mit vielen landesherrlichen Rechten ausgerüstet, dieselben durch den Gang der Dinge gefährdet sah und mit Mißbehagen seine Augen auf die tobende Gemeinde richtete, und Sachsen, dem es nicht gleichgültig sein konnte, daß inmitten seines Territoriums die Empörung wüthete?

Zunächst was Sachsen, vielmehr seinen Kurfürsten Friedrich den Weisen, betrifft, so stellte sich derselbe, als seien ihm die Ursachen des Aufruhrs unbekannt, und beauftragte seinen Geleitsmann, Freidank von Wallenrodt, genauen Bericht über denselben zu geben. Dann aber, als dieser, den Pöbel fürchtend, sich der Aufgabe entzog, sandte der Kurfürst seinen Hauptmann Friedrich von Thun nebst Dietrich von Beulwitz nach Erfurt, um dessen Bewohnern den Wahn, Kapellendorf sei verkauft, zu nehmen und durch strenges Verfahren gegen die Urheber dieses Gerüchtes seine Machtstellung über die Stadt den Bürgern derselben von neuem in Erinnerung zu bringen.

Digitized by Google

Es muß als wahr anerkannt werden, was Dr. Burckhardt[11] bezüglich dieses ersten Eingriffes Sachsens in die Wirren der thüringischen Hauptstadt sagt: Daß demselben die Idee, das alte herrliche Erfurt zu sich hinüberzuziehen, nicht allzufern gelegen habe, daß nach Lage der Verhältnisse eine Verwirklichung derselben auch nicht unmöglich gewesen wäre und Erfurt sicher in der Geschichte der Ernestiner eine wichtige Rolle hätte spielen können, — wenn seine folgende Politik eine weniger schwankende gewesen und Friedrich der Weise sich thatkräftiger gezeigt hätte. Durch Sachsens Eingreifen wurde Mainz in der Ausführung seines Planes, Erfurt dem Erzstift zu unterwerfen, zweifellos sehr beeinflußt und dem Gang der Ereignisse in der bewegten Stadt eine gewundene Richtung gegeben; den Einfluß des Erzbischofes auf die Stadt, welcher durch viele Kanäle — durch seine Beamten, durch den Klerus, vor allem durch seine bürgerfreundliche Haltung — wirkte, zu paralysiren, oder ihn ganz lahm zu legen, war Sachsen aber nicht im stande; daran wurde es, wie bemerkt, behindert durch die Unsicherheit seiner Politik und die Unklarheit seines Begriffes von dem, was es zu thun berechtigt und verpflichtet war. Kellners Leidensgeschichte, welcher Sachsen jedenfalls einen weniger tragischen Ausgang verleihen konnte, die Ausübung seines Schutzrechtes während des tollen Jahres, bei dem es den Muth hatte, den Erfurter Bürgern Schutz zuzusagen, aber keinen Muth hatte, die Ausraubung ihres Eigenthums zu verhindern, bestätigen das zur Genüge, und wenn es noch eines Beweises hierzu bedürfte, so sind es die Worte Friedrich des Weisen, welche er bei Gelegenheit der bäuerlichen, zum guten Theil durch die damalige Thaten- und Gewissenlosigkeit einzelner Fürsten und durch die Erbärmlichkeit der Reichsverhältnisse herbeigeführten Unruhen am Abend seines Lebens Johann, seinem Bruder, schrieb. Die betreffende Stelle in seinem Brief: „das haben wir um unserer Sünden willen

verdient", galt jedenfalls nicht zum geringsten der Erinnerung an die trüben Tage Erfurts.

Ganz anders, zielbewußter und zäher trat Mainz in die Erfurter Bewegung ein. Sein Domherr, Reuß von Plauen, sah kaum die Schwankung, welche sich unter der Einwirkung der sächsischen Gesandten in der Volksmeinung zu vollziehen schien, als er seine Gegenminen springen ließ und die Bürger theils durch sein persönliches Auftreten, theils durch die Reden des Dechanten von St. Sever, Doleator, welche selbst diejenigen des sachsenfreundlichen berühmten Rechtsgelehrten Dr. Henning Goede im Dom wirkungslos machten, für Mainz zu gewinnen suchte.

Sachsen reussirte nicht, brachte vielmehr dadurch, daß es seine Anhänger, darunter Goede, Johann Reynboth, Johann von der Sachsen und Zerbst, am 14. Juli nach Gotha zu einer Besprechung berief, die ihm feindliche Bewegung noch vollends in Fluß.

Nicht minder bewirkte es durch sein Verfahren, daß die früher schon seitens der Gemeinde ins Auge gefaßte Idee, eine Gesandtschaft nach Mainz zu schicken, zur Ausführung kam und Heinrich Kellner, der auf Zureden seiner Freunde in sein Haus zurückgekehrt war, aufgegriffen und ins Gefängniß, in die sogenannte schwarze Dornitz, geworfen wurde.

Die Mainzer Gesandtschaft wurde zwar auf ihrer Rückreise, als sie in Begleitung zweier erzbischöflicher Domherren und Räthe Kloster Georgenthal im Thüringerwald berührte vom Hauptmann Friedrich von Thun auseinandergesprengt, die erzbischöflichen Gesandten nach Mainz zurückgeschickt und die Erfurter gefangen nach Weimar geführt, Heinrich Kellner aber dafür am 6. August, abends 9 Uhr, dem ersten peinlichen Verhör unterworfen.

Schon hier zeigte sich die Politik Sachsens als eine schwankende und unsichere. Man konnte es begreiflich finden, daß dasselbe mit nicht allzufreundlichen Augen der Mainzer

Digitized by Google

Gesandtschaft gefolgt war und ihr den Durchzug durch sächsische Lande, sowie den Eintritt in Erfurt zu verwehren suchte, unbegreiflich aber erscheint es, daß Sachsen nach diesem energischen Auftreten bemüht war, den Eindruck desselben auf die rebellische Gemeinde abzuschwächen, indem es auf dem Berathungstag von Ingersleben, 15. Juli, nicht allein bestrebt war, den Ueberfall von Georgenthal durch Thun so hinstellen zu lassen, als habe dieser denselben ohne das Wissen seines Herrn ausgeführt, sondern auch den Versuch machte, das Vertrauen der ihm abgeneigten Gemeinde dadurch zu gewinnen, daß es ihr als Aequivalent für dasselbe versprach, die Tilgung ihrer Schulden in die Hand nehmen zu wollen.

Das erstere konnte natürlich keinen Glauben finden, weil eine von Mainz inzwischen eingereichte Beschwerde seitens der kurfürstlichen Regierung vollständig unberücksichtigt geblieben war, der andere Versuch aber mußte erst recht zu einer diplomatischen Niederlage führen, weil Sachsen mit Ausnahme des Rathes in Erfurt nur wenig Anhang, Mainz dagegen alle Ursache hatte, einem Schuld- und dadurch Abhängigkeitsverhältniß Erfurts zu Sachsen vorzubeugen. Letzteres hatte mit seiner Politik so gut wie nichts erreicht; es mußte sich vorläufig mit einem ehrenvollen Rückzug begnügen und zufrieden sein, daß die Erfurter wenigstens seiner Forderung entsprachen und ihm durch Vorlage der jedenfalls sehr gefärbten Verhörsprotokolle[15] eine beruhigende Erklärung über Kellners Lage gaben. —

In Erfurt selbst gingen inzwischen die Wogen des Aufruhrs immer höher, wurde der innere Zwiespalt immer größer; Keiner traute mehr dem Anderen, aus dem Krater entfesselter Parteileidenschaft quollen die mephitischen Dämpfe zügelloser Volkswuth, und aus der Masse des Pöbels löste sich jene wüste Gruppe, welche man „die schwarze Rotte"[16] nannte.

Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit Mainz heimlich

Digitized by Google

an der Bewegung theilnahm und bei dem Aufstand Hülfe leistete; daß es aber die volle Entfaltung desselben so wenig wie möglich verhinderte, sondern dieselbe durch heimliche Parteinahme für die Rebellen förderte, darf wohl kaum bezweifelt werden. Ist es doch eine bekannte Thatsache, daß schon vor Ausbruch des tollen Jahres der Rath mainzische Söldner, darunter den mainzischen Vizedom Engelmann, welcher sich früher bereits durch heimliche nach Mainz geschriebene Briefe verhaßt gemacht und auf die Spaltung des Kollegiums hingearbeitet hatte, zu seinen Mitgliedern zählte und daß — ein weiteres Zeichen politischer Wühlerei — der Pöbel 1509 die Straßen Erfurts mit dem Ruf: „bloet Roth, hau, stich todt, heute für Menz, alle Zeit für Menz!" durchtobte.

Unter diesen Verhältnissen gingen die gemeinen Bürger immer mehr aus den Schranken gesetzlicher Ordnung, immer heftiger trat das Verlangen, Kellner als Opfer ihres Grimmes fallen zu sehen, an den Tag, und beherrscht von demselben, schritt man endlich, in Anwesenheit der Rathsmitglieder Balthasar Gunstedt, Hartung Millwitz, Marx von Grafendorf, Claus Schenk, Matthes von Bock u. A. zum ersten peinlichen Verhör. Unter Anwendung von Daumenschrauben, Klammern und acht Nägeln (noch ein gelinder Modus) versuchte man ihm Geständnisse abzuringen. Unnatürlich lang wurde die Marter ausgedehnt; aber Kellner blieb standhaft, er hoffte, daß seine Kläger nicht auch seine Richter sein würden.

Auch am 13. August, wo ein zweites Verhör stattfand, erreichte man keinen besseren Erfolg. Nicht weniger als 34 Artikel wurden ihm unter entsetzlichen Qualen vorgelegt; hätten die in denselben angeführten Klagen Beweiskraft erlangt und wären dadurch alle die kleineren und größeren Veruntreuungen, deren man ihn beschuldigte, erwiesen worden, es würde sich ein sehr trübes Bild seiner Amtsthätigkeit und der städtischen Ver-

Digitized by Google

waltung ergeben haben. Aber Kellner, unter Berufung auf das Zeugniß Mitlebender, deren Aussage und Glaubwürdigkeit sich leider der Kenntniß und Beurtheilung entziehen, leugnete standhaft, so daß auch die Behauptung seiner Ankläger und Feinde, er habe einst dem Kämmerer auf dessen Frage, unter welchem Titel eine an Kellner ausgelieferte Summe zu buchen sei, geantwortet: „Schreib's ins Hurenhaus!" als hinfällig erscheinen muß. Nur eins leugnete Kellner nicht: Geschenke empfangen zu haben. Die Rechtlichkeit seiner Handlungen sei aber dadurch nicht beeinflußt worden.

Dieses gewaltthätige Verfahren und die Furcht vor noch schlimmeren Auftritten bewog viele Rathsherren und vornehme Bürger — nach Zusammenstellung des Ernestinischen Archives hielten sich allein 80 reiche Erfurter in Sachsen auf — die Stadt zu verlassen und in den benachbarten Staaten ihre Zuflucht zu suchen; ein Nachtheil für Erfurt, welcher namentlich durch die damit verbundene Ableitung der Haupteinnahmequelle, des Waidhandels und der Waidbereitung, in die Nachbarstädte Arnstadt, Gotha, Tennstädt und Langensalza, durch den Grundbesitz der Exilirten, welchen der Rath einziehen ließ, bei weitem einen Ausgleich nicht fand.

Noch war aber Sachsen zielbewußt genug, die Sachen unter seinen Augen nicht gehen zu lassen, wie sie wollten. Die Gesandten, welche Erfurt nach Weimar schickte, um die Handlung an Kellner zu beschönigen, behielt Friedrich von Thun als Geiseln zurück, und Kurfürst Friedrich, welcher in dieser Zeit zuversichtlich noch die Absicht hatte, den Erfurter Knoten nöthigenfalls mit dem Schwert zu durchhauen, zog in Erwartung kommender Feindseligkeiten seinen Vetter Herzog Georg als natürlichen Verbündeten[17] mit in sein Interesse. Auch an Versuchen, namentlich von seiten Günthers von Schwarzburg und Hans von Gleichen, Kellners Befreiung zu erstreben, fehlte es nicht.

Mainz blieb aber fest in seiner Position. Es fürchtete Sachsen, wie es offen aussprach, nicht. Herzog Georg sei zur Führung eines Krieges zu arm und Kurfürst Friedrich eines solchen ungewohnt. Er pflege seinen Willen mehr mit Briefen als mit Gewalt durchsetzen zu wollen, und wenn Erfurt nur an einem Strick ziehe, d. h. wenn die immer noch ungebrochene Macht des Rathes beseitigt wäre, würde es sich gegen jeden Feind halten.

Und der Rath mit der kleinen sich um ihn gruppirenden Gemeinde sächsischer Freunde sah diesen Augenblick nah und näher rücken. Trotz der sächsischen Mahnbriefe — an einem Tage trafen 24 ein — ließ er es geschehen, daß die Mainzer Partei eine gründliche Untersuchung der Finanzen vornahm und die Wehrbarmachung der Stadt im Mainzer Sinn durch den Oberhauptmann Philipp von Heuchelheim und 800 vom Erzbischof gestellter Fußknechte erfolgte. Der Pöbel jubelte dem neuen Hauptmann im Stadtgraben zu; Schmählieder, darunter:

Kellners Tochter hat eine hohe Brost,
Daran hängt Kapellendorf, das Schloß.
Heinze Kellner alleine
Der wäre gerne daheime

oder

Der Kellner hat schmale Bein,
Er trägt das Geld in Butten heim.
Der Schüler (?) sitzt an der Ecken,
Er hilft des Herren Schalkheit decken,

wurden gesungen; dazu gesellten sich spöttische Umzüge; die Mainzer Knechte voran mit Pauken und Pfeifen führten, nicht ohne Anspielung auf Sachsen, einen Narren auf einen Esel gebunden einher; man beseitigte die Weinzeichen der entwichenen Bürger und dachte daran, den Handwerkern eine neue Ordnung zu geben.

Auf diese Weise mußte die Bewegung in Erfurt, nachdem auch der in Mühlhausen gehaltene Berathungstag, dank der

Digitized by Google

Beeinflussung durch Reuß von Plauen und Friedrich von Thun, welche sich redlich bemühten, den Gegensatz zwischen Rath und Gemeinde zu verschärfen, resultatlos verlaufen war, einen für Mainz immer günstigeren Verlauf nehmen. Die Prüfung der Stadtrechnung kam ins Stocken, der alte Rath, von dem die meisten Mitglieder entflohen waren, wurde abgesetzt und ein neuer von den Bürgern, ganz nach ihrer Willkür und gegen alles Herkommen, eingesetzt. Unaufhörliches Schießen mischte sich mit wildem Kriegslärm. Vor den Thoren streiften die Sachsen, um den Erfurtern den Weg zu verlegen; innerhalb der Stadt wüthete der Pöbel, und Mainz? — hatte nichts Eiligeres zu thun, als in der Eidesformel des neugewählten Rathes eine seinem Kurfürsten günstige, dafür aber den Freiheiten der Stadt höchst nachtheilige Veränderung anzubringen. Der neue Rath, bei dessen Wahl ohnehin große Mißgriffe vorgekommen waren, wußte bald ebensowenig seine Autorität dem Pöbel gegenüber aufrecht zu erhalten wie der alte, und die anarchistischen Mißstände, unter deren Schutz die greulichsten Verbrechen begangen wurden, spannten sich wie ein trüber Himmel über das arme Erfurt.

Mittlerweile hatte Kaiser Maximilian, welcher, zur Zeit mit der Bekämpfung Venedigs beschäftigt, nur wenig theil an den innern Leiden des Reiches nahm, nothgedrungen seine Aufmerksamkeit den Erfurtern zugewendet; um denselben in ihrer Bedrängniß eine Erleichterung zu verschaffen, hatte er bereits Ende 1509 auf Veranlassung des Kurfürsten Uriel ein Moratorium auf vier Jahre, innerhalb welcher Zeit allen Gläubigern der Stadt Erfurt untersagt wurde, ihre Ansprüche geltend zu machen, errichtet und am 28. Januar 1510 ein Mandat von Innsbruck an die Bewohner desselben erlassen, worin er diese aufforderte, dem Erzbischof, welcher sich mehr als das oppositionelle Sachsen seiner Gunst erfreute, Rechenschaft von dem Stand der

Finanzen zu geben. Auch vor den Reichstag nach Augsburg hatte er die hadernden Parteien geladen.

Das Moratorium aber verfehlte seinen Zweck, denn es erregte bei den Gläubigern, von denen die Schwächeren einen heftigen Protest dagegen erließen, während die Mächtigeren dasselbe mit erneuten Angriffen auf die Stadt beantworteten, großen Unwillen; ebenso blieb auch der Reichstagsabschied von Augsburg, in welchem unter anderem die Erledigung der sächsischen Ansprüche und die Beilegung der Erfurtischen Unruhen seitens des höchsten Reichsgerichtes aufgenommen wurden, wirkungslos. Nicht allein, daß man sich um denselben nur wenig kümmerte, ihm vielmehr seitens des Königs Wladislaus von Böhmen, sowie seitens des schwäbischen Bundes und Ulrichs von Württemberg nicht mißzuverstehende Sympathieäußerungen für Mainz folgten, so nahmen auch die Feindseligkeiten um Erfurt ihren Fortgang und vollzog sich die Schlußscene des Kellnerschen Dramas.

Gräßlich war die Qual der Folter, welche derselbe auszuhalten hatte, und nur gering noch die Kräfte, welche er bei fortgesetzt kannibalischer Behandlung seiner Wächter, die ihn Tag und Nacht quälten, ihn kreuzweis auseinanderreckten, zeitweis „kohlten“ (d. h. auf brennendes Stroh legten) und so oft ins Gesicht schlugen, daß er ein Auge verlor, für seinen letzten Gang übrig behielt. Noch 1518, wo der Rath von Jena zwei Theilnehmer, Günther Beyer und Günther Pritschendorf, peinlich über den Aufruhr vernehmen ließ, wußte man sich davon zu erzählen. Beyer sagte aus, daß ca. 26—28 Mann bei der Marter zugegen gewesen wären und Kaspar Fuchs, derzeit Wirth in Ilmenau, die Fragestücke in der Hand gehabt habe. — Solchen Qualen unterlag die stolze Kraft des Vierherrn, und er bekannte schließlich, was man wissen wollte.

Am Tage vor Petri und Pauli schleppte man den siebzigjährigen Mann auf einem Stuhl nach dem Fischmarkt vor das

Digitized by Google

Gericht. — Man frug nicht weiter nach der Glaubwürdigkeit seiner Bekenntnisse; das letzte derselben war maßgebend — einen Rechtsbeistand hatte man ihm verweigert.

Unabsehbar war die Menge — darunter allein 844 Gewappnete —, welche ihn zur Richtstätte, die anfänglich in der Schütt, nachher außerhalb des Krämpferthores, errichtet war, begleitete, und grausig das Exekutionsverfahren, welches ein ungeschickter Henker, den man für 20 Gulden anwarb,[18] am 28. Juni 1510, Nachmittag 3 Uhr, vollzog. Vierzehn Wochen blieb der Leichnam, nach der Sitte damaliger Zeit, am Galgen hängen; weithin leuchtete sein fuchsfarbenes Gewand, und für Viele ergab sich seine Unschuld dadurch, daß sein Körper zu bluten nicht aufhörte. Erst nach dieser Zeit fanden sich zwei Gesellen, die ihn in einem Sack mittelst einer Stange nach Lützendorf bei Weimar trugen und ihn dort unter Protest des Klausners begruben. —

Ein unanfechtbares Urtheil über Kellners Schuld oder Unschuld zu geben, ist leider nicht möglich. Das tiefe Dunkel, welches sich über die Episode von Erfurts Geschichte 1509/10 breitet, die Oberflächlichkeit der Chroniken, deren Berichte je nach der Parteistellung ihrer Verfasser sich bald zu Gunsten, bald zu Ungunsten des ermordeten Obervierherrn aussprechen, trüben den Blick des Geschichtsforschers ungemein. Die spärlichen Archivalien aber, welche der leidenschaftlichen Zerstörungswuth des zur Herrschaft gelangten Pöbels, wohl auch den Blicken der Mainzer Revisoren, oder derjenigen, die Ursache hatten, jedes Zeugniß ihrer Schuld zu vernichten, entgingen und einen Theil des Urkundenmaterials bilden, welches zwar bis Mitte des 17. Jahrhunderts sorgfältig aufbewahrt, später aber unter der Mainzer sowie französischen Herrschaft einem ungewissen Schicksal preisgegeben wurde und die schmerzlichsten Einbußen erlitt, stellen der Absicht, aus ihnen ein Bild zu entwerfen, welches

Digitized by Google

die Verhältnisse jener Zeit möglichst getreu wiedergiebt, fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Außer den im Sächsischen Ernestinischen Gesamtarchiv zu Weimar, im Dresdener Hauptstaatsarchiv und den Archiven zu Erfurt und Magdeburg aufbewahrten Urkunden, welche spärliche Streiflichter auf die mit den Erfurter Wirren in Verbindung stehende politische Aktion werfen, sind es nur wenige Schriftstücke, welche den Schleier lüften, der sich dicht und undurchdringlich über die während des „tollen Jahres" innerhalb der Mauern Erfurts sich abspielenden Vorgänge breitet. Die hauptsächlichsten, darunter verschiedene Schriftstücke der Mainzer Partei, ferner eine Art Mainzer Kopialbuch und vor allem eine Reihe Originalbriefe, welche sich im Archiv zu Weimar befinden und von dem um die Erforschung der Geschichte Erfurts hochverdienten Stadtrath Karl Herrmann entdeckt wurden, genügen aber für eine Darstellung des allgemeinen Verlaufs jener traurigen Episode und ergänzen wenigstens nothdürftig die Lücken, welche früher eine objektive Behandlung der Schuldfrage Kellners erschwerten.

Danach ergiebt sich, daß die Hauptschuld desselben, Kapellendorf eigenmächtig verpfändet zu haben, nicht besteht, daß die damit verbundenen Verhandlungen von Kellner nicht einseitig geführt wurden, sondern daß neben ihm sein Amtskollege Thilo Ziegler und die Vierherren damit beauftragt waren, d. h. um die Verpfändung wußten. Die projektirte Uebereignung sollte, nachdem Sachsen eine Anzahlung von 3000 Gulden geleistet, am 2. Juni 1508 stattfinden, sie scheiterte aber an einigen Formalitäten, und erst am 25. August, nachdem innerhalb des engeren Rathes weitere Verhandlungen stattgefunden hatten, übernahm der sächsische Rentmeister Leymbach aus Thilo Zieglers und Heinrich Kellners Hand den Kauf- oder Pfandbrief über das Amt und Schloß Kapellendorf. — Von einer geheimen

Digitized by Google

Abmachung zwischen Kellner und Sachsen kann also nicht die Rede sein.

Aber auch die Haltung Kellners, welche er der tobenden Gemeinde gegenüber bewahrte, war eine durchaus würdige und kraftvolle. Er verschmähte es, sein Wort, „die Stadt nicht ohne Wissen des Rathes zu verlassen", wie es viele seiner Kollegen — Hans Kranichfeld zum Stern, Wolfgang Millwitz zum Würzgarten, Balthasar Kellner zum Rosenhagen, Adolarius Ziegler zum Greiffen u. s. w. — gethan, zu brechen; standhaft ertrug er das Martyrium einer gefallenen Größe und, soweit seine Kräfte reichten, hielt er das Bekenntniß seiner Unschuld aufrecht.

Begreiflich mag es erscheinen, daß ein so kraftvoller, energischer Mann, in dessen Händen die ausgedehntesten Machtbefugnisse lagen, dessen Willen keinen Widerspruch kannte und der an der Spitze eines Gemeinwesens stand, auf welches in kriegerischer wie finanzieller Beziehung Fürsten und Herren sich gern in der Noth stützten, nicht immer die Grenze respektirte, welche zwischen beschränkter Amtsgewalt und persönlicher Willkür lag; unbegreiflich aber, wie man über dieser Schwäche die Verdienste eines Mannes, der unablässig an der Aufrechterhaltung der Rechte seiner Vaterstadt arbeitete, vergessen und das geringe Maß seiner Schuld mit dem größeren der eigenen Undankbarkeit zuschütten konnte. Man muß wohl zu der Schlußfolgerung gelangen, daß für seine Ankläger die Schuldfrage bedeutunglos, dagegen von größerer Wichtigkeit die Aufgabe war, sie so zu stellen, daß ihre Lösung die Gefahr beseitigte, welche die vom Mainzer Hof aus gelenkte Umsturzpartei in der ferneren Amtsthätigkeit des energischen stolzen Mannes erblickte. Deshalb mußte Heinrich Kellner stürzen, leiden und sterben. —

Inzwischen, um den Gang der Ereignisse weiter zu verfolgen, bemühte sich Sachsen, in Naumburg einen Tag zu stande

zu bringen, um dort mit Mainz und den kaiserlichen Abgeordneten über fernere gemeinschaftliche Maßregeln gegen Erfurt zu berathen; aber ohne Erfolg. Nicht allein, daß Mainz sich in jeder Beziehung widerwillig zeigte und den Bischof von Würzburg, ja selbst die böhmischen Stände zu gewinnen suchte, eine Pression auf Sachsen auszuüben, so zeigte sich auch Kaiser Maximilian abgeneigt, die Acht über Erfurt, auszusprechen, und beliebte nur ein Mandat, 25. Oktober 1510, an Erfurt zu richten, durch welches die Stadt aufgefordert wurde, 27 Tage später an des Königs Hof zu erscheinen und sich wegen ihres gesetzlosen Handelns zu verantworten.[19] Maximilian hatte aber ebensowenig Erfolg.

Erfurt, welches wohl wußte, daß es von den sächsischen Fürsten, die ohnehin unter sich uneinig waren, nicht allzuviel zu fürchten hatte, ignorirte das Mandat vollständig[20] und beantwortete es damit, daß es sich stärker rüstete, die schwächsten Zugänge der Stadt vermauerte und die Thore mit Bollwerken versehen ließ.

Auch der Berathungstag von Schlettstadt, wohin Maximilian Sachsen sowohl wie Mainz gerufen, um sie zur Beilegung der Erfurter Streitigkeiten zu bewegen, verlief resultatlos. Kurfürst Friedrich erschien zwar, indem er dem Kaiser gegenüber seine Forderung, die Acht über Erfurt auszusprechen, erneuerte, der Erzbischof Uriel ließ sich aber entschuldigen. Er kam nicht — wie es hieß wegen Leibesschwachheit —, und die Fehde um Erfurt? — dauerte fort.

Friedrich, aber auch sein Vetter und Verbündeter Georg, dessen Lauheit Sachsens ohnehin schwache Aktion sehr erschwerte, hatten Veranlassung, über Gewaltthätigkeiten der Erfurter zu klagen. Dieselben, ermuthigt durch des Kaisers Zögerung, die Acht auszusprechen, hatten einen Edelmann von Grimma, den sie gefangen, enthauptet und einen Knecht von Allstedt gevier-

Digitized by Google

theilt. Dafür wurden Schloß Schallenburg erobert und Berlstedt geplündert; in Erfurt aber, wo man Prozessionen hielt und an vier Altären — die Jungfrauen mit „zu Feld geschlagenen Haaren“ — für die Ruhe und Sicherheit der Stadt betete, vertrieb man in derselben Zeit Weiber, Kinder und Gesinde aus den verlassenen Häusern der Patrizier, raubte deren Einkünfte und verschärfte so fort und fort die Gegensätze fürstlicher Ohnmacht und bürgerlichen Trotzes.

Höchst gefährlich war es in jenen Tagen, wo in Erfurt der Einfluß von Mainz mit dem Ansehen der ihm günstigen demokratischen Partei mächtig zu Tage trat, die Ungunst des Volkes auf sich zu laden.[21] Selbst der mainzisch gesinnte Pfarrer zu St. Sever, Jakob Doleator, mußte wegen einer herben Predigt über den Rath empfindliche Strafe erleiden, und Dr. Bobenzahn, ein Rechtsgelehrter, der früher in Herzog Georgs Diensten stand, jetzt aber bei der Verhandlung mit Sachsen als Syndikus der Stadt Erfurt angestellt war, mußte sich vor der Gefahr, als Sachsenfreund zu gelten, nicht anders zu schützen, als daß er Herzog Georg mit den Worten: „Sonst muß ich meinen Leib in weit Abenteuer stellen“ um Ausfertigung eines Abschiedsbriefes bat.

Eindruckslos verhallte unter solchen Umständen die Nachricht, daß endlich am 12. Februar 1512 der erwartete Achtsbrief des Kaisers erschienen sei, gleichgültig sah man dem erneuten Versuch des Letzteren, die beiden Parteien Mainz und Sachsen auf dem nach Trier einberufenen Reichstag zu einigen, entgegen und ruhig verfolgte man den weiteren Verlauf der Dinge. Man hatte ja genügende Ursache dazu. Konnte man in Erfurt beim Durchzug der kaiserlichen Gesandten Jörg Kirchmüller und Wilhelm von Wolfstein schon bemerken, welch tiefen Eindruck die erregte, im Schutz ihrer mächtigen mit Karthaunen besetzten Wälle liegende Stadt machte, so erkannte man auch bald

Digitized by Google

weiter, daß sich derselbe auf Kaiser Maximilian übertragen hatte. Nicht allein, daß die Acht einstweilen bis Jakobi 1512 verschoben wurde, so konnte auch der Reichstag von Trier — welchem dieses Mal Sachsen fern blieb — seine Aufgabe bezüglich der Erfurter Wirren nicht lösen, und die Erledigung derselben mußte dem nächsten Reichstag von Worms vorbehalten bleiben.

Nur Mainz und die Erfurter, geführt von Dr. Bobenzahn, waren in Trier zugegen und beeinflußten unter Hinweis auf Sachsens Vergewaltigung, von der es allerdings nicht freizusprechen war, den Kaiser. Sie wußten Sachsens Schuld durch einschlägige Beispiele als zweifellos hinzustellen und erreichten es, daß Maximilian, wie bemerkt, nicht allein die Acht verschob, sondern auch die erlassenen Mandate mit Ausnahme desjenigen, welches Erfurt vor Gewaltmaßregeln schützte, aufhob.

Sachsen war tief verstimmt. Die kaiserlichen Mandate hatten bisher dem Uebermuth der Erfurter noch bestimmte Grenzen gezogen — jetzt war das vorbei; ein ferneres energisches Vorgehen gegen die renitente Stadt unter Beihülfe des Kaisers war mehr denn je zur Unmöglichkeit geworden und Kurfürst Friedrich gezwungen, nunmehr in andere Bahnen einzulenken. Er suchte nicht allein Hülfe bei dem Herzog von Mecklenburg, sondern trat auch in Gemeinschaft der sich jetzt wärmer anschließenden Albertiner mit Erfurt in direkte Verhandlung.

Aber auch auf diesem Wege wurde kein rechter Erfolg erzielt. Auf dem Tage von Weißensee, den Herzog Georg durch seinen Gesandten Heinrich von Schleinitz beschicken ließ, wurde das alte Lied gesungen: An eine Aenderung der Rathsverfassung sei nicht zu denken. Der Vorwurf, erklärte Bobenzahn, daß Erfurt die landesherrliche Oberhoheit von Mainz mehr als die sächsische Schutzherrlichkeit respektirt habe, sei ungerecht; unbegreiflich aber wäre eine solche Bevorzugung

Digitized by Google

trotzdem nicht, denn Sachsen habe sich wahrlich nicht als Schutzherr erwiesen.

Daß trotzdem Dr. Bobenzahn im geheimen Mainz abgeneigt war und Erfurt sich durch die Mainzer Gewalt schon seit einiger Zeit beengt fühlte, ahnte Friedrich, den man seitens der Prälaten, Ritterschaft und Städte zur Aktion drängte, freilich nicht; er mißtraute Erfurt zu tief und traf Anstalten daß ein allgemeines Aufgebot gegen dasselbe, Besetzung der Wälder, Aufstellung von Kundschaftern und — damit man dem Operationsfeld näher war — eine Verlegung der Hofhaltung nach Weimar, Gotha und Weißensee stattfand.

Erfurt erwies sich aber auch gar nicht demüthig; im Gegentheil, der Rath, um seine Zuversicht auf die eigene Kraft demonstrativ an den Tag zu legen, forderte die Gemeinde am 5. Oktober in den Kornhof, ließ verlesen, daß die ausgewanderten Bürger für alle Zeiten verbannt sowie des Rechtes, jemals eine Rathsstelle annehmen zu können, verlustig sein sollten, und zeigte dabei eine Ruhe und Zuversicht, welche nichts weniger als Furcht oder Bedürfniß nach fürstlichem Schutz an den Tag legte.

Zwischen 9 Thoren wachten nur 180 Mann, die Cyriaxburg war jede Nacht nur mit 36 Mann besetzt, und mehr als 15 besoldete Landsknechte waren in der Stadt nicht vorhanden. Erfurt stützte sich aber trotzdem auf eine mächtige Wehr, und das waren seine eigenen Bürger, sowie die ungeheure Festigkeit seiner Wälle. — Der Kurfürst Friedrich kam thatsächlich, da auch sein Vetter Georg wieder eine sehr unverläßliche Politik verfolgte, nicht weiter, als die Hand an den Schwertgriff zu legen, und wer weiß, wie alles noch gekommen wäre, wenn nicht zwei Ereignisse dem Gang der Verhältnisse eine andere Richtung gegeben hätten; — das eine: der Tod des Erzbischofs Uriel von Mainz, das andere: der Sturz und das blutige Ende Dr. Bobenzahns.

Digitized by Google

Leider ist es auch bezüglich des letztgenannten Vorfalles dem Forscher nicht vergönnt, ein klares Verständniß der demselben zu Grunde liegenden Ursachen zu gewinnen. Keine Chronik oder sonstige Darstellung existirt, welche bestimmten Aufschluß über die direkte Veranlassung von Bobenzahns Sturz und Ende giebt, und nur flüchtige Ueberlieferungen bilden den Faden, um welchen sich lose das Gebild einer dunklen Vorstellung jenes Ereignisses rankt. — Der Verlauf desselben war aber jedenfalls wohl folgender: Dr. Bobenzahn mochte sich schon längere Zeit die Sympathie der Erfurter, theils durch sein unfreundliches Betragen, theils durch sein hohes Einkommen, welches er bezog, vielleicht auch durch das Mißtrauen, welches man in die Redlichkeit seiner politischen Gesinnung setzte, verscherzt und den Haß derselben zugezogen haben. Gewiß ist, daß letzterer bei folgender Gelegenheit zum Ausbruch gelangte. Als man dem verstorbenen Erzbischof ein Begängniß hielt und beim Antritt zum Opfer Dr. Bobenzahn allen Räthen vorausging, soll ein Kandelgießer Namens Kune, welcher Aergerniß daran nahm, gerufen haben: „Gott erbarme es, daß Hurenkinder, die unsere Diener, vor unseren Herren einhergehen!“

Eine heftige Straßenszene, deren Mittelpunkt Bobenzahn, welcher mit der Waffe in der Hand auf den Kandelgießer eindrang, bildete und an welcher bald eine aufgeregte, sich ebenfalls gegen den Syndikus wendende Volksmenge theilnahm, war die Folge. — Dr. Bobenzahn floh in das Karthäuser Kloster, konnte sich aber, da auf demselben wegen eines Geistlichen noch der Bann lag, nicht halten und war eben im Begriff, einen weiteren Fluchtversuch zu machen, als er infolge der inzwischen gegen ihn erhobenen Anklage ergriffen und zunächst in den Mainzerhof gebracht wurde. Alte Gerüchte von seiner Ergebenheit für Herzog Georg wurden lebendig, man sprach von Amtsverletzung, führte ihn endlich ins Gefängniß und unterwarf ihn

Digitized by Google

wie Kellner der Marter.[22] — Merkwürdige Geständnisse mögen es gewesen sein, welche ihm da abgepreßt wurden. Nach einer freilich nicht hinlänglich verbürgten Nachricht gestand er, daß er sich mit vierzehn Anderen des Rathes für den 11. Juni verbunden, die Stadt Erfurt dem Herzog Georg zu übergeben, die Häuser der demokratisch Gesinnten durch Laternen zu bezeichnen und diese gefährliche Partei aus dem Wege zu räumen.

Schon bei seiner Uebersiedelung nach Erfurt soll er sich mit diesem Plan getragen und zu seiner Ausführung Geld von Schleinitz empfangen haben; ein Verdacht, der schwer erscheinen mag, der aber durch das zögernde Verhalten des Herzogs Georg in der Erfurter Frage und die mindestens freundliche Gesinnung Bobenzahns gegen den einflußreichen Rath des Herzogs erklärlich erscheint.

Am Mittwoch vor Pfingsten (31. Mai 1514) starb Bobenzahn. Wie Kellner erreichte er die Richtstätte, auf welcher er sein Geständniß widerrief, mit gebrochener Kraft. Während von seinen Mitangeklagten Georg zum Rochus die mildere Strafe der Enthauptung erlitt, wurde Dr. Bobenzahn vor dem Krämpfer Thor bei lebendigem Leibe geviertheilt.

Damit war das Maß der Greuelszenen in Erfurt voll und der Augenblick gekommen, welcher endlich die Reaktion brachte.

Den Ursachen gemäß, denen sie entsprang, und den Folgen nach, die sich daran knüpften, war es eine doppeltwirkende. Doppeltwirkend dadurch, daß sie durch das grausige Ende Bobenzahns und die harten Strafen, welche Sachsen über die landstreifenden Erfurter verhängte, Besonnenheit und Ruhe in die aufgeregte Stadt zurückbrachte; doppeltwirkend, daß durch den Tod Uriels, welchem nicht, wie Friedrich gehofft hatte, ein sächsischer Prinz, sondern durch die Bemühung Maximilians,

Digitized by Google

welcher Sachsen seine Lauheit in vielen das Interesse des Kaisers berührenden Fragen nicht vergessen konnte, ein Brandenburger, der thatkräftige Albert auf dem erzbischöflichen Stuhl folgte, die traurigste Episode in der Geschichte Erfurts einem vorläufigen Abschluß entgegengeführt wurde.

Sachsen, dessen Widerstandsfähigkeit unter der Ungunst der Verhältnisse erlahmt war und das sich auf dem Tag von Grimma zur Freude Georgs, der sich immer noch nicht als hülfsfreudiger Bundesgenosse erweisen wollte, schlüssig gemacht hatte, bis auf weiteres alle Gewaltmaßregeln gegen Erfurt einzustellen, dessen Eifer, auf dem Wege der Unterhandlung etwas zu erreichen, schließlich erkaltete und dessen Hoffnung, aus dem schutzherrlichen Verhältniß zu Erfurt in ein landesherrliches überzugehen, geschwunden war, sollte aber noch einmal wider Erwarten die Oberhand über Mainz, dessen Kurfürst seine Hand fester als je auf die leidende Kommune gelegt und ihrem Hülferuf in der Eigenschaft eines Landesfürsten, welcher abtrünnige Unterthanen von neuem zu Gnaden aufnimmt, Folge geleistet hatte, gewinnen. War es die Amnestie, die Kurfürst Albert II. erlassen und welche, da sie auf die aus Erfurt entwichenen im Schutze Sachsens stehenden Bürger nicht ausgedehnt werden sollte, letzteres verletzte und bestimmte, sein Schutzrecht aufs neue geltend zu machen; war es das Bewußtsein der Erfurter, dem Kurfürst in der Noth zu viel eingeräumt zu haben und ihm gegenüber eines Gegengewichtes zu bedürfen; kurz es trat plötzlich zu Gunsten Sachsens ein totaler Umschwung in der Gesinnung der Erfurter ein.

Die Chroniken, ohne die Ursachen, welche diesen Wandel herbeiführten, näher zu beleuchten, melden, daß Anfang September des Jahres 1516 der berühmte Jurist und Canonikus Henning Goede, welcher bei Beginn des tollen Jahres flüchtig werden mußte, jetzt aber von der hülfsbedürftigen Bürgerschaft, namentlich

von deren Obrist Rathsmeister Adolarius Hüttener, als Rechtsbeistand herbeigerufen war, zur großen Freude der Erfurter, die ihn feierlich an der Landesgrenze begrüßten, unter Führung ihres Hauptmannes und des gesamten Rathskollegiums, nach Erfurt zurückgekehrt war.

Am 9. September erschien er auf dem Rathhaus, um den Dank der versammelten Herren für seine Rückkehr, sowie die Bitte, mit Sachsen eine Versöhnung herbeizuführen, entgegenzunehmen, und am 2. Oktober wurde in Naumburg, wo auch Herzog Georg zugegen war, zum Verdruß von Mainz, welches vergeblich versucht hatte, diesen Schlag zu pariren, die erste Einung mit Sachsen vollzogen.

Mochte auch im Augenblick wo die Erfurter Gesandten die Bitte um Annahme in Schutz und Schirm nach altem Herkommen aussprachen und die Herzöge von Sachsen als ihre Landes-, Lehn- und Schutzherren[23] ausdrücklich anerkannten, ein trübes Gefühl ihre Brust erfüllen und das Zugeständniß, die ausgewiesenen Bürger in den vorigen Stand zu setzen, d. h. in die Rückgabe ihrer Güter zu willigen, sich nur schwer von ihren Lippen lösen; die Gegenleistung Sachsens, Erfurt das restirende Schutzgeld zu erlassen und über das in den nächsten zehn Jahren verfallene im voraus zu quittiren, dämpfte den Funken innerer Mißstimmung; auf dem zweiten, am 15. Oktober in Naumburg abgehaltenen Tag einigte man sich völlig, und Erfurt trat unter den ihm gewährten Bedingungserleichterungen in das alte Schutzverhältniß zurück.

Die wiedergewonnene Gleichstellung Sachsens mit Mainz und die dadurch von neuem verschärfte Rivalität derselben verursachte zwar noch weitere Verhandlungen und Versuche — namentlich seitens Joachims von Brandenburg und Grafen Philipp von Solms —, eine Versöhnung zwischen Sachsen und Mainz herbeizuführen, Sachsen schlug aber die anberaumten

Digitized by Google

Verhandlungen aus und gab zu erkennen, daß es keine Irrungen mehr mit Erfurt habe.

Die Angelegenheit wurde schließlich durch Karl V. dem Reichskammergericht überwiesen, theils um die damit verbundenen Fragen ihrer Lösung, zum Theil vielleicht aber auch, um sie dem Schicksal ähnlicher Rechtsfragen — auf dem Weg des schwerfälligsten Verfahrens im Sande zu verlaufen — entgegenzuführen. —

Wir wären an der Grenze unserer Aufgabe angelangt; wir könnten schweigend die Blätter, auf welchen wir die einzelnen Fäden urkundlichen Materials zu einem Gesamtbild hingeschwundener Zeiten vereinigten, beiseite legen und den Blick von den nachfolgenden Ereignissen abwenden . . . Das soll aber nicht geschehen. Wenn auch nur flüchtig, wollen wir dieselben noch an unseren Augen vorüberziehen lassen, um damit nicht allein zur Erkenntniß der letzten Ursachen zu kommen, welche den Untergang von Erfurts Selbständigkeit herbeiführten, sondern auch einen Anschluß an die Zeit zu gewinnen, mit deren Beschreibung wir unsere Arbeit begannen. —

Die Stürme der Reformation, der Bauernkrieg, von dessen verheerender Wirkung Erfurt nicht verschont blieb, ja selbst der dreißigjährige Krieg, welcher die geprüfte Stadt durch Kontribution und Plünderung stark heimsuchte, waren glücklich überwunden; die Religionsstreitigkeiten, durch die zeitweis auftretende Unduldsamkeit von Mainz hervorgerufen, unter Mitwirkung Sachsens durch den Hamelburger Vertrag (1530) beigelegt, und das Verhältniß zu Mainz, namentlich unter der Herrschaft der Schweden ein so unabhängiges geworden, daß man glaubte, sich der Hoffnung, bei den Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück die Anerkennung der Reichsfreiheit zu erlangen, hingeben zu können.[24] Nur wenig noch brannten die Wunden, welche der Aufruhr Erfurt geschlagen hatte, leicht hätte sich die

Digitized by Google

Vernarbung derselben vollziehen und gründlich ihre Heilung gestalten können, wenn der Leidtragende sich eines sachgemäßen Verhaltens befleißigt hätte; das war aber nicht der Fall.

Anstatt einzusehen, daß die Tage, wo sie als Gesetzgeberin Thüringens neben Fürsten und Königen gestanden, unwiderruflich vorüber waren, machte die Stadt Erfurt frucht- und nutzlose Anstrengungen, die alte Größe wieder zu erlangen, vergaß sie das zu thun, was ihre Wohlfahrt zu festigen, ihre zerrütteten Verhältnisse zu ordnen, noththat und vernachlässigte jede Pflege des wiederkehrenden Vertrauens. Der Keim des Bösen und die Neigung zum Umsturz saßen zu tief, um ausgerottet zu werden; bei jeder Gelegenheit schossen sie immer von neuem ins Kraut und bereiteten so unaufhaltsam den Augenblick vor, wo die tilgende Hand den Pflug ansetzte, um das Uebel mit der Wurzel auszurotten.

Der nach dem Bauernkrieg unternommene Versuch der gesamten Viertel und Handwerke, durch Vorlage von 28 Artikeln den Rath zu einer Aenderung der städtischen Verfassung zu veranlassen, ging noch ohne Aufruhr vorüber, dagegen führte ein zweiter 1650 gemachter Versuch, die Herrschaft der sogenannten Aeltesten, einer Anzahl der vornehmsten Räthe, die ununterbrochen an der Regierung theilnahmen, zum Fall zu bringen und dafür die Einführung der Vierherrenwahl und Stadtregierung, wie sie in der sogenannten Regimentsverbesserung vom Jahre 1510 festgestellt worden war, zu erzwingen, die Schlußkatastrophe der Erfurter Revolution herbei.

Eine auf Veranlassung des Kurfürsten von Mainz berufene kaiserliche Kommission, bestehend aus den Subdelegierten des Herzogs von Württemberg und des Bischofs von Bamberg, den geheimen Räthen Jakob, Emmerich und Wöllwarth, ordnete zwar durch den Restitutionsreceß zwischen Kurmainz und Erfurt sowie durch den Kompositionsreceß zwischen Rath und

Bürgerschaft die Angelegenheit, ebenso wie die Wahl des Magisters Volkmar Limprecht, ehemaligen Rektors der Andreasschule, zum Obervierherrn die Forderung der Bürgerschaft, bei welcher Limprecht hochbeliebt war, befriedigte; die Lunte in der Nähe des Explosivstoffes heimlicher Unzufriedenheit glimmte aber fort, und das Kirchengebet für den Kurfürsten von Mainz, welches im Restitutionsreceß vorgeschrieben, allen Denen aber, welche an der Wahrung der Religionsfreiheit festhielten, ein Dorn im Auge war, rief neue Streitigkeiten hervor. Obgleich der populäre Limprecht zum allgemeinen Verdruß der Bürgerschaft für das Interesse des Kurfürsten von Mainz eintrat, hielt sich der Widerspruch gegen die Gebetsformel aufrecht, nahm mehr und mehr an Schärfe zu und gipfelte endlich, da auch Sachsen wieder in den Gang der Ereignisse einzugreifen drohte und bei einer Neuwahl die Wiedereinsetzung Limprechts zum Vierherrn, trotzdem die Gemeinde dagegen protestirte, vom Erzstift durchgesetzt wurde, in einem grimmigen Haß gegen beide Kurfürsten, namentlich gegen Johann Philipp.

Alle Versuche des Rathes und der Bürgerschaft, die Ruhe herzustellen, waren erfolglos; die kaiserlichen Kommissarien mußten vor der erbitterten Menge die Flucht ergreifen, Limprecht, welcher in hinterlistiger Weise beim Vollzug des Einigkeitsrecesses zwischen Rath und Bürgerschaft sich der Unterschrift desselben zu entziehen suchte, wurde ins Gefängniß geworfen und der kaiserliche Herold Libl von Schwanau, welcher die inzwischen ausgesprochene Reichsacht in Erfurt verkünden sollte, von dem tollwüthigen Volk vor dem Andreasthor so schrecklich mißhandelt, daß er kaum mit dem Leben davon kam.[25] Auch noch kurz vor der Belagerung, welche nunmehr vom Kurfürsten von Mainz, dem als Erbherrn der Stadt die Vollstreckung der Acht zugefallen war, unternommen wurde, wüthete durch die ganze Stadt die schrecklichste Empörung. Als bei dem ersten

mißlungenen Angriff auf Erfurt der Rittmeister Biermann zwei Zimmerleute aufgreifen und hängen ließ, fiel die letzte Schranke der Ordnung. Unter lauten Verwünschungen fuhr man die Leichen in die Stadt, das Haus des Weihbischofs Gudenus wurde geplündert, der Obrist Rathsmeister Henning Kniphof erschossen und Limprecht, vor einer tobenden Volksversammlung zum Tode verurtheilt, am 20. November 1663 vor der Rolandssäule, wenige Schritte von der Stelle entfernt, wo jetzt das Portal des neuen Rathhauses steht, enthauptet. —

Hierauf erst trat tiefe Ruhe ein; man ließ es zwar zur Belagerung kommen, vertheidigte auch ziemlich energisch die Stadt, entschloß sich aber endlich, nachdem die Hoffnung auf Entsatz seitens Sachsens mehr und mehr zerrann und der Widerstand 28 Tage, vom 7. September bis 5. Oktober, gedauert hatte, sich gegen das Versprechen der Amnestie und Religionsfreiheit zu ergeben.[26]

Nachdem Erfurt 200 Jahre keinen Kurfürsten von Mainz gesehen, hielt Johann Philipp, wie das schon eingangs dieser Blätter angedeutet, am 11. Oktober 1664 seinen feierlichen Einzug, als anerkannter unumschränkter Landesherr, in die alte Stadt. — Ihre Herrlichkeit war dahin — der nachfolgenden Trübsal finstrer Schatten nunmehr aber auch von ihr gewichen. — Bessere Zeiten dämmerten herauf, und unter ihrem Einfluß durften die Bürger wieder hoffnungsfreudig einer neuen Aera des Friedens und der Wohlfahrt entgegensehen. — — —

Wer mag sich der Trauer verschließen, wenn ein ehrwürdiger Bau zusammenstürzt oder, weil er seine ursprüngliche Bestimmung nicht mehr erfüllen kann, profanen Zwecken dienstbar gemacht wird? Wenn sein von Erz geformtes Dach abgebrochen, die Pracht seiner Hallen übertüncht, der Schmuck seiner Wände entfernt und die stolzen Gebilde, welche die Macht und den

Digitized by Google

Reichthum seiner Besitzer veranschaulichten, von ihren Sockeln genommen werden, um anderwärts ihre Aufstellung zu finden? — Will es uns da nicht bedünken, daß ein solcher Bau, wenn auch mit neuer Dachung versehen und auserwählt zu einem Schauplatz gemeinnütziger Thätigkeit, doch nur einem Baume gleicht, welcher, seiner Blüthen beraubt, erquickenden Schatten, aber keine Frucht mehr bietet?

So stand es mit Erfurt!

Zwar that Johann Philipp alles, um den Nothstand der Stadt möglichst zu beschränken. Er traf Anstalten, ihre dringendsten Schulden zu bezahlen und die Ansprüche Sachsens an Erfurt durch die Recesse von Leipzig und Erfurt zu berichtigen, mit dem Grundvermögen der Stadt aber ging er als Eroberer um und verfuhr damit, als wäre es herrschaftliches Eigenthum. Die Kommune Erfurt aus jener Zeit hatte weder ein Stück Feld noch Waldung aufzuweisen, selbst das Farbehaus am Roßmarkt, das seit den ältesten Zeiten wegen der Unterhaltungskosten in allen Rathsrechnungen als Gemeindeeigenthum figurirte, wurde in der Folge von der Mainzer Herrschaft für 900 Mfl. verkauft, und um Sachsen, dessen Fürsten Erfurt selbst als Schuldner verpflichtet waren, zu befriedigen, was geschah da?

Die kleinen Kämmerei-Memorialbücher beantworten diese Frage nur zu deutlich! Sie führen die Zahl der zum Vermögen der Stadt gehörenden Werth- und Schulddokumente an, welche während der zu Leipzig gepflogenen Verhandlungen seitens der Mainzer Bevollmächtigten aus der Kämmerei entnommen und nach Leipzig gesendet wurden, — von einer Zurückgabe derselben melden sie aber nichts. Vermuthlich sind es, um das von uns gewählte Gleichniß aufrecht zu erhalten, jene Gebilde, welche der neue Herr in Erfurt von ihren Sockeln nahm um ihnen als Denksteine des Friedens künftig in sächsischen Landen ihren Platz anzuweisen. —

Längst ist auch die Zeit der Mainzer Herrschaft vorüber und Erfurt, wie es eine treue Tochter des heiligen Martinus gewesen, eine solche des Hauses Hohenzollern geworden. Unter dem Schutze des preußischen Aares reckt es wieder seine Schwingen aus, um die Höhe früherer Größe und Bedeutung zu gewinnen, und wenn es auch nicht mehr im Brennpunkt des wissenschaftlichen Lebens liegt, wie zur Blüthezeit seiner Universität, zur Zeit, als dieselbe unter den deutschen Hochschulen durch Männer wie Eoban Hesse, Euricius Cordus und Johann Lange glänzte, oder früher schon, durch Petrus Luderus, Jakob Publicius und Mutianus Rufus zur unbestrittenen Mutter des humanistischen Studiums erhoben wurde, so ist es doch eine Stätte bürgerlicher Intelligenz und regen Gewerbefleißes geworden.

Wer heute herabsieht auf die wachsende, bis zu den Waldhängen des Steigers herandrängende Stadt, wird sich dessen wohlbewußt, und auch dem Verfasser dieses, als er an einem milden Sommerabend seine Blicke über dieselbe schweifen ließ, trat solche Ueberzeugung nahe. Um die Thürme von St. Sever und St. Marien spielten bereits die goldenen Lichter der scheidenden Sonne, und die Stunde des Feierabends war herangekommen. Auf den langgestreckten Blumen- und Gemüsefeldern des Dreienbrunnens war aber immer noch reges Leben; glitzernde Wasserstrahlen schossen aus den Klingen in weiten Bogen über das fruchtbare Gelände, und zahlreiche Hände waren thätig, um die Ernte des Jahres zu bergen. —

Es mag ein stolzer Brauch der kriegstüchtigen Erfurter gewesen sein, die Stätten ihrer Siege mit Waidsamen zu bestreuen und so den Besiegten ein Andenken an ihre Niederlage zurückzulassen; so segensreich aber wie der, welchen ihr Gewerbefleiß heute übt, ist er nimmer gewesen. Nicht unter Leid und Trauer wird der Same keimen, welchen Erfurt jetzt in groß-

Digitized by Google

artiger Weise produzirt und versendet, sondern aufgehen, blühen und sich fruchtbar erweise zur Lust und Freude der deutschen Blumenzüchter, welche ihren Hauptbedarf in Thüringens Metropole, der alten Gartenstadt des Reiches, decken.

Erfurt, die Fehdelustige, ist eine Stadt der Ruhe und Ordnung geworden; eine Stadt des Friedens möge sie bleiben! Niemals kehre die Zeit wieder, wo der Aufstand durch ihre Straßen tobt, niemals die Tage, wo der wehrkräftige Bürger zur Waffe greifen muß, weil ihn, wie ehemals, vom Dome herab die große Glocke, die Maria gloriosa, dazu mahnt.

Zur Wahrheit aber werde durch diese das Wort des Dichters:

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede stets sei ihr Geläute.

Anmerkungen.

[1] Ne te morer viator, aspecta domum Hennbergam pontificis ornatissimam, illustris et justissimi viri opus, auxit tuam Martine vera gloria sedem pater sanctissimam. Nunc spiritus gaudet Deo, sed fama nominis amplior. . . . Inschrift der Mainzerhof-Kapelle. Hartung, Häuserchronik von Erfurt, p. 336.

[2] Im Rathsarchiv zu Erfurt befindet sich ein interessantes Diplom — ein Protokoll —, welches von der Absicht der Stadt, mit den Grafen und Edlen des Thüringer Landes ein Schutzbündniß gegen Markgraf Friedrich von Meißen zu schließen, Kenntniß giebt. Demselben ist mit Pergamentstreifen das große erfurtische Stadtsiegel angehängt; sorgfältig in Wachs abgedruckt und die Umschrift tragend: „Erfordia. Fidelis. Filia Moguntine. Sedis." Michelsen, Die Rathsverfassung von Erfurt im Mittelalter, p. 15.

[3] Der Kurmainzer Hof, ein Vorwerk für die bei Erfurt liegenden erzbischöflichen Besitzungen, zu welchen auch die fünf erzstiftischen Dörfer Witterda, Hochheim in Th., Daberstedt, Melchendorf und Dittelstedt, die man von alters her die Küchendörfer und dessen Verwalter man Küchen-

Digitized by Google

meister nannte, gehörten, lag einst in Hochheim, wurde jedoch 1255 mit Genehmigung des Rathes und aus Rücksicht für Erzbischof Gerhard nach Erfurt in die Brühler Vorstadt gelegt. Hartung, Häuserchronik von Erfurt, p. 168.

[4] Die Viere von der Gemeinde, unsere Herren die Viere, auch Vier- oder Dockenherren genannt, wurden von der Bürgerschaft als Vormünder derselben gewählt. Ohne Mitglieder des Rathes zu sein, in welchen sie erst später aufgenommen wurden, hatten sie doch das Recht und die Pflicht, bei allen wichtigen Verhandlungen für die Bürgerschaft zu stimmen und im Namen derselben gehört und befragt zu werden. Dr. Erhard, Erfurt und seine Umgebung, p. 23.

[5] Das Besteuerungssystem des 16. Jahrhunderts war in Erfurt die Vermögenssteuer. Jeder Bürger und Schutzverwandte mußte seinen Besitz angeben, der dann auf ein Conto gebucht und mit einem Prozentsatz besteuert wurde. Die eingebundenen Sammlungen solcher Conti nannte man die Verrechtsbücher. Hartung, Häuserchronik von Erfurt.

[6] Wie der Erzbischof von Mainz in den Besitz der weltlichen Herrschaft über Erfurt gekommen, läßt sich urkundlich nicht nachweisen. Die ersten Anfänge derselben führen aber sicher in jene Zeit zurück, wo das von Bonifacius daselbst gegründete Bisthum aufgehoben und samt seinem Güterbesitz, soweit derselbe nicht der Marienkirche verblieb, dem Mainzer Erzstift einverleibt wurde. Zu den der Kirche geschenkten Ortschaften mag auch die gehört haben, welche der später daraus hervorgegangenen Stadt den Namen gegeben hat. Die Bewohner jenes Dorfes Erphesfurt waren ursprünglich kaum mehr als hörige Leute, die ihrem Grundherrn, dem Erzbischof, zu allerlei hofrechtlichen Diensten verpflichtet waren. Das wurde erst anders, als die Erzbischöfe das Marktrecht in Erfurt erlangten und damit auch die Rechte und Pflichten eines Marktherrn übernahmen. Dr. Carl Beyer, Die Entstehung und Entwickelung des Rathes der Stadt Erfurt im Mittelalter p. 4.

[7] Die Magistratsbibliothek verwahrt noch die alten Viertelstammbücher, worin die Viereigenhöfe und die Viertelsherren (Vorgesetzten der Innung) von jedem Jahr verzeichnet und deren Wappen, sowie auch die jemaligen Viertelsknechte (Bierrufer) in ihrer Livree, abgebildet sind. Hartung, Häuserchronik von Erfurt, p. 233.

[8] Von der Verfassung Erfurts in frühester Zeit läßt sich nur wenig Zusammenhängendes sagen — Anfang des 13. Jahrhunderts trifft man zwar auf eine Spur korporativer Rechte, deren Ausübung den burgenses (Patriziern, Gefrunden oder Gefreundeten) zustand — auf die Namen von 23 Personen, welche vom Erzbischof die Befugniß, als Beirath Antheil an der Stadtverwaltung zu nehmen, erlangt hatten — quibus dispensatio

Digitized by Google

rei puplice civitatis Erfordensis credita est, wie es in einer Urkunde von 1212 heißt. (Dr. Carl Beyer, Die Entstehung und Entwickelung des Rathes der Stadt Erfurt im Mittelalter, p. 8.) Die thatsächliche Einführung einer abgeschlossenen Verfassung, in welcher sich die Selbständigkeit des aus zwölf Rathsmannen und zwei Rathsmeistern bestehenden Rathes ausspricht, gehört indes erst dem Jahre 1255 an, wo Erzbischof Gerhard, um dem Uebergewicht des Patrizierstandes über den niederen Bürgerstand zu steuern und die Streitigkeiten, welche die Unbestimmtheit der gegenseitigen Rechte und der Verfassung herbeigeführt hatten, zu unterdrücken, eine neue Regimentsverfassung einführte. — Den Patriziern blieb zwar das ausschließliche Recht, die Stellen des Stadtrathes zu bekleiden und die eigentliche Stadtregierung zu verwalten, aber ihr Verfahren wurde durch ein geschriebenes Stadtrecht „Willkür" bestimmt. Das Rathskollegium, um dem Mißbrauch der höchsten Gewalt vorzubeugen, blieb nicht beständig an der Regierung, sondern erneuerte sich in der Weise, daß jährlich die vorbenannten Mitglieder desselben ausschieden und die gleiche Anzahl eintrat, daß die ausgeschiedenen nicht sofort wieder gewählt wurden, sondern erst nach fünf Jahren wieder an die Regierung gelangen konnten.

Leider blieb der Geist des Stolzes und der Herrschsucht bei den Patriziern, die Klage über eigenmächtige drückende Verwaltung des Rathes aber nach wie vor das Erbtheil des gemeinen Bürgers. Dr. Erhard, Erfurt und seine Umgebung, p. 19.

[9] Die höhere Gerichtsbarkeit verwaltete der Erzbischof von Mainz, die niedere unter dem Namen „das Voigtgeding" die Grafen von Gleichen. Aus dem Jahre 1277 stammt die wichtige Urkunde, in welcher Graf Albrecht von Gleichen es ausspricht, daß seine Vorfahren Herren der Stadt bis zu diesen Zeiten gewesen sind. Daß die Grafen von Gleichen die Stadtvoigtei mit dem Recht, welches Voigtgeding genannt wird, seit alters besaßen, sagt eine weitere Urkunde von 1283. Ein Graf Ernst erscheint schon 1123 als Graf von Tonna (der Stammburg des Geschlechtes) und gleichzeitig als „Erfurter Voigt". Alfr. Kirchhoff, Die ältesten Weisthümer der Stadt Erfurt über ihre Stellung zum Erzstift, Mainz, p. 200.

[10] Die Chronikenschreiber (kurmainzische Beamte) zeihen den Rath der Verschwendung und Prunksucht. Allerdings scheint es unbegreiflich, daß der Rath nach dem großen Brand 1472 ein Fest-Preisschießen ausschreiben und durchreisenden Fürsten kostbare Geschenke machen konnte; ebenso unerklärlich, wenn man darin nicht eine Absicht des Magistrates, durch Fremdenzufluß der Stadt Einnahmen zu verschaffen, erblicken will, erscheint es, daß der Rath 1496, wo die Höhe der Schuld schon eine ungeheure war, den Fürsten ein prachtvolles Turnier auf dem Anger gab. Hartung, Häuserchronik von Erfurt.

Digitized by Google

[11] 1 Schock = ca. 7 Mk. 50 Pf.

[12] Befindet sich jetzt im Besitz des Weinhändlers A. Burghardt.

[13] Die Vitikirche lag an der Ecke der Regierungsstraße und Langenbrücke, da, wo jetzt das Hotel „Zum Rheinischen Hof" steht.

[14] Hier und im Folgenden, bis zum nächsten Abschnitt, liegt — sofern nicht andere Quellen angeführt sind — die Arbeit des Großherzogl. Archivdirektors Dr. C. A. H. Burkhardt in Weimar, „Das tolle Jahr" (Archiv für die sächsische Geschichte) zu Grunde.

[15] Sie liegen im weimarischen Gesamtarchiv. Aus ihnen geht nicht einmal hervor, ob die Folter beim Verhör angewendet wurde, während doch die Chroniken voll von Greuelthaten sind.

[16] Die Anführer der schwarzen Rotte waren: Kaspar Degenhardt, Antonius Schierschmidt zur Weinrebe, Portius, Schuster zum schwarzen Hahn, Hans Schele, ein Pergamenter, Kaspar Fuchs, Michael Kandelgießer u. s. w. Falkenstein, Chronik.

[17] Kurfürst Friedrich war mehr oder weniger mit auf seinen Vetter Georg angewiesen; die Lage der Lande desselben bedingte das, und bei eintretenden Feindseligkeiten konnte er ihn nicht entbehren. Auch Mainz und Erfurt sahen sich nach dem Beistand befreundeter Mächte um; ersteres zog den Bischof von Würzburg, letzteres die Kommunen Mühlhausen und Nordhausen als Berather heran.

[18] Man hatte auch noch nicht an einen Scharfrichter gedacht und ließ zu diesem Amt öffentlich durch Ausrufer einladen. Alle Chroniken versichern, daß der Mann, welcher sich fand, Kellner geheißen habe, eines Müllers Sohn, der Pathe des Vierherrn gewesen und durch denselben einst in Arnstadt vom Galgen befreit worden sei. Hartung, Häuserchronik von Erfurt.

[19] Die Erfurter mußten erst zur Deklaration beschieden werden, da sonst die Acht nicht rechtskräftig war.

[20] Am 29. April 1511 erschien der sächsische Bote in Erfurt mit der kaiserlichen Urkunde. Er wurde mit wenig Ehrerbietung empfangen, denn volle zwei Stunden harrte er, bis man sie entgegennahm. In vier Exemplaren wurde sie an verschiedenen Stellen angenagelt. Unter Zulauf des Volkes prangte sie an der Stiftskirche unserer lieben Frauen, an St. Sever, an dem großen Kolleg und am Brunnen auf dem Fischmarkt.

[21] Jeden, der einen sächsischen Schutzbrief hatte oder haben sollte, z. B. den Wirth zum blauen Schild, ließ man foltern.

[22] Sein Schicksal war ihm schon auf dem Wege von der Karthause nach dem Rathhaus klar. Nimm und halte meine Joppe, sagte er zu seinem Knecht, denn ich weiß, daß mir der Henker die sonst nimmt. Mit-

Digitized by Google

angeklagte waren außer Georg zum Rochus, Andreas Tuchhefter, Lorenz Stolz zur Blume vor den Graden und Kaspar Tischer zum Turnier. Dr. Burkhardt, Archiv für die sächsische Geschichte.

[23] Mit dem Ausdruck Landesherr nahm man es seinerzeit nicht so genau. Wenn Sachsen in Besitz der Landesherrlichkeit gekommen wäre, so hätte es ja sein Ziel erreicht gehabt. Davon konnte aber keine Rede sein.

[24] Diese Hoffnung erwies sich freilich als trügerisch. Seine Abgeordneten der Obrist Rathsmeister Hallenhorst und Stadtsyndikus Geißler beantragten zwar bei den Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück Erfurt als freie Reichsstadt anzuerkennen, die Gründe aber, welche sie dafür anführten, z. B. daß Erfurt seit dem heiligen Bonifacius in kirchlicher, nicht aber politischer Verbindung mit Mainz gestanden habe, daß es mehrere Male in den Reichsmatrikeln vorkomme, zu den Reichstagen und Kirchenkonzilien geladen sei und seinen Gerichtsstand unter dem Reichskammergericht gehabt habe, wurden zufolge einer doppelten Remonstration von Kur-Sachsen und Mainz verworfen und Erfurt sowohl aus der Liste der Reichsstädte, in die es bereits eingetragen, gestrichen, wie überhaupt im Friedensinstrument gar nicht erwähnt. Tettau, Ueber das staatsrechtliche Verhältniß von Erfurt zum Erzstift Mainz, p. 133.

[25] Das Auftreten des kaiserlichen Herolds war allerdings nichts weniger als ehrfurchtgebietend und kaum geeignet, der Zügellosigkeit des Pöbels Einhalt zu thun. Angethan mit einem Federhut, schwarzsammtenem Rock und einer gelblich sammtenen Superweste, auf welcher der große kaiserliche Adler gestickt war, den Heroldsstab in der Hand und begleitet von nur einem Hatschier, Simon Hörmann, einem öffentlichen Notar, seinem Diener und fünf Trompetern, imponirte er dem aufgeregten Volk wenig; in den Reihen desselben verbreitete sich vielmehr das Gerücht, er sei gar kein Abgeordneter des Kaisers, und rief Scenen hervor, deren Verlauf trotz der ernsten Situation nicht ohne tragikomische Wirkung blieb. — Ein Bauer aus dem Duderstädtischen, welcher bei Ausbruch des Tumultes für sein dem Herold geliehenes Pferd fürchtete, forderte es ungestüm von demselben zurück, und ein ehemaliger Schreiber des kurmainzischen Gerichtsschultheißen Dr. Papius rief dem Pöbel zu: Der angebliche Herold sei nur ein Kutscher, welchen die Mainzischen in das Heroldsgewand gesteckt hätten. Dasselbe sei aus dem schwarzsammtenen Rock der Frau Papius gemacht und der Ueberwurf ein aus einer Kirche entlehntes Meßgewand; ein wirklicher Herold müsse wenigstens 24 Trompeter, 6 Heerpauker und 2 bis 300 bewaffnete Reiter bei sich haben. Tettau, Die Reduktion von Erfurt, p. 132.

[26] Nachdem der erste von Mainz gegen Erfurt gerichtete Angriff mißlungen und Johann Philipp zu der Ueberzeugung gelangt war, daß er

Digitized by Google

mit eigener Kraft nichts gegen die Stadt auszurichten vermochte, die Kontingente der Reichsstände aber durch den Krieg gegen die Türken vollständig in Anspruch genommen waren, entschloß er sich, trotz des Protestes der in Regensburg anwesenden Abgesandten der evangelischen Stände, den Beistand Ludwig XIV. von Frankreich anzurufen. Dieser, welchem die Gelegenheit, sich in die inneren Verhältnisse Deutschlands zu mischen, nicht unwillkommen war, sendete ihm denn auch ein unter dem Befehl des Generals de Pradel stehendes Hülfscorps, und mit Unterstützung desselben gelang es ihm endlich, die Stadt zu überwältigen. —

Es ist kein anmuthiges Bild, welches uns den Niedergang von Erfurts Freiheit zeigt. Nicht allein, daß die bei demselben mitwirkenden Kräfte — die Selbstsucht der Bürger und der Eigennutz ihrer Parteien — störend uns entgegentreten; viel abschreckender noch wirkt der Hintergrund, von dem es sich abhebt: die Erbärmlichkeit der damaligen Reichsverhältnisse, welche so groß war, daß selbst ein deutscher Fürst, um dem Machtspruch des Kaisers Geltung zu verschaffen, an den Beistand Frankreichs appelliren mußte. — Der Verf.

Digitized by Google

Die Sagen über Silvester II.

(Gerbert.)

Von

Dr. Karl Schultheß,
Oberlehrer am Wilhelm-Gymnasium zu Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1893.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Wer eine Geschichte Silvesters II. schreiben will, wird seiner Darstellung die eigenen Schriften dieses hervorragenden Mannes zu Grunde legen und sie durch die Angaben der zeitgenössischen Schriftsteller und Urkunden ergänzen. In den Werken aus späterer Zeit finden wir kaum eine gute Nachricht, die uns nicht aus den ältesten Quellen bereits bekannt wäre, und die kurzen Notizen über den geschichtlichen Silvester sind so von Sagen und Fabeln überwuchert, daß die historische Persönlichkeit hinter ihnen ganz zurücktritt. Es wäre ein nutzloses Bemühen, wollten wir in den Laub- und Blumengewinden der Dichtung nach einer Frucht geschichtlicher Wahrheit suchen; und doch lehren jene uns am besten, welchen Eindruck Silvester auf Mit- und Nachwelt machte und wie das Volk, das die wahre Bedeutung des Gelehrten und Staatsmannes nicht verstand, sein Interesse für ihn durch die Geschichten vom „Teufelspapst“ bekundete. Denn diese sind kein ganz freies Gebilde der Phantasie, sondern sie wurzeln in einzelnen hervorstechenden Eigenschaften des geschichtlichen Papstes und sind augenscheinlich hervorgegangen aus dem Bedürfnisse, seine und Johanns XVI. merkwürdige Schicksale zu erklären.

Der geschichtliche Papst Silvester II.[1] trug vor seiner Erhebung auf den Stuhl Petri den Namen Gerbert

oder Girbert und wurde vor dem Jahre 950 im französischen Mittelgebirgslande geboren. Seine Eltern waren arme Leute und brachten den begabten Knaben in das Benediktinerkloster zu Aurillac in der Auvergne, wo er lernend und lehrend seine Kindheit und die ersten Mannesjahre verlebte.

Da erhielt er um das Jahr 968 die Gelegenheit, im Gefolge des Grafen Borell das nördliche Spanien zu besuchen, wo er sich unter der Leitung des weltklugen Bischofs Hatto von Vich in der Mathematik, der theoretischen Musik und Astronomie ein für damalige Zeit ganz ungewöhnliches Wissen erwarb. Daß er über die Grenzen der spanischen Mark hinaus eine Studienreise nach der glänzenden Hauptstadt Abd-Arrhamans gemacht habe, ist weder glaubwürdig überliefert, noch ist bei dem scharfen Gegensatz zwischen Christen und Muhammedanern damals überhaupt an einen solchen wissenschaftlichen Verkehr zu denken. Die Sage dagegen weiß viel davon zu berichten, und wenn Gerbert in seinen Briefen den Wunsch äußert, das Rechenbuch „des weisen Spaniers Joseph" zu bekommen, und wenn er sich ein von Lupitus übersetztes Buch über Astrologie erbittet, so erzählen die Späteren, wie er mit List einem alten Philosophen ein Buch entwendete, das den Inbegriff seiner ganzen Zauberkunst enthielt.

Als Gerbert sich im Jahre 970 mit seinen beiden Beschützern, Borell und Hatto, nach Rom begab, erregten seine Kenntnisse die Aufmerksamkeit Johanns XIII., und auf dessen Empfehlung ward er an die Hofschule Ottos des Großen berufen, der sich damals in Oberitalien aufhielt. Doch gestattete ihm der Kaiser nach Jahresfrist, im April 972, zu seiner völligen Ausbildung nach Frankreich zurückzukehren, wo er mit geringen Unterbrechungen 24 Jahre, vom Mai 972 bis Ende 996, verbrachte. Die ersten zehn Jahre sind ausschließlich der Leitung der Reimser Stiftsschule gewidmet, und ohne jede Ausnahme sind alle Schriftsteller

Digitized by Google

in der Bewunderung seiner Gelehrsamkeit und seiner Lehr-Erfolge einig. Es erregte Aufsehen, daß er wieder das ganze Gebiet der „sieben freien Künste“ beherrschte und aus den todten Büchern, die fast vergessen in den Klosterbibliotheken lagen, die Kenntnisse der römischen Kaiserzeit zu neuem Leben erweckte und seine Schüler darin unterrichtete. Um die Schwierigkeiten des Rechnens zu beseitigen, machte er nach dem Vorbilde der Alten eine Rechentafel (abacus computi), in deren senkrechten Reihen die Zahlen, nach Einern, Zehnern u. s. w. gruppirt, untereinander standen. Mit ihren wenigen Zeichen löste diese Tafel die schwierigsten Aufgaben überraschend schnell, und was sein eigener Schüler Richer als schwer begreiflich bezeichnet, das war für die große Masse ein unlösbares Räthsel. Der Abacus mit seinen Regeln, die Gerbert dann in einer noch erhaltenen Schrift herausgab, erscheint den Spätern als etwas ganz Uebermenschliches, und ein Gedicht des 12. Jahrhunderts sagt sogar, der Teufel habe ihn „die Kunst gelehrt, welche Abacus heißt.“

Richer erzählt, der Ruhm seines großen Lehrers habe sich durch Gallien und Deutschland verbreitet; er sei über die Alpen gedrungen und habe sich über Italien ergossen bis zum tyrrhenischen und adriatischen Meere. Seine Gelehrsamkeit brachte ihm Ansehen und Einfluß daheim und in der Ferne. So vertraute der Herzog Hugo Capet ihm seinen Sohn, den späteren König Robert, zum Unterricht an, und Gerbert konnte als Kanzler und Archivar des Reimser Erzbischofs Adalbero auch die früher angeknüpften Beziehungen zum deutschen Kaiserhofe festhalten. Mit Adalbero machte er im Jahre 982 eine Reise nach Oberitalien, wo ihn Kaiser Otto II. vor dem ganzen Hofe in Ravenna mit dem Sachsen Othrik disputiren ließ. Hier erntete er wegen seiner Schlagfertigkeit im wissenschaftlichen Wortgefecht allgemeinen Beifall, und seine Briefe aus etwas

Digitized by Google

späterer Zeit zeigen dieselbe Kunst und Kraft der Rede, so daß wir es wohl begreifen, warum in den politischen Kämpfen der nächsten Jahre seine Feder gesucht und gefürchtet war. Bald nach der Disputation in Ravenna verleiht ihm Otto II. im Jahre 983 die berühmte Abtei Bobbio im ligurischen Appennin. Als er diese bei des Kaisers Tode fliehend verlassen hat, will es ihm während der nächsten 13 Jahre, trotz mancher Verdienste um den jungen Otto III. und seine Mutter Theophano, nicht wieder gelingen, im deutschen Dienste ein Unterkommen zu finden. So blieb er in einer sehr einflußreichen Stellung zu Reims und war im Juni 991 auf der Synode zu Verzy anwesend, wo Adalberos Nachfolger, der Karolinger Arnulf, seines Amtes entsetzt und Gerbert selbst an seiner Stelle zum Erzbischof gewählt wurde. Da Arnulfs Absetzung ohne ausdrückliche Genehmigung des Papstes erfolgt war und der Papst deshalb den eidbrüchigen Verräther wieder einsetzen wollte, vertheidigte Gerbert seine neue Würde mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Man wird nicht sagen können, daß er über das Maß des Erlaubten hinausging, als er die Akten der Synode zu Verzy, die man gewöhnlich die Reimser Synode nennt, herausgab. Aber die dort gehaltenen Reden enthalten scharfe Aeußerungen gegen die Päpste der damaligen Zeit und haben deshalb weniger den Rednern selbst, als dem Herausgeber Gerbert den blinden Haß eifriger Katholiken eingetragen. Als man später unterschiedslos jeden Widerstand gegen den Willen des Papstes verdammte und selbst die Könige dafür mit dem Bann belegte, da konnte auch Gerbert in den Verdacht kommen, ein Diener des Teufels zu sein, weil er sein Recht gegen die Ansprüche des vom römischen Adel unterdrückten Papstthums vertheidigte.

Nachdem jedoch Otto III. seinen Vetter Bruno zum Papst erhoben hatte, der unter dem Namen Gregor V. die Ansprüche seiner Vorgänger energisch geltend machte, wurde Gerberts Stellung

Digitized by Google

in Reims immer mißlicher, und schließlich söhnte er sich nach mehreren vergeblichen Rechtfertigungsversuchen mit dem Papste Gregor V. ganz aus. Auch der junge Kaiser, der im goldenen Rom die Herrlichkeit der alten Cäsaren zu erneuern gedachte, fand Gefallen an dem gelehrten Kenner des Alterthums; im Jahre 997 beruft er „den erfahrenen Philosophen" in seine Nähe, damit er „die sächsische Roheit bekämpfe und die griechische Feinheit in ihm ausbilde". Mit Stolz nennt sich Otto III. später seinen Schüler; als er im nächsten Winter wieder nach Italien zog, begleitete ihn Gerbert, und er war mit in Rom, als im April 998 der Gegenpapst Johann XVI. gefangen eingebracht und schmählich verstümmelt wurde. Um dieselbe Zeit machte ihn der Kaiser zum Erzbischof von Ravenna und im April 999, nach Gregors V. Tode, sogar zum Papst. Gerbert nennt sich Silvester II., d. h. er nahm den Namen des Papstes an, dem nach der Sage Kaiser Konstantin die Herrschaft in Rom übertragen hatte. Kaiser und Papst wollten gemeinsam von Rom aus die Welt regieren, und wenn der Kaiser in Italien war, scheinen sie fast stets zusammen gewirkt und gelebt zu haben. Als dann ein früher Tod, am 24. Januar 1002, den Kaiser vor weiteren Enttäuschungen bewahrt hatte, kehrte der Papst nach Rom zurück und überlebte ihn um 1 Jahr und 3 Monate. Am 12. Mai 1003 starb er und ward, wie so viele Päpste des zehnten Jahrhunderts, in der Kirche San Giovanni in Laterano begraben. Hier hat ihm wenige Jahre später Sergius IV. einen noch jetzt erhaltenen Grabstein gesetzt, dessen Inschrift aus zwölf gut gemeinten Distichen besteht und mit den Worten beginnt:

Iste locus mundi Silvestri membra sepulti
Venturo domino conferet ad sonitum.

D. h. „dieses irdische Grab wird die begrabenen Glieder Silvesters, wenn die Gebeine der Todten sich regen, dem kommenden

Digitized by Google

Herrn wiedergeben".[2] Der Verfasser der Grabschrift scheint bei den Worten „ad sonitum“ an das vom Propheten Ezechiel erwähnte Rauschen der Gebeine gedacht zu haben, womit die Wiederbelebung der Todten beginnt, doch sind die Worte schwer verständlich, und als die Teufelssagen über Gerbert bekannt wurden, haben sie vielleicht Anlaß zu dem Gerede von dem sonitus membrorum, dem Rasseln der Knochen, gegeben, wodurch das Grab Silvesters den Römern merkwürdig war.

Durch das Eingreifen Ottos III. hatten sich die Verhältnisse in Rom schnell geändert. Noch im Juni 995 widerlegte der römische Abt Leo die Vorwürfe des Bischofs Arnulf von Orleans gegen die Unbildung der römischen Geistlichkeit mit den klassischen Worten: Weil die Statthalter Petri und seine Schüler zu Lehrmeistern nicht den Plato, Virgilius und Terentius und das übrige Vieh von Philosophen haben wollen, die stolz, wie die Vögel fliegend, die Luft und, wie die Fische in die Tiefe tauchend, das Meer und, wie das Vieh schreitend, die Erde beschrieben haben: deshalb, sagt ihr, dürften sie nicht einmal Thürhüter sein, weil sie in solcher Kunst nicht unterwiesen sind. Dagegen wisset, daß die lügen, so solches gesagt haben, denn Petrus kannte solche Dinge nicht und ist doch Thürhüter des Himmels geworden, da der Herr selbst zu ihm sprach: „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben.“ Ging es wirklich mit rechten Dingen zu, wenn noch nicht vier Jahre nach dieser amtlichen Aeußerung der gelehrteste Mann der Zeit auf den Stuhl Petri gekommen war? So lange hintereinander hat der römische Stadtadel die Päpste ein- und abgesetzt, und jetzt kommt in Gerberts Person zum ersten Male ein Franzose zu dieser Würde, ein Mann von ganz dunkler Herkunft, dessen Einfluß auf den jungen Kaiser sich nur aus seinem Wissen erklärt. Zufällig hat er in drei Städten, die mit R. anfangen, in Reims, Ravenna und Rom,

das höchste kirchliche Amt bekleidet, und der Franzose Helgald sagt, Gerbert habe, über diesen Zufall fröhlich scherzend, selbst auf sich den Vers gemacht:

Scandit ab R Gerbertus in R post papa viget R,

d. h. „Gerbert steigt von Reims nach Ravenna, nachher lebt er als Papst in Rom“. Dieser Vers mit seinem dreifachen R hat, ähnlich wie der Vers über die Päpstin Johanna mit seinem sechsfachen P, etwas Geheimnißvolles. Wir finden ihn mit kleinen Veränderungen bei den späteren Schriftstellern wieder, aber was bei Helgald nur eine pointirte Zusammenfassung dreier Thatsachen aus Gerberts Leben ist, das erscheint nachher als eine Prophezeiung, die der Teufel dem jungen Gerbert ins Ohr geraunt hat.

Gewiß, es gab mancherlei in Gerberts Leben, was dem gemeinen Verstande schwer faßlich ist, und es kann uns deshalb fast wunder nehmen, daß in den ersten achtzig Jahren nach seinem Tode sich in den bekannten Quellen kein sagenhafter Zug findet.

Wohl legt der boshafte Bischof Adalbero von Laon in seinem satirischen Gedichte dem französischen Könige Robert die Worte in den Mund, daß „sein Lehrer Neptanebus ihn viel gelehrt habe“. Statt Gerberts Namen setzt er den des ägyptischen Königs Nektanebus ein, dessen astrologische Tafel von den Schriftstellern der Alexandersage beschrieben, der von ihnen auch bald als Vater, bald als Lehrer Alexanders bezeichnet wird. Damit will Adalbero den todten Papst, der ihm selbst so bittere Wahrheiten gesagt hat, wohl lächerlich machen, aber er denkt dabei noch nicht an teuflische Zauberkünste, sondern nur an Gerberts astronomische Kenntnisse und Unterrichtsapparate, die uns von Richer ausführlich beschrieben sind.[3] Man kann aus dieser ersten Zeit nach Gerberts Tode noch anführen, daß Ademar von Chabannes, der 31 Jahre nach Gerbert starb, dessen Reise nach Spanien als einen Besuch in

Digitized by Google

„Corduba“ bezeichnet, doch scheint das nur ein rhetorischer Ausdruck für die spanische Mark zu sein, und in unserer Ausgabe von Ademars Werken ist auch eine spätere Einschiebung nicht ausgeschlossen. Selbst Radulfus Glaber, dessen Geschichten doch sonst voll von merkwürdigen Erzählungen sind, weiß an Gerbert lediglich den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit zu rühmen. Hugo von Flavigny sagt nur, er verdanke gewissen Gaukelkünsten (quibusdam praestigiis) seine Wahl zum Erzbischof, und die nach dem Jahre 1078 verfaßte Lebensbeschreibung des Bischofs Meinwerk kennt bereits die sagenhafte Vergiftung Ottos III. durch eine Römerin, aber der schreckliche Tod Silvesters ist ihr noch unbekannt. Diese und andere Fabeln entstanden und fanden Aufnahme in der Litteratur, weil man ihn mit anderen Päpsten verwechselte oder merkwürdige Zustände und Verhältnisse durch eine Gerbertsage erklären zu können glaubte.

Solche Verwechslungen Gerberts mit andern Päpsten lassen sich bei Schriftstellern der nächstfolgenden Jahrhunderte fünfmal nachweisen, und sie sind bei keiner Regentenreihe so leicht zu erklären, bei keiner Dynastie mußten sie so oft vorkommen, wie bei den römischen Päpsten. Vom Jahre 900 bis 1003 (dem Todesjahre Gerberts) waren ihrer 25 und in den folgenden 51 Jahren bis 1054 wieder 12, also in 154 Jahren 37 Päpste mit einer durchschnittlichen Amtszeit von 4 Jahren und 2 Monaten. Und die meisten sind doch Leute ohne charakteristische Eigenthümlichkeiten in ihrem Auftreten, ihrem Lebensalter und ihrer Tracht, 37 Leute, von denen elf Johannes und fünf Leo heißen, die außer ihrem Amtsnamen noch den Taufnamen tragen und ihn gelegentlich neben dem Amtsnamen gebrauchen. Diese Ueberfülle von fast 74 Namen für 154 Jahre erklärt es, daß bei einem und demselben Schriftsteller sich zwei verschiedene Datirungen Gerberts friedlich nebeneinander finden. Silvester II. ist verwechselt:[4]

1. von seinem Landsmanne Hugo von Flavigny (dessen Chronik bis zum Jahre 1102 reicht) mit dem Papste Formosus (891—906);

2. in den später aufgezeichneten Thaten der Halberstädter Bischöfe mit Benedikt VI. († 974), oder mit Benedikt VII., welcher 983 eines gewaltsamen Todes starb.

3. Sigebert von Gembloux bei Lüttich, dessen Papstliste um 45 Jahre verschoben ist, setzt in dieser unseren Gerbert zwischen Marinus II. (942—946) und Agapitus II. (946—955). Diese Angabe fand er in den anderen Listen begreiflicherweise nicht, weil sie falsch ist, und diese vermeintliche Auslassung Silvesters in seiner guten Quelle veranlaßt ihn zu folgender Betrachtung: „Manche übergehen Silvester und setzen Agapitus an seine Stelle, und das ist, wie man glaubt, nicht ohne Grund geschehen. Denn weil Silvester nicht durch die rechte Thür eingetreten sein soll, scheint er aus der Zahl der Päpste ausgeschlossen zu sein. Manche beschuldigen ihn auch der Nigromantie und sagen, er sei keines gewöhnlichen Todes gestorben, sondern der Teufel habe ihn getödtet. Deshalb, o Leser, bitte ich dich, hier und anderswo, wenn dir eine Verschiedenheit bei den Namen, Jahren oder der Zeit der Päpste auffällt, nicht mir die Schuld dafür zu geben. Denn ich schreibe nicht Selbsterlebtes, sondern nur, was ich gehört oder gelesen habe.“ Denselben Fehler und dieselbe Betrachtung, wie bei Sigebert, finden wir dann wörtlich bei Ekkehard von Aura bei Kissingen und dem sächsischen Annalisten wieder. Sigebert macht sich übrigens keine große Mühe, um seine falsche Papstreihe mit den anderen Nachrichten in Uebereinstimmung zu bringen, denn während nach der falschen Papstliste Silvester, als der Vorgänger von Agapitus II., in den Jahren 995—998 regieren soll, läßt er ihn nachher, im letzten Lebensjahre Ottos III., d. h. vier Jahre nach seinem eben erzählten Tode, mit dem

Digitized by Google

Kaiser Rom verlassen. Wir sehen deutlich, daß Sigebert in seinem Papstverzeichnisse Silvesters Namen an einer falschen Stelle fand, und daraus, daß er an dieser Stelle in guten Listen fehlte, einen Beweis für den Volksglauben entnahm, daß Gerbert Nigromantie getrieben und der Teufel ihn getödtet habe. Das Wort Nigromantie leitet man gewöhnlich von *Νεκρομαντεία*, d. h. Todtenbeschwörung, ab. Bei Gerbert handelt es sich nicht um diese speziell, sondern um Zauberei überhaupt, um die mit Hülfe des Schwarzen geübte Kunst sich die Herrschaft über die Geister und über die Naturkräfte zu verschaffen.

4. Im Papstkataloge des Marianus ist Gerbert als der Sohn Ottos bezeichnet, ist also mit seinem Vorgänger Gregor V. verwechselt, der ein Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen war. Vielleicht erklärt sich aus diesem Versehen die falsche Nachricht über seine vornehme Abkunft. Eine natürliche Folge dieser Verwechslung ist, daß die bis zum Jahre 1196 reichenden Annalen von Reims und Köln uns erzählen, wie nach dem Jahre 993 Papst Silvester II. Gesandte nach Frankreich schickte, welche Arnulfs Befreiung aus der Gefangenschaft erwirkten und Gerbert absetzen ließen. Sechs Jahre später ist dann erzählt, daß Gerbert den apostolischen Stuhl bestieg. Auch hier ist der Name Silvester II. auf Gregor V. übertragen.

5. Der noch öfters zu nennende Wilhelm von Malmesbury spricht von einem Papste Johannes XVI., welcher auch Gerbert heißt". Dieser Johannes XVI. wurde im Jahre 997 von Crescentius als Gegenpapst Gregors V. aufgestellt, und als nach Verlauf von zehn Monaten das deutsche Heer in Rom erschien, ward er in der Campagna gefangen. Ohne ausdrücklichen Befehl des Kaisers wurden ihm in der Fastenzeit des Jahres 998 die Augen ausgestochen, die Ohren, Nase und Zunge (nach einem späteren Berichte auch

Digitized by Google

die Hände) abgeschnitten, und in diesem kläglichen Zustande wurde er auf dem Rücken eines Esels durch die ganze Stadt geschleppt.[5] Nun sagt Wilhelm von Malmesbury mit klaren Worten, er würde die von ihm erzählten Geschichten über Gerberts Bund mit dem Teufel selbst nicht glauben, wenn er nicht in einem alten Papstverzeichnisse gelesen hätte: „Johannes, der auch Gerbert heißt, regierte 10 Monate. Dieser endete sein Leben schimpflich." „Warum," so fragt Wilhelm, „hätte er sich sterbend zerfleischen sollen, wenn er sich nicht eines unerhörten Verbrechens bewußt gewesen wäre?" Er nennt seine Papstliste ein „altes Buch, das Namen und Jahre aller Päpste enthält," und deshalb ist es in hohem Maße wahrscheinlich, daß in Rom selbst die Sage von Gerberts gewaltsamem Tode durch eine Verwechslung mit dem geschichtlich bezeugten Ende Johannes XVI. entstanden ist. Sicher ist es, daß Wilhelm und wohl auch andere Schriftsteller sie und die Sagen von dem Teufelsbunde infolge dieser Verwechslung geglaubt haben. Und nur so läßt es sich auch erklären, daß sein am 12. Mai 1003 erfolgter Tod von der Sage in die Fastenzeit verlegt wird, denn Johannes XVI. wurde in der Fastenzeit des Jahres 998 verstümmelt.

Daß für so auffallende Thatsachen (wie das außergewöhnliche Wissen, die höchste irdische Macht und den schrecklichen Tod), ein Bund mit dem Teufel die einzige genügende Erklärung schien, kann uns nicht wunder nehmen, wenn wir uns erinnern, wie viele Hexenprozesse noch im 16.—18. und selbst in unserem Jahrhundert stattgefunden haben, und daß auch jetzt die römische Kirche noch einen Ordo für Beschwörung der Teufel und Formularien für den exorcismus de obsessis besitzt. Wie der Teufelsglaube im Mittelalter die Geister beherrschte, zeigen die im 13. Jahr-

Digitized by Google

hundert verfaßten Wundergeschichten des Cisterzienser Mönches Cäsarius von Heisterbach.[6] Wir erstaunen über die Armuth der menschlichen Phantasie, wenn wir sehen, wie so viele uns vertraute Sagen auf ältere Vorbilder zurückgehen. Ist doch auch die Sage von der Päpstin Johanna nicht in Rom allein entstanden, sondern hat ein älteres Vorbild in der Geschichte eines Patriarchen von Byzanz. Für die Bündnisse mit dem Teufel kann als Vorbild die Sage von Theophilus gelten, die in Italien im 10. Jahrhundert bekannt wurde. Die erste uns erhaltene Bearbeitung derselben stammt aus der Feder der deutschen Nonne Rosvitha von Gandersheim, welche etwa in demselben Jahre, wie Gerbert, gestorben ist, so daß der Inhalt ihrer Werke seit seinem Tode sicher bekannt war.[7] Nachher hat der Bischof Marbod von Rennes dieselbe Sage dargestellt, und so manche Züge dieser Geschichte sind in die deutsche Faustsage übergegangen. Für uns ist die von Rosvitha erzählte Geschichte deshalb maßgebend, weil sie allein vor der Entstehung der Gerbertsage aufgezeichnet ist.

Das Gedicht über den Fall und die Bekehrung des Theophilus erzählt in 455 Hexametern, wie Theophilus trotz seiner Jugend Bistumsverweser zu Antiochia wurde. Nach dem Tode des Bischofs wollten ihn Volk und Geistlichkeit zu dessen Nachfolger machen, aber er schlug in übergroßer Bescheidenheit diese Würde aus. Er ließ es sich auch erst ganz ruhig gefallen, daß der nun gewählte Bischof ihm sein bisher verwaltetes Amt nahm, aber bald reizte ihn der böse Feind des Menschengeschlechts auf; um sich zu rächen, wendet er sich an einen zauberkundigen Hebräer, der ihn nachts vor die Stadt zum Teufel führt. Hier schwört er Christus und Maria ab, und der Teufel verhilft ihm wieder zu seinem Amte, denn schon am nächsten Tage giebt ihm der Bischof seine frühere Würde zurück. Jetzt wird er übermüthig und bedrückt das Volk, aber

bald überkommt ihn die Reue, durch 40tägiges Fasten und Beten rührt er Marias Herz und bekommt auf ihre Fürbitte die dem Teufel gegebene Handschrift zurück. Dann bekennt er dem Bischof in der Kirche, wie er gesündigt und wie er Gnade gefunden hat, worauf er nach dreitägiger Krankheit eines gottseligen Todes stirbt. Theophilus, Silvester und Faust, sie alle erlangen durch den Bund mit dem Teufel irdisches Glück und irdische Macht, aber während Theophilus vor Gott Gnade findet, fällt bei Faust in der Volkssage die Begnadigung ganz weg; bei Silvester lauten die Berichte über sein Ende verschieden, die meisten so, daß er seine Glieder opfert, um die unsterbliche Seele zu retten.

Fassen wir das bisher Gesagte kurz zusammen, so finden wir, daß Silvester II. aus niederem Stande durch außergewöhnliche Gelehrsamkeit und durch seine großen Erfolge als Lehrer und Staatsmann auf den päpstlichen Stuhl emporstieg, obwohl er vorübergehend die Ansprüche der Päpste bekämpft hatte. Eine Stelle seiner Grabschrift deutete auf das Rasseln seiner Glieder, das scheinbare Fehlen in guten Papstlisten und die aus einer Verwechslung mit Johann XVI. entstandene Sage von der schrecklichen Verstümmelung seines Körpers auf eine schwere Schuld hin. Alles dies legte den Verdacht eines Bundes mit dem Teufel nahe, für den die Sage von Theophilus ein Vorbild bot.

Das Volk mochte viel erzählen, was der bücherschreibende Klerus nicht wußte oder doch nicht gern aufzeichnete; denn einen verstorbenen Papst des Bundes mit dem Teufel zu zeihen, war ein gewagtes Beginnen, das man leicht als Feindschaft gegen den lebenden Papst und gegen die Kirche auffassen und ahnden konnte. Ueber solche Rücksichten durften sich seit den Tagen von Kanossa die Freunde Heinrichs IV. hinwegsetzen. So verfaßte nach dem im Jahre 1085 erfolgten Tode Gregors VII. der Kardinal Beno ein sogenanntes Leben

Digitized by Google

desselben, welches im Grunde nur eine leidenschaftliche Schmähschrift auf ihn, seine Vorgänger und Nachfolger, ist.[8]

„Gregor VII.“, so sagt er, „ist in der Teufelskunst unterwiesen von Benedikt IX. und Laurentius von Amalfi, in deren Jugend Gerbert die Stadt mit seinen Schandthaten vergiftet hatte, über welchen gesagt ist:

Transit ab R Gerbertus ad R post papa viget R.

. . . . Durch dieselben Sprüche der Dämonen getäuscht, mit welchen er Viele getäuscht hat, ward er nach Gottes Richterspruch von einem plötzlichen Tode ereilt. Er hatte von seinem Dämon die Antwort erhalten, er werde nicht sterben, wenn er nicht vorher in Jerusalem Messe gelesen hätte. Durch diese Zweideutigkeit, durch diesen Doppelsinn betrogen — denn er glaubte, daß die Stadt Jerusalem gemeint sei — las er zu Rom in der Kirche, welche Jerusalem heißt, an dem vorgeschriebenen Tage die Messe, und dort ward er von einem elenden und schrecklichen Tode überrascht. In der Angst des Todes bittet er, man solle ihm Hände und Zunge abschneiden, mit denen er den Dämonen gedient und Gott gelästert hatte. Und obwohl er ein seiner Thaten würdiges Ende fand, schreckte doch der schmähliche Tod ihres Lehrers seine Schüler nicht von dem Götzendienste zurück, und auch bei ihnen blieb die göttliche Rache nicht aus.“ Beno will Gregor VII. und die anderen Päpste als Werkzeuge des Teufels schildern, und deshalb erzählt er die bis dahin nur mündlich verbreitete Geschichte über Silvester. Hätte er sie selbst erfunden, so konnte dieser Vorwurf keine Beweiskraft beanspruchen; anders, wenn ihn der Groll getrieben hatte, das aufzuzeichnen, was längst von Mund zu Munde ging. Daß diese nachher oft wiederholte Geschichte dem Tode Johannes XVI. nachgebildet, oder vielmehr, daß dessen in der Fastenzeit vorgenommene Verstümmelung samt dem Datum auf Silvester übertragen ist, durften wir

aus dem ausdrücklichen Zeugnisse Wilhelms von Malmesbury schließen.

In dieser und in allen Sagen über Gerberts Tod spielt die Kirche Santa Croce in Gerusalemme (zum heiligen Kreuz in Jerusalem) eine wesentliche Rolle. Sie liegt kaum zehn Minuten von der damaligen Residenz des Papstes, dem Lateran, entfernt, dicht bei der östlichsten Stelle der auch jetzt noch erhaltenen Aurelianischen Mauer, zwischen Porta San Giovanni und Porta Maggiore. Tritt man durch die große Vorhalle der Kirche San Giovanni in Laterano ins Freie, so ist Santa Croce das einzige größere Gebäude, welches man in östlicher Richtung liegen sieht. Hier fiel sie dem Pilger, der an Silvesters Grabe im Porticus der Laterankirche sein Vaterunser gesprochen hatte, gleich ins Auge, und nach den Wundern, die man an seinem Grabe berichtet, war der Fremde nun auch gespannt, die Stätte seines schaudervollen Todes zu sehen. Santa Croce war eine der sieben Pilgerkirchen Roms und durch die Reliquien vom Kreuze Christi heilig; nach der Angabe Wilhelms von Malmesbury las dort der Papst an drei Sonntagen die Messe, und im Ceremonienhandbuch des 12. Jahrhunderts waren diese festgesetzten Tage als Statio in Jerusalem bezeichnet.[9]

Nachdem der Kardinal Beno den Tod Silvesters in dieser Gestalt erzählt hatte, war der Bann gebrochen, und die Sage ward nun in der Litteratur heimisch. Der schon genannte Sigebert von Gembloux († 1112) erwähnt mit Berufung auf das angebliche Fehlen in der Papstliste seinen Tod durch den Teufel und die von Manchen gegen ihn erhobene Anklage der Zauberei. Und um das Jahr 1150 berichtet der französische Mönch von Saint-Evroul, Ordericus Vitalis: „Man erzählt von ihm, er habe als Scholasticus (das kann Lehrer oder Schüler bedeuten) mit dem Dämon gesprochen und ihn

Digitized by Google

nach seinem Schicksal gefragt und sogleich von ihm den damals unverständlichen Bescheid bekommen:

Transit ab R Gerbertus ad R post papa vigens R.

Hier ist aus dem Verse, den Helgald als Scherz Gerberts, Beno ohne weiteren Zusatz erwähnt, eine teuflische Weissagung geworden. Harmloser ist der Mönch, welcher eine Chronik des Andreasklosters von Câteau Cambrésis schrieb und im Eingange derselben Gerberts große geometrische Kunst preist, die es ihm ermöglichte, Entfernungen auf der Erde und in der Luft durch bloßes Hinsehen (d. h. durch Winkelmessung) zu bestimmen. Als er dann sein Ende nahe fühlte, sprach er zu sich selbst:

Nil abacus mathesisque tibi, Gerberte juvabunt.

„Nichts, o Gerbert, wird dir der Abacus und die Mathematik helfen", ein Vers, den wir wegen des tibi juvabunt unserem Gerbert selbst im Angesichte des nahen Todes nicht zutrauen dürfen.[10]

Als dann durch die Kreuzzüge das Volk für Wundergeschichten aller Art empfänglicher geworden war, zeichnete der englische Mönch Wilhelm von Malmesbury in seiner Geschichte der englischen Könige alte und neue Sagen über Gerbert auf, den er, wie oben gesagt, mit Johann XVI. identifizirt. Auch sonst enthält sein Werk eine Fülle von Märchen, die seinem Stoffe ganz fern liegen, und gerade diesen verdankt er den Beifall der späteren Chronisten, die ihn viel benutzt haben. Ueber Gerberts Lehrzeit berichtet er folgendes: „Er war im Kloster Fleury herangewachsen und floh von da aus Ueberdruß am Mönchsleben oder aus Ruhmbegierde nach Spanien, hauptsächlich, um Astrologie und die übrigen Künste der Art von den Sarrazenen zu erlernen. Ihre Hauptstadt ist Hispalis, welches sie gewöhnlich Sibilia (Sevilla) nennen, und nach der Sitte ihres Volkes geben sie sich viel mit Weissagungen

Digitized by Google

und Beschwörungen ab. Bei ihnen lernte Gerbert von der Kunst, in den Sternen zu lesen, mehr als alle Gelehrten vor ihm; dort erfuhr er, wie man den Gesang und den Flug der Vögel deuten — was Kardinal Beno von Gerberts angeblichem Schüler Laurentius erzählt — und wie man Schatten aus der Unterwelt heraufbeschwören kann, d. h. also das, was man eigentlich unter Nekromantie versteht. Auch in den erlaubten Künsten, der eigentlichen Mathematik, übertraf er alle anderen Größen der Vorzeit; den Sarrazenen entriß er den Abacus und stellte Regeln auf, welche die schwitzenden Abacisten nur mit Mühe verstehen können. Er wohnte bei einem Philosophen jener Sekte — man denkt da unwillkürlich an das Buch des weisen Joseph, um welches er in seinen Briefen die Freunde in Spanien bittet — und wußte ihn durch Geld und Versprechungen zu gewinnen. Dieser war nicht abgeneigt, ihm sein Wissen zu verkaufen, unterhielt sich mit ihm über wichtige und unwichtige Dinge und lieh ihm seine Bücher zum Abschreiben. Nur ein Buch, welches die ganze Lehre enthielt, konnte Gerbert ihm durchaus nicht entlocken, und gerade dies zu besitzen, war sein sehnlichster Wunsch. Darum schließt er mit der Tochter seines Wirthes Freundschaft und macht ihn mit ihrer Hülfe trunken; dann nimmt er dem Alten das Buch unter dem Kopfkissen weg und entflieht. Sobald der Philosoph erwachte, vermißte er das Buch sofort und setzte dem Flüchtigen nach, dessen Weg er aus den Sternen erkannte. Doch Gerbert ersieht ebenfalls aus den Sternen, daß er verfolgt wird, und verbirgt sich unter der nächsten hölzernen Brücke, an der er sich mit Händen und Füßen so festklammert, daß er weder Wasser noch Erde berührt. Da er nun weder auf der Erde noch im Wasser war, konnte ihn der Sarrazene durch seine Kunst nicht finden, und Gerbert gelangte ungefährdet ans Meer. In seiner Angst schwört er dem Teufel einen ewigen Eid, wenn er ihn hinüberbringe, und dieser that es."

Digitized by Google

„Seiner Gelehrsamkeit halber," so erzählt Wilhelm weiter, „ward Gerbert der Erzieher des Königs Robert und des Kaisers Otto; durch ihre Gunst wurde er Erzbischof von Reims und Ravenna und zuletzt sogar Papst. Alle seine Wünsche erreichte er durch die Gunst des Teufels, er spürte durch die schwarze Kunst selbst die von den Heiden vergrabenen Schätze auf und machte sie seinen Zwecken dienstbar." Denn daß der Reichthum ein Hauptattribut irdischer Macht sei, ist eine nicht bloß im Mittelalter verbreitete und oft ausgesprochene Ansicht. Gerberts Beginnen hat in diesem Falle nicht den rechten Erfolg: mit einem Diener ist er auf dem Marsfelde in Rom an einer mit List gefundenen Stelle in das Innere der Erde hinabgestiegen. Wohl sieht er Gold und Edelsteine genug, aber als sein Diener etwas entwendet hat, verdunkelt sich der leuchtende Edelstein, dessen Licht alles erhellt hat, und unter vielen Gefahren findet er den Ausgang wieder. So hat er die Schätze des Octavianus wohl gefunden, aber nicht gehoben. Diese Geschichte erinnert an orientalische Märchen und hat zu dem geschichtlichen Gerbert gar keine Beziehung, denn etwas Ähnliches erzählt Wilhelm im folgenden Kapitel von einem spanischen Mönche, der in die Höhlen eines Berges eindrang, um dort ebenfalls die Schätze Oktavians zu finden.[11]

Ueber die Art, wie Gerbert mit dem Teufel verkehrte, hat Wilhelm seine eigene Ueberlieferung: „Es geht das Gerücht, Gerbert habe sich bei einer bestimmten Stellung der Gestirne aus Erz einen Kopf gegossen, der auf seine Fragen mit „Ja" oder „Nein" richtig antwortete. Wenn z. B. Gerbert fragte: „Werde ich Papst sein?" so antwortete der Kopf mit „Ja", und auf die Frage: „Sterbe ich, bevor ich in Jerusalem Messe lese?" mit „Nein". Nun folgt ausführlich die schon bekannte Geschichte von der Messe zu Santa Croce in Gerusalemme. Als ihm dann der Kopf auf Befragen seinen nahen Tod

Digitized by Google

angekündigt hat, beichtet er den Kardinälen seine Schuld und befiehlt ihnen, seine Glieder einzeln abzuhauen und hinauszuwerfen. „Mögen," so sprach er, „die Glieder dem anheimfallen, der den Treueid verlangt hat, denn mein Herz hat diesen Eid, diese Entweihung eines Eides, nie geliebt." Wie Theophilus, so entgeht Gerberts Seele den Klauen des Teufels, und das ist überhaupt bei den meisten Teufelsverschreibungen der Fall, da der Mensch doch immer noch irgend einen Ausweg findet, um dem dummen Teufel die Seele abzujagen. Wilhelm sucht uns zu erklären, wie Gerbert zu einem so verhängnißvollen Schritte kommen konnte. Aus Ueberdruß am Klosterleben und aus Wissensdurst begiebt er sich zu den Sarrazenen, um deren geheimnißvolle Künste zu lernen. Der Raub des wichtigen Buches bringt ihn in Lebensgefahr, und um dieser zu entgehen, verschreibt er sich dem Teufel. Den regelmäßigen Verkehr mit dem Bösen vermittelt der Kopf, zu dessen Herstellung er seine, von den Zeitgenossen so viel gepriesenen astronomischen oder astrologischen Kenntnisse benutzte. Aehnliches erzählt das spätere Mittelalter von Roger Bacon († 1294) und Albert dem Großen († 1280); auch unter den Anklagen gegen die Templer findet sich ein redender Kopf erwähnt.[12]

Aehnliche Sagen über Gerberts Bund mit dem Teufel berichtet bald nach ihm die Chronik von Pontigny, die Johann XVI. von Silvester unterscheidet, während Wilhelm von Malmesbury Gerbert stets mit dem Papste Johannes verwechselt. Am Schlusse heißt es: „Gott versagte dem reuigen Sünder seine Gnade nicht. Daher ward er zu Rom bestattet, und auf sein Grab schrieb man die Worte:

Scandit ab R Gerbertus ad R post papa vigens R.

Und sein Grab soll folgendermaßen den Tod eines römischen Bischofs anzeigen. Kurz vor seinem Tode geht von dem Grabe eine solche Ueberschwemmung aus, daß sich ringsum eine Pfütze

Digitized by Google

befindet, wenn aber ein Kardinal oder irgend ein anderer hoher Geistlicher stirbt, wird es so feucht, als ob man es besprengt hätte." Doch überläßt der Verfasser es ganz dem Leser, ob er diese Geschichten glauben wolle. Weniger höflich spricht von den Gläubigen der Verfasser der um 1250 deutsch geschriebenen Sächsischen Weltchronik, denn er sagt: „Dumme Leute glauben, daß sein Grab schwitze, wenn ein Papst sterben soll, während doch mancher Stein auf ganz natürliche Weise feucht wird." [13]

Außer Wilhelm von Malmesbury hat noch ein anderer Engländer des 12. Jahrhunderts neues über Gerbert aufgezeichnet, dessen Schuld er ganz romanhaft durch die Liebe zu motiviren sucht. Auch die Nonne Rosvitha hatte erzählt, wie der Sklave des Proterius in Cäsarea sich dem Teufel verschreibt, um durch dessen Beistand Gegenliebe bei der Tochter seines Herrn zu finden. Im Bewußtsein dieser Schuld bleibt er dann der Kirche fern; schließlich beichtet er seine Schuld und erhält durch den Bischof Basilius seine Verschreibung zurück. Diese neue Auffassung der Gerbertsage verdanken wir Walter Map aus Wales, der um das Jahr 1160 in Paris studirte und als Gesandter des englischen Königs wiederholt in Rom war.[14] In der Zeit eines Bertran de Born konnten Geschichten aus Frankreich am Hofe das regste Interesse beanspruchen. Auf seinen Reisen erfuhr er viel wundersame Dinge und zeichnete sie in den leider sehr entstellten „Unterhaltungen der Hofleute" auf. Was von dem hier zu erzählenden auf Rechnung der Volkssage zu setzen, was der freien Phantasie Walter Maps entsprungen ist, läßt sich nicht sagen, wohl aber dürfen wir bestimmt behaupten, daß die zur Motivirung des Teufelsbundes ersonnene Liebesgeschichte nicht auf ein unerlaubtes Verhältniß des geschichtlichen Papstes zum weiblichen Geschlechte schließen läßt. Walter Map erzählt:

Gerbert gehörte einer burgundischen Adelsfamilie an und war durch die Macht der Rede und seine Sitten allen Scholaren

von Reims (das als Universität gedacht ist) überlegen. Unter den Jungfrauen der Stadt war damals die schönste die Tochter des Präpositus, und, wie alle jungen Leute, entbrennt auch Gerbert in heißer Liebe zu ihr. Und da sie ihn verschmäht, gebraucht er ein Zaubermittel gegen seine Leidenschaft, das zwar den gewünschten Erfolg hat, aber ihn auch gleichgültig und theilnahmlos gegen alles andere macht. Darum läßt er seinen Besitz verfallen und geräth in Schulden; seiner Habe beraubt, mit vernachlässigtem Aeußeren bleibt er im Hause zurück, und, seiner Liebe ledig, sehnt er sich doch nach den Fesseln der Venus zurück. In dieser Stimmung geht er eines Tages um die Mittagsstunde (hora meridiana) in den Wald; er geht weiter und weiter, bis er plötzlich einem schönen Weibe gegenübersteht, die auf ihrem seidenen Gewande ruht und einen Haufen Geld vor sich liegen hat. Er glaubt ein Zauberbild zu sehen und will eilends fliehen, doch sie ruft ihn zurück und bietet ihm Geld, soviel er wolle, nur solle er die Tochter des Präpositus verschmähen und sie, die Sprechende, als seine Geliebte annehmen. „Ich heiße Meridiana, bin von vornehmer Abkunft und habe stets einen würdigen Geliebten gesucht. Dich will ich reich und glücklich machen, wenn Du die frühere Geliebte verschmähst, denn sie hat Dich nicht aus Keuschheit abgewiesen, sondern nur um ohne Verdacht andere Männer begünstigen zu können. Ich bin keine buhlerische Hexe, die dem Menschen schadet, und ich verlange von Dir kein Unterpfand; komm nur oft zu mir, um Dir Geld zu holen und meine wahre Liebe zu erwidern." Gerbert verspricht alles und besiegelt den neuen Bund mit einem Kusse. Allmählich bezahlt er von dem Gelde der Meridiana seine Schulden, dann richtet er sein Haus prächtig ein und wird reich wie Salomo, nur daß dieser viele Frauen hatte und Gerbert nur die eine Geliebte. Und wie es die römische Sage über Numa erzählt, so empfängt auch Gerbert nachts von

Digitized by Google

Meridiana Rath, was er am nächsten Tage thun solle. Mit ihrer Hülfe mehrt er sein Wissen, er speist die Hungrigen, kleidet die Dürftigen und rettet die Bedrängten. Alle Städte beneiden Reims um einen solchen Bürger.

Sehr ausführlich wird dann beschrieben, wie die einst so spröde Tochter des Präpositus nun von Leidenschaft zu Gerbert verzehrt wird. Um seine Aufmerksamkeit zu erregen, kleidet sie sich prächtiger und kommt ihm mit Freundlichkeit entgegen. Vergebens „spannt sie ihre Netze und wirft die Angel nach ihm aus": Gerbert rächt sich für ihre frühere Mißachtung und macht sie nun erst recht liebestoll. Als er eines Tages nach dem Mittagessen unter einer Eiche in seinem Garten eingeschlafen ist, überrascht sie ihn und weiß ihn zu berücken, daß er seine Treue gegen Meridiana bricht. Fußfällig bittet er diese nachher um Verzeihung, und nun verlangt sie von ihm einen förmlichen Eid, der ihn ganz an ihren Dienst fesselt. Bald danach stirbt der Erzbischof von Reims, Gerbert wird sein Nachfolger und schnell hintereinander Kardinal, Erzbischof von Ravenna und Papst. In dieser ganzen Zeit genoß er das Abendmahl nicht aus Angst und Ehrfurcht vor dem Heiligen und wußte das klug zu verbergen. Im letzten Jahre seines Lebens erschien ihm Meridiana und zeigte ihm an, er werde seines Lebens sicher sein, bis er in Jerusalem Messe gelesen hätte. Als er dann in der Jerusalemskirche fungirte, sah er am Eingang der Kirche Meridiana Beifall klatschen und merkte jetzt, daß sein Ende nahe war. Da berief er die Geistlichen und das Volk und bekannte öffentlich alle seine Sünden. Und er bestimmte auch, daß der Papst vor den Augen der ganzen Gemeinde das Abend mahl nehmen sollte, damit es in Zukunft nicht mehr verborgen bleiben könnte, wenn ein Papst es nicht nähme. Den geringen Rest seines Lebens verbrachte er in strengen Bußübungen und starb als guter Christ.

Digitized by Google

Ueber das Feuchtwerden seines Grabes schreibt Walter noch ausführlicher, als die Chronik von Pontigny, und erklärt den Reichthum der Päpste als das Erbtheil Silvesters.

Daß der Teufel sich gerade um die Mittagsstunde sehen läßt, wird in mittelalterlichen Sagen auch sonst erzählt. Die weibliche Vertreterin dieses Diabolus meridianus ist Meridiana, für die an anderen Stellen auch der Name Marianna sich findet. Sie spielt eine ähnliche Rolle, wie die Waldfrauen oder Feen in Ritterromanen, doch geht man wohl zu weit, wenn man mit dieser Eigenschaft das Feuchtwerden von Gerberts Grab in Verbindung bringt und meint, daß er „durch seine Verbindung mit der Elbin selbst elbische Natur angenommen habe". Sonst käme man zu dem Schlusse, daß die Geschichte von der Fee Meridiana erklären soll, warum sein Grabstein sich zu ungewöhnlicher Zeit befeuchtet.[15]

Walter Maps Erzählung hat den Nebenzweck, die eigenthümliche Art zu erklären, wie der Papst die Messe celebrirte; sonst trägt sie dem feineren höfischen Geschmack Rechnung, indem sie als Vertreterin des Teufels eine schöne Frau mit übermenschlichen Eigenschaften einführt und das schreckliche Ende durch einen christlichen Tod ersetzt. Es ist ja ziemlich plump, wenn Gerbert dem leibhaftigen Teufel selbst den Eid leistet, darum läßt ihn Walter Map erst einen losen, nicht unlösbaren Bund mit einer schönen Frau schließen, die außer ihrer Liebe dem verschuldeten Manne Reichthum und Macht bieten kann. Die Tochter des Präpositus ist nur die treibende Nebenperson, die durch ihre Sprödigkeit Gerbert für das erste Anerbieten der Meridiana empfänglich macht und ihn später Meridiana gegenüber, die sich als Werkzeug des Teufels enthüllt, durch ihre Liebe in die Lage des Schuldigen bringt. In dieser Stimmung leistet er den verhängnißvollen Eid, durch den er fest an sie und an den Teufel gekettet ist.

Digitized by Google

Der englische Adel, für welchen Walter Map sein Werk geschrieben hatte, mochte Gerberts Sünde verstehen, wenn er dadurch Frauengunst und Reichthum erlangen konnte. Himmelweit davon verschieden ist die Weltanschauung eines süddeutschen Benediktinermönches von Salem, dessen Blick nicht über die Schulstube hinausreicht. Wir finden sie in einem Gedichte, das Martin Gerbert im Jahre 1765 nach einer Handschrift der Abtei Salem (Salmansweiler) bei Konstanz veröffentlicht hat.[16] Es besteht aus 48, theilweise recht barbarischen, gereimten Hexametern, und als Zeitbestimmung läßt sich nur das angeben, daß sie in einer Handschrift des 13. Jahrhunderts gefunden sind:

„Gerbert stammt aus Reims und soll dort die Schule besuchen, aber er kann nicht lernen und flieht deshalb zitternd aus der Stadt. Im Walde begegnet ihm der Satanas, und als der hört, daß Gerbert aus Angst vor seinem gestrengen Lehrer fliehe, verspricht er, ihn gelehrter zu machen, als alle anderen, wenn er ihm nachfolgen wolle. Dann führt ihn Satan tief in den Wald hinein und unterrichtet ihn, worauf Gerbert heimkehrt und gleich in einer längeren Disputation seinen Lehrer besiegt. Von da begiebt er sich nach Ravenna, wo der gelehrte Erzbischof ihm zuerst überlegen ist. Aber der Teufel lehrt Gerbert nun „die Kunst, welche Abacus heißt", und da der Erzbischof diese nach dreitägigem Studium nicht begreifen kann, räumt er Gerbert freiwillig seine Stelle ein. Nachher wird Gerbert Papst und fragt den Teufel, wielange er noch zu leben habe; er erhält die bekannte zweideutige Antwort, und als er in der Jerusalemskirche Messe gelesen hat, beichtet er vor Klerus und Volk seine Schuld und bittet sie um Verzeihung.

Der Benediktinermönch hat die Disputation Gerberts zu Ravenna aus dem Jahre 972 in ursächlichen Zusammenhang mit seiner im Jahre 998 erfolgten Berufung zum Erzbischof von

Digitized by Google

Ravenna gebracht. Disputiren gilt dem Klosterlehrer und seinen Schülern als die Kunst, welche zu Macht und Ehren führt, und er gefällt sich darin, den Gegensatz zwischen der früheren Dummheit und der späteren Ueberlegenheit seines Helden recht schroff auszumalen. Denselben Gedanken behandelt ein altenglisches Gedicht über den Papst Celestin, in welchem sich mit verändertem Namen die Sagen von Gerbert wiederfinden, da die Geschichte Cölestins I. und II. keinen Anlaß dazu bietet.[17] Auch Celestin hat auf der Schule zum Kummer seines Vaters wenig Weisheit gelernt. Er selbst ist darüber ebenfalls betrübt, und ein Teufel verspricht, sein Leid zu heilen, wenn er sein eigen werden wolle. Er willigt ein. Nachher veranstaltet sein Vater eine Disputation, in welcher er die drei größten Lehrer besiegt. Er wird Archidiakon der Stadt und Lehrer der Theologie, in der Folge Erzbischof, nach drei Jahren Kardinal und nach weiteren sechs Monaten Papst. Nach der Messe in der Kapelle Jerusalem fühlt er sein Ende herannahen, beichtet vor dem Volke und betet zu Jesu. Dann streitet er mit sieben Teufeln und giebt sieben Teufeln ein Stück von seinem Leibe, ihm selbst aber verheißt Maria die Seligkeit. Der Leichnam wird nach St. Peter gebracht und unter einem Marmelsteine begraben.

Der geschichtliche Papst Silvester II. hat seinen politischen Einfluß auf die Geschicke Deutschlands und Frankreichs nicht zum kleinsten Theile durch seine Thätigkeit als Archivar des Erzbischofs Adalbero erworben, und seine Briefe erregen noch in ihrer jetzigen, stellenweise verkürzten Gestalt unsere Bewunderung. Das tritt in der Erzählung in den Vordergrund, welche uns der Wiener Domherr Jansen Enikel, der um das Jahr 1250 starb, in seiner Weltchronik hinterlassen hat.[18] Etwa gleichzeitig mit ihm hat Reinmar von Zweter in seinen Sprüchen alle wichtigen Fragen des menschlichen Lebens erörtert und gesagt (Spruch 109):

Digitized by Google

Der Teufel schuf das Würfelspiel
Darum, daß er Seelen viel
Dadurch gewinnen will.

So erzählt der Wiener Chronist, wie Gerbert sich durch das Spiel dem Teufel in die Hände gab: er war ein Spieler, aller Tugend leer, nur daß er sehr gelehrt war und gegen Bezahlung gut zu lesen und zu schreiben wußte. Um nicht länger arm zu sein, beschloß er, seine Seele dem Teufel zu verschreiben, und begab sich auf einen Weg, wo er Zauberkreise beschrieb, bis der Teufel ihm erschien. Unwirsch fährt der ihn an: „Was willst du, Lotterpfaff, du bist ein rechter Aff, daß du mich so quälest.“ Doch verspricht er ihm schließlich den päpstlichen Stuhl unter der Bedingung, daß ihm seine Seele verfallen sein solle, wenn er in Jerusalem Messe sänge. Darüber stellt er dem Teufel mit eigenem Blute einen Brief aus, und dieser schickt Gerbert in das Haus des Bischofs, dessen Schreiber gerade in das Weinhaus gegangen ist und sich sinnlos betrunken hat. Nun hat der Bischof ganz nothwendig einen Brief zu schreiben und bietet Demjenigen reichen Lohn, welcher ihm diesen Dienst leisten wolle. Gerbert ist dazu bereit und verfaßt einen Brief, so vortrefflich, „daß Niemand je einen so guten Brief gesehen hatte“. Der Bischof nimmt ihn ganz in seinen Dienst, und nachdem er dem Würfelspiel abgeschworen hat, läßt er ihn prächtig kleiden. Trotz seines Eides spielt Gerbert weiter, und der Teufel giebt ihm reichen Gewinn. Auch Botschaften nach Rom richtet er sehr geschickt aus, und bald wird er des Bischofs Nachfolger und zuletzt Papst. Seine Glieder ließ er in der Kirche Jerusalem von vier Knappen abhauen, und die Teufel spielten mit diesen vor den Augen der Gemeinde. Wie es Gott mit seiner Seele machte, wissen wir nicht, da Niemand aus dem Jenseits gekommen ist, es zu erzählen.

Die eigene Phantasie scheint Jansen Enikel die neue

Digitized by Google

Motivirung eingegeben zu haben, und er ist, soweit ich sehe, der Letzte, welcher die Gerbertsagen in wesentlich neuer Gestalt aufgezeichnet hat. Seinen Tod erzählt mit ähnlicher Ausführlichkeit das altfranzösische Gedicht von Philipp Mousket.[18] Sein Ruf als Zauberer war am Ende des zwölften Jahrhunderts fest begründet, und wie zur Zeit Heinrichs IV. der Kardinal Beno, so erwähnt in dem Thronstreite Philipps von Schwaben mit Otto IV. Walther von der Vogelweide in einem Spruche den Zauberer Gerbrecht, der sein eigenes Leben zur Strafe zu Falle gegeben hat:

Der Stuhl zu Rom ist wiederum so wohl behütet,
Wie von Gerbert, dem Zauberer, der einst darauf gewüthet;
Doch Jener hat sich selber nur der Höll' ergeben,
Der giebt sich selbst ihr preis und all die Christenheit daneben.
(Simrock.)

Die Chronisten des späteren Mittelalters erwähnen diese Fabeln mehr oder weniger ausführlich. Um das Jahr 1240 schreibt der Cisterziensermönch Alberich in seiner Chronik die Berichte Sigeberts und Wilhelms von Malmesbury theilweise wörtlich aus.[19] Dann schildert er die Lage seines Grabes und fährt fort: „Daß sein Grab Tropfen, wie Thränen, ausströmen läßt, wenn ein Papst oder Kardinal gestorben ist (also nicht, wenn er erst sterben soll), ist erprobt und bekannt. Man sagt auch, Jeder, der sein Grab besucht und dort ein Vaterunser spricht, solle nach dem Erlaß der Päpste, so oft er das thut, für mehrere Tage Ablaß erhalten."

Der weitesten Verbreitung erfreute sich im späteren Mittelalter die um das Jahr 1270 verfaßte Chronik des Dominikaners Martin von Troppau. Wir dürfen annehmen, daß sein auf Sigebert und Wilhelm zurückgehender, unmittelbar aus Vincenz von Beauvais geschöpfter Bericht den Anschauungen des damaligen Rom noch entsprach, weil Martin lange Zeit als päpstlicher Pönitentiar in Rom lebte.[20] Auch nach seiner

Digitized by Google

Darstellung giebt Gerbert den Befehl, man solle alle seine Glieder abschneiden, mit denen er sich dem Dienst des Teufels geweiht hatte. Dann solle man seinen Körper auf einen Wagen legen und ihn dort bestatten, wohin die Thiere ihn zögen. So geschah es, und weil sie vor der Laterankirche hielten, ward er dort bestattet, und daß er vor Gott Gnade gefunden hat, beweist sein Grab durch das Geräusch der Knochen und das Schwitzen, wie es am Grabe selbst geschrieben steht (in dem schwer verständlichen Ausdrucke ad sonitum). In dieser Form ist die Erzählung in zahllose mittelalterliche Geschichtswerke übergegangen, selbst in die Sammlung von isländischen Abenteuern, welche der Bischof Jón Haldórsson von Skalholt im 14. Jahrhundert verfaßte, und in das Werk des polnischen Geschichtschreibers Johannes Dlugloß, der unter dem Namen Longinus bekannt ist.[21] Auch die Prediger des 15. Jahrhunderts gedenken seiner öfters, und bei Hans Sachs finden wir eine Historia, „wie Papst Sylvester der Andere sich dem Teufel ergab".[22]

Die Verfasser der ersten protestantischen Kirchengeschichte, welche 1567 erschien und als das Werk der Magdeburger Centuriatoren bekannt ist, sprechen über ihn ausführlich. Zum Schlusse versetzen sie den Päpsten einen Hieb, wenn sie sagen: „Sein Grab soll durch Zusammenschlagen der Knochen und durch Schwitzen den Tod der Päpste angezeigt haben, sicher, wie Barn sagt, weil der Teufel andeuten will, daß er zu den Nachfolgern Silvesters in demselben Verhältnisse steht, wie zu ihm selbst, dem er doch den Tod prophezeit hat." Sehr vernünftig spricht dagegen Cäsar Baronius, der doch sonst als eifriger Katholik in Gerbert den Herausgeber der Akten von Verzy haßt. Die Zuverlässigkeit der Teufelssage bestreitet er einfach, weil ihr Inhalt unglaubwürdig sei, und bezeichnet den Kardinal Beno, der die Fabel zuerst aufgezeichnet hat, als ihren boshaften Erfinder.[23] Doch waren die folgenden Jahr-

Digitized by Google

hunderte noch dermaßen im Teufelsglauben befangen, daß die ersten Einzelschriften über Gerbert sich bemühen, mit Aufbietung vieler Gründe und Beweise ihn vom Verdachte der Zauberei zu reinigen. Als daher in den letzten Jahren des 30jährigen Krieges Francesco Borromini die Laterankirche umbaute und bei dieser Gelegenheit Silvesters II. Grab verlegen mußte, sah man der Oeffnung mit großer Spannung entgegen, denn man hoffte nun über die Verstümmelung seines Körpers und über das Rasseln der Knochen sichere Auskunft zu erhalten. Aber nach dem amtlichen Berichte des Kardinals Rasponi sah man den Leichnam anscheinend wohl erhalten liegen, in Bischofskleidern, die Inful auf dem Haupte und die Arme gekreuzt. Doch bei der ersten Berührung zerfiel er in Asche, und nichts blieb übrig, als ein silbernes Kreuz und der Bischofsring. Die von Sergius IV. ihm gesetzte Grabschrift wurde an eine andere Stelle der Laterankirche versetzt, wo sie noch an Silvester II. erinnert.

Die Nachwelt hat dem ersten französischen Papste übel mitgespielt, und selbst seine Nachfolger ließen es geschehen, daß man einem ihrer bedeutendsten Vorgänger „das Gegentheil eines Heiligenscheines" verlieh. Während die Sage das Wollen und Wirken ihrer Lieblingshelden herrlicher zu machen bemüht ist und ihre Gestalt mit einem Kranze duftender Märchen verklärt, hat sie das Bild Silvesters II. grauenhaft entstellt und seine Erfolge als Teufelswerk bezeichnet. Diese späteren Geschichten sind charakteristisch, nicht für Gerberts Gedanken und Ziele, sondern für Diejenigen, welche sie erdichtet und aufgezeichnet haben. Und doch haben auch sie ein Verdienst um ihn, denn sie haben seinen Namen im Gedächtnisse der Menschen erhalten, bis seine eigenen Werke und die Schriften seiner Zeitgenossen uns gelehrt haben, daß das Geheimniß, welchem er seine Erfolge verdankt, kein anderes ist, als seine aufopfernde Liebe zur Wissenschaft.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] Gerberts Werke in der Ausgabe von Olleris, Clermont-Fd. 1867, seine Briefe in der Ausgabe von Havet, Paris 1889, beide mit ausführlicher Biographie. Andere Einzelschriften von C. F. Hock, Wien 1837, M. Büdinger, Kassel 1851, K. Werner, Wien 1878, K. Schulteß, Hamburg 1891, Programm des Wilh.-Gymnasiums. In dieser Schrift ist die andere Litteratur angegeben. Ueber die Sagen Hock (S. 159), Olleris (S. 188, Einl.), Döllinger, Die Papstfabeln des Mittelalters. 1890 (S. 184 bis 188). Wichtige Nachweisungen bei Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 5, I, 380. Gering, Islendsk Aeventyri. I. 1882, S. 47, II. 1883, S. 32 bis 34. Ph. Strauch, zu Jansen Enikels Weltchronik (Mon. Germ. Deutsche Chroniken III, 1, 1891) v. 22321 bis 22678. Als diese Arbeit druckfertig vorlag, machte mich Herr Prof. Wattenbach auf die Schrift von A. Graf (la leggenda di un pontefice. Nuova antologia di scienze, lettere ed arti. Roma 1890. 16 marzo, p. 220 bis 250) aufmerksam. Einige Gedanken daraus habe ich noch verwerthet.

[2] Oft abgedruckt, z. B. bei Gregorovius, Grabdenkmäler der Päpste 1881, (S. 40 und 201). Die Erklärung von ad sonitum für das Rauschen der Todtengebeine, welches der Auferstehung vorausgeht (Factus est autem sonitus prophetante me, bei Ezechiel 37, 7) verdanke ich Herrn Pastor Manchot. Graf (S. 243) hält es für wahrscheinlich, daß neben dem von Sergius IV. gesetzten Denkmal später eine auf die Sage bezügliche Inschrift angebracht war. In der That wird bei der noch oft zu nennenden Kirche S. Croce in Gerusalemme nach dem im Jahre 1144 erfolgten Umbau eine solche erwähnt in der Reisebeschreibung des französischen Philosophen M. E. de Montaigne, der 1580 Rom besuchte. Ausgabe von Guerlon II, (S. 38), Paris 1774, und von L. Schrader, Monumenta Italiae. Helmstadii 1592, der auf Blatt 128 r. eine solche Inschrift an der Kapelle zur Rechten vom Eingange citirt. Wenn dagegen der Nürnberger Nicolaus Muffels, der nach einem Besuche im Jahre 1452 Rom beschrieben hat — (Bibl. des litterarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 128, Tübingen 1876 — auf S. 12 und 35 die sonst von Gerbert erzählten Geschichten von einem

Digitized by Google

Päpste Stephanus erzählt, so deutet das nicht darauf hin, daß er eine inschriftliche Quelle benutzt hat, da auf dieser der Name richtig gestanden hätte.

[3] Bei Bouquet X, 64 bis 67, Hock (S. 230), Werner (S. 324). In der Alexandersage gilt Nektanebus als magicae artis peritus. Vgl. über ihn Christensen, Beiträge zur Alexandersage. Programm, Hamburg 1883, S. 6, 15 bis 17. Gerberts Brief an Adalbero ist zuletzt abgedruckt bei Havet (S. 241).

[4] Hugo v. Flavigny, Mon. Germ. SS. VIII, 355. (Uebergegangen ist der Irrthum in die Liste der Aebte von Fleury, SS. VIII, 502). Nachher VIII, 367, ist Silvester als Nachfolger Gregors V. genannt. In dieselbe Zeit verlegen die Annalen von Vorme-Zeele bei Ypern seine Regierung. Annales Formoselenses. SS. V, 35 zu den Jahren 893 und 895. — Gesta episcoporum Halberstadensium, SS. XXIII, 85. — Sigeberti Chronica, SS. VI, 353. Er starb 1112. Für die Jahre 989 bis 1008 hat er die Liste der Päpste eingefügt, welche 942 bis 963 regierten. Ekkehardi Chronicon, SS. VI, 191, († 1125). Annalista Saxo, (nach dem Jahre 1158), SS. VI, 636. — Catalogus pontificum Mariani. SS. XIII, 78, reicht bis 1095. Annales Remenses et Colonienses, a. 993 u. 999. SS. XVI, 731. — Wilhelmi Malmesburiensis gesta regum Anglorum. Auszüge von Waitz, SS. X, 461 bis 464. Mönch und Bibliothekar zu Malmesbury, starb im Jahre 1141. (Hic turpiter vitam suam finivit versteht er von dem selbst gewählten Tode.)

[5] Die Stellen über Johannes XVI. bei Jaffé, Regesta pont. Rom. I, 1885 u. a. Ann. Quedl. a. 998: linguam ei et nares pariter absciderunt oculosque illi penitus eruerunt. Arnulfi gesta episc. Mediol I, 12: effossis oculis, abscisis naso et auribus — — dorso asinae retroversus manu tenens caudam totam distrahitur per urbem. Vita S. Nili: quadragesimale enim agebatur jejunium (a. d. 2 Mart. ad 10 Apr.) — Hugo v. Flavigny, SS. VIII, 367: abscisis manibus ejus et auribus et oculis erutis.

[6] Caesarii Heisterbacensis dialogus miraculorum. Ed Strange 1851. Das fünfte Buch handelt nur über die Dämonen. — Soldans Gesch. der Hexenprozesse. I, 1880. — Baxmann, Politik der Päpste I, 359. Bernheim bei Quidde 1890, S. 412.

[7] Die Werke der Hrotsvitha, herausg. von Barack 1858, S. 28, Einl. und 80 bis 94. Ueber den Sklaven des Proterius, S. 98 bis 106.

[8] In der Apologia pro imperatore Henrico IV. stud. et opera M. Goldasti. Hanoviae 1611. 4°. S. 10 u. 11.

[9] Die Mirabilia Romae (ed. Parthey), § 84, sagen: ad Sanctam Crucem in Jerusalem. ibi quedam fecit se demorari aut demembrari. Liegt in dem letzten Worte des entstellten Satzes ein Hinweis auf die

Digitized by Google

Zerstückelung eines Heiligen oder Gerberts, oder ist Silvesters des zweiten Tod hierher verlegt durch eine Verwechslung mit dem ersten Silvester, zu dessen Zeit Helena, die Mutter Konstantins, die Kirche zu Ehren des von ihr aufgefundenen Kreuzes erbaut haben soll? Die Kirche ist 1144 ganz neu erbaut und 1743 völlig modernisirt. Die Chronica minor von Erfurt (bis 1263, SS. XXIV) läßt Silvester die Messe in der Jerusalems-Kapelle lesen. Darauf läßt er sich in einer Kapelle zwischen Lateran und Kolosseum verstümmeln und stirbt dort. Daher hat kein Papst diese Kapelle, quae Gerberti appellatur, nachher betreten wollen. Eine Gerberts-kapelle in Rom ist mir nicht bekannt. Sollte die Kapelle des heiligen Silvester in SS. Quattro Coronati gemeint sein? Die Kirche liegt zwischen Lateran und Kolosseum, ist von Rob. Guiskard zerstört und 1111 wieder erbaut. — Graf weist auf S. 239 darauf hin, daß Robert Guiskard auf einer Reise nach dem heiligen Lande auf einer Insel, namens Jerusalem, starb, und daß dadurch sich eine ihm gegebene Prophezeiung erfüllte. Der englische König Heinrich IV. starb 1413 in der Jerusalemkammer der Abtei von Westminster. Nach Shakespeare (in den letzten Worten vom 4. Aufzuge des zweiten Theiles) geht auch bei ihm damit eine Prophezeiung in Erfüllung, die er auf die Stadt Jerusalem gedeutet hatte.

[10] Orderici Vitalis historia ecclesiastica. Auszüge SS. XXVI, 12. Chron. S. Andreae castri Cameracesii, SS. VII, 527, reicht bis 1133.

[11] Aehnliche Züge aus mittelalterlichen Sagen zählt Graf S. 237 auf.

[12] Soldans Geschichte der Hexenprozesse, I, 195. Er erwähnt auch eine Stelle aus Johann v. Salisbury († 1180), die jedenfalls auf Gerbert hinweist: „Einige sind so wahnsinnig, daß sie sagen, bei verschiedenen Stellungen der Gestirne könne ein Mensch ein Bild anfertigen, das, nach gewissen Regeln hergestellt, auf den Wink der Sterne Leben bekommen und die Geheimnisse der verborgenen Wahrheit den Fragenden enthüllen kann."

[13] Chronicon quod dicitur Wilhelmi Godelli. Verf. lebte um 1180 in Pontigny bei Auxerre. Auszüge SS. XXVI, 195. Die Sächsische Weltchronik in den deutschen Chroniken der Mon. Germ. Quart-Ausgabe II, S. 166.

[14] Gualteri Mapes de nugis curialium distinctiones quinque edited by Th. Wright 1850, dist. IV, cap. 11. Vergl. Phillips, Sitzungsberichte der Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Phil. hist. Klasse X, 1853, S. 380 ff.

[15] Vergl. Graf, S. 236; Phillips, S. 387; J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie II, 1857, S. 235.

[16] Martini Gerberti Iter Alemannicum. Typis San-Blasianis, 1765. 8°. S. 245. Die Hinweisung darauf verdanke ich Wattenbachs Geschichtsquellen. Wieder herausg. von Mone aus der Salmansweiler

Digitized by Google

Hs. 257, zu Heidelberg im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters. II, 1833, Spalte 188 bis 189.

[17] Das Gedicht aus 735 Versen, welches die Legende von Celestin enthält, ist mit Inhaltsangabe herausgegeben von R. Horstmann. Anglia I, S. 67 bis 85. Auch der Abt von Morimund (bei Cäsarius von Heisterbach, I, 32) konnte in der Schule nichts begreifen. Ihm gab der Teufel einen Stein, durch dessen Kraft er mehr wußte, als alle Anderen. Er wird krank, beichtet und stirbt; dann läßt ihn Gott wieder aufleben, worauf er Cisterzienser Mönch und schließlich Abt wird.

[18] Die Ausgabe von Jansen Enikel, der ich viele Nachweise verdanke, ist in Anmerkung 1 genannt. Aehnlich schildert Silvesters Tod das französische Gedicht von Philipp Mousket, der vor dem Jahre 1244 in Tournai gestorben ist. Auszüge aus seiner Geschichte der französischen Könige, SS. XXVI, 727 bis 729, Vers 15434 bis 15599. Er giebt (des Metrums halber) den Dienstag als Todestag an und schließt mit den Worten:

Se li cors son mal compera
L'arme fu sauve, ce croit l'on
A quanque savoir en puet l'on.

Der Herausgeber (Holder-Egger) bemerkt, daß seine Erzählung mit keiner anderen ganz übereinstimmt. Der am Schlusse von Anmerkung 2 erwähnte Bericht von N. Muffels erzählt ähnliches über Gerbert, den er Papst Stephanus nennt. In dem Grabe im Lateran soll nach ihm nur das Herz liegen, weil die Raben und Krähen den Körper entführten.

[19] Chronica Albrici Monachi Trium Fontium. M. G. SS. XXIII, 777.

[20] Martini Oppaviensis chronicon. M. G. SS. XXII, 431. Seine Benutzer zählt Weiland S. 395 u. 396 auf. In den Islendsk Aeventyri (Vergl. Anmerkung 1) heißt Gerberts Gegner (nicht Arnulf, sondern) Radulf, ganz wie bei Martin.

[21] Die Stelle aus Dlugoß († 1480) ist abgedruckt bei Illgen, Zeitschrift für historische Theologie. 1843, Heft 2, S. 158 bis 161. Graf erwähnt am Schlusse seiner Abhandlung, daß auf dem Baseler Konzil Thomas de Corsellis darauf hinwies, wie ein früherer Papst mit Hülfe des Teufels zu seiner Würde gelangt sei. Er nennt Silvester nicht, aber die Anspielung ist für Jeden verständlich.

[22] In der Alemannia XI, Bonn, 1883, giebt A. Birlinger S. 279 die Schrift von Konrad Dieterich von Ulm gegen den Aberglauben heraus. Cruel, Gesch. der deutschen Predigt des Mittelalters, citirt eine Stelle des Augustiner-Ordenspredigers Gottschalck Hollen († 1481). Hans Sachs b. Tittmann II, 1870, S. 172 bis 175.

Digitized by Google

[23] Decima Centuria ecclesiasticae historiae. Basileae 1567, S. 547. Undecima Centuria, S. 659. — Cesar Baronius, annales ecclesiastici X, ann. 991, 999 XI, S. 659 (ed. Colon. 1624). — Nicht zugänglich sind mir die Schriften des Dominikaners Bzovius 1630, Naudeus 1655, Spörl 1722, deren Inhalt Hock angiebt.

Digitized by Google

Zwei Vorkämpferinnen
für
Frauenbildung.
Luise Büchner, Marie Calm.

Von

Alice Bousset
in Dresden.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Fünfzehn Jahre sind vergangen, seitdem eine der ersten, bedeutendsten und unermüdlichsten Vorkämpferinnen für die Frauensache, Luise Büchner, aus dem Leben schied. In unserer rastlos vorwärts drängenden Zeit, die für pietätvolles Erinnern wenig Muße findet, wird selten noch ihr Name genannt, viel seltener, als er es verdient, daher mag den Vielen, an deren Ohr er bisher nur flüchtig oder noch gar nicht geklungen, ein kurz gefaßtes Bild ihres Lebens und Wirkens nicht unwillkommen sein. Diejenigen, welche auf den von Luise Büchner betretenen Bahnen weiterschreiten, von der gleichen Gesinnung beseelt, den gleichen Zielen zustrebend, werden ohne Zweifel gern einen Rückblick werfen auf das reiche, gesegnete Wirken dieser ausgezeichneten Frau.

Luise Büchner wurde am 12 Juni 1821 in Darmstadt geboren; ihr Vater war ein vielbeschäftigter Arzt, ihre Mutter eine vortreffliche, charaktervolle Frau, die mit größter Umsicht und Pflichttreue ihres Amtes waltete. Die wenigen Mittheilungen, welche über das häusliche Leben der Familie vorliegen, lassen erkennen, daß ein Geist strenger Ordnung, einfacher Gewöhnung und reger Arbeitsamkeit in derselben herrschte. Es scheint ein patriarchalisches Verhältniß bester Art zwischen Eltern und Kindern bestanden zu haben, gegründet auf Liebe und Ver-

Digitized by Google

trauen auf beiden Seiten, wie es namentlich durch die kluge und verständige Mutter allezeit nach Möglichkeit aufrecht erhalten wurde. Sie war die Vertraute und die beste Freundin ihrer heranwachsenden Kinder, für deren Geistes- und Gemüthsbedürfnisse sie ein feines Verständniß besaß; sie wußte auch stets zu vermitteln und auszugleichen, wenn der strengere Vater dem jugendlichen Ungestüm der von Freiheitsdrang erfüllten Söhne entgegentrat. — Vier Brüder und eine Schwester bildeten außer Luise den häuslichen Kreis; die Letztere, von zarter Gesundheit, entwickelte schon in früher Jugend hervorragende geistige Anlagen und sie eignete sich nach und nach einen seltenen Schatz von Kenntnissen in Sprachen, Litteratur und Geschichte an, auch besaß sie ein hübsches dichterisches Talent, welches schon zeitig hervortrat, namentlich bei festlichen Anlässen, so daß man ihr den scherzhaften Beinamen „der Hauspoet" gab.

Das traurige Schicksal und der frühe Tod ihres ältesten Bruders Georg, des genialen Dichters und radikalen Politikers, an dem Luise mit besonders zärtlicher Liebe hing, warf leider recht trübe Schatten in ihr Jugendalter, zum Theil auch in ihr späteres Leben. Das infolge jenes Unglücks sehr zurückgezogene Leben der Familie bot dagegen dem jungen, strebsamen Mädchen volle Muße zur Entwickelung ihres reichen Innenlebens und zu ernster Arbeit. — Nur kurz kann an dieser Stelle ihrer beiden ältesten und bedeutendsten Brüder gedacht werden: Georg, der als angehender Dichter und Gelehrter zu großen Hoffnungen berechtigte, mußte infolge seiner Betheiligung an den politischen Kämpfen Hessens im Jahre 1834 die Heimath verlassen. In Zürich, wo er nach beendigten Studien promovirte und bereits begonnen hatte, Vorlesungen zu halten, wurde er drei Jahre später, mitten im vollsten Schaffen, von einem Nervenfieber befallen, dem er erlag. Ludwig, als Naturforscher und philosophischer Schriftsteller bekannt, lebt noch jetzt in Darmstadt; als

Digitized by Google

Verfasser von „Kraft und Stoff" und anderen Werken, die den materialistischen Standpunkt vertreten, ist er viel genannt und viel angefeindet worden zu der Zeit, da die moderne materialistische Weltanschauung ihre ersten Triumphe feierte. —

Obgleich wir über Luisens inneren Entwickelungsgang im einzelnen wenig wissen, hat doch begreiflicherweise der Einfluß der hochgebildeten Umgebung, der geistvollen Brüder und deren Freunde, ihr eigenes Geistesleben mächtig angeregt und sie schon früh die engen Schranken, welche ihrem Geschlecht damals noch gezogen waren, schmerzlich fühlen lassen. Da in der Seele dieses Mädchens die Gedanken und Empfindungen schon zeitig einen hohen Flug nahmen, so bedurfte es, wie wir bald sehen werden, nur eines kleinen Anlasses, um ihr zum Bewußtsein zu bringen, daß sie berufen sei, ihren Mitschwestern eine Führerin auf neuen Bahnen zu werden und die in ihr liegenden Kräfte mit wachsender Energie zur Entfaltung zu bringen.

Eine kurze Charakteristik ihrer vollgereiften geistigen Persönlichkeit, wie sie aus den übereinstimmenden Urtheilen von befreundeten und ihr einst nahestehenden Menschen sich ergiebt, möge dem weiteren Bericht vorausgeschickt werden. Marie Calm nannte Luise Büchner eine warhaft liebenswürdige Frau, die in seltener Harmonie die schönsten Gaben des Geistes und Herzens in sich vereinigte. Ein scharfer, logischer Verstand neben einem warmen, liebreichen Gemüth, ungewöhnliche Klarheit und Tiefe der Gedanken, verbunden mit einem treffenden Humor und echt poetischer Auffassung; eine Festigkeit des Charakters, die man männlich nennen konnte, neben echt weiblichem Empfinden und Wesen. Eine andere Genossin ihres Wirkens fügt einem fast gleichlautenden Ausspruch noch folgendes hinzu: „Hatte sie sich von der Nothwendigkeit und Richtigkeit einer Bestrebung überzeugt, so ging sie ohne Schwanken und Zaudern vorwärts, unverrückt das Ziel im Auge behaltend, mochte sie auf ihrem Wege

Digitized by Google

noch so viele Hindernisse und Schwierigkeiten finden." — Eine innige Freundschaft verband Luise mit Amalie Gutzkow, der liebenswürdigen ersten Gattin des Dichters; in seinem Hause zu Frankfurt a. M. verlebte sie oftmals schöne Tage und Wochen, und dort war es auch, wo sie für ihr schriftstellerisches Talent den ersten Anstoß empfing durch Gutzkows Verleger, den Buchhändler Karl Meidinger. Dieser äußerte einst, er sähe die Zeit kommen, in der die Litteratur mehr Notiz von dem Frauenleben nehmen müsse, wo man sich eingehender mit den Interessen und dem Beruf der Frau beschäftigen werde. Als er dann fortfuhr: „Ich werde Freund Gutzkow bitten, mir ein spezielles Buch über dieses Thema zu schreiben," da konnte Luise, wie sie selbst erzählt, ihr klopfendes Herz nicht mehr bemeistern, und stürmisch rief sie aus: „Dies Buch wird Ihnen der Gutzkow nicht schreiben, wie gescheidt er auch ist," — und auf die erstaunte Frage Meidingers, wen sie denn dafür geeignet halte, antwortete sie: „das Buch versteht kein Mann zu schreiben, das kann nur eine Frau thun, ich will's versuchen." — So entstand ihre erste kleine Schrift „Die Frauen und ihr Beruf", welche 1855 erschien und während der folgenden Jahre mehrere Auflagen erlebte. Der große Erfolg derselben rief zahlreiche ähnliche Schriften hervor, und immer mehr sind die ihnen gemeinsamen Ideen und Ansichten mit der Zeit Gemeingut eines großen Theils der gebildeten deutschen Frauen geworden. Wir aber wollen uns Derjenigen dankbar erinnern, welche eine der ersten gewesen ist, sie zu verbreiten, um so mehr, als damals größerer Muth dazu gehörte, denn wer in jener Zeit seine Stimme für die Rechte der Frauen erhob, hatte noch weit mehr als in unseren Tagen dem Mißtrauen, dem Spott und der Unduldsamkeit zu begegnen, die überall gegen das Ringen des weiblichen Genius sich erhoben. Zehn Jahre hindurch führte Luise Büchner von nun an den Kampf für die Verbesserung der Erziehung

Digitized by Google

und sozialen Stellung der Frau vermittelst ihrer Feder, dann erst begann ihre praktische Thätigkeit auf diesen Gebieten. — Ihre erste Novelle „Die kleine Hand", welche gleichfalls im Jahre 1855 im Feuilleton der Frankfurter Zeitung erschien, erregte das ganz besondere Wohlgefallen des alten Herrn von Cotta, so daß Luise sich durch dieses gewichtige Urtheil ermuthigt fühlte, auch auf dem Felde der erzählenden Litteratur weiter zu arbeiten. Es entstand in der Folge eine Reihe von Novellen, die später gesammelt wurden unter dem Titel: „Aus dem Leben' Erzählungen aus Heimath und Fremde."

Alle diese Produktionen wurden von der Kritik wie vom Publikum gleich beifällig aufgenommen. Dasselbe gilt von einer Gedichtsammlung „Frauenherz" mit zum Theil recht schwermüthigem Inhalt, die 1860 erschien und bald eine zweite Auflage erlebte, sowie von dem einbändigen Roman „Das Schloß zu Wimmis". In Gemeinschaft mit ihrem Bruder Alexander, Professor der auswärtigen Litteratur zu Caen in Frankreich, gab Luise ferner eine Anthologie heraus: „Dichterstimmen aus Heimath und Fremde für Frauen nnd Jungfrauen." Im Jahre 1865 erschienen die reizenden „Weihnachtsmärchen", den beiden ältesten Kindern ihres Bruders Ludwig gewidmet, die in der Welt der Kleinen seither viele Freunde gefunden haben. Von 1860—70 veranstaltete die rastlos thätige Schriftstellerin alljährlich in ihrem Hause einen Cyklus von Vorlesungen über Weltgeschichte für Damen. Sie behandelte dieselbe ganz und gar vom freisinnigen Standpunkt aus und in selbständiger Weise, indem sie das Hauptgewicht auf das Kulturhistorische legte und zugleich auch Litteratur- und Kunstgeschichte mit hinein verflocht. Ein Theil dieser gesammelten Vorträge erschien später unter dem Titel: „Deutsche Geschichte von 1815—1870" und legte vollgültiges Zeugniß ab für ihren klaren Verstand, ihr vielseitiges, gründliches Wissen. Fast einstimmig erkannte die

Digitized by Google

Kritik die Vorzüge des Werkes an, unter Ausdrücken der Bewunderung, daß ein Frauengeist das große Material in solcher Weise hatte bewältigen können. — Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Frankreich, theils in Paris, theils bei dem Bruder in der Normandie, regte Luise zu neuem Schaffen an und bot ihr mannigfaltigen Stoff zu Schilderungen, die alle mehr oder weniger von kulturhistorischem Interesse sind; u. a. schrieb sie auch einen Essay über Charlotte Corday, der manche bis dahin unbekannte Details über das Leben dieser Heldin der Revolutionszeit brachte. Weitere Reisen nach Holland, der Schweiz, Norddeutschland lieferten gleichfalls Material zu kleineren und größeren litterarischen Arbeiten und erweiterten ihren Gesichtskreis, sowie ihre Erfahrungen wesentlich nach manchen Seiten hin. Luise besaß eine sehr scharfe Beobachtungsgabe; ihr reger historischer Sinn, ihre vielseitigen Kenntnisse vermittelten überall eine Fülle von Anknüpfungen. Ohne Voreingenommenheit für heimische oder fremde Zustände sah und beurtheilte sie alles in vorwaltend objektiver Weise. Ihre frischen, lebendigen Schilderungen wissen den Leser stets zu fesseln; sie sind in anspruchsloser Form ein treues Spiegelbild ihres reichen Innenlebens, ihrer Liebe zur Natur, ihrer poetischen Auffassung, ihres nie fehlenden Humors und feinen Witzes. — Die in Luisens spätere Lebenszeit fallenden litterarischen Arbeiten, deren wir weiterhin noch kurz gedenken wollen, beschäftigen sich hauptsächlich mit der Frauenfrage; sie sind von geringerem Umfange und zumeist in Zeitschriften verbreitet worden. Wenn wir nun ihrer praktischen Thätigkeit uns zuwenden, so müssen wir als das treibende Motiv derselben äußere und innere Lebenserfahrungen betrachten, welche sich in den eigenen Worten Luisens am treffendsten aussprechen: „An dem, was uns selber fehlt, was unser Herz aufs schmerzlichste berührt und bedrückt, erkennen wir die Bedürfnisse der Menschheit, und es erwächst der Wunsch und Drang in

Digitized by Google

uns, den Uebeln abzuhelfen, welche den Einzelnen wie die Gesamtheit schädigen. Je tiefer mich Mißgunst und Eifersucht der Frauen um mich her verletzte, um so größer wird mein Wunsch, Frauen zu bilden und zu entwickeln, damit Güte und Wohlwollen eine Stätte in diesen oft so leeren und engen Herzen finde." — Das Jahr 1866 brachte den Krieg und für Luise Büchner Gelegenheit, ihre theoretischen Bestrebungen auf dem Gebiet der Frauenarbeit zu verwirklichen. Die damalige Prinzessin, spätere Großherzogin Alice von Hessen, zweite Tochter der Königin von England, die durch ihr gemeinnütziges Wirken in ihrer deutschen engeren Heimath sich selbst ein dauerndes Denkmal gestiftet hat, zog Luise zu sich heran, um bei der Bildung eines Frauenvereins ihr behülflich zu sein. So entstand der Alice-Verein für Frauenbildung und Erwerb und aus ihm ging eine Anzahl von Bildungsanstalten hervor, die sämtlich den Namen ihrer hohen Gründerin und Protektorin führten; zunächst der Alice-Verein zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen, der sich bereits im Kriege 1870—71 vortrefflich bewährt und seitdem fortdauernd vorzügliches geleistet hat. Ferner der Alice-Bazar, eine Verkaufsstelle für weibliche Handarbeiten, der sich besonders segensreich erwiesen hat für Frauen der höheren Stände, welche dadurch allmählich zu musterhaften Arbeitsleistungen erzogen wurden. Das Alice-Lyceum, eine geistige Bildungsstätte für Damen, in welcher Luise während dreier Winter Vorlesungen über Geschichte hielt; eine Industrie-Schule für junge Mädchen, verbunden mit Kursen zur Ausbildung von Handarbeitslehrerinnen. Die Schallenfeldsche Methode, damals neu und durch ihre Vortrefflichkeit schnell Beachtung erringend, wurde diesem Unterricht sowohl in der Industrieschule als auch später in der Volksschule zu Grunde gelegt. Luise widmete derselben eine besondere Abhandlung, welche darthut, wie sehr sie von der Wichtigkeit und Bedeutung der

Digitized by Google

Sache durchdrungen war. „Daß man einen Strumpf philosophisch oder anatomisch betrachten könne," sagt sie an einer Stelle, „ist vielleicht noch Niemandem eingefallen, und doch geschieht es hier, damit zugleich beweisend, wie jede Arbeit, wenn sie nicht wie ein roher Mechanismus betrieben wird, erzieht und bildet, wie selbst das verachtete Strümpfestricken geistig fördern und entwickeln kann." — Daß die Einführung des obligatorischen Handarbeitsunterrichts in der Volksschule verhältnißmäßig schnell erreicht und dadurch der Anstoß gegeben wurde zu einer tief eingreifenden Förderung der Volkswohlstandes, ist in erster Linie dem genannten Vereine und den rastlosen Bemühungen Luise Büchners zu verdanken, die durch zahlreiche Artikel über diese Frage in der lokalen und auswärtigen Presse, sowie durch Vorträge auf den Frauen-Verbandstagen zu Berlin, Hamburg und Darmstadt dafür gewirkt hat. Es wurden ihr denn auch vielfache wohlverdiente Auszeichnungen zu theil, und ihre Person wurde mehr und mehr der Mittelpuukt für sämtliche Bestrebungen deutscher Frauen zum Besten ihres Geschlechts, wodurch Luisens persönliche und briefliche Beziehungen allmählich eine solche Ausdehnung erreichten, daß sie denselben kaum allseitig gerecht zu werden vermochte.

Luise blieb bis an ihr Lebensende Vicepräsidentin des Alice-Vereins und seiner ebengenannten Zweiganstalten; diese ihre Thätigkeit brachte sie in häufige Berührung mit der fürstlichen Frau, deren Wünsche und Bestrebungen bei ihr das vollste Verständniß, die tiefste Würdigung fanden. „Ich war glücklich," so schreibt sie, „in Gemeinschaft mit dieser geistvollen und liebenswürdigen Fürstin arbeiten zu können, die alles mit großem Sinne und praktischem Blicke erfaßte. Wer selber klar weiß, was er will und soll, verständigt sich mit ihr in drei Worten und ist aller Kleinigkeitskrämerei, mit der sich die Menschen einander soviel zu schaffen machen, überhoben."

Digitized by Google

Das Verhältniß der Großherzogin zu Luise Büchner war eine wirkliche Freundschaft zu nennen, bei der die Erstere sich nicht bloß empfangend verhielt, sondern auch ebenso nach manchen Richtungen hin anregend und erwärmend auf die ältere Mitarbeiterin wirkte. — Der im Jahre 1870 in Darmstadt versammelte Frauenverbandstag bot in vieler Hinsicht ein besonderes Interesse, da auf Einladung der Prinzessin mehrere angesehene Gäste auf demselben erschienen waren, deren bewährten Rath man zu hören wünschte. Da waren: Frau Marie Simon, Gründerin des Krankenpflegerinnen-Instituts in Dresden, sowie die Engländerinnen Miß Mary Carpenter, Miß Florence Hill und Miß Winkworth, deren humanitäre Bestrebungen im eigenen Vaterlande hinlänglich bekannt sein dürften. In den „Mittheilungen aus dem Leben und den Briefen der verewigten Großherzogin von Hessen" heißt es in Bezug auf die Verhandlungen des Vereinstages, daß sie sich auszeichneten durch die besonnene, maßvolle Weise, in der man rein sachlich und ohne alle agitatorische Beimischung über Mittel und Wege zur Erweiterung der Frauenerwerbszweige, Vertiefung der praktischen Frauenerziehung ernsthaft und gedankenreich verhandelte. Wie ernst die fürstliche Präsidentin selbst die von ihr ins Leben gerufenen und geleiteten Unternehmungen betrachtete, geht überdies aus manchen brieflichen Aeußerungen hervor, in denen es einmal heißt: „Meine Vereine nehmen sehr viel von meiner Zeit und meinen Gedanken in Anspruch, sie erfordern ein wirkliches Studium." —

Wie groß das Ansehen war, dessen Luise Büchner sich damals schon überall, auch an maßgebenden Stellen erfreute, geht aus der Thatsache hervor, daß sie von dem preußischen Kultusministerium die ehrenvolle Aufforderung erhielt, ihre Ansichten über die Beschlüsse der Konferenz von Lehrern und Lehrerinnen zu äußern, die im Jahre 1873 in Berlin zusammen-

Digitized by Google

getreten war, um über Reformen im höheren Mädchenschulwesen zu berathen. Die bezügliche, von Luise Büchner verfaßte Denkschrift wurde mit ministerieller Erlaubniß später auf dem Verbandstage zu Hamburg von ihr selbst vorgetragen, und sie ist außerdem von mehreren angesehenen Zeitungen unverkürzt abgedruckt worden. Der Inhalt dieser Arbeit verdient auch an dieser Stelle eine nähere Beleuchtung, da sie in hervorragender Weise von dem reichen Wissen und der tiefen Einsicht der Verfasserin zeugt, die, ohne Pädagogin von Fach zu sein, dem weiblichen Erziehungswesen im vollen Umfange seit Jahren die eingehendste Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Immer und überall von großen, allgemeinen Gesichtspunkten ausgehend, hat sie sämtliche Detailfragen mit Sachkenntniß und Freimuth erörtert, nach allen Richtungen hin praktische Vorschläge gemacht. Luise Büchner stellt sich in erster Linie auf den Standpunkt, der, beiläufig gesagt, von etlichen der heutigen Leiterinnen der Frauenbewegung nicht entschieden genug festgehalten wird: „daß die höhere Töchterschule der Zukunft schon von vorneherein so organisirt werden muß, daß sie für die möglichen künftigen Berufsarten der Frauen nach Kräften vorbereitet, daß ihr darum durchaus jener gründliche, ernste und zugleich praktische Charakter zu geben sei, welcher die künftige Mutter und Hausfrau ganz ebensowohl auf ihren späteren Beruf vorbereitet, wie auch die künftige Lehrerin." Luise fügt jedoch hinzu: „Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß es sehr schwer ist, diese beiden Hauptrichtungen des weiblichen Lebens gleichzeitig anzubahnen, das Praktische mit dem Ideellen und Wissenschaftlichen, das Gründliche mit Ausbildung von Phantasie und Talent zu verbinden." Sie erblickt darin, und gewiß mit Recht, den schwierigsten Punkt der ganzen heutigen Mädchenerziehung, vornehmlich bei den höheren Ständen. Sie stellt die Forderung auf, daß die allgemeine Vorbildung, welche die zukünftige Töchterschule zu geben sich

Digitized by Google

vorsetzt, erstens keine abschließende und zweitens eine so gründlich vorbereitende sein solle, daß entweder ein Fach- und Berufsstudium darauf gebaut werden kann, oder aber, daß die einstige Frau und Mutter aus derselben einen genügenden Schatz von positiven Kenntnissen und Begriffsentwickelung mit sich nimmt, um später im Verkehr mit ihren Kindern die Schule von sich aus so unterstützen zu können, wie die Schule durch das Haus unterstützt werden muß, wenn eine vollständige Wirkung erzielt werden soll. Die Verfasserin ist der Ansicht, daß das Aesthetische im Mädchenschulunterricht wieder zu sehr in den Vordergrund gerückt worden sei; nach ihr muß das Gefühl für das Gute und Schöne ein Resultat des ganzen Unterrichts sein, es muß aber nicht besonders darauf hingearbeitet werden, durch vorwiegende Pflege der Litteratur in einem Alter, wo das ernste Erlernen nützlicher Kenntnisse noch sehr am Platze ist. Es heißt weiter in Bezug darauf: „Diese ästhetische Bildung vor der Zeit treibt Zweige ohne Saft und Kraft; wir machen in den Damenlyceen vielfach die Erfahrung, daß die jungen Mädchen sich zu den Litteratur-Vorlesungen drängen, während sie an den ebenso interessanten Fächern, wie Geschichte, Naturwissenschaften u. s. w. vorübergehen, weil ihnen zu deren Verständniß die gediegene Vorbildung fehlt, da das Interesse dafür nicht richtig geweckt worden ist. Bemerken wir noch dabei, wieviele junge Damen es giebt, welche kaum rasch und gewandt etwas zu Papier zu bringen vermögen und die später bei der Wahl ihrer Lektüre den schlechtesten Geschmack an den Tag legen, so muß man sich sagen, daß die litterarisch-ästhetische Ausbildung, welche nach der Ansicht vieler Pädagogen das ethisch entwickelnde Moment in der weiblichen Erziehung sein soll, häufig nicht die richtigen Früchte trägt. —

Weiter wird gesagt: „Es ist in hohem Grade verfrüht, wenn man, wie es einer der Konferenzbeschlüsse ausspricht,

Digitized by Google

Mädchen von 13—15 Jahren schon auf dieser Altersstufe mit den Hauptwerken der deutschen Dichtung und den Hauptepochen der deutschen Litteraturgeschichte bekannt machen will. Beides sollte gar nicht zu einer besonderen Lehrdisciplin der höheren Töchterschule, die mit 16 Jahren aufhört, gemacht werden; man müßte dagegen zu deren späterem Verständniß wie zur Entwickelung des Geschmacks eine andere Methode einschlagen." Die aus dem Leben gegriffenen Erfahrungen, auf welche Luise Büchner diese Ansichten stützt und die so häufig sind, daß sie von vielen Seiten ihre Bestätigung finden werden, müssen ihr Recht geben. Der jugendlich unreife Geist vermag die großen klassischen Dichtungen noch nicht annähernd in ihrer Schönheit und ihrem tiefen Gehalt zu erfassen, deshalb greifen die Mädchen nach beendeter Schulzeit auch nicht nach ihnen, um durch wiederholtes Lesen dieselben besser verstehen zu lernen, sondern sie wählen die seichtesten Romane, die oberflächlichste Unterhaltungslitteratur. Aus demselben Grunde spricht die Verfasserin auch gegen den folgenden Passus des Protokolls, wo von der Bekanntschaft mit den Hauptwerken der französischen Litteratur aus der klassischen Periode die Rede ist. Sie findet es wenig angebracht, den Mädchen die akademisch klassische Sprache der uns widerstrebenden Alexandriner einzuprägen, wenn nicht zugleich auch das moderne, konversationelle Französisch gelehrt werde.

Für die Frau erscheint ihr die Erlernung fremdländischer Sprachen hauptsächlich darum nur wünschenswerth, damit sie befähigt werde, sich mit Leichtigkeit auszudrücken. „Bezüglich der formalen Bildung," heißt es weiter in ihrem Bericht, „lege ich auch auf die französische Grammatik einen hohen Werth, ebenso auf die Sprache selbst wegen ihrer klaren, präzisen Ausdrucksweise; diese lernt sich aber hauptsächlich durch die moderne Prosa, und es giebt eine Auswahl moderner Schriften belehrenden Inhalts, wie die Geschichtswerke von Thierry, Mignet u. A.,

Digitized by Google

welche diesem Zwecke trefflich entsprechen." In Bezug auf die englische Sprache, für welche der Beginn des Unterrichts nach Ansicht der Verfasserin etwas weiter hinausgeschoben werden könnte, äußert dieselbe sich gleichfalls mißbilligend über die verfrühte Bekanntschaft mit den großen Dichtern, die sich beim Geschichtsunterricht schon von selbst ergebe, oder doch zweckmäßig damit verbunden werden könne. Ferner betont sie den Wunsch, daß die englische und französische Geschichte im Geschichtsunterricht etwas mehr berücksichtigt werden möchte. „Denn," sagte sie, „in den Köpfen unserer jungen Mädchen herrscht eine ganz trostlose Dürre und Einöde über konstitutionelles und gesetzliches Leben einer Nation, und sie haben kaum einen Begriff davon, daß ein Staatshaushalt ganz ebenso geordnet sein, sich ganz ebenso nach Ausgabe und Einnahme richten muß, wie jeder bürgerliche Haushalt. Durch die Geschichte keines anderen Landes könnte dies besser veranschaulicht werden, als durch die englische, wie auch theilweise durch die französische. Es soll ihnen weder Staatsrecht noch Völkerrecht, noch Nationalökonomie vorgetragen werden, aber sie müssen doch wissen, daß es dergleichen auf der Welt giebt, und eine klare Vorstellung davon erlangen, was man darunter versteht." — Ohne alle einzelnen Punkte der Denkschrift berühren zu können, ist nur noch hervorzuheben, daß die dem naturwissenschaftlichen Unterricht geschenkte größere Berücksichtigung von der Verfasserin mit Befriedigung anerkannt wird; sie empfiehlt jedoch dringend, hier die alte Methode zu verlassen und den Unterricht soviel als möglich auf Anschauung zu basiren. Man solle die Kinder richtig sehen lassen, dann würden sie auch begreifen und das rechte Interesse an dem Gegenstande gewinnen. Was in dieser Weise den Knaben in den Realschulen geboten werde, dürfe man den Mädchen nicht vorenthalten. Daran anknüpfend, lasse sich sehr wohl den älteren Schülerinnen die nöthige Unterweisung über

Digitized by Google

Gesundheitslehre und was damit zusammenhängt geben. Dieser Unterricht aber möchte in die Hand einer älteren, erfahrenen Lehrerin gelegt werden, die sich einfach an die Sache hält und sich nicht verleiten läßt, philosophisch naturalistische Exkurse daran zu knüpfen. — Sie bedauert ferner, daß die Konferenz die Einführung der Haushaltungskunde in der Töchterschule abgelehnt habe, indem sie auf die von Vielen schon betonte Zweckmäßigkeit derselben hinweist und der Haushaltungskasten und Waarensammlungen erwähnt, die sie als Lehrmittel zuerst in Hamburg gesehen hat und die auf ihre Veranlassung auch von der Darmstädter Industrieschule angeschafft worden sind. Schließlich kommt Luise Büchner noch einmal auf den Geschichtsunterricht zurück, dem sie einen sehr hohen Werth beilegt und den sie als eins der vornehmsten ethischen Bildungsmittel betrachtet, ganz in Uebereinstimmung mit dem großen Pädagogen Comenius, von dem der schöne Ausspruch herrührt: „Geschichtliche Kenntnisse bilden den herrlichsten Theil der Erziehung und sind gleichsam das Auge des ganzen Lebens.“ — Die Entwickelungsgeschichte der Menschheit muß nach ihr den Hauptinhalt dessen ausmachen, was unser Wissen überhaupt zu umspannen vermag; sie muß uns ganz mit dem Gefühl durchdringen, daß wir untrennbar zu einer großen Allgemeinheit gehören, mit ihr fortschreiten oder zurückgehen, und daß jede Kraft und Fähigkeit des Einzelnen dahin zielen muß, im Dienste dieses Ganzen zu wirken und dasselbe auf eine höhere geistige Stufe heben zu helfen. Der Begriff dieses Verhältnisses kann den heranwachsenden Mädchen nicht tief genug eingeprägt werden, wenn wirklich, wie es so schön in dem ersten Satze der Verhandlung ausgedrückt ist, „auch die Frau theilnehmen soll an dem Geistesleben ihrer Nation“. — Der zweite Abschnitt der Denkschrift handelt von der Befähigung und Ausbildung der Lehrer und Lehrerinnen. Als einer der wichtigsten Punkte des Protokolls wird von der Ver-

Digitized by Google

fasserin derjenige bezeichnet, welcher von der Qualifikation der Lehrer an den Töchterschulen handelt, und an welchen Stellen männliche oder weibliche Kräfte dafür herangezogen werden sollen. Sie bemerkt dazu: „Ich meinestheils wünsche — will aber nicht behaupten, daß es das Richtige ist —, daß bei Erziehung und Unterricht der Frau ein möglichst großer Theil in die Hand ihres eigenen Geschlechts gelegt werde.“ Zum Direktorium einer größeren staatlichen Anstalt hält sie allerdings einen Mann für geeigneter, wünscht aber, daß ihm nach innen weibliche Hülfe zur Seite stehe, etwa in Gestalt von zwei älteren Oberlehrerinnen, welche mit mütterlichem Auge über dem Ganzen wachen könnten. Jenes Urtheil wird begründet durch den Hinweis darauf, daß die Lehrer, namentlich die jüngeren, mit wenigen Ausnahmen nicht den richtigen Takt und die richtige Auffassung für Mädchenerziehung besitzen. Die akademische Bildung, sei sie philologisch oder theologisch, befähige sie noch lange nicht dazu, und wenn die seminaristisch gebildeten Lehrer, die in den Elementarklassen häufig verwendet werden, in Bezug auf pädagogische Schulung ihnen auch überlegen sind, so könnten gerade diese am ersten durch weibliche Kräfte ersetzt werden. „Frauen sind auch darum am geeignetsten, die Erzieherinnen ihres eigenen Geschlechts zu sein, weil sie am besten wissen, wo der Sitz unserer Schwächen und Thorheiten sich befindet.“ — In Bezug auf die Frage, wo sollen die künftigen Lehrerinnen gebildet werden, und wie hoch stellt sich das Maß der an ihre Ausbildung zu machenden Anforderungen, wird bemerkt, daß mit der Schule die mit 16 Jahren schließt, Oberklassen verbunden werden können die einerseits Vorbereitungsschule für die künftige Lehrerin sein, andererseits der 16jährigen Schülerin die Möglichkeit gewähren dürften, sich noch ferner auszubilden. In Uebereinstimmung mit einem Vorschlage des Protokolls, erklärt die Verfasserin sich für eine Vermehrung der schon bestehenden Lyceen,

Digitized by Google

die als Fortbildungsklassen an die Töchterschulen angeschlossen werden könnten, und sie schlägt außerdem vor, die Mädchen gleich den Knaben beim Verlassen der Schule ein Abgangsexamen machen zu lassen. — Für die angehenden Lehrerinnen wird namentlich eine, dem pädagogischen Fachstudium voraufgehende praktische Lehrthätigkeit empfohlen, dann würde das zweite abschließende Examen derselben erst in das 21. oder 22. Lebensjahr fallen, wo schon eine größere allgemeine geistige Reife vorausgesetzt werden kann. Daß das Mädchen schon für seinen ganzen Lebensberuf fertig sein solle in einem Alter, wo der junge Mann erst die Universität bezieht, das erscheint Luise Büchner aus naheliegenden Gründen in jeder Hinsicht unzweckmäßig. Der von ihr befürwortete Lehrgang würde auch die körperlichen Kräfte der jungen Lehrerinnen mehr schonen, es ihnen ermöglichen, mit derjenigen Frische und Elastizität des Geistes, die ihr Amt erfordert, in dasselbe einzutreten. Die Verfasserin spricht endlich noch ihre Genugthuung darüber aus, daß zur Zeit, also im Jahre 1874, schon einzelne junge Mädchen damit begonnen haben, sich zu akademischen Lehrerinnen auszubilden; in ihnen begrüßt sie die künftigen natürlichen Stützen der höheren weiblichen Bildung. Ohne Zweifel erwartete sie ein schnelleres Fortschreiten der reformatorischen Bewegung auf dem Gebiete des weiblichen Erziehungswesens, da manche Symptome der Zeit darauf hindeuteten, aber die nach Falks baldigem Rücktritt wiederkehrende, und seitdem vorherrschende konservative Richtung im preußischen Kultusministerium hat dieselbe wenig begünstigt. — Wenn Luise Büchner triumphirend ausrufen konnte: „Der Staat selbst erkennt es an, daß die Hälfte seiner Macht, seiner Größe in tüchtigen Frauen zu suchen ist," so müssen wir doch hinzufügen, daß solche Erkenntniß seither leider nur geringe Fortschritte gemacht hat, und daß wir ein dementsprechendes Handeln noch immer von der Zukunft erwarten. — Der Bericht schließt mit folgenden bedeutsamen Worten: „Man

Digitized by Google

stelle nur immerhin recht hohe Anforderungen an die Bildnerinnen der künftigen Generation, ihr Beruf ist neben dem der Mutter der höchste, der ehrenvollste und begehrenswertheste. Darum sollen sich ihm aber auch vorzugsweise die Besten und Begabtesten unseres Geschlechts widmen; dies wird in hohem Grade geschehen, sobald man ihnen die höhere Bahn öffnet und die Mittelmäßigen und weniger Berufenen nur in den vorbereitenden Klassen verwendet oder sie auf angemessenere Erwerbszweige hinweist.“ —

Die Frage der Lehrerinnenbildung, der Luise Büchner an anderer Stelle noch ein besonderes Kapitel widmet, giebt ihr weiteren Anlaß, manche beachtenswerthe Gedanken und Ansichten über dieses Thema zu entwickeln. Die in Deutschland noch weit verbreitete Furcht vor der Zulassung von Frauen zum höheren Unterricht an den weiblichen Lehranstalten hängt nach ihrer Meinung damit zusammen, daß die Mädchenschulen vielerorten die mittelalterlichen Kinderschuhe der Katechismusschule noch nicht ganz abgestreift haben. Nach einigen Bemerkungen über die zum Lehrberuf nöthigen Eigenschaften und Fähigkeiten im allgemeinen weist die Verfasserin darauf hin, daß die Gabe der Reproduktion den Frauen ganz besonders eigen sei, und wenn sie auch heute noch häufig bei ihnen als bloßer Mechanismus, als Gedächtnißsache erscheint, so liegt das, wie mit Recht betont wird, darin, daß sie nicht genug durchgebildet sind, um ihren Lehrstoff wie einen geschliffenen Diamanten nach allen Seiten hin blitzen und leuchten zu lassen und dabei doch klar und wahr zu bleiben. Indem sie ferner darauf hinweist, daß man es der weiblichen Jugend aller Stände, sofern sie nicht Privatschulen besucht, gar sehr anmerke, daß ihr in der Schule der weibliche Einfluß und das weibliche Vorbild fehlen, spricht sie noch den Wunsch aus, daß die Volkslehrerinnen auch in wirthschaftlichen Dingen praktisch und erfahren sein möchten,

Digitized by Google

um namentlich auf dem Lande, wo es zumeist an anderen Bildungsmitteln für das heranwachsende Geschlecht fehlt, auch nach dieser Richtung hin anregend und erziehend wirken zu können. Es ist interessant, daß gerade diese Fragen, welche jetzt auf der Tagesordnung stehen, mit deren praktischer Behandlung man erst vor kurzem den Anfang gemacht hat, schon vor 16—17 Jahren jene einsichtsvolle, erleuchtete Frau beschäftigten, die das große Gebiet weiblicher Erziehung vollständig überschaute und unablässig bemüht war, nach allen Richtungen hin Samenkörner auszustreuen. — Indem sie des Religionsunterrichts gedenkt, macht Luise Büchner die zutreffende Bemerkung, daß man ihm zum Zweck der Entwickelung des religiösen Sinnes in der Mädchenschule eine große Bedeutung beilege, wie es in gleichem Grade in der Knabenschule nicht geschehe. „Warum, fragt sie, „auch hier bei diesem wichtigsten Punkte, bei der sittlichen Erziehung des Gemüths, die Geschlechter mit verschiedenem Maße messen? Man hat dadurch eine ungeheure Kluft zwischen den Geschlechtern aufgerissen, die wieder überbrückt werden muß, indem man beide Theile denselben Weg führt, beiden dieselben sittlichen und moralischen Anschauungen durch die Erziehung beibringt. Nur so kann, namentlich in der Ehe, eine wirkliche und wahre, eine thatsächlich ethische Uebereinstimmung des Gemüths erzielt werden. Das Dogma von dem „alleinseligmachenden weiblichen Gemüth“ findet nirgends so viel Verbreitung als in Deutschland und bildet ein Haupthinderniß für jene geistige Fortentwickelung der Frau, die gerade bei uns so leicht zu erreichen wäre, weil sie schon überall angebahnt ist.“ — Der Vorschlag, Frauen auch in Knabenschulen zu verwenden, wo es passend scheint, wie es in Amerika schon vielfach mit gutem Erfolge geschieht, wo die Zahl der Lehrerinnen die der Lehrer im allgemeinen weit übersteigt, verdient in seiner näheren Begründung ebenfalls Beachtung,

Digitized by Google

ohne daß an dieser Stelle ein weiteres Eingehen darauf möglich ist.

Die Examenfrage für Lehrerinnen wird ebenfalls wiederholt erörtert und gesagt, daß man in keinem Zweige des gesamten deutschen Unterrichtswesens so weit hinter den Forderungen der Zeit zurückgeblieben sei, als in der Examenordnung für Frauen. Dies gilt allerdings in erster Linie für die damaligen Verhältnisse in Süddeutschland, während mehrfach hervorgehoben wird, daß in Preußen theilweise bessere Einrichtungen bestehen, die auch heute im wesentlichen noch dieselben sind.

Die Verbesserungen, welche jene seitdem erfahren haben, müssen hier außer Betracht bleiben; einheitliche Bestimmungen für ganz Deutschland in Bezug auf die Examina bestehen auch jetzt noch nicht. Es ist nicht eben erfreulich für uns, die Thatsache konstatirt zu sehen, daß kleine germanische Nachbarstaaten, wie Holland und die Schweiz, in diesem Punkte uns weit voraus sind.

Von besonderem Interesse ist ein Bericht Luise Büchners über die sogenannte Einwohner-Mädchenschule in Bern, die sie während eines mehrwöchigen Aufenthaltes in der schweizerischen Bundeshauptstadt fast täglich besuchte, um dieselbe in allen Details ihrer Einrichtungen genau kennen zu lernen. Ihr besonderer Antheil an dieser Erziehungsanstalt erklärt sich daraus, daß sie in derselben ihr Ideal von einer Schule verwirklicht fand, die, von Privatleuten gegründet, getragen von einem freien, vorurtheilslosen Geiste und einer begeisterten, hingebenden Thätigkeit, seit langen Jahren thatsächlich vorzügliches leistet. Im Jahre 1863 waren außer dem Vorsteher 5 Lehrer und 20 Lehrerinnen und Gehülfinnen an dieser Schule thätig; sie zerfällt in 15 Klassen, von denen die beiden untersten die Kleinkinderschule bilden. An diese schließen sich 4 Elementar- und 6 Sekundar-Klassen; den Schluß bilden die 3 Klassen der

Digitized by Google

Fortbildungsschule oder das Lehrerinnenseminar. Mit dem vierten Jahre werden die Kinder in die unterste Klasse aufgenommen, von da aus können sie ihre ganze Schulbildung nach einem fortlaufenden Plane bis zum Abschluß des 18. Jahres durchmachen. In der Frölichschule, so benannt nach ihrem ersten Direktor, einem Darmstädter, ist die Reihenfolge der Klassen so berechnet, daß mit dem 16. Jahre erst der Besuch der obersten Sekundarklasse beginnt, dann hängt es von Eltern und Kindern ab, ob die letzteren noch weiter die Fortbildungsschule besuchen wollen oder nicht, doch geschieht es in den meisten Fällen, ohne daß sich allemal der Zweck damit verbindet, Lehrerinnen zu werden.

Aus den beiden untersten Seminarklassen gehen die Volkslehrerinnen hervor, während die Schülerinnen der obersten Klasse in der Regel ihr Patent-Examen machen, welches ihnen das Recht und die Anwartschaft giebt, als Sekundarlehrerinnen angestellt zu werden. Der Direktor hatte es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, Lehrerinnen für den höheren Unterricht in weit größerer Anzahl, als es bis dahin geschehen war, heranzubilden, daher das schon angeführte numerische Uebergewicht weiblicher Lehrkräfte in der Anstalt. Man verlangt an derselben vor allem Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit und eigenes Nachdenken beim Lernen, um die Mädchen für jeden Lebensberuf tüchtig zu machen und ihnen die Möglichkeit zu gewähren, mit späteren ernsten Studien, die sie etwa wählen möchten, an eine gründliche Schul- und Vorbildung anknüpfen zu können. Luise Büchner hebt noch hervor, daß die Frölichschule eine Volksschule im schönsten Sinne des Wortes sei, wo neben dem städtisch gekleideten Mädchen die Bäuerin in ihrer kleidsamen Tracht sitzt; sie schließt ihren Bericht über dieselbe mit den Worten: „Daß ein Mädchen, welches in dieser Weise systematisch unterrichtet wurde, mit einer anders gearteten Bildung in das Leben tritt,

Digitized by Google

als mit der lückenhaften, hin und hertastenden Belehrung der meisten jungen Damen in Deutschland, wird Jedem einleuchten."

Als eine der Hauptträgerinnen der deutschen Frauenbewegung widmete Luise Büchner trotz zunehmender Kränklichkeit ihre Zeit und Kräfte andauernd der wichtigen Aufgabe, ihr Geschlecht geistig zu heben und vorwärts zu bringen. Sie gab vielseitige Anregung zu Vereinsbildungen zum Zweck organisirter Thätigkeit nach jener Richtung hin. Sie war Mitbegründerin und treue Mitarbeiterin der Zeitschrift „Deutscher Frauenanwalt", die 1870 ins Leben trat und von Jenny Hirsch redigirt wurde; auch andere Journale und größere Tagesblätter brachten noch zuweilen Artikel, von ihr verfaßt, bis allmählich ihre Feder mehr und mehr den Dienst versagte, obwohl sie mit großer Willenskraft immer wieder sich aufraffte und vermittelst ihrer geistigen Elastizität die körperlichen Leiden zeitweise zu überwinden trachtete. Die äußerlich unabhängigen Verhältnisse, in denen es Luise vergönnt war, ihr Leben zu verbringen, erleichterten ihr die Durchführung der selbstgewählten Aufgabe, dem Gemeinwohl mit allen ihren Kräften zu dienen. Dabei ist sie ihren Angehörigen stets eine liebevolle, treu sorgende Schwester und Tante gewesen und in dem freundlichen, behaglichen Heim, welches sie mit der einzigen Schwester theilte, wußte sie den Frieden und das Glück der Häuslichkeit zu genießen, wie um sich zu verbreiten.

Zahlreiche Beweise ehrender Anerkennung und freundschaftlicher Werthschätzung wurden ihr bis in die letzten Tage ihres Lebens zu theil, unter anderen auch ein Dankesschreiben der Großherzogin, begleitet von einem werthvollen Geschenk aus Anlaß des zehnjährigen Stiftungstages des Alice-Bazars. Als Luise Büchner nach standhaft ertragenen schweren Leiden am 28. November 1877 im 56. Lebensjahre verschied, da waren der Schmerz und die Klagen um ihren Verlust allgemein; man

Digitized by Google

betrauerte den Hingang einer der besten und edelsten deutschen Frauen, deren Tod auch ihrer fürstlichen Gönnerin und Freundin, die ihr so bald folgen sollte, eine schmerzlich empfundene Lücke verursachte. — Luise hegte echt deutsche Gesinnung; mit innigster Freude hatte sie die äußere Einigung des geliebten Vaterlandes begrüßt, und sie knüpfte daran schöne Hoffnungen und Erwartungen für eine freie und kräftige Fortentwickelung nach innen. Sie war begeistert für Mannesgröße und Frauenbildung, und wenn sie in ihrem Eifer gegen Zweifler und Gegner schroff werden konnte, so entsprang das doch zumeist ihrem tapferen, stark fühlenden Herzen, dessen reine, ideale Gesinnung sich durch nichts beirren ließ.

Ohne je die feinen Grenzlinien zu überschreiten, welche der Frau gezogen sind, hat sie gleich dem Manne und in würdigster Gemeinschaft mit Männern gearbeitet und ohne sich je hervorzudrängen, eine bevorzugte Stellung eingenommen. Nicht nur, *was* sie that, sondern auch, *wie* sie es that, ist ein leuchtendes Beispiel für Alle, die ihr nacheifern wollen. —

Nur wenige Worte noch mögen der Dichterin und Denkerin gewidmet sein, wie sie aus ihren nachgelassenen Schriften uns entgegentritt. Der hohe Begriff, den Luise Büchner von der Poesie hatte, ergiebt sich aus folgendem Ausspruch: „Die Poesie sollte uns wieder Religion werden, wie sie es bei den Griechen war, und der Mensch sollte in ihrem Dienste der höchsten sittlichen Vollkommenheit nachstreben. Der Dichter der Zukunft muß zugleich der reinste, sittlichste Mensch sein, erst dann werden wir in Wahrheit erwarten dürfen, eine poetische Morgenröthe anbrechen zu sehen, aber diese wird dann auch den glänzendsten Tag heraufführen, welcher noch je über der Welt geleuchtet. — Die Poesie ist die höchste und schwerste unter allen Künsten; die übrigen bilden immer nur einen Theil, sie aber bildet das *ganze* Leben nach.“

Digitized by Google

Der dichterischen Begabung Luisens ist schon anfangs gedacht worden; ihre lyrischen Poesien und die zahlreichen Gelegenheitsgedichte enthalten viel anmuthendes und poetisch werthvolles; sie zeugen sowohl von der Tiefe und Wärme ihres Gefühls, als von dem Reichthum ihres, einen weiten Horizont umspannenden Geistes, dem Bilder und Anschauungen in Fülle zu Gebote stehen. Als einzige Probe seien ein paar Strophen aus dem, ihrem Bruder Ludwig ins Album geschriebenen, Gedichte mitgetheilt, welches sie ihm bei seinem Scheiden vom Elternhause als angehender Student gewidmet hat.

„Ins Herz der Erde darfst du dringen,
Darfst lauschen seinem mächt'gen Schlag,
Der reiches, frisches Lebensringen
Durch jede Faser strömen mag.
In ihrer Seele wirst du lesen
Das alte heil'ge Schöpfungswort,
Durch die ihr unergründlich Wesen
Sich stets erneuert, fort und fort.

Wo And're ahnen, wirst du schauen,
Wirst lichten manches Irrthums Nacht,
Wenn du mit gläubigem Vertrauen
Dich senkest in des Wissens Schacht.
Und einen Stern laß nie versinken,
Wenn mancher and're dir auch glüht,
Zum rechten Weg wird stets er winken:
Es ist ein treu und wahr Gemüth."

Luise hat sich auch, nicht ohne Glück, in dramatischen Dichtungen versucht, die jedoch den Bühnen gegenüber Manuskript geblieben sind. Sie pflegte die heitere wie die ernste Muse, ihre kleinen Lustspiele zeichnen sich aus durch glückliche Wahl des Stoffes, durch Frische und Natürlichkeit der Sprache, Lebendigkeit der Handlung und durch den feinen Witz und Humor, der in ihnen waltet. Das Trauerspiel „Vanina" behandelt eine Episode aus der Geschichte Korsikas im 17. Jahr-

Digitized by Google

hundert; der Aufbau der Handlung ist geschickt, die Sprache kühn und kraftvoll, die Charakterzeichnung naturwahr, fein und scharf; wäre es der Dichterin gelungen, durchweg eine größere Formvollendung zu erzielen, die den Versen theilweise mangelt, so hätte dieses Drama Anspruch auf größere Bedeutung. — Der Plan, ein Drama über die Stellung der Frau zu schreiben, wurde durch Luisens Tod vereitelt. — Es muß als selbstverständlich erscheinen, daß eine so bedeutende Frau, wie sie, auch in Bezug auf die höchsten, wichtigsten Fragen des Denkens und Lebens eigene, fest ausgeprägte Ansichten besaß. Die geistige Atmosphäre ihres Familienkreises ist darin nicht ohne Einfluß auf sie geblieben, und sie bekannte sich, wenn auch erst nach manchen inneren Kämpfen, zur materialistischen Weltanschauung, die, gestützt auf die großen, überraschenden Fortschritte der Naturwissenschaft, zu ihrer Zeit unter den höher Gebildeten viele Anhänger zählte, zu deren namhaftesten Vertretern ihr Bruder Ludwig heute noch gehört. Luise hielt es für die ernsteste Pflicht des denkenden Menschen, sich mit seiner ganzen Weltauffassung in Einklang mit derjenigen Wahrheit zu setzen, die eine positive Forschung als unumstößlich zu Tage förderte; in ihr aber nahm jene demnach eine höhere und mehr durchgeistigte Form an, als bei der Mehrzahl der Materialisten der Fall ist. In einer darauf bezüglichen Abhandlung heißt es: „Indem sich unserer Generation durch diesen Fortschritt der Erkenntniß ein Gesichtskreis eröffnet, so großartig und umfassend, wie ihn die Weltgeschichte bis dahin noch nicht gesehen, verlangt dieser Gesichtskreis von den jetzt Lebenden eine bedeutende moralische Stärke, um ruhig die neuen Ideen zu betrachten, welche sich vor ihr geistiges Auge drängen.“ — Nach ihr ergiebt sich aus denselben für den sittlichen Menschen die Aufforderung, diese kurze Spanne seines Daseins so gut und schön, wie nur immer möglich, hinzubringen, keine Minute desselben zu ver-

Digitized by Google

lieren, sondern es zu möglichst großer Vollkommenheit abzurunden. — „Wie thöricht ist es, zu glauben," heißt es an anderer Stelle, „daß der Materialist den Geist an sich leugne, weil er es unternimmt, ihm seinen wahrscheinlichsten Ursprung nachzuweisen! — Wenn es eine Beruhigung giebt für den Geist, so ist es nicht allein der Hinblick auf den stufenweisen innigsten Zusammenhang aller Dinge, sondern vornehmlich liegt sie in jener Vorstellung, wie von unten herauf in ununterbrochener Reihe sich der Drang zum Höheren und Vollkommeneren offenbart. Hinauf, hinauf, du Mensch, bis zur höchsten Stufe, die du erreichen kannst, so ruft der Materialismus, nicht hinunter, wie so Viele meinen." — Die bedingte Berechtigung, sowie die Einseitigkeiten und Irrthümer dieser Weltanschauung, welche seitdem erkannt und philosophisch formulirt worden sind, können uns hier nicht weiter beschäftigen, aber — eingedenk der goldenen Regel, daß man einen Menschen nicht nach seinen Meinungen beurtheilen dürfe, sondern nach dem, was diese Meinungen aus ihm machen, — werden wir nicht geringer denken von der edlen Frau, um jener ihrer Ueberzeugungen willen. Sie, deren ideale Auffassung vom Leben und der Bestimmung des Menschen in den Worten gipfelte: „Dies sollte das Endziel aller Bildung sein, daß der Mensch in eine solche innere Harmonie versetzt wird, unter deren Einfluß er sich nie zu besinnen braucht, wie er in diesem oder jenem Falle handeln muß und soll. Es muß ihm dann ganz unmöglich sein, nicht das für ihn Richtige zu treffen, wenn er sich nur ruhig den Eingebungen seiner schönen, frei entwickelten Seele überläßt." — Sie hat stets gehandelt nach den höchsten ethischen Grundsätzen, und das Beste, was von ihr gesagt werden kann, ist, daß sie ein Mensch war im schönsten und vollkommensten Sinne des Wortes. — Im Rückblick auf dieses abgeschlossene Dasein mit seinen segensreichen, weit in die Zukunft zielenden Wirkungen

Digitized by Google

vermögen wir Alle wohl den begeisterten Worten Luisens beizustimmen: „Die feinste und höchste Blüthe des Stoffes ist der Geist, er wird sich immer wieder entwickeln, und er wird eben so wenig verloren sein, wie das geringste Sandkorn. Sowie jedes Stäubchen im Weltall bleibt, fortwirkt und seine Bestimmung erfüllt, so jede Regung, jeder Hauch, jede That des Geistes.

Marie Calm.

Die Geschichte der Frauenbewegung dieses Jahrhunderts wird voraussichtlich bald geschrieben und damit die Thatsache zum allgemeinen Bewußtsein gebracht werden, daß der weibliche Geist in seinen bedeutendsten Trägerinnen nunmehr zur Mündigkeit gereift ist. Unser Geschlecht darf fortan nicht nur das Recht auf Arbeit in weiterem Umfange für sich in Anspruch nehmen, sondern auch dasjenige „für sich selbst zu entscheiden, welche Bildung die Frauen suchen, welche Beschäftigung sie ergreifen, welche Sphären sie ausfüllen wollen und können, ohne darin, wie bisher, von den Männern geleitet zu werden", wie der große Verfechter der Rechte aller Menschen, G. v. Gizycki, klar und bündig ausgesprochen hat. Die wachsende, wenn auch zur Zeit noch nicht überall völlig durchgedrungene Anerkennung dieses Rechts, dem nirgends ein so zäher Widerstand entgegengesetzt worden, als in Deutschland, ist mit allen sich daran knüpfenden praktischen Ergebnissen ein bedeutsamer Fortschritt, den wir in erster Linie der unermüdlichen Pionirarbeit jener Frauen verdanken, welche innerhalb der letzten 30 Jahre die Führerinnen der Bewegung gewesen sind.

Unter Denen, die unserem Vaterlande angehören, nimmt Marie Calm einen hervorragenden Platz ein; sie war eine Zeitgenossin Luise Büchners, dieser persönlich befreundet, mit ihr nach den gleichen Zielen strebend und gleich ihr von hoher

Digitized by Google

geistiger Begabung, die mit vielseitigem Wissen und edelster Weiblichkeit verbunden war. Als Lehrerin, Schriftstellerin und Mitarbeiterin an dem großen Werke der geistigen und sittlichen Hebung des weiblichen Geschlechts hat Marie Calm eine umfassende, erfolgreiche Thätigkeit geübt; ihr Name bleibt mit den Schöpfungen, die ihr eigenstes Werk waren, sowie mit anderen, an welchen sie Antheil hatte, für immer verknüpft. „Sie ist als ein edles Beispiel zu betrachten, wie vollständig befriedigt, beglückt und beglückend ein Mädchenleben verlaufen kann, wenn es sich selbst seinen Inhalt, seine Selbständigkeit schafft und einen weiten Wirkungskreis erobert," heißt es in einem ihr gewidmeten Nachruf. In schöner und ehrender Weise hat unter anderem auch der Vorstand des Lette-Vereins in Berlin seinerzeit den Werth und die Bedeutung dieser Frau gekennzeichnet. „Ein für alles Hohe, Große, Gute und Schöne begeistert schlagendes Herz steht stille; ein klarer, unerschrockener, vielumfassender Geist ist heimgegangen; ein beredter, besonders die Frauensache mit tief durchdachtem, das echte Weib nie verleugnenden Worte vertretender Mund hat sich auf ewig geschlossen. Wir beklagen tief, daß diese Apostelin des Frauenrechts, diese Predigerin der Frauenpflicht aus unseren Reihen genommen ist. Nur eins kann uns trösten: ihr Geist wird unter uns fortleben, ihr Andenken wird ein gesegnetes und unvergängliches sein." — Um so mehr wird eine kurze Skizze ihres Lebens und Wirkens von allgemeinem Interesse sein. — Marie Calm wurde am 3. April 1832 zu Arolsen geboren, der kleinen Stadt, aus welcher im Laufe dieses Jahrhunderts schon manche bedeutende Persönlichkeiten hervorgegangen sind, wie: Rauch, Kaulbach, Stieglitz, Meyer von Waldeck u. A. Ihr Vater war ein wohlhabender Kaufmann daselbst, welcher nebenbei lange Jahre hindurch das Ehrenamt eines Bürgermeisters bekleidete; ein ernster Mann von durchaus rechtlicher, vornehmer

Digitized by Google

Gesinnung, erzog er seine Kinder, einen Sohn und zwei Töchter streng, aber ohne Härte und in sorgfältigster Weise. Die Mutter, eine heitere, geistesfrische, ungemein liebevolle Frau, ergänzte und unterstützte ihren Gatten aufs beste in dieser Aufgabe, und die Kinder genossen, in jeder Weise durch die Verhältnisse begünstigt, den unschätzbaren Vorzug einer freien, sorglosen glücklichen Jugendzeit.

Ihre Talente wurden nach allen Richtungen hin ausgebildet, und ein geistig anregender Verkehr, sowohl im häuslichen, wie im Freundeskreise, begünstigte namentlich die Entwickelung der hochbegabten Marie. Des Vaters bedeutendes musikalisches Talent war auch auf die Töchter übergegangen; er selbst spielte meisterhaft die Flöte, Marie leistete vortreffliches im Klavierspiel, ihre Schwester Emilie im Gesang; so kam es öfter vor, daß alle Drei in den Dilettanten-Konzerten der Heimathstadt mitwirkten, denn Kunstgenüsse seitens berufsmäßiger Musiker oder anderer Künstler wurden den Bewohnern des Städchens damals noch nicht geboten. „Während man in anderen Orten sich ruhig hinsetzt, um sich vordeklamiren, -musiziren oder -lesen zu lassen, mußten wir das alles dort selbst besorgen," schrieb Marie später in den Aufzeichnungen aus ihren Jugendjahren, und sie fügt hinzu, daß die Liebhaber-Vorstellungen, Dilettanten-Konzerte und -Vorträge von ungewöhnlich guter Qualität waren. Später sah sie sich leider genöthigt, die ihr so liebe Musik allmählich ganz ruhen zu lassen, da ihr zart organisirtes Nervensystem die Beschäftigung mit derselben nicht mehr vertrug. Der Vater von Mariens liebster Freundin, ein geistvoller, dichterisch begabter Mann, regte sie schon frühe zu eigenen poetischen Versuchen an, und die Muse ist ihr durchs ganze Leben treu geblieben, hat sie selbst und viele Andere oft erfreut durch die feinsinnigen Gaben, welche sie zu bieten verstand. — Den größten, und in gewisser Hinsicht entscheidenden,

Digitized by Google

Einfluß übte indessen Mariens Lehrerin, Ida Speyer, auf diese aus, daher müssen wir zunächst der mit den seltensten Geistes- und Herzenseigenschaften begabten Frau an dieser Stelle gedenken.

„Eine Lehrerin von Gottes Gnaden," hat Marie in dem litterarischen Denkmal, welches sie später der geliebten Erzieherin und mütterlichen Freundin widmete, dieselbe genannt. Sie sagt darin: „Es ist gewiß eine Seltenheit, daß das Ideal der Kindheit auch das Ideal des reifen Menschen bleibt. — Daß die Lehrerin, der wir damals in unseren Herzen einen Thron erbaut, wo wir sie wie ein Wesen höherer Art verehrten, diesen Thron im Herzen Aller, die ein Verständniß für sie besaßen, nie verloren hat; daß die Verehrung für sie, nachdem die Schülerinnen längst ihrem persönlichen, direkten Einfluß entwachsen, nur eine bewußte, doch nicht weniger warme, bewundernde wurde; daß inmitten der vielen bitteren Enttäuschungen des Lebens diese eine Gestalt als klarer, milder, wandelloser Stern an ihrem Horizonte verblieb, das ist eine Thatsache, und zwar eine so seltene, daß die Persönlichkeit, an die sie sich knüpft, wohl verdient, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden." — Ida Speyer war die Tochter eines Buchhändlers, des einzigen, nicht nur in Arolsen, sondern im ganzen Fürstenthum Waldeck. Ohne eine Seminarbildung genossen zu haben, welche dem weiblichen Geschlecht damals noch nicht zugänglich war, hatte sie sich auf autodidaktischem Wege allmählich umfassende Kenntnisse angeeignet, und ihre hervorragende pädagogische Begabung ließ sie schon früh den Lehrberuf ergreifen. Sie leitete ihre kleine Schule einige Jahre hindurch allein, bis der immer wachsende Ruf ihrer Tüchtigkeit sie zur Erweiterung derselben und zur Heranziehung von Hülfskräften nöthigte. Marie Calm aber gehörte noch jenen ersten Jahrgängen von Schülerinnen an, die lange Zeit hindurch gleichsam einen erweiterten Familien-

Digitized by Google

kreis um ihre Lehrerin bildeten, und die somit weit mehr unter der unmittelbaren persönlichen Einwirkung derselben standen, als es in einer größeren Schule möglich gewesen wäre.

Mit Begeisterung spricht Marie insbesondere vom Geschichts- und Religionsunterricht, den die ebenso fromme als freidenkende Frau wahrhaft fruchtbar für Geist und Gemüth ihrer Zöglinge zu gestalten wußte; desgleichen von den Litteraturstunden, welche sie in den Geist der großen klassischen Dichtungen alter und neuer Zeit einführten. Ida Speyer besaß eine eminente dramatische Begabung, und die Art, wie sie die Heldinnen der bedeutendsten Dramen ihren Schülerinnen vorzuführen verstand, mußte den tiefsten Eindruck auf dieselben machen. „Ich habe nie, auch nicht von bedeutenden Schauspielerinnen, eine Iphigenia, eine Antigone wieder so gehört, wie *sie* diese Rollen, — auch in einer viel späteren Zeit — wiederzugeben verstand," schrieb Marie in ihren Erinnerungen. Man hatte Ida Speyer eine erfolgreiche, glänzende Laufbahn prophezeit, wenn sie sich der Bühne widmen würde; Fremde, die wiederholt Gelegenheit hatten, sie auf der Liebhaberbühne in Arolsen zu sehen, versicherten, daß sie an die Rachel erinnere, aber es zog sie dennoch stärker zur Lehrthätigkeit, und sie bereute es nie, diesen Weg eingeschlagen zu haben. Marie Calm charakterisirt das eigenartige Wesen dieser Frau kurz und treffend in den Worten: „Es war zusammengesetzt aus Geistesklarheit, Herzensgüte und Seelenadel, und nie wieder habe ich in einem Menschen diese drei Elemente so hoch ausgebildet und so harmonisch vereinigt gefunden."

Es ist nicht zu verwundern, daß die von einer solchen Persönlichkeit ausgehenden Wirkungen von tiefer und nachhaltiger Art waren, namentlich auf eine so reich veranlagte und begeisterungsfähige Natur, wie diejenige der jungen Marie Calm. Der weite geistige Horizont, den Ida Speyer beherrschte, ließ sie die Aufmerksamkeit ihrer Schülerinnen auf alles richten,

Digitized by Google

was groß, gut und schön war; sie pflanzte die Vaterlandsliebe in die jugendlichen Seelen, sie regte zum Wohlthun an, sie entwickelte ihre gesellschaftlichen Talente und blieb Vielen unter ihnen, soweit ihre Zeit und Kräfte es gestatteten, noch lange eine theilnehmende, berathende Freundin.

Der hohe Begriff, den Marie durch das Beispiel dieser Frau vom Lehrberuf empfing, erweckte in ihr den lebhaften Wunsch, sich demselben gleichfalls zu widmen; sie erlangte auch die Einwilligung ihrer Eltern zu diesem Schritte, obwohl es in damaliger Zeit noch etwas sehr Ungewöhnliches war, wenn ein Mädchen solches unternahm, ohne durch die Verhältnisse dazu gezwungen zu sein. Sie trat zum Zweck der Vorbereitung zunächst als Hülfslehrerin in das Speyersche Institut ein und ging später noch auf ein Jahr in die französische Schweiz zu weiterer Vervollkommnung, namentlich in den Sprachen. Im Jahre 1853 begab Marie sich nach England, wo sie in einer Familie eine sehr angenehme, ihr zusagende Stellung fand, die sie drei Jahre lang bekleidete. Ihr entschiedenes erzieherisches Talent kam schon hier zur Geltung und machte sie, im Verein mit ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit, den Eltern und Kindern gleichermaßen werth. Jene ersten Schülerinnen bewahrten ihr fortdauernd eine freundschaftliche, dankbare Gesinnung, die sich bei häufigen Anlässen bekundete, und welche sie nach Mariens Tode sogar auf deren nächste Angehörige übertragen haben.

Bald nach ihrer Rückkehr in die Heimath schloß Marie sich der kränklichen Schwester ihrer Jugendfreundin zur Gesellschaft an und begleitete dieselbe auch nach Moskau, deren Wohnort, wo sie drei Jahre in ihrem Hause verbrachte und auch dort sich theilweise der Erziehung der Kinder widmete. Die Einblicke, welche sie daselbst in das russische Leben that, hat sie später in ihren Novellen vielfach verwerthet. Zurückgekehrt nach Deutschland, suchte und fand Marie Calm bald einen neuen Wirkungs-

Digitized by Google

kreis, indem sie die Leitung einer Mädchenschule in Lennep (Rheinprovinz) übernahm, eine Stellung, in der sie vier Jahre lang segensreich thätig war. Nach dem Vorbilde ihrer hochverehrten Lehrerin bot sie ihren Zöglingen alle Vortheile einer vielseitigen, gründlichen Bildung und erwarb sich bald die Liebe und das Vertrauen von Kindern und Eltern; aber das Leben und die beschränkten Verhältnisse der kleinen Stadt ließen sie doch zu vieles vermissen; ihre Gedanken und Bestrebungen richteten sich mehr und mehr auf größere Ziele und veranlaßten sie deshalb zur Aufgabe des Instituts im Jahre 1865. Nach einem zweiten kurzen Aufenthalt in England ließ sie sich dauernd in Kassel nieder, wo ihre verwitwete Mutter, sowie ihre Schwester mit dem Gatten inzwischen ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Von nun an entfaltete Marie Calm während eines Zeitraums von 22 Jahren mehr und mehr jene umfassende Thätigkeit, auf welche anfangs hingedeutet wurde. Der längere Aufenthalt im Auslande, die mannigfachen gesammelten Erfahrungen hatten ihren Blick geschärft, ihren Gesichtskreis wesentlich erweitert und ließen sie die heimischen Zustände in anderem Lichte sehen. Zu einer Zeit, da in Deutschland die Frauenfrage eben erst anfing, die öffentliche Meinung zu beschäftigen, war sie in England bereits in lebhaftem Flusse begriffen, und Marie widmete derselben, wie wir später sehen werden, ihre unausgesetzte Aufmerksamkeit. Das, die ethische und soziale Seite zusammenfassende Ziel der Bewegung: das Weib zum gleichberechtigten, mitarbeitenden Faktor in der Entwickelung der Menschheit zu machen, wurde damals erst von wenigen deutschen Frauen klar erkannt. Marie Calms großes und dauerndes Verdienst besteht hauptsächlich darin, daß sie zu diesen wenigen gehörte, daß sie mit ihnen in der Folge sich verband und ihre vielseitigen Bestrebungen in konsequenter Weise darauf richtete, solche Einrichtungen zu schaffen, die als Grund-

Digitized by Google

lage und Vorbild dienen konnten für alles, was später nach dieser Richtung hin gethan worden ist. Begabt mit einem hervorragenden organisatorischen Talent, ging Marie stets mit klarem Blicke und praktischer Umsicht zu Werke, und sie wußte durch ihre Begeisterung für die Sache, durch den Muth ihrer Ueberzeugung und ihr sicheres, obwohl bescheidenes Auftreten, auch Andere dafür zu gewinnen und Jeden an den richtigen Platz zu stellen.

So gründete sie schon wenige Monate nach ihrer Niederlassung in Kassel mit großen persönlichen Opfern daselbst eine Abendschule für konfirmirte Mädchen aller Stände, die, gleich allen ähnlichen Anstalten, den Zweck verfolgte, die in der Schule erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten zu befestigen, zu vertiefen und durch einige, dem vorgeschrittenen Alter und höherem Verständniß entsprechende Lehrgegenstände zu erweitern. Marie ertheilte selbst Unterricht in einigen Fächern und leitete das Ganze; der Zuspruch, den das Unternehmen fand, bewies ihr zur Genüge, daß es einem längst empfundenen Bedürfniß entgegenkam. Im übrigen waren die nächsten Jahre vornehmlich einer fleißigen litterarischen Produktion gewidmet, und was Marie Calm auf verschiedenen Gebieten derselben leistete, hat ihren Ruf als Schriftstellerin dauernd begründet.

Schon während ihres ersten Aufenthalts in England hatte sie angefangen, ihr erzählendes Talent zu üben; nun entstand nacheinander eine Reihe von Novellen, Romanen, Erzählungen, Kinder- und Jugendschriften, die, theils in verschiedenen Tagesblättern und Journalen, theils in Buchform erschienen und einen großen Leserkreis fanden. Das Publikum und die Kritik nahmen jene Erzeugnisse ihrer Feder gleichermaßen günstig auf, da sie sich fast alle durch glückliche Erfindung, feine treffende Charakteristik, sowie durch eine frische, elegante Schreibweise auszeichneten. Die Verfasserin verfolgte damit keineswegs nur

Digitized by Google

den Zweck bloßer Unterhaltung, sie stellte ihr Talent in den Dienst der Ideen, die sie bewegten, welche sie zu verwirklichen trachtete, daher treten auch die Fragen der Zeit überall mehr oder weniger hervor und werden von verschiedenen Seiten beleuchtet.

Eine Sammlung lyrischer Gedichte wurde 1871 unter dem Titel „Bilder und Klänge" zum Besten der verwundeten Krieger herausgegeben; sie enthalten in schlichter, anspruchsloser Form viel anziehendes, in dem sich das gemüthvolle Wesen der Verfasserin treu wiederspiegelt. Unter den belletristischen Werken sind vorzugsweise zu nennen: der dreibändige Roman „Leo" und „Bellas Blaubuch", „Skizzen und Novellen", „Wilde Blumen", „Durch Arbeit frei" u. s. w. Unter den Kinder- und Jugendschriften sind mehrere, die um ihres pädagogischen Werthes willen besonders hervorgehoben zu werden verdienen: „Ein Blick ins Leben", „Weibliches Wirken im Salon, Wohnzimmer und Küche", „Echter Adel". In diesen Büchern tritt aufs Deutlichste hervor, wie sehr das erziehliche Wirken auf die weibliche Jugend der Schriftstellerin Herzenssache war, und wie sie stets den rechten Ton dafür zu treffen wußte, ohne je pedantisch zu werden oder die Leserinnen zu ermüden. In einfacher, wahrhaft mütterlicher Weise, die zum Herzen dringt, spricht sie aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrungen, ihres Wissens, ihres feingestimmten weiblichen Gemüths zu den jungen Mädchen; sie geht auf deren inneres und äußeres Leben, auf ihre Beziehungen zur Familie und zur Gesellschaft ein und giebt ihnen goldene Regeln in Bezug auf die zu erstrebende Charakter- und Geistesbildung, wie sie in allen Sphären weiblichen Lebens und Wirkens sich zu bethätigen hat. Stets weiß sie das Einzelne und Kleine in seiner ihm zukommenden Bedeutung und in seinem Zusammenhange mit dem Ganzen zu zeigen; ob auch ihr Streben unablässig auf die Förderung der allgemeinen Interessen ihres

Digitized by Google

Geschlechts gerichtet war, so achtete sie doch das Alltäglichste im Leben des Weibes nicht gering und war sowohl theoretisch wie praktisch mit den Erfordernissen des Haushalts in allen Einzelheiten wohl vertraut. — Marie Calms zahlreiche Abhandlungen über soziale Fragen, wie über die Frauenfrage im besonderen werden uns weiterhin beschäftigen, wir haben nun zunächst ihre Beziehungen zum „allgemeinen deutschen Frauenverein“ ins Auge zu fassen, der 1865 gegründet worden war und dem sie bald darauf beitrat. Der von demselben verfolgte Zweck, durch Eröffnung „neuer Bahnen“ (Titel des Vereinsorgans) dem weiblichen Geschlecht zu gründlicherer Bildung und zu erweiterter Erwerbsfähigkeit behülflich zu sein, ging parallel mit Mariens eigenen Bestrebungen, und sie erkannte, daß durch gemeinsames Wirken aller Gleichgesinnten die Sache besser gefördert werden konnte. Der allgemeine deutsche Frauenverein, dessen Motto lautet: „Alle für Eine, Eine für Alle“, ist der Zeit nach der erste gewesen, welcher in Deutschland von Frauen für Frauen auf das bestimmte Prinzip der weiblichen Selbsthülfe gegründet wurde und der dieses Prinzip auch bei Gründung seiner Zweigvereine walten ließ. „Die weibliche Selbständigkeit zu wahren, darzulegen, was die Frauen wirklich wollen und was sie zu leisten vermögen aus eigener Kraft“ — das schien seinen Gründerinnen vor allem geboten. Demgemäß lautet der erste Paragraph seiner Statuten: „Wir erklären nach dem Beschluß der ersten deutschen Frauenkonferenz die Arbeit, welche die Grundlage der ganzen Gesellschaft sein soll, für eine Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts; wir nehmen deshalb das Recht der Arbeit in Anspruch und halten es für nothwendig, daß alle, der weiblichen Arbeit im Wege stehenden Hindernisse entfernt werden.“ Freigebung der Arbeit auf geistigem und praktischem Gebiet, Nothwendigkeit einer Berufswahl und genügende Lehrzeit zur Vorbereitung auf den erwählten Beruf

Digitized by Google

— das war und ist der Kernpunkt aller idealen und realen Bestrebungen des Vereins, die er seit Anbeginn unentwegt verfolgte, der ihm mit der Zeit eine stetig wachsende Zahl von Mitgliedern zuführte, der ihm die Sympathien, die moralische und materielle Unterstützung angesehener, vorurtheilsfreier Männer von Anbeginn und seitdem in zunehmendem Maße gesichert hat. Der Verein hielt alljährlich Generalversammlungen ab, die der Reihe nach in verschiedenen größeren und kleineren deutschen Städten stattfanden; dadurch wurde das Interesse für denselben in immer weitere Kreise getragen, die Kenntniß seiner Bemühungen und Leistungen am besten Allen nahe gebracht, auch häufig Anlaß gegeben zur Gründung von Zweigvereinen oder anderen gemeinnützigen Einrichtungen zum Wohl des weiblichen Geschlechts. Der dritte Vereinstag wurde auf Marie Calms Betreiben in Cassel abgehalten und gestaltete sich ihren rastlosen Bemühungen und muthigem Vorgehen zufolge, zu einem der glänzendsten und wirkungsvollsten; auch die späteren Frauentage in Heidelberg und Düsseldorf sind von ihr speziell vorbereitet worden. Einige Monate vor der Versammlung in Cassel, im Frühjahr 1869, war Marie als Abgeordnete zum deutschen Lehrertage nach Berlin gegangen. Dort hat sie in Verbindung mit Auguste Schmidt, der verdienstvollen Mitbegründerin und Mitvorsteherin des Leipziger Vereins, den Verein deutscher Lehrerinnen ins Leben gerufen — eine Alters-versorgungs-Anstalt, verbunden mit einem Feierabendhause für Lehrerinnen —, die schon lange als nothwendig erstrebt war und sich in der Folge als ungemein segensreich erwiesen hat. Dies gab Marien Anlaß zu einer kleinen Abhandlung über „Die Stellung der Lehrerinnen“, welche sie später in Cassel vortrug und die kurz darauf im Druck erschien. Durch ihren Eifer, ihre Zuverlässigkeit, ihre Umsicht und ihren Weitblick war sie in jeder Weise eine sehr werthvolle und kräf-

Digitized by Google

tige Stütze des Allgemeinen Deutschen Frauen-Vereins, und als die Statuten desselben dahin erweitert wurden, daß zwei bis drei auswärtige Mitglieder mit in den Vorstand gewählt werden sollten, da wurde sie einstimmig dazu ausersehen. Bis zu ihrem 1887 erfolgten Tode hat Marie Calm sowohl an den alljährlich in Leipzig stattfindenden Vorstandskonferenzen, als auch an den erwähnten Versammlungen fast regelmäßig theilgenommen, und zwar in aktiver Weise. Sie trat dann stets als Rednerin auf, um mit der ihr eigenen Klarheit, Wärme und Entschiedenheit die verschiedensten einschlägigen Themata zu behandeln; diese Reden sind später fast regelmäßig im Druck erschienen, theils in den „Neuen Bahnen", theils im „Frauenanwalt" oder in anderen Zeitschriften. Durch die ebenso verständige als geistreiche, anspruchslose und gewinnende Art ihres Vortrags wußte Marie Calm stets in hohem Grade die Zuhörer zu fesseln, Beifall und Zustimmung zu erringen. Sie besaß die bei Frauen seltene Gabe der freien Rede, die sich durch Klarheit und Eleganz in der Form auszeichnete und deren Wirkung verstärkt wurde durch ein helles, wohlklingendes Organ. Ihre zierliche, anmuthige Erscheinung, ihre feinen, durch das Feuer der begeisterten Rede wundersam belebten und durchgeistigten Züge und die ungezwungene Würde ihres Auftretens vervollständigten den sympathischen Eindruck, welchen sie überall machte. Marie Calm besaß eine vorurtheilslose Anschauung und Auffassung der bestehenden Verhältnisse, einen natürlichen Takt für das richtige Maß in der Sache, wie im Ausdruck und einen praktischen Sinn für das im bestimmten Falle Erreichbare; so urtheilt eine ihr nahestehende Persönlichkeit, und daher erschien sie wie Wenige befähigt, an der Spitze einer Bewegung zu stehen, die, von vornherein noch vielfach unklar, vielen Mißdeutungen wie vielen Ausschreitungen ausgesetzt war. Sie schwärmte nicht für eine unmögliche, unbedingte Gleichstellung der beiden Ge-

Digitized by Google

schlechter; sie war sich auch ebenso klar bewußt, daß mit jedem Recht eine Pflicht verbunden ist, wie, daß das Ziel, nach dem sie strebte, den Frauen, zumal den unverheiratheten, alle Wege zu einem selbständigen Leben zu eröffnen, zu denen ihre natürliche Wesenheit sie befähigt, nur ganz allmählich, nur durch zähe Geduld und Ausdauer in Verbindung mit einer verbesserten Erziehung des weiblichen Geschlechts zu erreichen sei." — Ein von Marie Calm in Wiesbaden gehaltener Vortrag über die Frage: „Wie kann die Frau zur sittlichen Hebung ihres Volks beitragen?" zeigt, daß und wie sie die kulturelle Mission des Weibes nach jeder Richtung hin als wichtig und bedeutsam betrachtete. Sie weist zunächst darauf hin, daß die Vorbedingung zu jeder sittlichen Einwirkung im allgemeinen in einer tüchtigen Charakterbildung liege; diese aber ist, wie schon von manchen Seiten und wiederholt konstatirt wurde, bei der deutschen Erziehung seither zumeist vernachlässigt worden. Bei Erziehung der Knaben herrscht die Verstandesbildung, bei derjenigen der Mädchen die Gemüthsbildung vor, es kommt aber darauf an, das richtige Gleichmaß in der Bildung des Denkens, Fühlens und Wollens zu erstreben, denn das Gedeihen des Einzelnen wie des ganzen Volkes hängt hauptsächlich von dem gesunden Kern seines Charakters, seiner Wahrheitsliebe und Solidität, seiner Sittlichkeit und Treue ab." — Sodann ist der Frau ein größerer Antheil an der Erziehung, zumal ihres eigenen Geschlechts, einzuräumen. „Das Recht, welches Jules Simon für die französische Frau verlangt, von ihrem eigenen Geschlecht erzogen zu werden", so schließt der Vortrag, „wir verlangen es auch für die deutsche Frau! Erst dann, wenn die Regierungen diesen ihren natürlichen Beruf ihr übergeben, wenn bei der Erziehung der Mädchen das weibliche Element mehr in den Vordergrund tritt, erst dann wird die Frau ihren kulturhistorischen Beruf erfüllen können, nämlich ihren Beruf

Digitized by Google

als Priesterin des Hauses, als Erzieherin der Jugend, als Vertreterin der Sitte, als Hüterin der höchsten Güter der Menschheit: des ideellen und religiösen Elements. Von ihrem bescheidenen Wirkungskreise aus immer weitere Kreise ziehend, wird sie den Geist der Ordnung und Liebe um sich verbreiten; mit den sanften Waffen, die ihr verliehen, dem mahnenden Worte, der Macht des Beispiels, der Würde und Anmuth ihres Wesens, wird sie mehr auf die Sittlichkeit ihres Volks wirken, als Gesetze und Strafen; eine andere Ceres, wird sie dann segnend und segenverbreitend, unter dem Volke walten und das Wort der Göttin zur Wahrheit machen:

Nur allein durch seine Sitte
Kann es frei und mächtig sein. —

„Der Lehrerin offenbaren sich mehr als der Frau irgend eines anderen Standes die Fäden, mit denen die Gegenwart in die Zukunft wächst; sie muß in Fühlung treten mit den Einflüssen, welche neben der Erziehung auf die Gestaltung der gegenwärtigen Generation einwirken. Ihr Beruf führt sie unter das Volk, lehrt sie den Pulsschlag des sittlichen Volkslebens, ja die Richtung seiner Vibrationen kennen und beurtheilen." Diese geistvollen Worte M. Gaudians* finden auf Marie Calm volle Anwendung, sie deuten auch auf die Erfolge ihres Wirkens hin, denn sie verstand und liebte ihr Volk in allen seinen Schichten, sie kannte seine Bedürfnisse, sie sah, was ihm fehlte, und sie strebte mit allen Kräften darnach, ihm zu helfen und es zur Selbsthülfe zu erziehen, wobei naturgemäß das weibliche Geschlecht vorwiegend in Betracht kam. — Unmittelbar nach Abhaltung des Vereinstages in Cassel wurde daselbst unter Marie Calms Leitung der „Frauenbildungsverein" gegründet und die seit vier Jahren bestehende Abendschule mit demselben verschmolzen, indem sie fortan unter dem Namen „Fachschule" einen Zweig

* Zweite Vorsteherin des Deutschen Lehrerinnenheims in London.

Digitized by Google

des Vereins bildete. Der Unterricht daselbst umfaßt die meisten Zweige weiblicher Handarbeit, einzelne Handfertigkeiten, sowie Zeichnen, Rechnen, Buchführung und einige wissenschaftliche Fächer. Die rastlos thätige Frau widmete dem neuen Verein, dessen Vorstand sie bis zu ihrem Ende angehörte, viel Zeit und Mühe; das Programm für die regelmäßigen Unterhaltungsabende wurde stets von ihr selbst entworfen und möglichst reichhaltig gestaltet, die populären Vorträge gaben mancherlei fördernde Anregung und erfreuten sich bald allgemeiner Beliebtheit. Durch ihre umsichtige und geschickte Leitung, durch die erfolgreiche Vertretung der Interessen des Vereins nach außen, brachte sie ihn bald zu erfreulicher Blüthe, so daß er in allgemein anerkannter Weise der Stadt zu vielseitigem Nutzen gereichte. Mit den Jahren mußte Marie freilich das Unterrichten an der Anstalt allmählich aufgeben, da ihre wachsende litterarische Thätigkeit, zeitweilige größere Reisen ins Ausland, endlich auch ein zunehmendes Ruhebedürfniß sie davon abzogen. Sie trug jedoch beständig Sorge für eine Erweiterung der Wirksamkeit des Vereins, dem sie überdies durch Zuwendung eines Legats zum Besten begabter, unbemittelter Schülerinnen einen dauernden Beweis ihrer Fürsorge gegeben hat. — Nach etlichen Jahren wurde ein Kinderhort errichtet für schulpflichtige Kinder aus dem Volke, und in dem Lokal desselben ist in der Folge auch eine Haushaltungsschule für junge Mädchen gegründet worden. In einer, wenige Tage vor Mariens Tode, abgehaltenen Vorstandssitzung gelang es ihrer Beredtsamkeit, nicht ohne Mühe, die Stimmen der übrigen Mitglieder für das Unternehmen zu gewinnen; das Entstehen und das schnelle schöne Gedeihen dieser Anstalt zu erleben, war ihr leider nicht mehr vergönnt. Es ist leicht begreiflich, daß Marie Calm oft und von vielen Seiten um Rath und Hülfe angegangen wurde, sie hat beides unermüdlich und in selbstlosester Weise gewährt,

Digitized by Google

soviel sie konnte; sie hat namentlich viele junge Mädchen in Bezug auf eine Berufswahl zu ermuthigen und auf den richtigen Weg zu weisen verstanden. Außerdem hörte sie nicht auf, für neue, ihr nützlich erscheinende Unternehmungen Propaganda zu machen; so hatte sie u. a. den damals auftauchenden Gedanken eines allgemeinen deutschen Schriftsteller-Vereins mit großem Eifer erfaßt, dessen Hauptzweck die Gründung einer Schriftsteller-Pensionsanstalt sein sollte. Auf der im Herbst 1886 zu Eisenach tagenden berathschlagenden Versammlung war sie es, die wegen ihrer praktischen Vorschläge als Komiteemitglied in Aussicht genommen wurde, aber ihr wenige Monate später erfolgender Tod machte diesen Plan zunichte. — Im Jahre 1882 begab Marie Calm sich zu längerem Aufenthalt nach England, wo die Frauenbewegung inzwischen große Fortschritte gemacht hatte, welche sie aus eigenem Augenschein kennen lernen wollte. Dieselbe erstreckte sich von Anbeginn auf drei Gebiete: auf Arbeit und Bildung, auf gesetzliche Rechte, auf bürgerliche und politische Rechte. Marie hatte, wie schon gesagt, die einzelnen Phasen dieser Entwickelung mit lebhaftem Interesse verfolgt und mit Begeisterung erkannt, wie die soziale und politische Stellung der Frauen und ihr Vorwärtsstreben dort soviel würdiger ist, daß sie den Unterschied mit dem geliebten Vaterlande oft schmerzlich empfand. Sie war eine der Ersten, die das Interesse und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, namentlich der gebildeten Frauenwelt, auf jene Erscheinungen hinlenkte, indem sie in den folgenden Jahren eine Reihe darauf bezüglicher Abhandlungen in deutschen Zeitschriften veröffentlichte; einige derselben — „Die Frauenfrage in England“, „Die höheren Mädchenschulen“, „Die medizinische Frauenschule“, „Frauen-Universitäten“, „Das Gesetz über das Eigenthumsrecht“, „Das Frauenstimmrechtsgesetz“ — verdienen um ihrer Bedeutung willen eine kurze Besprechung. Die meisten dieser Themata sind neuerdings

Digitized by Google

wiederholt von anderen Seiten bearbeitet worden, aber in Bezug auf Frische und Anschaulichkeit, Sachkenntniß und unparteiische Darstellung dürften Marie Calms Arbeiten nicht übertroffen worden sein. — „Ich muß gestehen, daß mich ein Gefühl des Neides beschlich über die prachtvollen Gebäude, die zweckmäßigen inneren Einrichtungen, sowohl diejenigen für Unterrichtszwecke, als die hauswirthschaftlichen und hygienischen, und nicht minder über die Gehälter, welche man im stande ist, den Lehrerinnen zu geben," so äußert sie sich nach dem Besuch einer höheren englischen Mädchenschule in London. Nicht minder imponirte ihr der Stundenplan, aber so sehr dies alles nun auch die deutschen Einrichtungen in den Schatten stellte, in einem Punkte, und zwar einem der wichtigsten, steht Deutschland voran: in der Methode des Unterrichts. Das englische Unterrichtswesen, welches früher, soweit die Schulen in Betracht kommen, unter keiner behördlichen Kontrolle stand, lag bis in die neueste Zeit noch sehr im Argen; der allgemeine Schulzwang wurde erst nach 1870 eingeführt. Dann aber hat man, wie Marie Calm sich ausdrückt, Siebenmeilenstiefel angezogen, um das Versäumte möglichst schnell nachzuholen und sich solcherweise auf eine Höhe aufgeschwungen, der die solide Grundlage fehlte. So machte sie derzeit, nachdem sie eine Reihe weiblicher Unterrichtsanstalten kennen gelernt hatte, die Beobachtung, daß weder der Standpunkt der Schülerinnen, noch die Lehrmethode in Einklang standen mit dem allzuhoch gegriffenen Lehrplan. Die von ihr ausgesprochene Erwartung, daß angesichts der bisherigen großen Fortschritte und des eifrigen Strebens nach weiterer Vervollkommnung in Zukunft auch die unbedingt nöthige Gründlichkeit noch erreicht werden möge, ist inzwischen schon zum guten Theil gerechtfertigt worden. — Sie schildert sodann die medizinische Hochschule für Frauen in London, sowie die „Colleges", Frauenuniversitäten, „Somerville" und „Lady

Digitized by Google

Margaret's College“ bei Oxford, „Girton“ und „Newnham College“ bei Cambridge, an denen der Unterricht theils von den Professoren der genannten beiden Hochschulen, theils von akademisch gebildeten weiblichen Lehrkräften ertheilt wird. Die Studien umfassen neben Naturwissenschaften und Medizin hauptsächlich Mathematik, Sprache, Geschichte und Litteratur der Griechen und Römer; auch Philosophie (moral sciences) und einige Zweige der theologischen Wissenschaft sind vertreten. Die Befürchtungen, welche man in Deutschland in Bezug auf die Schädigung der Gesundheit der jungen Mädchen durch anstrengendes Studium hegt, werden als ungerechtfertigt bezeichnet, sofern man denselben überall die gleichen günstigen Bedingungen gewährt, welche die englischen Anstalten besitzen. In lebhaft anerkennender, bewundernder Weise spricht die Verfasserin von der schönen, freien Lage jener „Colleges“, die von Gärten, Parks, Spielplätzen umgeben sind; sie weist auf die Sorgfalt hin, welche der Körperpflege und allen körperlichen Uebungen gewidmet wird, auf die kräftige Ernährung, den reichlichen Luftgenuß u. s. w., so daß bei richtiger Eintheilung von geistiger und leiblicher Thätigkeit, von Bewegung und Ruhe das Wohlbefinden der Schülerinnen in jeder Weise gefördert wird. Was sie über das frische Aussehen derselben, ihre Munterkeit und Elastizität bemerkt, ist durch Berichte aus späteren Jahren vollauf bestätigt worden und ist daher wohl geeignet, manche der gegnerischen Einwendungen zu entkräften.

Ferner bespricht Marie Calm die Stellung, welche die englischen Frauen im öffentlichen Leben einnehmen, nachdem die Gesetzgebung zu ihren Gunsten manche tief eingreifende Wandlungen geschaffen hat. Das Gesetz, die Autorität und Vormundschaft der Mutter über ihre Kinder betreffend, hat die natürlichen Rechte der Ersteren nunmehr anerkannt, während ihr dieselben früher gänzlich vorenthalten wurden. Das Eigenthumsrecht der

Digitized by Google

verheiratheten Frauen ist durch Parlamentsakte vom 1. Januar 1883 sanktionirt worden, wonach die Frau über alles, was sie mit in die Ehe bringt, was sie erwirbt, oder was ihr sonstwie zufällt, frei verfügen darf. Die Verfasserin bezeichnet diesen Akt als ein Vertrauensvotum, eine Achtungsbezeugung, die England seinen Frauen dargebracht hat, und sie spricht den Wunsch aus, daß andere Länder, deren Frauen nicht weniger Achtung und Vertrauen verdienen, diesem Beispiel folgen mögen. Nach ihrer Ueberzeugung giebt es kein besseres Mittel, den Menschen zur Ueberlegung, zum Ernst des Lebens zu erziehen, als ihn zur rechten Zeit selbständig verantwortlich zu machen; sie erwartet davon einen günstigen Einfluß auf die Charakterbildung, und da größere Freiheit auch ein gewisses Maß von Bildung bedingt, so wird die so gestellte Frau ihrem Gatten erst eine Gefährtin und Freundin im rechten Sinne, ihren Kindern eine ebenso einsichtsvolle als treue Mutter werden. — In den folgenden Artikeln wird der Antheil, den die englischen Frauen an den kommunalen Rechten besitzen, nämlich am Armen- und Schulwesen, besprochen. In den meisten Städten Englands wird die Armenpflege von Männern und Frauen gemeinsam besorgt, und Letztere haben auch das Recht, die Pfleger mit zu wählen. Die Vortheile dieser neuen Einrichtung traten bald in so augenfälliger Weise zu Tage, daß, wie bekannt ist, dieselbe auch an manchen Orten Deutschlands eingeführt wurde, und zwar mit gleich gutem Erfolge. Das besondere Interesse, welches Marie Calm für diesen Zweig gemeinnütziger Thätigkeit empfand, veranlaßte sie auch, in der „Woman's Poor-Law-Guardian-Society“ (Armen-Verwaltungs-Gesellschaft in London) einen Vortrag über diesen Gegenstand zu halten; ihre vollkommene Beherrschung der englischen Sprache befähigte sie dazu. Ebenso war sie des Französischen durchaus mächtig, und sie ist in Paris gleichfalls als Rednerin in einer

Digitized by Google

Frauenversammlung aufgetreten. — Nach der Einführung des Schulzwanges in England, der allerdings nicht in der gleichen Ausdehnung wie bei uns besteht, organisirte die Regierung zugleich eine Schulbehörde und bestimmte von Anfang an, daß die Frauen dafür das aktive und passive Wahlrecht erhalten sollten. Dieses ist demnach kein erkämpftes, sondern ein frei gewährtes Recht. „Als ich meine Verwunderung darüber gegen einen Herrn aussprach," so heißt es in dem betreffenden Bericht, „entgegnete er mir: in England seien die Männer zu sehr durch Geschäft, Beruf oder Staatspflichten in Anspruch genommen, um sich viel mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigen zu können. Das überlasse man den Frauen, und da sie demgemäß weit mehr Erfahrung auf diesem Gebiete hätten als Männer, so mache man in dem praktischen England diese Erfahrung dem Staate nutzbar. Ich hütete mich wohl," fügt Marie Calm hinzu, „den Herrn darüber aufzuklären, daß bei uns die Verhältnisse anders liegen, denn ich hätte ja sonst zugeben müssen, daß man bei uns weniger — praktisch sei, als dort." — Bei dem außerordentlichen Interesse der Frauen Englands für alle politischen Angelegenheiten, welches dem Ausländer, namentlich dem Deutschen sehr auffallen muß, ist es, wie die Verfasserin weiterhin ausführt, begreiflich, daß unser Geschlecht daselbst auch das politische Stimmrecht für sich beansprucht, zumal, da dieses Recht auf dem Besitz von Grund und Boden beruht. Geht nach dem Tode des Mannes dessen Landbesitz auf seine Witwe über, so hat diese mithin ein großes Interesse daran, daß ihr auch das damit verbundene Stimmrecht zuerkannt werde. Das Einleuchtende dieser Forderung veranlaßte denn auch im Jahre 1882 eine Anzahl von 105 Parlamentsmitgliedern, eine Petition an den Premierminister Gladstone zu richten, welche verlangte, allen den alleinstehenden Frauen, ob unverheirathet oder Witwe,

Digitized by Google

das politische Stimmrecht zu ertheilen, welche hinsichtlich ihrer Stellung und ihres Eigenthums alle Bedingungen erfüllten, unter denen der Mann dieses Recht genießt. Diese Bill gelangte unter lebhaften parlamentarischen Kämpfen zu zweimaliger Lesung, um alsdann einer Kommission überwiesen zu werden. Marie Calm schildert in lebendiger Weise den Verlauf jener Parlamentssitzung, der sie mit einer Anzahl anderer Damen als Zuhörerin beigewohnt hatte, und man freute sich gemeinsam dieses ersten halben Erfolges. Eine endgültige Erledigung der Frage hat seither noch nicht stattgefunden, dies dürfte aber voraussichtlich in nächster Zukunft geschehen. — Die Ursachen des in England und Deutschland so verschiedenen Verlaufs der Frauenbewegung sind einer so genauen Kennerin und scharfen Beobachterin des sozialen Lebens beider Völker, wie Marie Calm es war, nicht entgangen; wir werden alsbald darauf zurückkommen. Ihre Gedanken und Ansichten darüber finden sich in der Abhandlung „Englische Jugenderziehung im Vergleich mit der deutschen"; wir müssen uns darauf beschränken, nur dasjenige hervorzuheben, was geeignet ist, jene Ursachen insbesondere zu erklären. Der englische Knabe wird zur Höflichkeit und Zuvorkommenheit gegen die Frauen erzogen; der Bruder wird frühzeitig angehalten, in der Schwester das weibliche Geschlecht, die „Lady" zu ehren, ihr jeden Dienst zu erweisen, ihr Beschützer zu sein. Von alledem ist in der deutschen Erziehung sehr wenig, ja oft genug das Gegentheil zu finden, und dadurch wird, wenn auch unbeabsichtigt, der Grund gelegt zu dem Mangel an Achtung und Ehrerbietung, den der deutsche Knabe, Jüngling und Mann dem anderen Geschlecht gegenüber nur allzuoft an den Tag legt. Bei aller Anerkennung für den Werth und die Tüchtigkeit des deutschen Mannes im allgemeinen, kann Marie Calm sich nicht enthalten, einmal in sarkastischem Tone von den vielen

Digitized by Google

„ungeschliffenen Diamanten" zu sprechen, die unsere Gesellschaft birgt; und in diesem Sinne ist bekanntlich von Ausländern, ja selbst von Deutschen, die länger in der Fremde lebten, schon wiederholt geurtheilt worden. Ferner ist der Verkehr von Kindern und jungen Leuten beiderlei Geschlechts in England ein viel regerer, als bei uns, und befördert bei aller Freiheit und Natürlichkeit das gesittete Betragen auf beiden Seiten, während die künstlichen Schranken, welche man anderswo zwischen ihnen aufgerichtet hat, nur die Phantasie erhitzen und oft gerade das Gegentheil von dem bewirken, was dadurch erreicht werden soll. „Sie lernen sich auf dem natürlichen Boden, in der reinen Atmosphäre des Hauses kennen, haben ihre Kinderfreuden und Kinderleiden miteinander getheilt, ehe sie als Erwachsene mit neuen Interessen sich gegenüberstehen," heißt es in jenem Bericht. Derselbe weist auch auf den engen Zusammenhang der Charakterbildung mit der formellen Bildung hin, auf die man in England großen Werth legt, und mit Recht, „denn sie soll ja der Welt den Geist vermitteln". — Der Umstand, daß Knaben und Mädchen den Privatunterricht häufig gemeinsam empfangen, daß überhaupt der Bildungsgang beider Geschlechter kein so durchaus verschiedener ist wie in Deutschland, und daß in den Mädchenschulen dem modernen staatlichen Leben weit mehr Berücksichtigung zu theil wird als anderswo, läßt es begreiflich erscheinen, daß die Frauen dort von früh an sehr lebhaftes Interesse am politischen Leben nehmen. Man betrachtet es als einen der wichtigsten Bestandtheile ihrer Bildung, von allen einschlägigen Fragen Bescheid zu wissen und ein eigenes Urtheil darüber zu haben. Alle diese Thatsachen zusammengenommen bedingen das hohe Ansehen, welches die Frau in England genießt, die bevorzugte Stellung, welche sie einnimmt; in ihnen liegt die Erklärung dafür, daß im Verlauf einer verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit so viele

Digitized by Google

und bedeutsame Wandlungen zu Gunsten des weiblichen Geschlechts sich vollziehen konnten. Die großartigen, ihm errichteten Bildungsanstalten sind dem englischen Reichthum, der für gemeinnützige Unternehmungen stets ausgiebige Mittel in Bereitschaft hat, zu danken. — „Die Frau unserer Zeit“ betitelt sich der Aufsatz, welcher die Stellung der deutschen Frau in der Gegenwart beleuchtet. Vor mehr als hundert Jahren, als die Litteratur in Deutschland im Vordergrunde der allgemeinen Interessen stand, da nahm die Frau an ihr mit ganzer Seele theil; als Freundinnen und Beschützerinnen der größten unserer Dichter nahmen einige Frauen hervorragende Stellungen ein, sie waren die Königinnen schöngeistiger Salons, von denen überall gesprochen wurde. Die allmähliche Wandlung vom litterarischen zum politischen Interesse aber machten sie nicht mit, da die Wendung von der idealen zur praktischen Richtung ihnen im ganzen zu schwierig und zu wenig sympathisch war. Dadurch haben sie bedeutend an Einfluß verloren, und es ist hohe Zeit, daß sie trachten, denselben wieder zu gewinnen, um nicht zu weit hinter dem Manne zurückzubleiben und ihm auch nach dieser Richtung hin verständnißvolle Gefährtinnen zu sein. — Ohne für Stimmrecht und andere politische Rechte zu plädiren, die sie in Deutschland noch nicht für zeitgemäß hielt, suchte Marie Calm ihre Mitschwestern zur Erkenntniß dessen zu bringen, was sie zu thun hätten, um sich eine würdigere Stellung zu erringen. Daß die Frau, auch ohne direkten politischen Einfluß zu besitzen, durch ihre Liebe zum Vaterlande, ihr Verständniß für seine Größe, seine Aufgaben in vielfacher Weise bethätigen kann, wird am Schlusse jenes Artikels in schöner und überzeugender Weise dargethan. Als Mutter und als Bildnerin des heranwachsenden Geschlechts ist es vor allem in ihre Hand gegeben, Herz und Geist des künftigen Staatsbürgers zur Erkenntniß seiner Pflichten heranzubilden,

Digitized by Google

und das vermag sie nur, wenn sie selbst sich des Umfanges und der Bedeutung dieser Pflichten klar bewußt ist. —

In gleicher Weise kann und soll der Einfluß der Frau sich geltend machen im Dienst der Humanität durch einen regen Gemeinsinn, „dann ist sie im besten und höchsten Sinne die Gehülfin des Mannes, die Mitvertreterin des Zeitgeistes, die Frau ihres Jahrhunderts"! — Diejenige, die so gesprochen hat, ist, wie wir gesehen, ihren Mitschwestern mit dem besten, schönsten Beispiel nach jeder Richtung hin vorangegangen, und so bleibt uns nach der übersichtlichen Zusammenstellung ihres Wirkens in seinen Hauptzügen nur noch übrig, eine kurze Charakteristik des Wesens und der Persönlichkeit von Marie Calm zu geben. Wir folgen dabei im wesentlichen den warmen und beredten Worten des Mannes, der ihr einen schönen und ehrenvollen Nachruf in der „Casseler Zeitung" vom 10. März 1887 gewidmet hat, ihres langjährigen Freundes und litterarischen Berathers, des Bruders ihrer geliebten Lehrerin, Professor Otto Speyer in Cassel. „In Marie Calm fand sich eine seltene Verbindung trefflicher Eigenschaften; man möchte sagen, daß sie die jedem der beiden Geschlechter charakteristischen guten in sich vereinigte und von keinem von beiden die schlimmen besaß. Mit fester Ueberzeugungstreue, strenger Wahrheitsliebe, Ausdauer und Energie in der Durchführung des für gut und zweckmäßig Erkannten, verbanden sich in ihr weibliche, liebevolle Sorgsamkeit, Schönheits- und Ordnungssinn, Bescheidenheit, lebendiges Mitgefühl für fremdes Leid und fremde Freude, zuverlässigste Freundestreue, echter Familiensinn, wärmste Liebe zu den Ihren ohne alle blinde Voreingenommenheit. — Stets zeigte sie die lebhafteste Theilnahme und ein klares Verständniß für alles Große und Schöne im Leben wie in der Wissenschaft. Die warme Vaterlandsliebe, die sie erfüllte, machte sie nie blind für die Verdienste und hervorragenden Eigenschaften anderer

Digitized by Google

Völker. Wie sie für alle großen Interessen der Menschheit einen offenen Sinn hatte und gern in ernstem Gespräch dabei verweilte, so liebte sie auch heitern und harmlosen geselligen Verkehr, den sie durch eigenen Frohsinn, durch feinsinniges Spiel des Witzes und Humors und gesellschaftliche Talente mannigfacher Art zu beleben wußte. Trotz ihrer, für eine Frau ungewöhnlich vielseitigen Bildung und ihrer schriftstellerischen Thätigkeit war sie nichts weniger als ein Blaustrumpf im gehässigen Sinne des Wortes, und in Bezug auf ihre litterarischen Leistungen war sie weit entfernt von aller Ueberschätzung, dankbar für jeden guten Rath, für jeden begründeten Tadel. Sie besaß eine überhaupt und bei Frauen vielleicht besonders seltene Tugend: sie war fern von aller Empfindlichkeit, ebensowohl bei Beurtheilung ihrer geistigen Schöpfungen, wie im geselligen Verkehr. — Nie war es ihr bei ihren Bestrebungen um Ruhm und äußere Ehre zu thun, sondern nur um den Sieg der guten Sache. Alle diese verschiedenen Gaben und Eigenschaften verschmolzen sich in ihrem Wesen zu einem harmonischen Ganzen; kein Wunder, daß sie hochgeschätzt wurde von Allen, die sie kannten, daß die ihr Näherstehenden, ihre Angehörigen vor Allen, sie mit warmer Liebe umfaßten. — Nach kurzer, mehrtägiger Krankheit, welche weder Marie noch die Ihrigen die Nähe des Todes ahnen ließ, verschied sie plötzlich am 25. Februar 1887, und durch dieses leichte, sanfte Ende der noch in rüstiger Schaffenskraft stehenden Frau ist ihr erfüllt worden, was sie einmal als „Wunsch" in poetischer Form ausgesprochen hat:

Ich möchte sterben in des Lebens Fülle,
Eh' noch der Mittag sich zum Abend neigt,
Eh' die vergängliche, die schwache Hülle
Die Spuren der verlebten Jahre zeigt.

Ich möchte sterben im Besitz der Gaben,
Die mir verlieh'n, von Muth und Kraft erfüllt,

Digitized by Google

Eh' die Gedanken sich erschöpfet haben,
Eh' des Verstandes Klarheit sich umhüllt.

Ich möchte sterben, wenn der Seele Seiten
Von jedem Eindruck leicht noch sind bewegt,
Wenn ich noch feurig kann für alles streiten,
Was nur den Namen groß und edel trägt.

Ich möchte sterben, wenn die reine Liebe
Noch jung und heilig mir das Herz durchglüht,
Eh' mir vom Leben nur Erinnerung bliebe,
Eh' noch das Feuer der Begeist'rung flieht.

So möcht' ich sterben — wissend, daß ich sterbe,
Den freien Blick zum Himmel aufgewandt,
Voll Hoffnung auf ein unvergänglich Erbe,
Das mich erwartet dort im Vaterland.

In den letzten Zeilen prägt sich die schlichte, warme Religiosität aus, welche Marie Calm eigen war, ohne daß dieselbe jemals ihren geistigen Horizont nach irgend einer Richtung hin beengt hätte. — Ihr Scheiden ist in weiten Kreisen schmerzlich empfunden worden, aber die Saat, die sie gesäet hat, ist überall aufgegangen und hat reichliche Früchte getragen; ihr Einfluß ist ein fortwirkender, und daher darf von ihrem Lebenswerk gesagt werden, was von allen echten Geistesthaten gilt, daß sein Ertrag nimmermehr vergehen wird.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

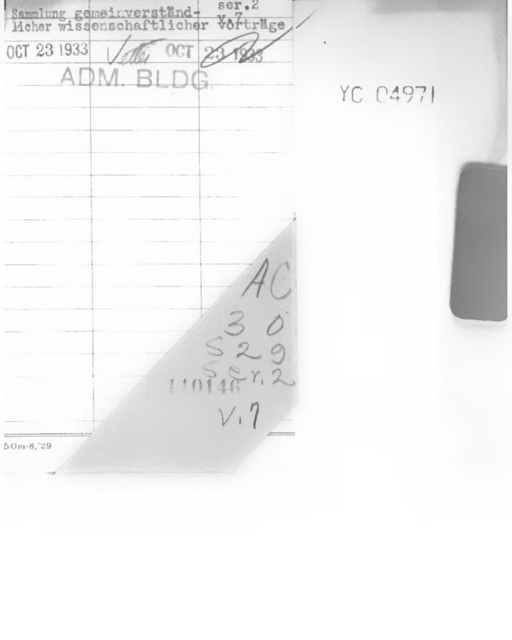
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

STORAGE
ANNEX

LD 21–100m-7,'52 (A2528s16) 476

Digitized by Google



YC 04971

Digitized by Google

Digitized by Google